

JAHRBUCH DER UNGARISCHEN GERMANISTIK 2007

herausgegeben von
Ellen Tichy und András Masát



35.814 / 2008

RT 5/64

Budapest • Gesellschaft ungarischer Germanisten
Bonn • Deutscher Akademischer Austauschdienst

Leitender Redakteur

András Komáromy

Literaturwissenschaft

Erika Hammer

Andreas Korpás

Beatrix Kricsfalusi

Sprachwissenschaft

Lydia Böttger

Dániel Czicza

Ewa Drewnowska-Vargáné

Attila Németh

Deutsch als Fremdsprache

Katalin Boócz-Barna

Viktoria Ilse

Wissenschaftlicher Beirat

Peter Canisius (Pécs)

Reinhard Fiehler (Mannheim)

Csaba Földes (Veszprém)

Géza Horváth (Szeged)

Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)

Piroska Kocsány (Debrecen)

Hans Jürgen Krumm (Wien)

Klaus J. Mattheier (Heidelberg)

Dietmar Rösler (Gießen)

Hartmut Steinecke (Paderborn)

Horst Turk (Göttingen)

Redaktionsbeirat

Johanna Madléna Albert (Veszprém)

Ildikó Balázs (Nyíregyháza)

Zsuzsanna Darai (Debrecen)

Mihály Harsányi (Eger)

Tünde Katona (Szeged)

Erika Kegyes (Miskolc)

László Klemm (Budapest)

Péter Lőkös (Piliscsaba)

Lehel Sata (Pécs)

Petra Szatmári (Szombathely)

Szilvia Szatzker (Székesfehérvár)

Anschrift der Redaktion

Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik

z. Hd. v. András Komáromy

c/o ELTE Germanisztikai Intézet

Rákóczi út 5.

H-1088 Budapest

jug.redaktion@gmail.com

Alle Rechte vorbehalten

Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verbreitet werden.

© Redaktion und die einzelnen Verfasser

Verlag: Gondolat Kiadói Kör Budapest

Auflage: 700 Exemplare

Budapest/Bonn 2008

ISSN 1217-0216

Hergesellt mit Unterstützung durch den DAAD, aus Mitteln,
die das Auswärtige Amt bereitstellt.

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	9
--------------------------------------	---

Wohin steuert die ungarische Germanistik?

<i>Regina Hessky</i> : Wo liegt der Hund begraben? Ein Beitrag von der Grenzlinie	13
<i>Péter Bassola</i> : Wohin steuert die ungarische Germanistik?.....	18
<i>René Kegelmann</i> : Nicht ganz subjektive Bemerkungen zum Zustand der Germanistik in Ungarn nebst einigen Vorschlägen.....	21
<i>Zoltán Szendi</i> : Wohin steuert die ungarische Germanistik?	25
<i>András Kertész</i> : Sind germanistische Forschungen noch zu retten? Bemerkungen zur Situation der Geisteswissenschaften im Ungarn der Jahrtausendwende	30

Literaturwissenschaft

<i>Karl Katschthaler (Debrecen)</i> : Wozzeck/Woyzeck oder die Offenheit des Geschlossenen.....	47
<i>Zoltán Kulcsár-Szabó (Budapest)</i> : Ästhetische Identifikation, Sublimation, Katharsis	69
<i>Csongor Lőrincz (Basel)</i> : Das Beben der textualisierten Bilder (Hölderlin: „Heidelberg“)	91
<i>Lehel Sata (Pécs)</i> : Mystische Sinnlichkeit in Johann Schefflers „Cherubinischem Wandersmann“	115
<i>Csaba Szabó (Debrecen)</i> : Orkus und Schwur in Hölderlins Dichtung (ein Versuch).....	139
<i>Jean-Marie Valentin (Paris)</i> : Den Ungeheuren, den Gigantischen [und nicht / oder doch?] den Großen: Wie hätte man ihn nennen sollen? Corneille, Lessings Diktum und einige kritische Reaktionen darauf	175
<i>Anna Zsellér (Veszprém)</i> : Aneignung statt Treue in der Übersetzung. Das literarische Übersetzen am Beispiel von R. M. Rilkes „Erste Elegie“ im Ungarischen	191

Sprachwissenschaft

<i>Viktória Dabóczy (Szeged)</i> : Lapsus linguae – Versprecher in der deutschen und ungarischen gesprochenen Sprache	209
<i>Jiří Pilarský (Debrecen)</i> : Ausdrucksmittel personaler Bezugnahme: Das deutsche und das ungarische Anredesystem.....	233

<i>Heinz Vater (Köln):</i> Veränderungen der Kasusformen im gegenwärtigen Deutschen	252
---	-----

Deutsch als Fremdsprache

<i>Ilona Feld-Knapp (Budapest):</i> Humor aus DaF-Perspektive	289
<i>Tibor Vigh (Szeged):</i> Theoretische und empirische Grundlagen zur Erforschung von Rückwirkungsmechanismen des Abiturs für DaF in Ungarn	302

Rezensionen

Balogh, András F; Tarnóci, László (Hg.): Deutsche Presse aus Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literatur, Theater, Sprache und Aspekte der Identität. Auswahl und Nachwort von Rozália Bódy-Márkus. Budapest: Argumentum, 2007. (<i>Szabolcs Boronkai</i>)	321
Balogh, András F; Tarnóci, László (Hg.): „Ihr Männer auf, jetzt ruft die Zeit“ Deutsche Texte aus Ungarn zur Revolution und zum Freiheitskampf 1848/1849. Auswahl, Einleitung und Nachwort von Mária Rózsa. Budapest: Argumentum, 2006. (<i>Harald D. Gröller</i>)	323
Berend, Nina; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Sprachinselwelten. / The World of Language Islands. Entwicklung und Beschreibung der deutschen Sprachinseln am Anfang des 21. Jahrhunderts / The Developmental Stages and the Description of German Language Islands at the Beginning of the 21st Century. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2006. (<i>Klaus J. Mattheier</i>)	326
Brunner, Horst; Mathias Herweg (Hg.): Gestalten des Mittelalters. Ein Lexikon historischer und literarischer Personen in Dichtung, Musik und Kunst. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 2007. (<i>András F. Balogh</i>)	328
Elspaß, Stephan: Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer, 2005. (<i>Laura Bajáky</i>)	331
Jambor, Ján: Die Rolle des Zufalls bei der Variation der klassischen epischen Kriminalliteratur in den Bärlach-Romanen Friedrich Dürrenmatts. Presov: Filozofická fakulta Presovskej univerzity, 2007. (<i>Oliver Ruf</i>)	336

Lappin, Eleonore; Nagel, Michael (Hg.): Frauen und Frauenbilder in der europäisch-jüdischen Presse von der Aufklärung bis 1945. Bremen: edition lumière, 2007. (<i>Hedvig Ujvári</i>)	339
Lethen, Helmut: Der Sound der Väter. Gottfried Benn und seine Zeit. Berlin: Rowohlt, 2006. (<i>Zoltán Szalai</i>)	342
Miladinović-Zalaznik, Mira; Motzan, Peter; Sienerth, Stefan (Hg.): <i>Benachrichtigen und vermitteln</i> . Deutschsprachige Presse und Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert. München: IKGS Verlag, 2007. (<i>Angela Korb</i>)	345
Mitterbauer, Helga; Balogh, András F (Hg.): Zentraleuropa. Ein hybrider Kommunikationsraum. Wien: Praesens, 2006. (<i>Eszter Pabis</i>)	348
Mitterbauer, Helga; Ritz, Szilvia (Hg.): Kollektive und individuelle Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg. Wien: Praesens, 2007. (<i>Katalin Teller</i>)	353
Neuland, Eva (Hg.): Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang, 2006. (<i>Odett Csepela</i>)	356
Sandig, Barbara: Textstilistik des Deutschen. Berlin, New York: de Gruyter, 2006. (<i>Roberta V. Rada</i>)	361
Vinckel, Hélène: Die diskursstrategische Bedeutung des Nachfelds im Deutschen. Eine Untersuchung anhand politischer Reden der Gegenwartssprache. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 2006. (<i>Attila Péteri</i>)	365
Berichte der Institute 2007	369
Jahresbibliografie 2007	387
Autorinnen und Autoren	413



Vorwort der Herausgeber

Mit dem Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2007, das jetzt vorliegt, wollten die Herausgeber neben dem traditionellen Panorama der ungarischen Germanistik auch aktuelle hochschulpolitische Probleme in der Germanistik des Landes aufgreifen. Die Präsentation der letzten Ausgabe unseres Jahrbuches im Goethe-Institut knüpften wir im Oktober 2007 an ein Podiumsgespräch über die Zukunft der ungarischen Germanistik. Sowohl die dortigen Beiträge von Vertretern der Universitäten als auch das anschließende Echo haben uns in der Meinung bestärkt, dieses Thema nicht nur in unserem Jahrbuch aufzunehmen, sondern auch weiterhin zu verfolgen. Die erste Etappe der Diskussion können wir nun präsentieren, geographisch und auch von den Fachbereichen her gesehen ideal gestreut, in der sich wichtige Persönlichkeiten unseres Faches zu der Lage der Germanistik (und zu den Geisteswissenschaften in Ungarn überhaupt, vergleiche den Beitrag vom Akademiemitglied András Kertész) geäußert haben. Die Bestandsaufnahme sollte weiter ausgedehnt werden, denn ein Selbstverständnis unserer Disziplin dürfte für uns von zentraler Bedeutung im Prozess der Umwandlung der ungarischen (und europäischen) Hochschullandschaft sein. Die Redaktion vermisste hierbei allerdings Beiträge von Studenten, aber wir hoffen darauf, dass mit der Ausbreitung der Diskussion auch Studenten über ihre Erfahrungen und Wünsche berichten.

Die Einteilung der Fachbereiche wirft – wie immer – Probleme auf. Die Bezeichnung „Literaturwissenschaft“ dient als Sammelbegriff für Themen aus der Kulturwissenschaft, aus dem Gebiet der literarischen Übersetzung und – so hoffen wir – in der Zukunft aus weiteren Nachbardisziplinen. Ebenso die Kategorie „Sprachwissenschaft“ musste Raum auch für den – in der nächsten Ausgabe wahrscheinlich schon selbstständigen – Bereich der angewandten Sprachwissenschaft geben.

„Deutsch als Fremdsprache“ ist eine seit Anfang der 90-er Jahre kontinuierlich wachsende Disziplin an ungarischen Hochschulen und Universitäten, zu der wir uns mehr Beiträge zu forschungsrelevanten Themen für unser Jahrbuch wünschen würden. „Rezensionen“ machen nach wie vor einen großen – um nicht zu sagen allzu großen – Teil der Beiträge aus. Hierbei werden wir in der Zukunft mehr darauf achten, dass die besprochenen Werke mit der ungarischen Germanistik in irgendeinem Zusammenhang stehen: Entweder sollen die besprochenen Veröffentlichungen von ungarischen Autoren stammen oder die Thematik der Werke irgendeinen direkten Bezug zu der ungarischen Germanistik innehaben.

Weiterhin gehört es zu unserem Hauptanliegen, die fachliche Kommunikation innerhalb des Landes zu fördern, deswegen sind die Berichte der einzelnen Institute von Bedeutung. Auch eine Übersicht über geplante Konferenzen 2008/2009 würde sicher diesem Ziel dienen. Wir wollen in der sehr nahen Zukunft unsere

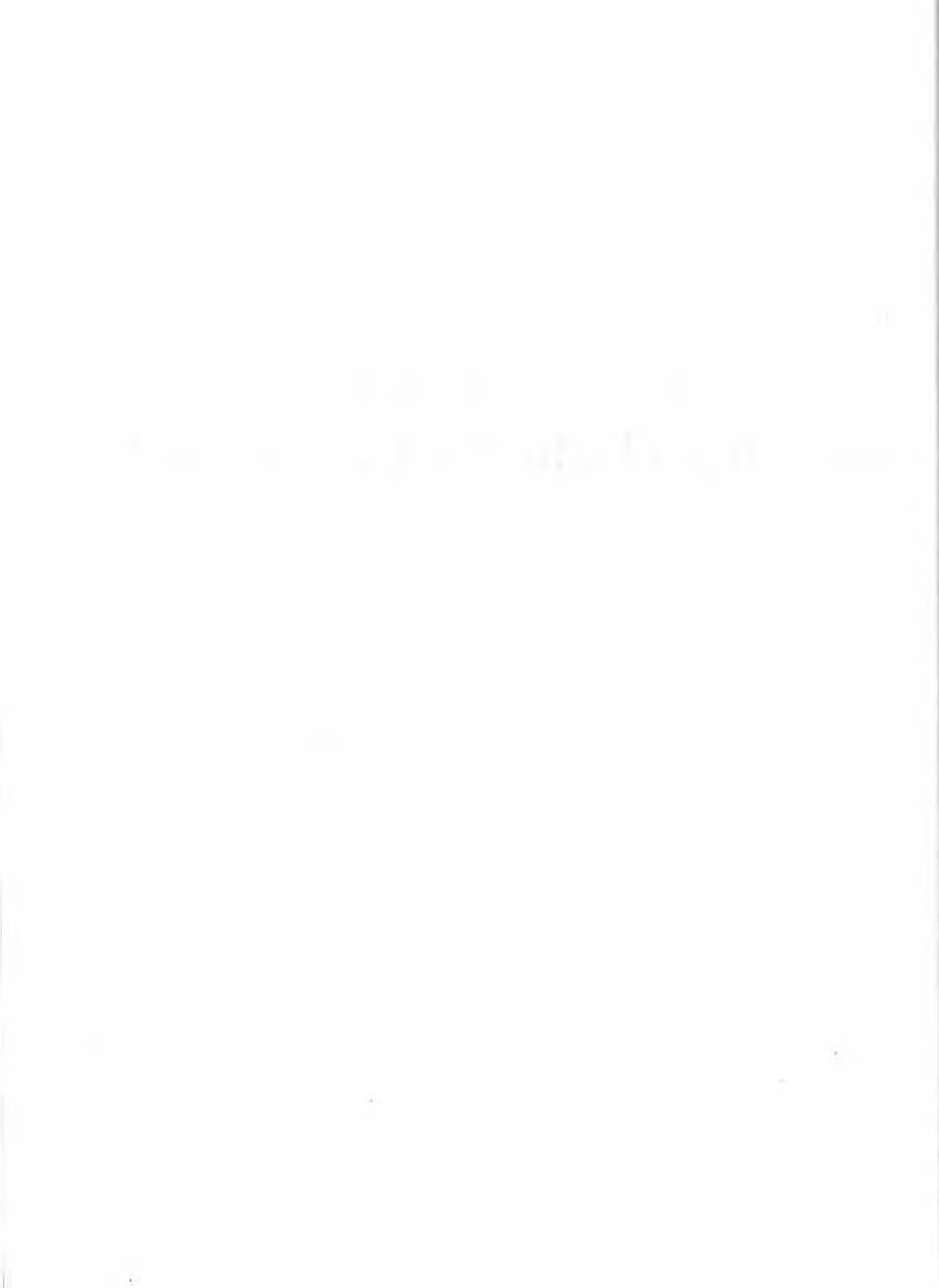
Webseite weiter erneuern und als ersten Schritt wenigstens das Inhaltsverzeichnis von JuG aktualisieren. Mögliche Debatten wie die jetzige, von uns inspirierte über die Zukunft der ungarischen Germanistik sollten (auch) dort in einem Forum zugänglich/möglich gemacht werden. Das wäre wahrscheinlich auch für die von uns erwünschte Einbeziehung der Studenten sehr förderlich.

In der Hoffnung auf weitere gute Zusammenarbeit mit den einzelnen Instituten, Institutionen wünschen wir unserem (Fach)Publikum vergnügliches Lesen und viele Reaktionen.

Dr. Ellen Tichy

Prof. Dr. András Masát

**Wohin steuert
die ungarische Germanistik?**



Regina Hessky

Wo liegt der Hund begraben?

Ein Beitrag von der Grenzlinie

0. Vorbemerkungen

Dass die weitverzweigte Problematik der Gegenwart und der Zukunft der Germanistik in Ungarn auf diesen Seiten diskutiert wird, signalisiert die Ernsthaftigkeit der Lage und die tiefe Besorgnis unserer fachlichen Öffentlichkeit um die Zukunft der traditionsreichen ungarischen Germanistik. „Ungarische Germanistik“ verwende ich der Einfachheit halber in einem weiten Sinn, so dass auch der Deutschunterricht in Ungarn (DaF) jeweils mitgemeint ist.

Die Aktualität der Problematik ergibt sich aus einer Vielzahl, z.T. quantifizierbarer Warnsignale, alarmierender Zeichen, die alle die bedrohliche Lage der Germanistik in Ungarn deutlich machen. Unter Fachkollegen werden kaum Gespräche geführt, die früher oder später nicht in die Erörterung des einen oder anderen Problems mündeten. Trotzdem möchte ich mich – nach dem Motto „Diagnose geht vor der Therapie“ – in meinem Beitrag zunächst mit einigen Aspekten (im Sinne von *Ursachen*) der gegenwärtigen Lage beschäftigen, um danach einige mögliche therapeutische Maßnahmen und Mittel zu skizzieren.

1. Historischer Rückblick mit einer skizzenhaften Diagnose

Wenn man die gegenwärtige Lage der ungarischen Germanistik (einschließlich DaF) als besorgniserregend betrachtet, dient dabei als Bezugspunkt eine insgesamt positiv(er)e Periode (mindestens die vergangenen etwa 15-20 Jahre), die quantitativ wie qualitativ durch einen Aufschwung gekennzeichnet war. Allerdings möchte ich betonen, dass dieser Aufschwung nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht schon in den vorangehenden Jahren/Jahrzehnten ein solides fachliches Fundament geschaffen worden wäre.

Dieser Aufschwung der 1990er Jahre wurde zum einen durch bestimmte äußere Umstände ermöglicht und gefördert, wie die Abschaffung des obligatorischen Russischunterrichts, wodurch sich der Bedarf an Deutschlehrern schlagartig vervielfachte und zugleich die „Umschulung“ einer Vielzahl früherer Russischlehrer notwendig wurde. Abgesehen von zahlreichen weiteren, jedoch weniger relevanten Veränderungen der damaligen Jahre, war allein durch diese beiden Faktoren, die eine extensive und zugleich anorganische „Entwicklung“ prägten, die Gefahr einer späteren Krise unseres Faches vorprogrammiert. Die

Zahl der Deutschlehrstühle an Hochschulen und Universitäten hatte sich binnen einiger Jahre vervielfacht – es waren die Jahre des Massenunterrichts. Dabei war aber die wissenschaftliche Reserve des Faches nicht so groß, dass der gestiegene Bedarf an gut qualifizierten Lehrkräften auf gleichmäßig hohem Niveau hätte befriedigt werden können. Unter günstigeren Umständen wäre wohl im Prinzip die Möglichkeit einer organischen weiteren Entwicklung möglich gewesen: Das mit der extensiven Entwicklung nicht selten einhergehende Sinken des Leistungs- und Kenntnisniveaus allein hätte in absehbarer Zeit behoben werden können...

Dass es anders gekommen ist, dabei spielte wieder eine nur z.T. fachinterne Entwicklung – ich würde lieber von Mode sprechen –, die allerdings bereits etwa ein Jahrzehnt vor der „ungarischen Wende“ eingesetzt hatte, eine nicht geringe Rolle. Der sog. „kommunikative Fremdsprachenunterricht“ ist bis in die Lehrerbildung vorgedrungen, und seine verheerenden Folgen reichen bis in unsere Tage. Eines der augenfälligsten Zeichen der heutigen Krisensituation, die sehr schlechten bis katastrophalen sprachpraktischen Kenntnisse der „deutsch sprechenden“ jungen Generationen, einschließlich ungarischer Germanistikstudenten, ist m.E. eindeutig auf diese Lehrmethode zurückzuführen. Korrektheitshalber sei hinzugefügt: Eigentlich handelt es sich dabei eher um eine vulgärsimplifizierende Umsetzung des kommunikativen Fremdsprachenunterrichts, die sich aber mit dem bis heute propagierten Bildungsideal (?) und den bildungspolitischen Richtlinien der Kultusregierung vereinbaren ließen. Ihre Folgen sind uns allen bekannt...

In der Folgezeit prägten dann weitere zwei wesentliche äußere Faktoren auch die „Gestaltung“ (wegen der positiven Konnotationen von „Entwicklung“ möchte ich dieses Wort hier vermeiden) von DaF und der Germanistik in Ungarn: Deutsch hat seine vornehme Position unter den Fremdsprachen (europaweit) eingebüßt, und die bildungspolitischen Maßnahmen der jüngsten Vergangenheit haben das gesamte Bildungswesen (bis hin zum Hochschulwesen) in unserem Land in eine desolate Lage versetzt. Es ist dies nicht der Ort, diese pauschale Feststellung ausführlich zu erörtern und durch Argumente zu untermauern. Es soll der Hinweis genügen, dass in kurzer Zeit zahlreiche gravierende (strukturelle, finanzielle, inhaltliche) Änderungen, teilweise über die Köpfe der fachlichen Öffentlichkeit hinweg und wider die klare Vernunft, eingeführt worden sind. Dadurch wurden mehr oder minder gut funktionierende und konsistente Strukturen zerstört, was nicht ohne negative Konsequenzen geblieben ist – selbst wenn manche Maßnahmen zwingend notwendig und in ihren Intentionen womöglich positiv gewesen sein sollten.

Als einzigen, eindeutig positiven und erfreulichen Ertrag der recht ambivalenten letzten knapp zwanzig Jahre können wir die erfreuliche, quantitativ wie qualitativ beachtliche Entwicklung des wissenschaftlichen Nachwuchses verzeichnen. Wenn man von allgemeiner Besorgnis um die Zukunft unseres Faches

spricht, so sind auch die wenig verheißungsvollen beruflichen Perspektiven gerade dieser jungen Kollegen in ihrem Heimatland mitgemeint.

2. Eine ebenfalls skizzenhafte Therapie

Verantwortungsbewusste Ärzte betonen immer wieder, dass die Therapie von der Diagnose auszugehen hat. Zur Diagnose gehört als wesentliches Faktum, dass der massive Rückgang von DaF aufs Engste mit der zunehmenden Dominanz des Englischen als weltweite *lingua franca* verbunden ist. Nun gehört es zu den kulturhistorischen Klischees/Stereotypen (und solche erweisen sich zumeist als wahr), dass mit den dominanten (d.h. auf andere Kulturen wesentlichen Einfluss ausübenden) Kulturen/Zivilisationen auch die Sprache dieser Kulturen/Zivilisationen, nicht selten über Jahrhunderte hinweg, als Mittel der grenzüberschreitenden internationalen Kommunikation fungierte. Die im 20. Jh. einsetzende Dominanz des Englischen hat sich mittlerweile über die ganze Erdkugel ausgebreitet.

Das Problem liegt nicht in der Sachlage selbst, vielmehr darin, wie Entscheidungsträger auf verschiedenen Ebenen der Bildungspolitik und des Bildungswesens darauf reagieren. Schon auf EU-Ebene ist eine Diskrepanz zwischen der deklarierten Sprachpolitik („mehrsprachiges Europa“) und der sprachpolitischen Praxis der meisten EU-Staaten bemerkbar. Auch unser Land bildet diesbezüglich keine Ausnahme: Anstelle die mehr oder minder spontane Tendenz zum „Monolingualismus“ durch ein gewisses Gegengewicht auszugleichen und den Erwerb anderer Fremdsprachen zu fördern, deuten die meisten einschlägigen Maßnahmen darauf hin, dass man (aus Kurzsichtigkeit?, aus Bequemlichkeit?, aus Verantwortungslosigkeit?) auch in Ungarn aus der genannten Entwicklungstendenz die simple Schlussfolgerung ableitet, nun möge bitte jeder heranwachsende Bürger der Ungarischen Republik Englisch, und nur Englisch lernen... Das multilinguale und multikulturelle Europa bleibt unter solchen Umständen notwendigerweise auf der Strecke. Dadurch sind bis zu einem bestimmten Grad zahlreiche Fremdsprachen gefährdet – am meisten aber sicherlich Deutsch mit seiner sprachlich wie kulturhistorisch traditionsreichen Vergangenheit in Ungarn – und mit einer an die 100 Millionen Menschen umfassenden Sprachgemeinschaft unmittelbar jenseits der Westgrenze Ungarns, oder anders ausgedrückt, im gemeinsamen Haus Europa. Schließlich sollte auch die eher passive (verfehlte?) ausländische Sprachpolitik vor allem der Bundesrepublik Deutschland in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Nicht, als würden die meisten von uns Auslandsgermanisten nicht mit Anerkennung und Dank die Förderung durch die einschlägigen (deutschen, österreichischen und schweizerischen) Institutionen würdigen. Wenn sich aber die auswärtigen sprachpolitischen Aktivitäten in einer quasi passiven, reaktiven Strategie erschöpfen, wird es in absehbarer Zeit kaum

noch förderungswürdige ausländische Vertreter der Germanistik und kaum noch Ausländer geben, die Deutsch lernen, geschweige denn auf akzeptablem Niveau sprechen.

Hinsichtlich einer wirksamen Therapie stehen die Chancen gegenwärtig nicht gut, weil man das Ende der gegenwärtigen Tendenzen noch gar nicht absehen kann. Einen Schritt sollte man deshalb m.E. auf alle Fälle vermeiden: den direkten, utilitaristischen Erwartungen, vordergründigen Druckmitteln der sog. Marktwirtschaft nachgeben, sich diesen fügen. Einen weiteren Schritt sollte man hingegen nicht versäumen: in der Ausbildung neue Akzente setzen (in der sprachwissenschaftlichen Ausbildung etwa mehr Gewicht auf die sog. „angewandten Disziplinen“ legen), Studieninhalte abändern. Gewiss könnte und sollte auch der abgedroschene Ausdruck ernst genommen werden, dass „marktfähige“ Wissensbestände zu vermitteln und Kompetenzen zu entwickeln sind. Das Problem ist nur, dass man darunter vordergründig die Befriedigung der jeweils gerade aktuellen Tagesbedürfnisse versteht (heute z.B. das Vokabular der Outsourcing-Kommunikation) und nicht das fundierte Wissen und Können, das den Arbeitnehmer befähigt, im Besitz einer soliden Basis sich selbst den aktuellen Bedürfnissen seines Arbeitgebers anzupassen. Sinn des „lebenslangen Lernens“ ist nämlich nicht, ein Leben lang zur Schule zu gehen, sondern eine individuelle, hochgradige Flexibilität und Anpassungsfähigkeit auf der Grundlage eines erworbenen zeitlosen Wissens als Fundament. Bestimmte Stufen und Phasen des Fremdspracherwerbs und bestimmte Wissens Elemente können/dürfen aus der akademischen Ausbildung gerade aus dieser Überlegung nicht ausgeklammert werden, selbst dann nicht, wenn sie sich augenblicklich und unmittelbar für das Berufsleben nicht als notwendig erweisen.

Eine Umstellung in diesem Sinn, d.h. die permanente Anpassung der Studieninhalte an die Bedürfnisse und Erwartungen des Arbeitsmarktes, ohne die Anforderungen der Wissenschaftlichkeit aus den Augen zu verlieren, wäre eine mit Recht zu erwartende Leistung von den Hochschullehrern.

Völlig abgesehen von den gegenwärtigen und den zu erwartenden Lerner- und Bewerberzahlen ist und bleibt im Hochschulbereich (nur) die Germanistik die alte Hochburg, selbst wenn auch diese ziemlich angeschlagen ist und nicht wenige Institute um ihre Zukunft bangen. Nicht in erster Linie wegen des deutlichen Rückgangs der Anmeldungszahlen und auch nicht wegen der eingangs bereits erwähnten, mehr als bescheidenen sprachlichen Vorkenntnisse und Allgemeinbildung. Die vielen Mängel in den Vorkenntnissen der Studierenden, über die sich die Kollegen ausnahmslos beklagen, stellen zwar insgesamt eine besondere Herausforderung dar, das Lehrerkollegium könnte sich aber auf diese – im Prinzip – ein-/umstellen und mit einer entsprechenden Strategie vieles nachholen, was auf den „schulischen Vorstufen“ bis dahin versäumt worden war.

Das gegenwärtige gesellschaftlich-wirtschaftliche und bildungspolitische Klima in Ungarn ist aber leider alles andere als inspirierend und zukunftsfruchtig. Die

bereits seit langen Monaten laufenden, enorme intellektuelle Energie verzehrenden und mit sehr großem Zeitaufwand verbundenen Akkreditierungsverfahren fördern nicht die Innovation, sie dienen nicht der Modernisierung der Studieninhalte. Sie zwingen vielmehr die Hochschuleinrichtungen, bestimmten rigorosen und starren, kaum durchschaubaren Vorgaben zu entsprechen – als Preis für das Weiterbestehen. Es entsteht der Eindruck, als diene das Akkreditierungsverfahren gegebenenfalls als Tarnung für manipulative Eingriffe, um die hohe Zahl der Germanistischen Institute und ihrer Mitarbeiter zu reduzieren. Deren Zahl ist, gemessen an den Studentenzahlen der letzten etwa zwanzig Jahre, wohl tatsächlich zu hoch. Man wünschte sich aber hier, wie bei der Festlegung der Zahl der Studienplätze ein faireres und vor allem transparenteres Vorgehen, irgendeine erkennbare Konzeption (z.B. den regionalen oder infrastrukturellen, oder eben einen wissenschaftlichen Aspekt) – wenn schon diese verantwortungsvolle Entscheidung den (autonomen?!) Universitäten „abgenommen“ worden ist. Und gerade angesichts des nachweisbar erheblich niedrigeren Kenntnis- und Wissensstandes der Studienanfänger wäre die intensivere Arbeit mit den Studenten dringend notwendig. Nur so ließe sich ein bestimmtes Berufsethos und das internationale Prestige der ungarischen Hochschulgermanistik wahren.

3. Optimistischer (?) Ausblick

Infolge der Komplexität der Problematik ist es äußerst schwierig, auf einigen Seiten auch nur zu den wesentlichsten Fragen Stellung zu nehmen. Fest steht allerdings zum einen, dass die besorgniserregende Lage neben überregionalen (globalen) auch „gesamtungarische“ und fachinterne Dimensionen hat. Unser Spielraum ist indes eher eingeschränkt – er beschränkt sich lediglich auf den fachinternen Bereich. Zum anderen ist zu konstatieren, dass ein Zeitalter in mehrfachem Sinn zu Ende ist. Unter den unser Leben in vielerlei Hinsicht betreffenden, jeweils gravierenden Veränderungen, auf die wir kaum Einfluss nehmen können, gibt es m.E. zwei, die als „fachinterne“ Angelegenheiten und zugleich als Herausforderung zu betrachten sind: der drastische Rückgang der Nachfrage nach Deutsch, DaF und Germanistik und die bereits deutlichen Zeichen eines Paradigmenwechsels von den „reinen“ Disziplinen hin zu vorläufig eher vagen „Interdisziplinen“...

Die „kollektive Weisheit“, die durch Meinungsaustausche dieser Art aktiviert wird, könnte uns in dieser Lage nicht nur zu einer klaren Sicht im Zusammenhang mit einer erfolgreichen Zukunftsstrategie unseres Faches verhelfen, sondern auch einer Lösung der dringendsten, aktuellen Probleme näher bringen. Das Sprichwort sagt zwar „Selten kommt etwas Besseres“, aber auch ein Sprichwort kann sich manchmal irren.

Péter Bassola

Wohin steuert die ungarische Germanistik?

1. Die ungarische Germanistik hatte schon traditionell zwei feste Standbeine: die Sprachwissenschaft und die Literaturwissenschaft. Ihre Forschungszentren sind die Universitäten, die in ihrer primären Funktion für den Nachwuchs sorgen. Genauer gesagt bilden/bildeten sie Fachleute für Bereiche aus, wo Germanistik wichtig sein kann, so vor allem Deutschlehrer, Übersetzer und Dolmetscher u.a. Aber ein Deutschdiplom wird auch in Arbeitsstellen akzeptiert, wo Deutsch oder Fremdsprachenkenntnisse *und* logisches Denken notwendig sind.
2. Neben den Universitäten sind noch die Pädagogischen Hochschulen die wichtigen Ausbildungszentren der Germanistik. Es war bisher eine recht gute Einteilung: Die Grundschullehrer wurden an den Hochschulen, die weiteren Lehrer für höhere Einrichtungen wie Gymnasien sowie Hochschulen und Universitäten an den Universitäten ausgebildet. Dies war auch an der Zeit der Ausbildung zu erkennen: vier Jahre für die erste Stufe und fünf Jahre für die zweite Stufe. (Dies allerdings änderte sich etwas in den letzten Jahren; die modifizierten Regelungen hatten ihre Gültigkeit nicht länger als höchstens drei-vier Jahre.)
3. Der Bologna-Prozess wird die bisherige Ausbildungsstruktur natürlich auch in der Germanistik wesentlich, leider aber nicht unbedingt positiv beeinflussen. Die Ausbildung gliedert sich in zwei Stufen: BA in drei und MA in zwei Jahren. Als dritte Stufe wird die sog. Doktorschule bezeichnet, die die besten Absolventen der Universitätsausbildung in drei Jahren zur Promotion vorbereiten soll.
4. Der BA-Unterricht läuft in Ungarn schon zwei Jahre; die Erfahrungen sowie die Aussichten können also kurz zusammengefasst werden. Die dreijährige Ausbildung soll praxisorientiert sein, und nach Abschluss soll sich der Großteil der Absolventen auf dem Arbeitsmarkt zurechtfinden können. Ein kleinerer Teil, etwa ein Drittel, kann auf der MA-Stufe weiterstudieren.
In der BA-Ausbildung nimmt die Vermittlung praktischer Kenntnisse auf Kosten der traditionell germanistischen Bereiche sowie der Landeskunde einen wesentlichen Teil ein, was noch in bestimmten Rahmen richtig sein mag. Aber diese neuen Ausbildungsformen bieten den Studierenden zu enge Bahnen

und die neuen Lehrinhalte werden die Studierenden nicht wie früher befähigen, ihre Kenntnisse zu anderen Verhältnissen zu adaptieren. Die Studenten, die mit dem BA-Diplom aus der Ausbildung aussteigen und auf dem Arbeitsmarkt beschäftigt werden, erhalten keine ausreichenden Grundlagen in der Germanistik, die sie dann – je nach Interesse – durch selbstständige Arbeit weiter erschließen können. Sie werden deshalb auch die neuen Ergebnisse in den Forschungsbereichen nicht weiter verfolgen können.

Durch die Vermittlung der praktischen Kenntnisse für die Mehrheit in BA ist die Grundlage der theoretischen Kenntnisse für die MA-Stufe nicht gesichert. Dies bereitet denen, die in MA weiterstudieren wollen, ein grundlegendes Problem. Die Zeit mit vier Semestern ist zu kurz, um dies nachzuholen. Besonders problematisch wird es nun für die Lehramt-Studierenden sein, zumal sie zwei Fächer studieren müssen. Wenn sie Germanistik als Hauptfach belegen, haben sie in den zwei Stufen insgesamt 143 Kreditpunkte (110 in BA und 33 in MA), wenn aber Germanistik nur ihr Nebenfach ist, werden sie Leistungen von nur 83 Kreditpunkten erreichen können. (Zum Vergleich im Falle eines Faches: 180 Kreditpunkte minus etwa 20 für BA und 120 Kreditpunkte minus etwa 10, wobei diese 20 bzw. 10 Kreditpunkte für allgemeinbildende Fächer gesichert sind.) Vorauszusehen sind aber die Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt für diejenigen, die aus welchen Gründen auch immer, weil sie z.B. Lehrer werden wollen, zwei Fächer belegen, es dann doch nicht schaffen, in MA weiterzukommen. Mit einem verminderten Hauptfach und einem kleinen Nebenfach werden sie wohl kaum Arbeit finden.

5. Zur Verbesserung des noch in der Probephase befindlichen Bologna-Prozesses sollte man den einzelnen Institutionen einen größeren Bewegungsraum sichern. Vor allem sollte die zweistufige Lehramtsausbildung wieder aufgenommen werden. So könnten die Grundschullehrer im Rahmen der BA-Stufe in acht Semestern, die Gymnasiallehrer in 10 oder 11 Semestern ausgebildet werden.

Will man die Grundfunktion der Universität beibehalten, nämlich den Studierenden über die Kenntnisvermittlung hinaus auch noch das logische Denken und das Schritthalten bei der Entwicklung des eigenen Faches beizubringen, so müsste man zur Grundlegung der theoretischen Kenntnisse zurückkehren.

6. Die Ausbildung sowie ihre Struktur bestimmen kurz- und längerfristig die germanistische Forschung. Kurzfristig je nach dem, wie die Dozenten über den Unterricht von praktischen Gegenständen hinaus ihre Energie den Forschungen widmen können; und längerfristig ist die Frage davon abhängig, wie forschungszentriert der Unterricht auf der MA-Stufe und dann als Fortsetzung in der Doktorschule gestaltet werden kann.



Im Weiteren möchte ich einige linguistische Bereiche nennen, die in der nächsten Zeit wichtige Objekte der Forschung sein sollen.

Innerhalb der Sprachgeschichtsforschung soll die Geschichte und Sprachgeschichte der Deutschen in Ungarn weiterhin einer der zentralen Forschungsbereiche der ungarischen Germanistik bleiben. Dabei muss besonderer Wert auf die Erforschung der Schriftdenkmäler gelegt werden. Dies betrifft u.a. die Editionen und Analyse, Auswertung der Urkunden und anderer Sprachdenkmäler. Dringend nötig ist die Erforschung der Sprache, Kultur und der Volkskunde der heutigen Ungarndeutschen, da ihre Zahl in einem raschen Tempo zurückgeht und ihre Assimilation ebenfalls eine spätere Bestandsaufnahme unmöglich macht. Parallel dazu ist die Sprachkontaktforschung weiter zu führen, wobei auch solche Bereiche zu nennen sind wie die Lehnwortforschung in größerem Rahmen u.a. Eine wichtige Aufgabe bleibt weiterhin die lexikographische Forschung mit all ihren neuen Bereichen, wie syntaktische, fachsprachliche u.a. Lexikographie. Kontrastive Untersuchungen sollen einerseits als Grundlagenforschungen dienen, andererseits zur angewandten Sprachwissenschaft wie Fremdsprachenunterricht o.ä. wichtige Materialien liefern. Man sollte die Zusammenstellung einer deutsch-ungarischen Grammatik ins Auge fassen.

Die genannten Bereiche erfassen bei Weitem nicht das ganze Spektrum der Aufgaben; sie stellen nur einige wichtige in einzelnen Bereichen dar.

Trotz Schwierigkeiten der neuen Ausbildungsstruktur sollte man eine der zentralen Zielsetzungen nicht aufgeben, nämlich die Studierenden dazu zu bringen, die neuen Forschungsergebnisse des eigenen Faches verfolgen und diese in ihrer Arbeit anwenden zu können.

René Kegelmann

Nicht ganz subjektive Bemerkungen zum Zustand der Germanistik in Ungarn nebst einigen Vorschlägen

Die Konsequenzen der Umstellung der Studiengänge auf Bachelor und Masterprogramme in Ungarn in Folge des Bologna-Prozesses zeigen nach den ersten Erfahrungen sehr deutlich, was schon lange spürbar war, nämlich dass sich die traditionelle Germanistik in einem fortschreitend beschleunigten Wandlungsprozess befindet. Allerorten wurden die Curricula (nicht selten unter extremem Zeitdruck) umgekrempelt und (manchmal) mehr schlecht als recht auf die neuen Erfordernisse umgepolt. Die Beschleunigung des Wandels scheint ein deutliches Krisenzeichen innerhalb der ungarischen Germanistik zu sein. Tatsache ist, dass nach den neuesten Zahlen von Anfang April 2008 landesweit nur noch gut 250 Direktstudenten insgesamt das Fach Germanistik im Hauptfach gewählt haben, davon ein gutes Drittel in Budapest, der Rest verteilt sich auf sechs weitere Universitäten (Szeged, Pécs, Debrecen, Veszprém, Pázmány Universität in Piliscsaba, Miskolc) und Hochschulen (Szombathely, Eger, Nyíregyháza, Székesfehérvár, Budapest) in ganz Ungarn. Selbst in solch ehrwürdigen Universitäten wie Szeged (ca. 40) oder Debrecen (etwa 30) beabsichtigen (im Vergleich zu früheren Zahlen) nur noch wenige Studierende das Fach Germanistik aufzunehmen. An weniger bedeutenden Universitäten wie Miskolc oder Piliscsaba sind es gar nur eine einzige Handvoll, und die Hochschulen stehen kaum besser da, in Székesfehérvár (1) besteht anscheinend überhaupt kein Interesse mehr an Germanistik. Die Substanz für eine vollwertige germanistische Ausbildung, die schließlich einen guten Teil der Studierenden später dazu befähigen sollte, in einem Masterprogramm weiter zu studieren (denn erst Bachelor- und Masterprogramm zusammengenommen entsprechen einem früheren fünfjährigen Diplomstudium), scheint nun in Ungarn eindeutig zu dünn zu sein (ganz zu schweigen von KandidatInnen für die Doktorausbildung innerhalb der Germanistik). Dementsprechend sind auch bislang in Ungarn ausgesprochen wenige Masterstudiengänge akkreditiert. Es ist in Anblick der nackten Zahlen absehbar, dass eine Masterausbildung in der Germanistik ausschließlich an den Universitäten angeboten werden wird. Der Schluss liegt nahe, dass die Germanistik insgesamt innerhalb der ungarischen Gesellschaft deutlich an Ansehen verloren und sich im allgemeinen Bewusstsein die Einstellung festgesetzt hat, dass es sich nicht mehr lohnt, ein solches Studium aufzunehmen. Auf die Frage, womit dieser Imageverlust zu tun hat und wie man positiv dagegen steuern kann, wird man in

Zukunft wesentlich stärker fokussieren müssen, will die Germanistik nicht noch weitere Rückgänge verzeichnen.

Sicherlich ist der drastische Einbruch bei der Nachfrage auch als eine Kehrseite der überproportional wachsenden Studierendenzahlen nach der Wende bis in die ersten Jahre des 21. Jahrhunderts hinein zu lesen.¹ Der demografische Knick, drohende Studiengebühren, v.a. aber auch geringe Berufsaussichten mit einem klassischen Germanistikstudium verschärfen die Lage. Lehramtsstellen für Deutschlehrer sind rar geworden, und die Aussichten, als Sprach- oder Literaturwissenschaftler eine Anstellung im Hochschulbereich zu finden, mehr als düster. Auch mag die mediale Prägung heutiger Studierender eine Skepsis gegenüber einem „leseorientierten“ Studium und den Zulauf zu anderen, nicht selten „modischen“ Fächern, z.B. im Bereich der Kommunikations- und Medienwissenschaften begünstigen.

Zu solchen Faktoren kommt hinzu, dass die durch Bologna vorgegebenen Studienstrukturen einer dreijährigen, zudem praxisnahen und berufsqualifizierenden Ausbildung eine Verschulung vorantreibt, die eine kritische (oder gar wissenschaftliche) Vertiefung in einzelne Bereiche eher nicht mehr vorsieht bzw. auf ein Minimum reduziert. Auch wenn der BA-Abschluss keinesfalls mit einem früheren fünfjährigen Diplomabschluss verglichen werden kann (sondern eine Gleichwertigkeit erst nach dem Masterabschluss erreicht wird), so handelt es sich dabei doch um einen (sozusagen vorgezogenen) ersten Studienabschluss, was die Gefahr einer Überfrachtung der Curricula in sich birgt. Die Fülle an Stoff, die innerhalb von drei Jahren vermittelt werden soll, wirkt sich tendenziell auch stark auf die literatur- und sprachwissenschaftlichen Anteile aus. Literatur- und Sprachwissenschaft (sowie die Fachdidaktik) drohen zugunsten sprachpraktischer und praxisrelevanter Anteile (Übersetzung, Fachsprachen, Medien etc.) aus dem Mittelpunkt in eine eher marginale Rolle zu geraten.

Doch die Germanistik in Ungarn hat sich auf eine solche Verlagerung von einem wissenschaftlichen auf einen praxisorientierten Fokus bislang nicht genügend eingestellt und verharrt tendenziell noch in einem Zustand der Beibehaltung alter Inhalte unter neuem Label. Nach wie vor wird noch zu wenig gesehen, dass nun im Unterricht weniger wissenschaftliche als eher praxisorientierte, v.a. aber didaktische Konzepte gefragt sind. Das könnte auch einem starken Druck in eine andere Richtung geschuldet sein, nämlich dem allorten zunehmenden Anspruch der Hochschulen und Universitäten an die Lehrenden, wissenschaftlich aktiv zu sein, zu publizieren und an Konferenzen teilzunehmen. Unter solchen Umständen (zumal bei niedrigen Gehältern) ist es realistisch gesehen

¹ Vgl. Dainat, Holger; Stünter, Cem Alexander: Die Umsetzung der Bologna-Beschlüsse in der Germanistik an deutschen und ausländischen Hochschulen. Bonn 2005, S.176.

kaum möglich, sich als Lehrender auch inhaltlich ganz neu zu orientieren bzw. den Stoff in nun veränderter Form zu präsentieren.

Gerade das wird aber nötig sein, wenn die letztendlich von außen aufgenötigte Bologna-Reform auch zu einer substanziellen und attraktiven Umstrukturierung der germanistischen Studiengänge führen soll. Im Folgenden möchte ich einige Punkte erwähnen, die dabei meines Erachtens im Auge zu behalten wären.

a) Berufsperspektive der Studierenden

Eindeutig scheint zu sein, dass man sich innerhalb der Germanistik in Ungarn wesentlich stärker damit auseinandersetzen muss, dass sich das Profil des Studiums von einem wissenschaftlich-germanistischen Fachstudium hin zu einem praxisnahen, zunächst dreijährigen (und in sich abgerundeten) BA-Studium gewandelt hat, in dem traditionelle Fächer dementsprechend auch in anderer Form unterrichtet werden müssen. Es hilft nicht, über den Rückgang der Fähigkeiten und des Wissens der Studierenden zu lamentieren (wie allerorten zu hören), sondern vielmehr geht es darum, sich auf die oben skizzierten Bedingungen stärker einzustellen (nicht anzupassen!) und eine Ausbildung anzubieten, die in der Lage ist, durch Qualität zu überzeugen und die BA-Absolventen als kompetente Fachleute für deutsche Sprache und Kultur(en) (im weitesten Sinne) dazu befähigt, in verschiedenen Bereichen Arbeitsplätze zu finden. Nur wenn sich auch langfristig im öffentlichen Bewusstsein verankert, dass es sich lohnt, Germanistik zu studieren, weil sich dadurch die Chancen auf dem Arbeitsmarkt tatsächlich verbessern, wird die Nachfrage nach einem solchen Studium wieder spürbar zunehmen. Dazu gehören (zentral!) möglichst gute Sprachkenntnisse im Deutschen, Fachwissen im germanistischen Bereich, aber auch Schlüsselkompetenzen wie Analysefähigkeit und Textkompetenz (z.B. Fähigkeit, Texte zu erfassen und dazu kompetent Stellung zu beziehen, Stilsicherheit), zudem interkulturelle Kompetenz. Gerade in der Vermittlung von Textkompetenz liegt ja eine der ureigenen Kernstärken der Germanistik.

Mit der Berufsperspektive der Studierenden, die für die Wahl eines Faches von entscheidender Bedeutung ist, hängt zusammen, dass sich die Germanistik in Ungarn sicher auch damit konfrontieren muss, liebgewonnene Grenzziehungen zu überwinden und stärker *mit Fachbereichen zusammenzuarbeiten*, die traditionellerweise nicht in ihrem Horizont liegen, so beispielsweise den Wirtschafts-, Rechts- und Kommunikationswissenschaften. Hier bieten sich v.a. mit Bezug auf die Fachsprachen enge Verbindungen an, die bislang noch kaum genutzt werden. Insbesondere für die MinorstudentInnen, deren Zahl möglicherweise im Verhältnis zu den Hauptfachstudierenden zukünftig überproportional wachsen könnte, könnte ein solches Angebot sehr interessant sein.

b) Bessere fachliche Zusammenarbeit zwischen den germanistischen Lehrstühlen und Instituten

In der momentanen Situation scheinen die Auflösung traditioneller Grenzen und unkonventionellere Formen der Zusammenarbeit unabdingbar. Ich beziehe das hier insbesondere auf die Bachelor-Ausbildung, denn in diesem Bereich stehen Hochschulen und Universitäten in Ungarn nun auf einer Ebene und die Differenzierung scheint überhaupt erst auf einer zweiten (Master-) Ebene stattzufinden. Meiner Ansicht nach fehlen für die ersten Studienjahre z.B. in der Literaturwissenschaft praktikable, den neuen Bedingungen (verkürzte Studienzeit, Bausteine) angepasste, auch didaktisierte Arbeitsmaterialien, sei es für einzelne Epochen innerhalb der deutschen Literaturgeschichte, literaturtheoretische Einführungen oder Reader mit exemplarischen Textausschnitten. Auch besteht große Notwendigkeit, sich über die Veränderungen generell auch institutsübergreifend fachlich auszutauschen: Welcher Stoff soll nun eigentlich in einer kürzeren Ausbildung entfallen, wie ließe sich der Kanon sinnvoll reduzieren, ohne ihn ganz aufzugeben? Welches generelle Profil sollte die Germanistik mit ihren einzelnen Bereichen bekommen? Welche neuen Fächer müssten unbedingt mit aufgenommen werden? Es kann ja tatsächlich nicht Ziel sein, sich an der Inlandsgermanistik mit ihren seit Jahrzehnten fortschreitenden Spezialisierungsprozessen zu orientieren, denn das würde die Gefahr einer willkürlichen Ausdünnung des Stoffes in sich bergen. Vielmehr scheint wichtig zu sein, eine in sich stimmige dreijährige Ausbildung unter den spezifischen Bedingungen der ungarischen Germanistik anzubieten. Institutionenübergreifende Arbeitsgruppen verschiedener Hochschulen und Universitäten könnten hierbei Wichtiges leisten.

Die Bologna-Reform scheint die ungarische Germanistik in eine handfeste Krise gebracht zu haben. Oder hat sie die unter der Oberfläche schon lange schwelende Krise nur sichtbar gemacht? Wie dem auch sei, mit ihr kommt jedenfalls auch die Chance, neue Wege zu finden.

Zoltán Szendi

Wohin steuert die ungarische Germanistik?

Es ist zwar in der gegenwärtigen Situation sehr schwer, auf diese Frage eine Antwort zu geben, gerade die vielfältigen Sorgen um unseren Fachbereich zwingen uns aber dazu, von der aktuellen Lage ausgehend, die fachlichen Möglichkeiten zu erwägen und uns mit den dringenden Herausforderungen auseinanderzusetzen. Nicht nur deshalb, weil uns die Frage so allgemein gestellt wurde, müssen wir über die Zukunft der Germanistik sowohl aus der Sicht der Unterrichtspraxis als auch aus der der Forschung nachdenken, sondern weil diese Aspekte – zumindest in unserem Fach – voneinander untrennbar sind.

Im November 2002 fand in Graz das internationale Humboldt-Kolleg mit dem Titel „Zukunftschancen der deutschen Sprache in Mittel-, Südost- und Osteuropa“ statt, an dem vor allem Germanisten teilnahmen. Die Vorträge und Kurzreferate dieser Tagung stellten eine sehr ausführliche Bestandsaufnahme über den Positionsverlust der deutschen Sprache – und damit verbunden der Germanistik – in dieser Region dar, mit der immer wieder formulierten Hoffnung, dass das Deutsche zumindest als Zweit- und Wissenschaftssprache (im östlichen Teil Europas) seinen Rang bewahren kann. Zu dieser „defensiven Perspektive“ sind inzwischen weitere Schwierigkeiten gekommen, die zum Teil nur die ungarische Germanistik betreffen, so vor allem die radikale Verminderung der Anzahl der Germanistikstudenten, deren mehrfache Ursachen allgemein bekannt sind. Dass dieser auffallende Rückgang mit der Einführung des neuen BA-Programms zusammenfällt, ist beunruhigend, auch wenn ich hier keinen beweisbaren kausalen Zusammenhang behaupten kann.

Diese beiden Faktoren bereiten uns – auch unabhängig voneinander – Sorgen genug. Die geringere Studentenzahl wird unseren Bewegungsraum beträchtlich einschränken, wenn die derzeitige Form der normativen Finanzierung aufrechterhalten bleibt. Denn die notwendige Folge davon, der stufenweise Abbau der Lehrkräfte, macht gerade den erfreulichen Prozess rückgängig, der die ungarische Germanistik nach der Wende ausgezeichnet hat: das sich erweiternde Kursangebot im Unterricht und die Spezialisierungsmöglichkeit in Forschung und Lehre. Das geschieht gerade in einer Zeit, wo nicht zuletzt infolge dieser Errungenschaften unserer Universitäten eine sichtbare Annäherung zwischen der Auslands- und Inlandsgermanistik stattgefunden hat und nach dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs sehr intensive fachliche Beziehungen ausgebaut worden sind. Diese finanzielle Regression beeinträchtigt natürlich auch die Entwicklung der ganzen Infrastruktur (vor allem der Fachbibliotheken), in der wir in der Vergangenheit das erheblichste Defizit im Vergleich zu den germanistischen Instituten der deutschsprachigen Länder erleiden mussten.

Neben den wirtschaftlichen Problemen erschwert unsere Arbeit auch das BA-Programm, das augenscheinlich vorzeitig, d.h. ohne gründlichere Ausarbeitung gestartet wurde. Vor zehn Jahren etwa habe ich auch noch von notwendigen Reformen der gesamten Unterrichtsstruktur und der Lehrprogramme gesprochen, weil die doppelte Aufgabe der Massenausbildung und der Betreuung des wissenschaftlichen Nachwuchses uns vor ein kaum lösbares Dilemma gestellt hat. Es schien so, dass die zweistufige Unterrichtsstruktur des sog. Bologna-Programms diesen Wünschen im Wesentlichen entgegenkommt, insofern es neben dem traditionellen Germanistik-Studium, das Bedingung des Lehrerdiplooms für Mittelschulen ist, auch ein mehr praxisorientiertes Studium ermöglicht. Heute, nach den ersten Erfahrungen, sehen wir schon, dass diese linear gegliederte Struktur – zumindest in ihrer jetzigen Form – die Differenzierung weniger begünstigt. Nur in einem flexibleren Modul-System könnte man die beiden Ausbildungsformen voneinander unterscheiden, indem sie schon möglichst nach dem ersten Studienjahr besser markiert würden. Durch größere Freiheit (Wahlmöglichkeit) könnten sich die Studierenden für den BA-Abschluss bzw. für die Fortsetzung des Studiums (MA-Programm) wahrscheinlich leichter entscheiden, und wir Lehrende könnten unseren Studierenden bei der Orientierung besser helfen. Obwohl wir in der Ausarbeitung des neuen Curriculums sowohl auf die Graduierung als auch auf die Modernisierung geachtet haben, stellt das neue Programm eher eine Hybridform dar, die für die praktischen Anforderungen des BA-Programms manchmal zu theoretisierend zu sein scheint, während sie in ihrer akademischen Qualität für die Vorbereitung des Magister-Programms wahrscheinlich nicht immer ausreichen wird. Eine allgemeine Meinung ist, dass das BA-Programm korrektionsbedürftig ist, auch wenn die Veränderungswünsche unterschiedlicher Art sind. Aber gerade wegen der Meinungsverschiedenheiten sollten wir bei der Modifizierung des Lehrprogramms sehr gründlich und sorgfältig verfahren, um eine optimale Lösung zu finden. Wir dürfen auf Kosten der Studierenden nicht beliebig experimentieren und sollten in unsere diebezüglichen Erwägungen auch die unmittelbar Betroffenen mit einbeziehen.

Vor einem voreiligen radikalen Eingriff warnt uns auch die Tatsache, dass wir in diesen „bewegten Zeiten“ unsere Lehrprogramme nicht allen gerade aktuellen und momentanen Bedürfnissen anpassen können und sollten. Bei einer Umgestaltung des BA-Programms wäre vor allem zu berücksichtigen, dass solides, vielschichtiges und auch konvertierbares Wissen vermittelt wird und aktive Fertigkeiten gefördert werden. Da die Zukunft unseres Fachbereiches schließlich zum größten Teil davon abhängt, wie erfolgreich unsere Lehrtätigkeit ist und demzufolge wie zufrieden die Absolventen werden, müssen wir die Bedingungen und Gegebenheiten (so z.B. die Vorkenntnisse und Interessen der Studierenden) viel mehr als früher in Betracht ziehen. Wir müssen wohl aus der Not eine Tugend machen, und uns nach der Massenausbildung auf eine differen-

ziertere Ausbildung mit intensiveren Unterrichtsmethoden umstellen und so versuchen, den weiteren Rückgang der Studentenzahl zu verhindern.

Nicht viel weniger schwierig und widerspruchsvoll ist die Situation im Bereich der Forschung – nicht zuletzt aus der Sicht der Nachwuchswissenschaftler. Da ist erstens die paradoxe Situation, dass gerade in diesen Jahren, da die Ausbildung der jungen Germanisten in den Doktorschulen auch zahlenmäßig eine spektakuläre Entwicklung erreicht hat, sich parallel dazu die Anstellungsmöglichkeiten nicht nur an den Universitäten, sondern auch an Gymnasien vermindert haben. Und umgekehrt: Unmittelbar nach der Wende, in den Gründungsjahren neuer und während der Erweiterung der alten germanistischen Lehrstühle, gab es kaum junge qualifizierte Lehrkräfte. Die Ursachen dieser grotesken und höchst problematischen Erscheinung der Diskontinuität sind bekannt. Es ist leider zu erahnen, dass wir dieser unausgeglichenen Situation auch in der nahen Zukunft kaum entgegensteuern können. Wenn nämlich in der Vergangenheit die Politik die größten Hindernisse bei dem Ausbau moderner germanistischer Institute bereitete, so wirft jetzt die schwere wirtschaftliche Lage des Landes die Entwicklung zurück. Die schon begonnene Verminderung der Lehrstellen betrifft zunächst die Lehrbeauftragten, auf deren Arbeit wir verzichten müssen, dann die Stellen der pensionierten Kolleginnen und Kollegen, die nicht mehr besetzt werden können. Wie weit uns die Fortsetzung dieses regressiven Prozesses zu führen droht, können wir zurzeit noch nicht absehen.

Während die bis jetzt angesprochenen Fragen häufig diskutiert werden und (leider) brennend aktuell sind, weil sie die existentiellen Bedingungen und das ganze gesellschaftliche Umfeld der germanistischen Ausbildung betreffen, wird der inhaltliche Bezug der Titelfrage in Ungarn seltener thematisiert. Wohl auch aus taktvoller Vorsicht, weil da weniger Konsens zu erwarten ist, oder aus Weisheit, um uferlose Debatten zu vermeiden oder nur wegen der einfachen Tatsache, dass wir allzu sehr mit unseren Alltagsaufgaben und -sorgen beschäftigt sind. Wir dürfen aber diese Seite der Fragestellung nicht ganz umgehen, so möchte ich sie auch – nur mit kurzen Bemerkungen – reflektieren, in der Hoffnung, dass wir in der Zukunft mehr Gelegenheit suchen und finden werden, um auch darüber ausführlicher zu diskutieren.

Erstens muss festgestellt werden, dass die Tendenzen, die die gegenwärtige Situation der ungarischen Germanistik maßgebend bestimmen, eng mit der internationalen Auslands- und Inlandsgermanistik verbunden sind. Der Fall der Grenzen und die freien universitären Beziehungen haben für uns alle, in erster Linie aber für die jungen Germanisten, vollkommen neue Perspektiven eröffnet. Die zahlreichen und längeren Studienaufenthalte in deutschsprachigen Ländern haben viel dazu beigetragen, die Kluft zwischen der Inlands- und Auslandsgermanistik überbrücken zu helfen. Die unmittelbaren Kontaktmöglichkeiten haben das wissenschaftliche Niveau im Allgemeinen gehoben und auch die Ansprüche im engeren Fachbereich gesteigert. (Dass die Basis dieser

Anknüpfungsmöglichkeiten an den einheimischen Universitäten geschaffen wurde, brauche ich hier gewiss nicht zu betonen.) Diese erfreuliche Erscheinung können wir schon eine seit mehr als zwei Jahrzehnten bestehende Tendenz nennen, mit deren Kontinuität wir auch in der Zukunft rechnen dürfen.

Trotz der wesentlich günstigeren Umstände, unter denen wir heute forschen, sollten wir jedoch vielleicht nicht auf allen Gebieten unbedingt der Germanistik in den deutschsprachigen Ländern nacheifern, wenn z. B. die ganze Infrastruktur (Bibliotheken, Archive usw.) und der muttersprachliche Kontext fehlt, nicht zuletzt deshalb, weil es manche Forschungsfelder und -themen gibt, wo wir die besseren Chancen haben, wie z.B. in vielen komparatistischen Untersuchungen oder in der Erschließung einheimischer deutschsprachiger Dokumente. Besonders auffallend ist das Problem in wissenschaftlichen Arbeiten, in denen die verschiedensten theoretischen Ansätze unkritisch übernommen und in die eigenen Erörterungen eklektisch eingebaut werden. Ich möchte hier nicht alle typischen Beispiele der diesbezüglich problematischen Fälle aufzählen, sondern nur zwei erwähnen. Bei dem Begutachten von Dissertationen völlig verschiedener Themen ist mir aufgefallen, dass die Autoren immer dieselben (10-15) namhaften und „gängigen“ Theoretiker zitiert haben, wohl um zu zeigen, dass sie „auf dem Laufenden sind“. Noch bedenklicher sind jene Arbeiten, in denen die theoretische Einleitung dem analytischen Teil vollkommen widerspricht! Der Drang nach dem „letzten Schrei“ hat also oft sehr schädliche Auswüchse, die unsere Wissenschaft kaum vorwärts bringen. Ich halte die theoretischen Grundlagen für wichtig, sie werden aber auch in unserem Fach nur dann produktiv, wenn sie „verdaut“ sind und mit absolut konsequenter Logik verwendet werden. Die Fetischisierung der (immer neuesten) Methoden führt nämlich dazu, dass der Gegenstand und die Verfahrensweise der Untersuchung in eine kontraproduktive Spannung geraten. Besonders bedenklich ist die unkritische Verwendung der modischen Begriffe im Unterricht, wo oft sogar die Grundkenntnisse fehlen, um sie kritisch zu bewerten. Wenn wir nicht viele unserer Studierenden entmutigen wollen, müssen wir – vor allem im Unterricht – vorsichtiger differenzieren.

Diese Gefahr droht natürlich keineswegs nur den Vertretern der Auslandsgermanistik; bei der Inlandsgermanistik ist es aber wegen der viel breiteren Forschungsfelder und der zahlreichen literaturgeschichtlichen und literaturtheoretischen Schulen weniger auffallend. Ich glaube, die größten – auch qualitativ durchbrechenden – Ergebnisse in der zukünftigen ungarischen Germanistik stehen von denen unter den Nachwuchsgermanisten zu erwarten, die mit ihrem Talent besser wirtschaften und nicht auf dem Altar der augenblicklichen Erfolge die wahren Erkenntnismöglichkeiten opfern. Das klingt wahrscheinlich in der gegenwärtigen Situation, in der der Konkurrenzkampf spektakuläre Leistungen verlangt, utopisch. Die Wissenschaft berücksichtigt aber keine mildernden Umstände: Sie behält nur die Ergebnisse, die der Inflation zu trotzen vermögen.

Es ist immer anstrengend, über ein Seil zu balancieren und so fortzuschreiten.

Wir haben aber kaum eine andere Wahl, als ständig auf das Gleichgewicht zu achten. Wir müssen Kompromisse machen, ohne unseren Glauben an die Notwendigkeit der intellektuellen Ansprüche zu verlieren. Ich weiß zwar nicht, wohin die Germanistik in der (ferneren) Zukunft steuert, bin aber davon überzeugt, dass wir der Entmachtung unserer geistigen Berufung entgegenzusteuern haben.

András Kertész

Sind germanistische Forschungen noch zu retten?

Bemerkungen zur Situation der Geisteswissenschaften im Ungarn der Jahrtausendwende

1. Vorbemerkung

Wir, die wir an ungarischen Universitäten und Hochschulen bis jetzt (und wer weiß, wie lange noch) deutsche Sprache und Literatur unterrichtet haben und unser Forschungsgebiet – in welchem Sinne auch immer – als Germanistik bezeichnen, mussten in den letzten Jahren schmerzhaft Verluste hinnehmen. Bekanntlich gab es vor der politisch-gesellschaftlichen Wende in Ungarn eine kleine Anzahl von Germanistiklehrstühlen mit wenigen Studenten und Dozenten sowie sehr eingeschränkten Forschungsmöglichkeiten. Nach der Wende boten sich früher unvorstellbare Möglichkeiten: die Gründung neuer Institute/Lehrstühle an neuen Hochschulen und Universitäten, die Vervielfachung der Anzahl der Studenten und Dozenten, eine relativ günstige staatliche Finanzierung und ein reiches Angebot an internationalen Kontakten, Stipendien, Drittmitteln. Nach etwa einem Jahrzehnt des Aufschwungs scheint sich das Blatt erneut gewendet zu haben: Was die ungarische Germanistik in den neunziger Jahren aufgebaut hat, ist zur Zeit der Jahrtausendwende in Gefahr geraten.

Eine erste praktische Erfahrung, die wir in unserem Hochschulalltag als Dozenten erleben, ist, dass der Bologna-Prozess die traditionellen Werte des Germanistikunterrichts an Universitäten und Hochschulen radikal infrage gestellt hat. Was benötigt wird, ist nicht mehr die Pflege der deutschen Kultur, nicht die Anwendung hochkarätiger Ergebnisse der Sprach- und Literaturtheorie auf die Untersuchung der deutschen Sprache und Literatur, nicht die Vermittlung des kulturellen Erbes zwischen Ungarn und den deutschsprachigen Ländern. Statt Literatur- und Sprachtheorie, statt Literaturgeschichte und Sprachgeschichte, statt Kulturwissenschaft zu unterrichten, wird von uns erwartet, dass wir den Studierenden praktische Fertigkeiten in Wirtschaftsdeutsch, im Fremdenverkehr, in deutschsprachiger Administration oder in deutschsprachiger Informationstechnologie beibringen – unter gesetzlich vorgeschriebenem Verzicht auf die Vermittlung der Ergebnisse der Wissenschaft. Diese neue Situation, die die ungarische Germanistik schlagartig getroffen hat, erfordert radikales Umdenken, die zumindest teilweise Aufgabe von intellektuellen Werten und die gnadenlose Kommerzialisierung der Germanistenausbildung. Dass viele, wenn auch nicht

alle, unter uns dieses Umdenken nur schwer mitmachen können und die Auswirkungen des Bologna-Prozesses auf unser Fach nicht als den Aufbau einer neuen Art Germanistik, sondern eher als Zerstörung der intellektuellen, kulturellen und wissenschaftlichen Ansprüche empfinden, die uns Germanisten während unserer bisherigen Hochschullaufbahn motivierten, überrascht nicht. Hinzu kommt, dass 2007 die Anzahl der zugelassenen Germanistikstudenten an allen Universitäten und Hochschulen radikal gesenkt wurde. Dies wird innerhalb absehbarer Zeit den Abbau von Dozentenstellen im Bereich Germanistik nach sich ziehen.

Die zweite Erfahrung bezieht sich auf die Germanistik als Forschungsgebiet. Das, was man als Forscher täglich erlebt, ist keinesfalls erfreulicher als unsere Erfahrungen in der Lehre. Es gibt keine gezielte staatliche Unterstützung für die Forschung, die Drittmittel sind stark beschränkt, die neuen Fonds schreiben kaum noch Themen aus, zu denen Germanisten Forschungsanträge anfertigen könnten und selbst wenn man sich bewirbt, werden die Anträge wesentlich öfter als früher abgelehnt.

Sicherlich wäre es verfehlt, alle neuen Entwicklungen für schädlich zu halten und die Notwendigkeit der Anpassung an gesellschaftliche Ansprüche nicht wahrzunehmen. Genauso verfehlt wäre es aber auch, auf die neue Situation nicht kritisch zu reagieren und mit der Anerkennung des Neuen gleichzeitig auch wertvolle traditionelle Inhalte auszumerzen. Die oben sehr vereinfacht geschilderten alltäglichen Erfahrungen müssen natürlich zu der Fragestellung anregen, was wir, die wir uns um die Zukunft unseres Faches Sorgen machen, unternehmen können, um uns den neuen Anforderungen ohne weitere Verluste anzupassen.

Das Problem ist komplex und erfordert eine komplexe Antwort, die den Rahmen eines kurzen Diskussionsbeitrags sprengen würde. Daher beschränke ich meine nachfolgenden Überlegungen auf *einen* bestimmten Aspekt, der zwar mit anderen Aspekten des Problems eng zusammenhängt, der aber der Klarheit halber trotzdem getrennt überblickt werden muss. Im vorliegenden Diskussionsbeitrag werde ich versuchen, die Situation der *germanistischen Forschung* im Lichte gegenwärtiger wissenschaftspolitischer Tendenzen in Ungarn auszuwerten. Dabei werde ich ausdrücklich die Forschung thematisieren und auf die Lehre nur insofern eingehen, als germanistische Forschung in Ungarn an Universitäten und Hochschulen betrieben und daher durch die generellen Vorgänge im Hochschulwesen stark betroffen ist.

Im Abschnitt 2 werde ich den historischen Hintergrund kurz skizzieren. Aus der Auswertung dieses Hintergrundes werde ich im Abschnitt 3 die Richtlinien herleiten, die für das wissenschaftspolitische Umfeld der ungarischen Germanistik maßgebend sind und deren Verständnis eine notwendige – aber bei weitem nicht hinreichende – Voraussetzung für das Überleben der germanistischen Forschung darstellt. Im Abschnitt 4 möchte ich im Anschluss daran einige Überlegungen anschneiden, die ich für die Zukunft germanistischer Forschung in Ungarn für wichtig halte.

Im Einklang mit den Anforderungen der Textsorte Diskussionsbeitrag werde ich mich der Verständlichkeit halber – ohne die präzise Einführung der wissenschaftstheoretischen und wissenschaftssoziologischen Terminologie – einer populärwissenschaftlichen Redeweise bedienen. Ich möchte lediglich die Kategorisierung wissenschaftlicher Disziplinen voraussetzen, die im ungarischen Hochschulgesetz sowie in Beschlüssen der Regierung dokumentiert ist und demnach die terminologische Grundlage für wissenschaftspolitische Entscheidungen darstellt: Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und Gesellschaftswissenschaften (s. auch Enyedi 2004, Pritz 2005).¹ Germanistik wird nach der wissenschaftspolitischen Kategorisierung den Geisteswissenschaften zugeordnet.²

2. Die Krise der Universitäten Humboldtscher Prägung

Das Humboldtsche Modell europäischer Universitäten, das sich im 19. Jahrhundert herausgebildet hat und bis zum heutigen Tage den institutionellen Rahmen für Forschung und Lehre an Universitäten und Hochschulen darstellt, ist u.a. durch die Autonomie von Professoren bzw. durch die unter ihrer Leitung stehenden Lehrstühle gekennzeichnet. Wissenschaftler werden vor allem dadurch motiviert, dass sie durch ihre Forschungstätigkeit wissenschaftliche Reputation erlangen können. Im Wertesystem des Humboldtschen Modells von Forschung und Lehre steht die Anerkennung der Fachkollegen an erster Stelle; wonach Wissenschaftler streben, ist – etwas vereinfacht dargestellt – in erster Linie nicht Geld, Profit oder Vermögen, sondern wissenschaftlicher Ruhm, die Anerkennung der intellektuellen Leistung sowie die Verbreitung der eigenen Ideen unter gleichgesinnten Schülern, Mitarbeitern, Fachkollegen auf nationaler und internationaler Ebene (Polónyi 2005, Pléh 2006). Forschungen werden – ohne lehrstuhl-, fakultäts- oder universitätsübergreifende Strategie – grundsätzlich aufgrund des individuellen Interesses und der persönlichen Initiative von Professoren und Dozenten betrieben. Das höchste Ansehen genießen die Ergebnisse der Grundlagenforschung, die in renommierten Zeitschriften und/oder Monografien veröffentlicht und anschließend oft zitiert werden, wobei praktische Anwendbarkeit und Profitorientierung für unwesentlich gehalten werden.

¹ In der gegenwärtigen ungarischen Hochschulpolitik werden die Naturwissenschaften ihrerseits in zwei große Bereiche, nämlich Biowissenschaften und Naturwissenschaften im engeren Sinne untergliedert. Gesellschaftswissenschaften werden im Sinne von „social science“ verstanden und als solche von den Geisteswissenschaften (humanities) abgegrenzt.

² Wir wissen natürlich, dass die Germanistik auch vielfältige gesellschaftswissenschaftliche Ausprägungen hat und neuerdings sogar mit manchen naturwissenschaftlichen Entwicklungstendenzen in interdisziplinäre Interaktion treten kann.

Dieses Humboldtsche Modell von Forschung und Lehre geriet in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in eine Krise, die allerdings durch parallel entstandene wirtschaftliche Krisen teilweise ausgelöst und teilweise weiter vertieft wurde (Polónyi 2005). Letztere zeigten sich u.a. darin, dass der Staat auf seine Dominanz bei der Verteilung finanzieller Quellen in den Bereichen Wissenschaft, Kultur und Unterricht in einem wesentlichen Maße verzichtete und dass sich dadurch die Mechanismen der Finanzierung mancher Institutionen radikal änderten. Eine erste wichtige Konsequenz dieser Änderungen, die das Hochschulsystem betrifft, ist, dass die auf diese Weise eingeschränkte staatliche Finanzierung der Universitäten und Hochschulen zunehmend auf messbaren Leistungsmerkmalen aufgebaut wird, die als Grundlage für die Verteilung der finanziellen Unterstützung unter den jeweiligen Institutionen dienen. Die zweite Konsequenz, die die tief greifende Neustrukturierung des finanziellen Umfelds von Wissenschaft kennzeichnet, besteht darin, dass der Staat die Finanzierung teilweise außeruniversitären Quellen überlässt und dass die Institutionen sich selbst bemühen müssen, den ihnen entzogenen Teil der einstigen staatlichen Finanzierung durch Drittmittel, durch Kooperationen mit der Wirtschaft oder durch die Erfüllung von außeruniversitären Forschungsaufträgen zu kompensieren. Dadurch werden die Profitorientierung sowie der Zwang zur selbstständigen wirtschaftlichen Tätigkeit zum neuen Schwerpunkt von Hochschuleinrichtungen.

In dieser neuen Situation veränderte sich auch das Motivationssystem. Während im Humboldtschen Universitätsmodell der primäre Motivationsfaktor die in der Grundlagenforschung erzielte hohe wissenschaftliche Reputation war, wird jetzt die Anforderung an Hochschulen und Universitäten, unmittelbare wirtschaftliche Ansprüche zu erfüllen, durch das jeweilige Zusammenspiel folgender Faktoren bestimmt:

- die nach wie vor vorhandene, aber nicht mehr vorherrschende traditionelle akademische Reputation;
- die bürokratische Koordination (staatliche Regelung, interuniversitäre Machtverhältnisse);
- den Markt.

Die Spannung zwischen diesen drei Faktoren mündet allmählich in die Verdrängung des Humboldtschen Modells durch folgende drei Typen neuer Universitäten (Polónyi, 2005):

- Typ 1: Während wirtschaftlichen Zwängen im minimal erforderlichen Maße nachgegeben wird, werden die grundlegenden Werte traditioneller *Forschungsuniversitäten* bewahrt: Diese bleiben – in einer differenzierten und abgeschwächten Form – dominant.

- Typ 2: Es bildet sich durch die Dominanz der bürokratischen Koordination ein neuer Typ von *Dienstleistungsuniversitäten* heraus, die wirtschaftliche Tätigkeit ausüben und Dienstleistungen anbieten. Die Leitung der Universität geht von führenden Akademikern zu einem professionellen Management über, das mit den Interessen wirtschaftlicher Unternehmen eng verflochten ist.
- Typ 3: Es entwickeln sich *Unternehmensuniversitäten*. Sie sind in der Lage, Forschung zu organisieren, die unmittelbaren wirtschaftlichen, vor allem industriellen Interessen dient. Im Rahmen vielfältiger Kooperationen mit der Wirtschaft werden sie den Anforderungen des Marktes gerecht und fördern Forschung, die neue Produkte herstellt, diese nach den Gesetzen des Marktes vertreibt und somit Profit erzielt. Unternehmensuniversitäten sind weitgehend unabhängig von der staatlichen Unterstützung und weisen die strukturellen und funktionalen Merkmale eines Großunternehmens auf.

Dass auch in Ungarn die Differenzierung des traditionellen Humboldtschen Systems in diese drei Richtungen begonnen hat, haben alle am Hochschulsystem Beteiligten in den Jahren 2004-2006 im Zusammenhang mit den sehr heftigen Diskussionen um den damaligen Entwurf des neuen Hochschulgesetzes erlebt, dessen Zielsetzung es war, die Herausbildung von Unternehmensuniversitäten zu beschleunigen. Dass dieser Versuch in seiner ursprünglichen radikalen Form scheiterte, ist ein Zeichen dafür, dass in Ungarn die Bedingungen für Dienstleistungs-, geschweige denn für Unternehmensuniversitäten nicht gegeben sind. Folglich ist gegenwärtig eine typische *Krisensituation* entstanden. Infolge globaler gesellschaftlich-wirtschaftlicher Entwicklungen, die den gesamten *Europäischen Forschungsraum* betreffen,³ sind auf der einen Seite Universitäten traditionellen Humboldtschen Typs nicht mehr in der Lage, ihren definitorischen Aufgaben gemäß Forschung und Lehre zu gewährleisten. Auf der anderen Seite sind aber auch die Voraussetzungen für die Entwicklung dienstleistender Universitäten bzw. Unternehmensuniversitäten nicht vorhanden. In dieser Situation passen sich manche Universitäten, Fakultäten, Disziplinen, Forschungsgemeinschaften oder sogar einzelne Forscher bzw. Forschergruppen den ständig wechselnden äußeren Erwartungen, den gesellschaftlichen Herausforderungen sowie ihren eigenen finanziellen Interessen besser an, während andere langsamer reagieren und dadurch Gefahr laufen unterzugehen. Auf eine einfache Formel gebracht: Diejenigen, die die neue Situation erkennen, haben gute Chancen zu überleben, diejenigen aber, die an der durch das neue Umfeld nicht mehr präferierten Sichtweise festhalten, gefährden ihre eigene Existenz sowie die Zukunft des Fachgebietes, auf dem sie tätig sind. Bemerkenswert ist dabei, dass der Ausgang dieses Kampfes nicht unmittelbar mit intellektueller Leistung, mit

³ Siehe das Grünbuch.

kulturellen Werten und der wissenschaftlichen Relevanz der Forschungsergebnisse nach Humboldtschem Maßstab zusammenhängt. Es kann durchaus der Fall sein, dass das Wertvolle, aber den neuen Anforderungen nicht wirkungsvoll genug Angepasste verdrängt wird, während das weniger Wertvolle, aber mit den breiteren gesellschaftlichen Vorgängen effektiv Verbundene sich weiterentwickelt. Es kann aber auch vorkommen, dass u.U. das Gegenteil passiert: Dass das, was in welchem Sinne auch immer anspruchsvoll und von hohem wissenschaftlichen Wert ist, durch gutes Wissenschaftsmanagement den Weg zum Überleben findet.

Vor diesem Hintergrund ergeben sich für uns Germanisten mindestens zwei Fragen:

- (1) Wie lassen sich Gegenwart und Zukunft der germanistischen Forschung in Ungarn in der oben erwähnten Krisensituation einschätzen?
- (2) Welche Schlussfolgerungen ergeben sich aus der Antwort auf diese Frage für die Maßnahmen, die die ungarische Germanistik in ihrem eigenen Interesse treffen müsste?

Die Antwort auf diese Fragen wollen wir aus relativ abstrakten Überlegungen herleiten, weil ohne die Kenntnis des generellen wissenschaftspolitischen Umfeldes, in dem sich die ungarische Germanistik bewähren muss, Gegenwart und Zukunft der Letzteren nicht bewertet werden können. Ich werde von den wichtigsten Merkmalen der gegenwärtigen ungarischen Forschungspolitik ausgehen, die mit ihren richtungweisenden Entscheidungen die oben skizzierten Entwicklungen konkretisieren und teilweise auch radikalieren. Da die Germanistik als eine Geisteswissenschaft eingestuft wird, soll der nachfolgende Überblick auf *die Situation der Geisteswissenschaften* hin spezifiziert werden. Um so mehr, als in der ungarischen Forschungspolitik seit mehreren Jahren eine kontinuierliche Diskussion über den Nutzen der Geisteswissenschaften stattfindet, ohne deren Verständnis auch die jetzigen Schwierigkeiten der Germanistik in Ungarn nicht zu verstehen wären.⁴

3. Wissenschaftspolitische Tendenzen im Ungarn der Jahrtausendwende

Im Einklang mit der generellen europäischen Tendenz wird die staatliche Unterstützung geisteswissenschaftlicher Forschung vor allem mit der Begründung

⁴ Da ich in diesem Beitrag die Situation germanistischer Forschung im Lichte der ungarischen Forschungspolitik thematisieren möchte, werde ich vorwiegend ungarischsprachige Literatur zitieren, was für das Jahrbuch ungewöhnlich, aber aufgrund des Themas unerlässlich ist.

radikal gekürzt, diese sei nicht fähig, wirtschaftlich unmittelbar verwertet zu werden und Profit zu bringen. Dies geht mit dem Verlust an Prestige, Anerkennung, Autorität und Einfluss der Geisteswissenschaften einher. Aus der sehr komplexen Tendenz der Förderung profitorientierter und der Verdrängung nicht-profitorientierter Forschung, die von globalen wirtschaftlichen Vorgängen, von vielschichtigen hochschul-, wissenschafts- und kulturpolitischen Maßnahmen sowie sozialpolitischen Entscheidungen nicht zu trennen ist, möchte ich auf eine sehr vereinfachte und zugespitzte Weise folgende – aus dem Hochschulgesetz, aus Entscheidungen der Regierung und der zuständigen Ministerien sowie aus den Medien bekannte – Richtlinien der ungarischen Wissenschaftspolitik hervorheben:

(a) Der Staat ist bestrebt, die Finanzierung der Forschung zunehmend dem Markt zu überlassen und seine früheren Positionen in dieser Hinsicht allmählich aufzugeben. Der Schlüsselbegriff der neuen wissenschaftspolitischen Terminologie ist die *Innovation* – in einem sehr engen und spezifischen Sinne. Unter Innovation wird in diesem Zusammenhang die Entwicklung von marktfähigen Produkten verstanden, die in enger Zusammenarbeit von Universitäten und Firmen entwickelt werden (Polónyi 2005, Pritz 2005). Diejenigen Forschungen, die diesem Begriff der Innovation entsprechen, werden mithilfe unterschiedlicher Mittel, aber vor allem durch Projektfinanzierungen unterstützt, während diejenigen, die keinen unmittelbaren wirtschaftlichen Nutzen bringen, stark benachteiligt werden. Diese Identifikation von Innovation mit unmittelbarer Profitorientierung als dem entscheidenden Kriterium für die Finanzierung richtet unheimlich große Schäden an. Im Allgemeinen werden nämlich Forschungen der Bewertung nach den jeweiligen aktuell-politischen Gesichtspunkten ausgeliefert, wobei das, was wissenschaftliche Erkenntnis voranbringt, in den meisten Fällen nicht mit aktuell-politischen und wirtschaftlichen Interessen im Einklang steht bzw. von den Entscheidungsträgern nicht einmal verstanden wird. Dadurch kann ein Gegensatz zwischen dem wissenschaftlich Fortschrittlichen und dem gesellschaftlich Nützlichen entstehen, der der wissenschaftstheoretischen Binsenweisheit widerspricht, wonach es ohne Grundlagenforschung keine angewandte Forschung geben kann. Im Besonderen stuft die erwähnte Identifikation die Geisteswissenschaften als „nutzlos“ ein und schließt sie sowohl von der staatlichen Finanzierung als auch von der Projektfinanzierung per definitionem aus.

(b) Dadurch zeigt sich eine neue disziplinäre Trennlinie. Während in den vergangenen Jahrzehnten – spätestens seit der Veröffentlichung von C. P. Snows Theorie über die zwei Kulturen – Wissenschaft u.a. durch den Unterschied zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften und neuerdings durch die Dreiteilung Natur-, Geistes- und Gesellschaftswissenschaften geprägt war, scheinen in diesem Kontext die Geisteswissenschaften zusammen mit der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung auf der einen, und profitorientierte angewandte Forschung im Sinne von „Innovation“, die sowohl die angewandten

Naturwissenschaften als auch die angewandten Gesellschaftswissenschaften umfasst, auf der anderen Seite zu stehen.⁵

(c) Trotz der ausgeprägten Präferenz der Wissenschaftspolitik für die angewandten Wissenschaften und deren Kooperation mit wirtschaftlichen Unternehmen ist die Situation der Grundlagenforschung in den Naturwissenschaften etwas positiver einzuschätzen als die der Geisteswissenschaften. Zwar wird die staatliche Finanzierung der Ersteren ebenfalls radikal gesenkt, aber es gibt doch noch etwas mehr Möglichkeiten zur Rettung der Forschungen als in den Geisteswissenschaften – vor allem Drittmittel, um die sich Forschergruppen bewerben können. In den Geisteswissenschaften ist dagegen selbst die Chance, an Drittmittel heranzukommen, sehr eingeschränkt. Zum einen gibt es sowohl auf nationaler als auch internationaler Ebene wesentlich weniger Projektausschreibungen. Zum anderen sind selbst auf Gebieten, auf denen es überhaupt Bewerbungsmöglichkeiten gibt, die zur Verfügung stehenden Summen von vornherein wesentlich kleiner als in den Naturwissenschaften.

(d) Zu dieser generellen europäischen Tendenz kommt in Ungarn hinzu, dass der für Forschung vorgesehene Teil des GDP im europäischen Vergleich ganz besonders niedrig ist, wodurch Wissenschaft und Forschung im Ungarn der Jahrtausendwende noch stärker gefährdet sind als in anderen Ländern der EU. Was die Unterstützung der geisteswissenschaftlichen Forschung angeht, so ergibt sich folgende Abstufung: Die generelle Tendenz der Senkung der staatlichen Unterstützung von Wissenschaft und Forschung wird in Ungarn weiter verschärft durch deren im Vergleich zu anderen EU-Ländern besonders niedrigen Anteil am GDP und selbst innerhalb dieses niedrigen Anteils wird die geisteswissenschaftliche Forschung stark benachteiligt.⁶ Ergo: Ihre Situation ist nahezu katastrophal.

Zu diesen allgemeinen wissenschaftspolitischen Präferenzen gesellen sich zusätzlich folgende interne wissenschaftssoziologische Eigenheiten der Geisteswissenschaften, die ihre Krise weiter vertiefen (Kertész 2005):

(e) Bekanntlich werden hierzulande Entscheidungen nicht primär aufgrund von interessenneutralen rationalen Überlegungen, sondern vielmehr entsprechend den Interessen der zu einem bestimmten Zeitpunkt stärksten Lobbys getroffen,

⁵ Siehe z. B. Enyedi (2001) zu den Konsequenzen der Tatsache, dass in den Geisteswissenschaften die Unterscheidung zwischen Grundlagenforschung und angewandter Forschung nicht nach denselben Kriterien getroffen werden kann wie in den Naturwissenschaften.

⁶ Ein aktuelles und anschauliches Beispiel: Der Nationale Rat für Promotion (Országos Doktori Tanács) hat 2008 den Beschluss gefasst, die Anzahl der Studienplätze für Doktoranden in den Geisteswissenschaften erheblich zu senken. Dadurch ist nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft geisteswissenschaftlicher Forschung stark gefährdet.

die die Entscheidungsträger effektiv beeinflussen können. Bis jetzt ist es den Vertretern der Geisteswissenschaften nicht gelungen, die institutionellen Mittel zu finden, die charismatischen Persönlichkeiten heranzuziehen sowie die Initiativen zur Integration zersplitterter Interessen in die Wege zu leiten, die für eine effektive Beeinflussung der Entscheidungsträger unverzichtbar sind.

(f) Ein wichtiges Merkmal der gegenwärtigen Forschungspolitik ist es, dass scientometrischen Parametern eine überaus große Bedeutung zugeschrieben wird. Persönliche Karrieren genauso wie die Unterstützung von Projekten (u.U. in Hundertmillionenhöhe) hängen in den Naturwissenschaften in einem beträchtlichen Maße davon ab, über welche scientometrischen Werte eine bestimmte wissenschaftliche Leistung verfügt. Dass es in den Geisteswissenschaften keine für richtunggebend gehaltenen Normen der Evaluation gibt, die ihre wissenschaftlichen Leistungen mit denen der Naturwissenschaften zumindest annähernd vergleichbar machen könnten, trägt ebenfalls dazu bei, dass die Geisteswissenschaften für minderwertig gehalten und sowohl vor der breiten Öffentlichkeit als auch in den Gremien, die die Unterstützung verteilen, als solche kommuniziert werden.

(g) Sehr schwach ist die Propagandatätigkeit der Geisteswissenschaftler. Selbst herausragende intellektuelle Leistungen bleiben verborgen und erreichen weder die breite Öffentlichkeit noch die Foren, auf denen über die Förderung oder die Verhinderung künftiger Forschungen entschieden wird.

(h) Die Position der Geisteswissenschaften wird auch dadurch geschwächt, dass sie – im Unterschied zu den traditionellen naturwissenschaftlichen Disziplinen wie etwa Physik, Chemie oder Biologie – keine paradigmatischen Disziplinen im Sinne von Kuhn (1970) darstellen, sondern vielmehr kleine, zersplitterte Forschungsbereiche ohne einheitliches Wertesystem, einheitliche Interessen, Methoden und Durchsetzungskraft umfassen.⁷ In erster Annäherung scheint dieser Feststellung die Tatsache zu widersprechen, dass etwa ab Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts parallel zu andersartigen Entwicklungstendenzen die Umstrukturierung des Systems wissenschaftlicher Disziplinen nicht nur ihre Desintegration, sondern auch ihre Integration bewirkte. Die Integrationsvorgänge betreffen auch die meisten geisteswissenschaftlichen Forschungsbereiche, die nicht nur untereinander, sondern auch mit einer Reihe von gesellschafts- und sogar naturwissenschaftlichen Disziplinen auf vielfältige Weise effektive interdisziplinäre Kooperationen entwickelten. Man denke dabei nicht nur an die Bindestrichdisziplinen, sondern vor allem an solche wirkungsvollen Bewegungen wie etwa die Semiotik, die Kognitionswissenschaften oder in jüngster Zeit die angewandte Philosophie. Allerdings werden diese Integrationsvorgänge, die gewisse Geisteswissenschaften (z. B. Linguistik, Philosophie) mit naturwissen-

⁷ Für eine Analyse der Linguistik unter diesem Aspekt siehe Kertész et al. (2006).

schaftlichen Forschungen (Biologie, Informatik, Gehirnforschung) sowie Gesellschaftswissenschaften (Soziologie, Psychologie) im Rahmen von zeitgemäß konzipierten gemeinsamen Projekten in Beziehung setzen könnten, durch das Institutssystem stark eingeschränkt, sodass sie sich in der Evaluation wissenschaftlicher Leistungen kaum niederschlagen.

(i) Als illustratives Beispiel für die zwiespältige disziplinäre Situation geisteswissenschaftlicher Forschungen mit bis jetzt unreflektiert gelassenen weitreichenden Konsequenzen sei stellvertretend die gegenwärtige Entwicklung der Linguistik erwähnt. Ein konstitutives Merkmal der Linguistik ist, dass sich ihr Status aufgrund der disziplinären Struktur der Wissenschaften, die sich im neunzehnten Jahrhundert entwickelten, heute nicht mehr definieren lässt. Am einen Ende der Skala finden sich Forschungen, die durch die enge Verflechtung mancher linguistischer Teilgebiete mit der Informatik und den Ingenieurwissenschaften unter Verwendung modernster Spitzentechnologie – z.B. durch die rapide Entwicklung neuer Subdisziplinen wie der Sprachtechnologie oder der Sprachtherapie – den Anforderungen gegenüber „Innovation“ im oben erläuterten engsten Sinne gerecht werden. Das andere Extrem ist die hermeneutische Herangehensweise beispielsweise in der Stilistik, in der Textlinguistik oder in der linguistischen Poetik. Zwischen den beiden Extremen findet sich eine breite Skala verschiedener Varianten linguistischer Forschungen, die u. a. auch gesellschaftswissenschaftliche Methoden nach dem Muster der Soziologie oder der Psychologie umfassen. Allerdings ist es nicht gelungen, mit einer solchen Differenzierung der Disziplin so umzugehen, dass die neuen Möglichkeiten zur „Innovation“ mit der Verteidigung traditioneller Werte der Geisteswissenschaften verbunden werden. Der Verzicht auf die Letzteren mit der Begründung, dass in gewissen eingeschränkten Fällen bereits auch profitbringende „Innovation“ in erreichbare Nähe gerückt ist, würde automatisch dazu führen, dass das Wesen von Geisteswissenschaften – etwa die Thematisierung des Menschen mit der gesamten Komplexität seiner individuellen, kulturellen, gesellschaftlichen Handlungsfähigkeit – aufgegeben wird. Wie begrüßenswert es auch ist, z. B. eine Disziplin wie die Linguistik in Richtung der „Innovation“ zu lenken, und wie wünschenswert es auch wäre, das sich dadurch ergebende neue Potenzial wesentlich gezielter und effektiver auszunutzen, ohne bewusste wissenschaftssoziologische und -politische Reflexion birgt eine solche Schwerpunktverlagerung große Gefahren.

4. Gibt es einen Ausweg für die Germanistik?

Nachdem wir die allgemeine Tendenz der Neustrukturierung von Lehre und Forschung im europäischen Kontext skizziert und diese mit Blick auf die gegenwärtige ungarische Wissenschaftspolitik aus Sicht der Geisteswissenschaften

spezifiziert haben, können wir jetzt in einem dritten Schritt die Konsequenzen für die germanistische Forschung ziehen. Was wir in den vorangehenden Abschnitten relativ abstrakt und allgemein über die gegenwärtige Situation der Geisteswissenschaften gesagt haben, trifft uneingeschränkt auf die Germanistik zu. Aus dem obigen Überblick ergibt sich unmittelbar, dass der Rahmen, in dem in Ungarn germanistische Forschung durchgeführt werden muss, zur Förderung unseres Fachgebietes nicht geeignet ist. Was wir tun müssen, um größere Schäden so weit wie möglich zu verhindern, lässt sich in einem Wort zusammenfassen: *Proaktivität*. Statt die für uns ungünstigen Veränderungen der letzten Jahre weiterhin passiv zu erleiden, sollten wir alle, die wir um das Schicksal germanistischer Forschung in Ungarn besorgt sind, vor allem in folgender Hinsicht bewusst, koordiniert und systematisch die Initiative ergreifen:

Erstens: *Anpassung!* Da die Finanzierung der Forschung, wie wir oben gesehen haben, europaweit zunehmend auf Drittmittel sowie auf außeruniversitäre wirtschaftliche Quellen verlagert wird, müssen alle germanistischen Institute einsehen, dass sie keine andere Wahl haben, als sich dieser Bedingung anzupassen, wenn sie als Forschungsstellen überleben wollen. Anpassung bedeutet zweierlei. Zum einen sind die Möglichkeiten, Projekte traditionellen Inhalts – also Grundlagenforschung zur deutschen Sprache und Literatur, Literaturgeschichte, Sprachgeschichte mit den Mitteln der theoretischen Linguistik und der Literaturtheorie – in die Wege zu leiten, eingeschränkt, aber nicht gänzlich ausgeschlossen.⁸ Obwohl der Nationale Forschungsfonds (OTKA), dessen Aufgabe die Unterstützung von Grundlagenforschungen ist, Jahr für Jahr um ein zumindest einigermaßen angemessenes Budget mit der jeweiligen Regierung ringen muss und in diesem Kampf ständig Verluste erleidet, gibt es ihn noch! Natürlich gibt es keine Garantie für den Erfolg germanistischer Projektanträge. Trotzdem könnte man keinen größeren Fehler begehen als den, den ich u.a. auch in meiner unmittelbaren Umgebung erlebe: Mit der Begründung, dass die Konkurrenz groß und die zu verteilende Summe klein ist, in Resignation zu verfallen, sich die Mühe des Antragstellens nicht zu machen und sich damit zu begnügen, über die ungünstigen Umstände zu klagen. Zum anderen bedeutet Anpassung auch Umdenken im Hinblick auf die Forschungsinhalte. Wenn Germanistik mit ihren traditionellen Werten nicht mehr unseren Ansprüchen gemäß gefördert wird, dann kommt man nicht umhin, Forschungsthemen zu wählen, die in das Konzept der gegenwärtigen Forschungspolitik passen. Nicht zurückschrecken dürfte man dabei vor internationalen Konsortien wie denjenigen, die im europäischen Rahmenprogramm

⁸ Eine erfolgreiche Initiative der Fakultät für Geistes- und Gesellschaftswissenschaften der Universität Debrecen ist die Gründung von Forschungszentren in den Jahren 2006-2007, deren Aufgabe darin besteht, mehrere parallele interdisziplinäre Projekte mit relativ großer Effektivität zu koordinieren. Vgl. z.B. <http://nyfk.unideb.hu>.

FP7 bevorzugt werden. Wie mühsam es auch ist, internationale Projekte vorzubereiten und zu koordinieren, dies ist gegenwärtig der effektivste Weg, neue Stellen einzurichten, dadurch die junge Forschergeneration zu retten, die sonst keine germanistische Laufbahn aus Mangel an Stellen und Forschungsmöglichkeiten machen könnte, und auf diese Weise den schnellen Untergang unseres Fachs zu verhindern.⁹ Wie groß dabei der Kompromiss sein muss und sein darf, was unser wissenschaftliches Gewissen noch vertragen kann und welche Grenze nicht mehr überschritten werden darf, welche intellektuellen Werte mit kommerziellen Zielsetzungen noch zu vereinbaren sind und welche nicht mehr – dies sind natürlich zentrale Fragen, aber auch ein weites Feld. Sie lassen sich sicherlich nicht allgemeingültig beantworten, sondern nur in Kenntnis der jeweiligen Forschungsthemen, der jeweiligen Personen und ihrer bisherigen wissenschaftlichen Vergangenheit.

Zweitens: *Veränderung der Bedingungen!* Die soeben exemplarisch erhobene Forderung nach Anpassung ist mit Sicherheit nicht ausreichend. Was man darüber hinaus nicht aufgeben dürfte, ist der Kampf um die Veränderung der wissenschaftspolitischen Präferenzen in Ungarn. Die ungarische Germanistik sollte die Mittel finden, ihre Interessen so zu vertreten, dass sie die Entscheidungsträger erreichen und auch beeinflussen kann. Wie schwer dies auch erscheinen mag, manche Wege stehen offen. Vor allem müsste man sich um die Kooperation mit denjenigen Vertretern anderer Wissenschaften – so auch und vor allem mit denen der Naturwissenschaften – bemühen, die sich für die Grundlagenforschung einsetzen. Wie bereits erwähnt, gefährdet die kommerzielle Sichtweise nicht nur die geisteswissenschaftliche Forschung, sondern auch die Grundlagenforschung im Allgemeinen. In dieser Hinsicht könnte die ungarische Germanistik unter relativ einflussreichen Naturwissenschaftlern Mitstreiter finden. Ein Beleg für die gemeinsamen Interessen ist etwa die Diskussion, die in den letzten Jahren um die Zukunft des Nationalen Forschungsfonds OTKA an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften bzw. zwischen den Mitgliedern der Akademie und der Regierung ausgetragen wird. Ein anderer Weg wäre die Stärkung der Interessenvertretung innerhalb der Germanistik. In dieser Hinsicht wäre es wichtig, Kooperationen zwischen unterschiedlichen germanistischen Verbänden in Ungarn zu entwickeln. Die GuG hat beispielsweise in den letzten Jahren u.a. versucht, auch die Niederlandistik und die Skandinavistik mit in die Interessenvertretung einzubeziehen. Es sei die Notwendigkeit der Kooperation mit anderen geisteswissenschaftlichen Verbänden betont, eventuell auch die Gründung eines Dachverbandes, den sowohl die Regierung als auch die Ungarische Akademie der Wissenschaften als Verhandlungspartner anerkennen. Solange sich die Aufsplitterung geisteswissenschaftlicher Forschung auch in der Aufsplitterung der

⁹ Siehe auch Fußnote 6.

Verbände niederschlägt, besteht keine Chance für eine effektive Interessenvertretung. Schließlich sei auch erwähnt, dass die Einordnung der Geisteswissenschaften als „nutzlos“ mit rationaler Argumentation leicht widerlegt werden kann – und diese Argumentation sollte die Entscheidungsträger mithilfe entsprechender Propaganda- und Lobbytätigkeit erreichen.¹⁰

Drittens: *Integration in den Europäischen Forschungsraum!* Die oben geschilderten Maßnahmen der ungarischen Wissenschaftspolitik der Gegenwart stellen eine extreme Verwirklichung der Präferenzen des Europäischen Forschungsraumes dar, extrem deshalb, weil sie der Differenziertheit des Letzteren nicht subtil folgt, sondern lediglich seine radikalsten Richtlinien mechanisch übernimmt (Pléh 2006, Polónyi 2005, Pritz 2005). Allerdings ist der Europäische Forschungsraum wesentlich feiner gefächert als diese vereinfachte Sichtweise. Beispielsweise enthält das Rahmenprogramm FP7 bereits einige Themenausreibungen, die unserem Fach nicht gänzlich fremd sind. Europa hat bereits wichtige Zusammenhänge erkannt, derer wir uns zwar längst bewusst sind, die aber nach den aus unserer Sicht negativen Tendenzen der letzten Jahre von der ungarischen Forschungspolitik neu entdeckt und bewusst in den Vordergrund gestellt werden müssten. Zum einen ist während des deutschen Vorsitzes in der EU bekanntlich für eine erhebliche Steigerung der finanziellen Unterstützung von Wissenschaft und Forschung, darunter auch der Grundlagenforschung und der Geisteswissenschaften, Stellung genommen worden. Zum zweiten könnte man, selbst wenn man „Innovation“ als die wichtigste Zielsetzung europäischer Forschungspolitik ansehen würde, nicht umhin, anzuerkennen, dass deren Ergebnisse nur in einem komplexen gesellschaftlichen Umfeld Anwendung finden. Auf welche Weise und in welchem Maße die Ergebnisse der Forschung nützlich sein können, lässt sich erst in Kenntnis dieser Komplexität erkennen: erst durch die Ausdifferenzierung von Vorgängen, die Gegenstand der Gesellschaftswissenschaften sind, sowie des kulturellen Erbes, dessen Pflege die primäre Aufgabe der Letzteren darstellt. Es ist leicht einzusehen, dass im Europäischen Forschungsraum der Germanistik in diesem Zusammenhang eine Schlüsselrolle zukommen könnte, weil sie zur Erkenntnis der interkulturellen Vorgänge entscheidend beiträgt, ohne die die gesellschaftliche Rezeption von Forschungsergebnissen gleich welcher Art nicht möglich ist. Aus diesen Überlegungen ergibt sich, dass selbst die Beeinflussung europäischer Präferenzen nicht von vornherein als hoffnungslos beurteilt werden darf – auch dann nicht, wenn man

¹⁰ Ein lehrreiches und anschauliches Beispiel für diese Art der Argumentation ist Höffe (2005). Analoge Argumente ließen sich zur Verteidigung des Nutzens germanistischer Forschungen leicht konstruieren. Dass die Argumentation mit entsprechendem Engagement der Betroffenen u. U. spektakuläre Ergebnisse erzielen kann, bezeugt das in Rózsa (2008) geschilderte Beispiel.

geneigt wäre, dies als unrealistische Utopie zu bezeichnen. Im Gegenteil: Beispielsweise gab es in den vergangenen Jahren wichtige Initiativen zur Vereinigung der Kräfte der europäischen Germanistik. Zwar blieb der Erfolg aus, indem, im Gegensatz zum ursprünglichen Vorhaben, kein Dachverband europäischer Germanistikverbände ins Leben gerufen werden konnte, aber die Diskussionen, die im Zusammenhang mit der Interessenvertretung der Germanistik auf internationaler Ebene ausgetragen wurden, haben wichtige konstruktive Ideen und Vorschläge ans Tageslicht gebracht. Die ungarische Germanistik könnte und müsste in diesem Vorgang selbst auf europäischer Ebene eine proaktive Rolle spielen.

5. Fazit

Als Antwort auf die in Abschnitt 2 gestellte erste Frage haben wir eine komprimierte Bestandsaufnahme des gegenwärtigen wissenschaftspolitischen Umfeldes der Geisteswissenschaften in Ungarn durchgeführt – das sinngemäß auch auf die Germanistik zutrifft. Aus dieser Bestandsaufnahme ergaben sich die Gesichtspunkte des möglichen Handelns als Antwort auf die zweite Frage, die wir ebenfalls auf eine sehr vereinfachte und abstrakte Weise in Abschnitt 4 behandelt haben. Leicht gesagt, schwer getan: Es gibt keinen Königsweg, keine allumfassende, unmittelbaren und sofortigen Erfolg bringende Lösung. Was getan werden muss, sind kleine, aber konsequent durchgeführte Schritte auf mehreren uns zugänglichen Gebieten des institutionellen Handelns. Vor allem aber: Proaktivität im Sinne von Anpassung, Kräftevereinigung und Interessenvertretung!

Literatur

- Höffe, O. 2005: Vom Nutzen des Nutzlosen. Zur Bedeutung der Philosophie im Zeitalter der Ökonomisierung. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 53, 667-678. Ungarische Übersetzung in: *Magyar Tudomány* 2007/3, 342-353.
- Enyedi, Gy. 2004: A bölcsészeti és a társadalomtudományok a Magyar Tudományos Akadémián. [Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften] *Magyar Tudomány* 2004/12.
- Enyedi, Gy. 2001: A társadalomtudományok százada. [Das Jahrhundert der Gesellschaftswissenschaften] *Magyar Tudomány* 2001/2.
- Grünbuch. Der Europäische Forschungsraum: Neue Perspektiven. 04. 04. 2007. http://ec.europa.eu/research/era/pdf/era_gp_final_de.pdf
- Kertész, A. 2005: Megjegyzések a hazai nyelvtudomány kutatási-fejlesztési stratégiájához. Korreferátum a Társadalomtudomány – Tudománypolitika az MTA-ról nézve c. konferencia háttéranyagához, 2003. szept. 30. [Bemerkungen zur Forschungsstrategie der ungarischen Sprachwissenschaft. Korreferat zum Hintergrundmaterial der Konferenz Gesellschaftswissenschaften – Wissenschaftspolitik aus der Sicht der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, 30. 09. 2005]

- Kertész, A./Rákosi, Cs./Bódog, A. 2006: A saussure-i strukturalizmus tudománytörténeti rekonstrukciójáról. [Über die wissenschaftshistorische Rekonstruktion des Saussureschen Strukturalismus] Magyar Nyelv CII, 430-442.
- Kuhn, T.S. 1970: *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago.
- Pléh, Cs. 2006: A tudomány szabadsága a pénz világában. [Die Freiheit der Wissenschaft in der Welt des Geldes] Magyar Tudomány 2006/7, 879-885.
- Polónyi I, 2005: Zsákban táncolva, avagy az egyetemi innovációs stratégia sajátosságai. [Im Sack tanzend, oder: die Eigenheiten der Innovationsstrategie an Universitäten] *Competitio IV/1 (2005)*, 201-212.
- Pritz P. et al. (Hrsg.) 2005: *Társadalomtudomány – Tudománypolitika az MTA-ról nézve. A 2005. szeptember 30-i konferencia háttéranyaga*. [Gesellschaftswissenschaften – Wissenschaftspolitik aus der Sicht der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Hintergrundmaterial der am 30. 09. 2005 gehaltenen Konferenz] Magyar Tudományos Akadémia.
- Rózsa E. 2008: A Berlin-Brandenburgi Tudományos Akadémia interdiszciplináris humanprojektje. [Das interdisziplinäre Humanprojekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften] Magyar Tudomány 2008/3, 342-351.

Literaturwissenschaft



*Karl Katschthaler (Debrecen)***Wozzeck/Woyzeck oder die Offenheit
des Geschlossenen****1. Der Ausgangspunkt**

„Wozzeck, Oper in 3 Akten von Alban Berg. Text vom Komponisten nach dem Drama Woyzeck von Georg Büchner (1837). Uraufführung: 14.12.1925 Berlin, Staatsoper Unter den Linden.“¹ Im Lexikoneintrag scheint die Gattungszugehörigkeit des „Wozzeck“ wie auch des „Woyzeck“ außer Zweifel zu stehen. Es gebe zwar ein „Drama“ als Vorlage, es gebe aber als Grundlage der Komposition ein Libretto, das angeregt durch diese Vorlage geschrieben worden sei. Was den Text betrifft, könnte man demnach Bergs „Wozzeck“ scheinbar problemlos als herkömmliche Libretto-Oper in die Operngeschichte einordnen. Sie wäre demnach also keine so genannte Literaturoper wie etwa Debussys „Pelléas et Mélisande“, zu der es im Opernlexikon heißt: „Drame-lyrique in 5 Akten (13 Bilder) von Claude Debussy. Text von Maurice Maeterlinck. Uraufführung: 30.4.1902 Paris, Opéra Comique“². Im einen Fall hätten wir es also mit der Vertonung eines nach einem literarischen Drama geschriebenen Librettos, im anderen mit der Vertonung des Originaltextes eines solchen zu tun. Sieht man jedoch genauer hin, stellt sich die Sache viel komplizierter dar. Die Zweifel an der Zuverlässigkeit des Lexikonartikels beginnen schon mit der Frage, ob es sich bei Büchners „Woyzeck“ tatsächlich um ein Drama handelt und nicht vielmehr um ein Fragment, ja mehr noch, ob der Text, der Berg zur Verfügung stand, überhaupt von Büchner geschrieben wurde und nicht vielmehr von Karl Emil Franzos. Bergs Ausgangslage war offensichtlich eine andere als die von Debussy. Trotzdem scheint die Beschreibung dessen, was Debussy an Maeterlincks Text verändert hat, auch auf Bergs Umgang mit seiner literarischen Vorlage zuzutreffen. Im Opernlexikon heißt es dazu: „Debussy nahm nur einige Kürzungen des Textes vor, strich Nebenfiguren und schuf damit eines der frühen Beispiele der im 20. Jh. dann bestimmenden »Literaturoper«“.³ Ist also Bergs

¹ Wozzeck (Berg). Reclams Opernlexikon, CD-ROM, Philipp Reclam jun., Stuttgart, Directmedia Publishing GmbH, Berlin 2001 (= Digitale Bibliothek Bd. 52), Hervorhebung von mir.

² Ebd., Hervorhebung von mir.

³ Ebd.

„Wozzeck“ doch eine Literaturoper? Viele Musikwissenschaftler ordnen die Oper heute dieser Gattung zu, deren Definition allerdings ihrerseits wiederum umstritten ist. Diese zunächst hier nur grob skizzierte Problematik des Textes und der von der Textgrundlage ausgehenden Gattungszuordnung hat wohl entscheidend dazu beigetragen, dass die Frage der Texteinrichtung in vielen Fällen zum Ausgangspunkt der musikwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem „Wozzeck“ geworden ist. Nicht dass die Frage, was Berg mit Büchners Text gemacht hat, irrelevant wäre, im Gegenteil. Nimmt man sie aber als Ausgangspunkt, dann führt das, möglicherweise auch ungewollt, zu einer starken Text-Zentriertheit der Forschung. Dieses Phänomen ist gerade auch dann zu beobachten, wenn die Beschäftigung mit der Wozzeck-Musik viel umfangreicher ausfällt als die mit dem Text, wie etwa in Petersens Habilitationsschrift⁴. Petersens These, Bergs Verhältnis zu Büchner sei das eines „produktiven Missverständnisses“ gewesen,⁵ und der textzentrierte Ansatz werden noch 2004 von Kordula Knaus in ihrer Dissertation über Bergs zweite Oper „Lulu“ übernommen.⁶ Besagter Ansatz führt fast zwangsläufig zur Feststellung der Geschlossenheit von Bergs Oper, die in Gegensatz zum fragmentarischen, offenen Drama Büchners gerät. Unter Zuhilfenahme der spärlichen Bemerkungen von Lacoue-Labarthe⁷ und der etwas zahlreicheren von Adorno⁸ zum Thema, die zu den wenigen zählen, die von einem anderen Ansatz ausgehen, möchte ich hier eine Alternative zum textzentrischen Ansatz und zur Geschlossenheitsthese entwickeln. Meine Argumentation wird dabei von folgenden drei Thesen gespeist:

Ausgangspunkt der Beschäftigung mit Bergs „Wozzeck“ soll seine Verortung in der Gattungsgeschichte der Oper sein. So kann auch eine ungewollte Text-

⁴ Peter Petersen: Alban Berg. Wozzeck. Eine semantische Analyse unter Einbeziehung der Skizzen und Dokumente aus dem Nachlass Bergs, edition text + kritik, München 1985 (= Musik-Konzepte Sonderband).

⁵ Vgl. Peter Petersen und Hans-Gerd Winter: Die Büchner-Opern im Überblick. Zugleich ein Diskussionsbeitrag zur „Literaturoper“, in: Büchner-Opern. Georg Büchner in der Musik des 20. Jahrhunderts, hg. von Peter Petersen und Hans-Gerd Winter, Laaber-Verlag, Laaber 1997, S. 6-32 (= Hamburger Jahrbuch für Musikwissenschaft 14), hier: S. 29.

⁶ Kordula Knaus: Gezügelte *Lulu*. Alban Bergs Wedekind-Vertonung im Spannungsfeld von literarischer Ambition, Opernkonvention und „absoluter Musik“, Rombach, Freiburg im Breisgau 2004 (= Rombach Wissenschaften – Reihe Cultura 38).

⁷ Philippe Lacoue-Labarthe: *Musica ficta* (Figures de Wagner), Christian Bourgeois Éditeur, Paris 1991.

⁸ Theodor W. Adorno: Berg. Der Meister des kleinsten Übergangs, in: ders.: Die musikalischen Monographien, Gesammelte Schriften, Herausgegeben von Rolf Tiedemann unter Mitwirkung von Gretel Adorno, Susan Buck-Morss und Klaus Schultz, Bd. 13, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1986, S. 321-494.

Zentriertheit der Interpretation, die der Ausgangspunkt Texteinrichtung nach sich zieht, vermieden werden.

In Analogie zu Adornos Bemerkung von der Geschlossenheit des Offenen bei Büchner ist nach der Offenheit des Geschlossenen bei Berg zu fragen und zwar sowohl auf der Ebene des Textes als auch auf der Ebene der Musik bzw. des Verhältnisses der beiden zueinander. So kann die Geschlossenheitsthese durch eine komplexere Interpretation des Verhältnisses von Geschlossenheit und Offenheit ersetzt werden.

In Bezug auf das für die Interpretation der ganzen Oper so wesentliche Orchesterzwischenpiel vor der letzten Szene werde ich der Rehabilitationsthese von Petersen eine Ambivalenzthese entgegenstellen und so noch einmal an dieser entscheidenden Stelle die Offenheit des Geschlossenen in Bergs „Wozzeck“ aufzeigen.

Zum Schluss werde ich zumindest die Frage aufwerfen, ob man nicht letztere These vom Zwischenpiel auf das Werk als Ganzes ausdehnen könnte.

2. Die Gattung

Eine Gattungsbestimmung primär für „Lulu“, nebenbei aber auch für „Wozzeck“, versucht Kordula Knaus im Kapitel „Literaturoper Lulu“ am Schluss ihrer Dissertationsschrift. Da es ihr dort aber vor allem darum geht, den problematischen Begriff „Literaturoper“ ad absurdum zu führen, scheint mir ihre Darstellung der gattungsgeschichtlichen Verortung der Berg-Opern auf eine schiefe Bahn zu geraten. Dabei ist zunächst ihrer kritischen Darstellung der Definitionsversuche des Begriffs „Literaturoper“ durchaus zu folgen. Sicherlich ist Danusers⁹ Definition als Libretto-Typ, in dem ein Sprechtheatertext nicht oder nur wenig verändert werde, zu eng, wie schon Dahlhaus¹⁰ festgestellt hat. Zu Recht kritisiert Knaus auch Dahlhaus' Kriterien, vor allem seine Forderung, die Musik müsse in der Literaturoper dramaturgisch-funktional gerechtfertigt sein. Letztere muss in Bezug auf die Oper – und um eine solche handelt es sich ja auch bei der Literaturoper – tatsächlich redundant erscheinen. Knaus hat sicherlich auch Recht, wenn sie hinter den anderen Kriterien von Dahlhaus (Verdeutlichung des Gehaltes des Textes durch die Musik, Sinnfälligmachen der Fabel) ebenfalls das Motiv der Rechtfertigung erkennt. Dieses Rechtfertigungsbedürfnis leitet sie überzeugend

⁹ Vgl. Hermann Danuser: *Die Musik des 20. Jahrhunderts*, Laaber-Verlag, Laaber 1984 (= *Neues Handbuch der Musikwissenschaft* 7), S. 350.

¹⁰ Vgl. Carl Dahlhaus: *Vom Musikdrama zur Literaturoper*. Aufsätze zur neueren Operngeschichte, Neuausgabe, München u. a. 1989, S. 281.

vom ursprünglich negativen Begriffsgehalt her.¹¹ Petersens und Winters Definitionsversuch, der davon ausgeht, dass in der Literaturoper ein präexistenter Text in irgendeiner Form als Strukturschicht erhalten, „als das Andere, vielleicht sogar das Fremde kenntlich“¹² bleibe, möchte sie mit Petersens eigener Wozzeck-Analyse widerlegen. Da ja Petersen selbst zum Schluss komme, dass es sich bei Bergs Wozzeck in Bezug auf Büchners Woyzeck um ein „produktives Missverständnis“ handle, sei seine Definition folglich nicht mehr haltbar.¹³ Ihre Schlussfolgerung lautet dann: „Mit dem Festhalten an solchen qualitativen Kriterien wird dem Terminus Literaturoper eine zeitspezifische Sichtweise aufoktroziert, die sich an speziellen ästhetischen Standpunkten, aber keineswegs an Gattungsmerkmalen orientiert.“¹⁴ Auch dieser Feststellung könnte man leicht entgegenhalten, dass wohl auch Gattungsmerkmale keine überhistorischen Konstanten sind, sondern dem historischen Wandel genauso unterliegen wie „ästhetische Standpunkte“, ja mehr noch, dass Gattungsmerkmale als ästhetische Kategorien von historischen ästhetischen Präferenzen nicht zu trennen sind. Es geht mir hier aber gar nicht um die Rettung des Definitionsversuchs von Petersen und Winter im Allgemeinen. Ich werde aber sehr wohl zeigen, dass Petersens Begriff der Literaturoper zum Teil sogar gegen seine eigenen Schlussfolgerungen auf den Wozzeck durchaus zutrifft, dass also etwas von Büchners Text herührendes Fremdes in der Oper kenntlich bleibt. Wie ordnet nun aber Knaus Büchners Oper in die Gattungsgeschichte ein? Auffallend an ihrer Darstellung der Geschichte der Oper im 19. Jahrhundert ist die Tatsache, dass sie sich ganz auf die italienische Oper konzentriert und zwar auch um den Preis nicht ganz überzeugender Ausgrenzungen. So bleibt sie eine Erklärung dafür schuldig, warum sie die Anfänge der direkten Übernahme literarischer Texte in der russischen Oper - erstmals vertonte Mussorgskij 1868 in seinem Fragment „Die Heirat“ (Text: Gogols gleichnamiges Stück) einen Schauspieltext Wort für Wort, ohne ihn zu verändern – als Sonderweg, den man außer Acht lassen könnte, abtut. Dabei hat Debussy während seiner Arbeit an der 2. Fassung seines „Pelléas“ eben den Klavierauszug von „Boris Godunov“ studiert, so dass es offensichtlich eine direkte Verbindungslinie vom angeblichen russischen „Sonderweg“ zur oft fälschlich als erste ihrer Gattung bezeichneten Literaturoper Debussys gibt. Doch auch auf den gattungsgeschichtlichen Stellenwert von Debussys Oper geht Knaus nicht weiter ein, obwohl hier wiederum eine direkte Verbindungslinie zu Berg zu ziehen wäre, der sich während der Arbeit am „Wozzeck“ mehrmals auf

¹¹ Vgl. Knaus, *Geähmte*, S. 219ff. und S. 229.

¹² Petersen und Winter, *Die Büchner-Opern*, S. 12.

¹³ Vgl. Knaus, *Gezähmte*, S. 223, besonders Fn. 19.

¹⁴ Ebd.

Debussys „Peléas“ berufen hat.¹⁵ Erst diese Ausgrenzung macht es Knaus möglich zu behaupten, dass die Übernahme literarischer Texte in weitgehend unveränderter Form in Italien begonnen habe (Mascagnis Heine-Vertonung „Guglielmo Ratcliff“, uraufgeführt 1895, wird so zur ersten „Literaturoper“). An dieser Stelle erwähnt sie dann zwar die Gleichzeitigkeit dieser Entwicklung an mehreren Orten (Debussy, Tschaikowsky, Strauss), misst dieser Tatsache aber keine weitere Bedeutung zu, sondern sucht die Ursprünge der Literaturoper in der italienischen Operngeschichte des 19. Jahrhunderts. Verdis Hinwendung zur Weltliteratur und Boitos Abweichungen von den italienischen Opern- und Librettokonventionen, begründet mit der Intention der Dichter, sind sicherlich für die italienische Entwicklung von großer Bedeutung. Auch weist sie mit Recht auf den entscheidenden Schritt in Frankreich hin, von metrischen Texten zu Prosatexten überzugehen. Ob ihre Schlussfolgerung, dass dadurch kein neuer Libretto-Typ entstanden sei, sondern einfach keine Notwendigkeit mehr bestand, eigene (eben metrische) Libretti zu schreiben, standhält, das lässt sich bezweifeln. Die von Knaus selbst nachgewiesene intensive Auseinandersetzung Bergs mit den Wedekindschen Stücken als literarischen Texten spricht jedenfalls produktionsästhetisch eher für das Gegenteil.¹⁶ Vor allem aber fehlt in Knaus' Darstellung ein wesentlicher, vielleicht sogar der wesentliche Einflussfaktor. Wagner nämlich wird nur zweimal und eher nebenbei erwähnt. So wird nach Knaus „Wozzeck“ zu einer Oper nach Verdi.

Für die Einordnung des „Wozzeck“ in die Gattungsgeschichte der Oper muss aber, bedenkt man Ort und Zeit seiner Entstehung – 1914 bis 1922 in Wien, also im deutschsprachigen Raum –, sein Verhältnis zu Richard Wagners Musikdrama von entscheidender Bedeutung sein. Zugespitzt formuliert: „Wozzeck“ ist eine Oper nach Wagner. Was bedeutet aber Oper nach Wagner? Einen Hinweis in diese Richtung gibt auch Knaus, nur greift dieser viel zu kurz. Sie spricht zwar von der Erneuerung des dichterischen Anspruchs durch Wagner, was schon an sich eine extreme Verkürzung der historischen Rolle Wagners darstellt, neutralisiert diese Wirkung aber geradezu, indem sie behauptet: „Wenn sich bereits die Florentiner Cammerata die griechische Tragödie zum Vorbild nimmt, dann ist die

¹⁵ Vgl. Ernst Hilmar: *Wozzeck* von Alban Berg. Entstehung – erste Erfolge – Repressionen (1914-1935), Universal Edition, Wien 1975, S. 19 mit Bezug auf den Kinderchor in der letzten Szene und noch wichtiger S. 21, wo ein Brief Bergs an Webern zitiert wird, in dem er sich in Bezug auf die Orchesterzweischenspiele auf Debussy beruft.

¹⁶ Freilich erwähnt auch Knaus den literarischen Anspruch, den die Komponisten entwickeln und verweist darauf, dass dies schon bei Verdi beginnt. Die Frage ist aber, wie sehr sich so eine Tendenz verstärken muss, um von einem neuen Libretto-Typ sprechen zu können.

literarische Orientierung des Opernlibrettos so alt wie die Gattung Oper selbst.¹⁷ Hier zeigt sich die Gefahr der Text-Zentriertheit des Ansatzes im großen Maßstab. Aus der Orientierung der Oper an der griechischen Tragödie wird die Orientierung des Librettos an ihr. Das Libretto sei folglich immer schon literarisch gewesen und Wagner habe im 19. Jahrhundert diesen literarischen Anspruch des Librettos wieder verstärkt. Damit wird aber die Schockwirkung, die von Wagner ausging und nicht nur den deutschen Sprachraum, sondern ganz Europa erfasste, unerklärlich. Man muss also die Frage stellen: Was bedeutet die ursprüngliche Orientierung der Oper an der griechischen Tragödie und wie wirkt sie sich auf die weitere Geschichte der Oper aus? Der Ursprung der Oper ist bekanntlich verbunden mit der Neustrukturierung der alten (Kirchen-)Musik (*prima prattica*, also Polifonie und Kontrapunkt), mit der Erfindung der *seconda prattica* (also Monodie und *basso continuo*) bzw. des *stile rappresentativo*. Aufgefasst hat man das als „Wiederentdeckung“ der antiken Deklamation, für die es allerdings keine Quellen gab und gibt. Diese „Wiederentdeckung“ war also eigentlich eine Erfindung, eine Fiktion. In diesem Sinne kann Lacou-Labarthe dann die gesamte westliche Musikgeschichte seither – vielleicht mit Ausnahme Weberns, wie er meint – als *musica ficta* (abgeleitet von *ingere*) verstehen. Die Musik soll also im Sinne des *stile rappresentativo* die Dichtung imitieren, um deren Wirkung zu steigern und nicht zuletzt die Verbindung herzustellen zu jenem Bereich vor Auftreten des Wortes, den man das Dionysische nennt. Mit dem Hinzutreten der Theorie der Tragödie, die man sich als Gesamtkunstwerk vorstellt, wird dann die Oper zu einem gigantischen historischen Versprechen, zum Versprechen der Wiedergeburt der (großen) Kunst. Folgt man Lacou-Labarthe bei seiner Verlängerung dieses „Versprechens“ bis in die Zeit der Romantik hinein, so wird nachvollziehbar, worin die unglaubliche Wirkung Wagners bestand. Die Dimension des Wagnerianismus ist nicht mit der geschickten Eigenpropaganda Wagners allein zu erklären, sondern weit mehr durch den Glauben, nun tatsächlich eine den Dimensionen nach der großen griechischen wie der großen christlichen Kunst entsprechende „große Kunst“ gefunden zu haben. Mit anderen Worten: Wagner hat das jahrhundertealte Versprechen der Gattung eingelöst.¹⁸ Erreicht – oder man könnte aus der Perspektive Nietzsches nach dem Bruch mit Wagner auch sagen: bezahlt – wird diese Einlösung mit der Sättigung der Musik und der Sättigung der Gattung Oper. Diese Sättigung besteht einerseits in der Vollentfaltung aller technischen Möglichkeiten, andererseits aber durch Expansion des Prinzips *prima la musica*. So wird die Musik zur Retterin der Sprache und der Dichtung:

¹⁷ Knaus, *Gezähmte*, S. 240.

¹⁸ Vgl. dazu die Einleitung in: Lacou-Labarthe, *Musica ficta*, S. 7-15.

Die Wissenschaft hat uns den Organismus der Sprache aufgedeckt; aber was sie uns zeigte, war ein abgestorbener Organismus, den nur die höchste Dichternoth wieder zu beleben vermag, und zwar dadurch, daß sie die Wunden, die das anatomische Sezirmesser schnitt, dem Leibe der Sprache wieder schließt, und ihm den Athem einhaucht, der ihn zur Selbstbewegung beseele. Dieser Athem aber ist – die Musik. –

zitiert Adorno Wagner.¹⁹ Damit aber wird nicht nur die Musik sozusagen aufgeladen mit historischer Sendung, sondern – und hier ist Lacou-Labarthes Argumentation zu ergänzen – die Sättigung erfasst auch das Verhältnis von Musik und Text. Um dies nachvollziehbar zu machen, muss ich eine etwas längere Stelle aus Wagners Schrift „Oper und Drama“ zitieren:

Ist die dichterische Absicht – als solche – noch vorhanden und merklich, so ist sie im Ausdrücke des Musikers noch nicht untergegangen, d.h. verwirklicht; ist aber der Ausdruck des Musikers – als solcher – noch kenntlich, so ist er auch von der dichterischen Absicht noch nicht erfüllt; und erst wenn er in der Verwirklichung dieser Absicht als ein Besonderes, Merkliches untergeht, ist weder Absicht noch Ausdruck mehr vorhanden, sondern das Wirkliche, was beide wollten, ist gekonnt, und dieses Wirkliche ist das Drama, bei dessen Vorführung wir weder an Absicht noch Ausdruck mehr erinnert werden sollen, sondern dessen Inhalt als eine, vor unserem Gefühle als nothwendig gerechtfertigte menschliche Handlung, uns unwillkürlich erfüllen soll.²⁰

Text und Musik werden bei Wagner zu selbstständigen Ebenen, die aber aufeinander bezogen sind und zwar mimetisch. Lacou-Labarthe spricht folglich völlig zu Recht nicht nur von der Sättigung der Musik, sondern auch von der Sättigung der Gattung Oper. Erst durch die größtmögliche Sättigung der Musik, der Musik aber als *musica ficta* im Lacou-Labarthe-schen Sinn, durch Steigerung der Fiktion also, gelingt nach Wagner der Umschlag von Fiktion in Realität, als welche er das Drama – gemeint ist natürlich das Musikdrama – bezeichnet. Nach Wagner trägt das Musiktheater den Stempel dieser Totalisierung der Einheit von Text und Musik. Der andere Weg bestünde im Verzicht auf die Totalisierung und damit auch auf das große Kunstwerk, im Fragment also. Lacou-Labarthe nennt hier „Lulu“ und „Moses und Aron“, die tatsächlich (aus unterschiedlichen Gründen zwar) Fragmente geblieben sind, er nennt aber auch „Wozzeck“. In Bezug auf die Textwahl könnte man dem auch zustimmen, doch muss man auch sehen, dass Berg

¹⁹ Adorno, 1986, Berg, Bd. 13, S. 94. Die Stelle wird wiederum von Lacou-Labarthe, *Musica ficta* zitiert, dort: S. 159. Adornos unmittelbar folgenden Kommentar zitiert er nicht, obwohl er genau in die Richtung der Einlösung des Versprechens weist. Er lautet: „Es wird also der Musik nicht weniger zugemutet, als die geschichtliche Tendenz der Sprache, die auf die Signifikation hin, zugunsten der Expression zurückzunehmen.“

²⁰ Richard Wagner: *Sämtliche Schriften und Dichtungen*, Bd. 4, S. 206.

alles Mögliche unternommen hat, um aus diesem Fragment ein geschlossenes und in diesem Sinn ein totales Kunstwerk zu machen. Diese Absicht Bergs betonen sowohl Petersen als auch Knaus, aber selbst Adorno spricht von der Geschlossenheit des „Wozzeck“ durch Konstruktion. Vor allem Petersen weist in seiner semantischen Analyse der Wozzeck-Musik eine Verschränkung von figurenbezogenen und ideenbezogenen Semantemen nach, eine Technik, die noch weit über Wagners Leitmotivtechnik hinausgeht. Was dagegen Lacou-Labarthe hier ins Treffen führt, ist nicht überzeugend. Er spricht in Bezug auf den „Wozzeck“ vom „Verbot“, vom Verbot der Beredsamkeit und vom Verbot der Musik.²¹ Gemünzt ist das wohl auf die Sättigung des Melos im Gesang bei Wagner, wobei man allerdings auch die Auffassung vertreten könnte, dass die „Beredsamkeit“ bei Wagner bereits ins Orchester verlagert wird. Das von Petersen aufgedeckte Semantemensystem zeigt aber auch im „Wozzeck“ eine sehr große Beredsamkeit sowohl der Gesangsstimmen als auch des Orchesters. Wenn Lacou-Labarthe in diesem Zusammenhang auf den Sprechgesang verweist, dann übersieht er entweder, dass dieser nur von zwei Figuren des Stückes (Wozzeck und Marie) an ganz bestimmten Stellen verlangt wird, während alles andere nach Bergs ausdrücklicher Anweisung gesungen werden soll²², oder er denkt an dieser Stelle bereits an Schönbergs „Moses und Aron“. Aus diesen Gründen halte ich Lacou-Labarthes These vom Verzicht auf Totalisierung bei Berg für falsch, jedenfalls so, wie sie von Lacou-Labarthe begründet wird. Dennoch denke ich, dass Berg der Totalisierung sozusagen entgangen ist und zwar durch Risse und Brüche auf allen drei Ebenen der Geschlossenheit oder Totalisierung: der Ebene des Textes, der Ebene der Musik und der Ebene des Verhältnisses beider zueinander. Bruch und Zäsur, die Lacou-Labarthe als postwagnerianisch in Bezug auf „Moses und Aron“ feststellt, sind auch im „Wozzeck“ zu finden, so meine These. In Analogie zu Adornos Rede von der Geschlossenheit des Offenen bei Büchner, kann man also von der Offenheit des Geschlossenen bei Berg sprechen.²³

²¹ Vgl. Lacou-Labarthe, *Musica ficta*, S. 160. Da er dies „Verbot“ sozusagen nur nebenbei erwähnt und nicht weiter ausführt, bleibt das Gemeinte einigermaßen im Dunkeln.

²² Berg hat die Rolle der Sprechstimme und des Sprechgesangs im Lauf der Arbeit an der Oper immer weiter zurückgedrängt. Als sich in den ersten Aufführungen herausstellte, dass die Sänger doch mehr singen können als erwartet, machte sich Berg 1926 und dann nochmals 1929 an die Überarbeitung der Singstimmen mit dem ausdrücklichen Ziel, den Schönklang der Stimmen zu verstärken. Doch auch schon anfänglich betonte er den melodischen Aspekt und sprach von der „Sprechstimm-Melodie“. Vgl. dazu Hilmar, *Wozzeck*, S. 39ff.

²³ Und zwar nicht nur in den beiden Opern, sondern auch in der Instrumentalmusik. Für das Kammerkonzert demonstriert das Adorno ja selbst, ohne Schwierigkeiten könnte man diese Offenheit aber auch am Violinkonzert aufzeigen, man denke nur an das Zitat des Bach-Chorals nach der Höhepunktpassage.

3. Die Offenheit des Geschlossenen auf der Ebene des Textes

Die musikwissenschaftliche Forschung zum „Wozzeck“ von Hilmar über Petersen bis zu Knaus betont Bergs Bestreben, in seiner Texteinrichtung bereits weitgehende Geschlossenheit des Textes herzustellen. Immer wieder wird dazu folgende Stelle aus Bergs Wozzeck-Vortrag von 1929 zitiert, wo er meint, sein Anliegen sei es gewesen, für die „losen, ja fragmentarischen Szenen [...] eine dreiaktige Anordnung zu finden, die in dreimal fünf Szenen Exposition, Peripetie und Katastrophe des Dramas deutlich auseinanderhielt und damit die Einheit der Handlung, die dramatische Geschlossenheit erzwang.“²⁴ Nach Knaus unterscheidet sich Bergs Vorgangsweise bei der Texteinrichtung des „Wozzeck“ von der gegenüber Wedekinds Texten angewendeten. Während Berg beim Lulu-Text in die Szenen eingreift, lässt er sie beim „Wozzeck“ bis auf ganz wenige Ausnahmen völlig unverändert, d.h., er ändert nicht nur nichts am Wortlaut, sondern kürzt nicht einmal innerhalb der Szenen. Die für die Vertonung nötige Reduktion des Textes und die dramaturgische Anpassung an die von ihm angestrebte musikdramatische Form erreicht er im Wesentlichen durch Streichung ganzer Szenen. Dadurch, meint Knaus, komme eine Konzentration auf die Ereignisse zwischen wenigen Personen zustande. Knaus' Schlussfolgerung für den „Wozzeck“ lautet dann folgerichtig, Berg habe den Text „einer von ihm idealisierten musikdramatischen Form angepasst, die auf den Paradigmen der Geschlossenheit und Zusammenhangbildung beruht.“²⁵ Dass es sich dabei um eine musikdramatische Form handelt, das kann man noch weiter untermauern, wenn man hier mit bedenkt, dass Hilmar anhand der Eintragungen in Bergs Handexemplar des Textes nachweisen konnte, dass bereits der Prozess der Texteinrichtung mit kompositorischen Überlegungen, ja oft schon wesentlichen kompositorischen Vorentscheidungen verbunden war. Wenn er dann allerdings daraus die Schlussfolgerung zieht: „Die Musik wurde nicht zu einem Text geschrieben, sondern dieser wurde in den Plan der Komposition eingefügt“²⁶, dann schießt er wohl deutlich übers Ziel hinaus. Seine eigene Analyse der Eintragungen Bergs im Handexemplar lässt nämlich einen viel komplexeren Vorgang erkennen: Die Beschäftigung mit dem Text legt ihm bestimmte musikalische Formen nahe, die freilich, als dem Text Fremdes sozusagen, ihr Eigenleben entwickeln und so wiederum auf die Gliederung des Textes zurückwirken.²⁷ Es ist also wohl eher von einem dialektischen Prozess

²⁴ Zit. n.: Knaus, *Gezähmte*, S. 209.

²⁵ Ebd.

²⁶ Hilmar, *Wozzeck*, S. 19 (Zitat), zu seiner Analyse vgl. die Seiten davor.

²⁷ Sehr anschaulich wird das in der Gegenüberstellung der Textbucheintragungen und der Partitur der vierten Szene des ersten Aktes, die Hilmar auf S.15f. bringt: Aus den geplanten 12 Variationen werden in der ausgeführten Komposition 21, der Text wird also weiter untergliedert bzw. eine Textstelle wird gestrichen.

auszugehen als von einer bloßen Einfügung des Textes. Allerdings verweist Hilmar Formulierungen auf ein gewisses Moment der Gewaltigkeit gegenüber dem Text, das in Bergs eigener oben zitierte Aussage noch viel deutlicher zum Ausdruck kommt. Obwohl diese Formulierung Bergs in der Forschung oft zitiert worden ist, ist dieser Aspekt der gewaltsamen Zurichtung, auf den Berg hier verweist, nicht weiter beachtet worden. Dabei ist diese Formulierung erstaunlich deutlich, und zwar nicht nur durch die Verwendung des Wortes „erzwang“, sondern überhaupt in der Gegenüberstellung der ursprünglich fragmentarischen, ungeordneten Szenen und der erzwungenen dramatischen Geschlossenheit. Die Formulierung steht in auffallendem Widerspruch zur tatsächlichen, eher als behutsam zu charakterisierenden Vorgangsweise Bergs bei der Texteinrichtung. Die zugespitzte Schärfe der Formulierung scheint mir auf das Bewusstsein Bergs von einer gewissermaßen gewaltsamen Zurichtung des Büchnerschen Textes zu verweisen, die er hier voll und ganz auf sich nimmt, für die er aber eigentlich gar nicht verantwortlich ist. Bergs Rede von den „losen, ja fragmentarischen Szenen“ passt erstaunlich gut auf die Ergebnisse der modernen Woyzeck-Forschung, die drei Entstehungsstufen und vier Handschriftengruppen (H1 – H4) des unvollendet gebliebenen Textes unterscheidet.²⁸ Während in H1 noch eine Mordmoritat vorliegt, deren Handlung mit Hilfe von Büchners Schlaglichttechnik an die zentrale Figur gebunden wird, ist H2 unmittelbar fragmentarisch. Die Handlung bricht vor der Mord-Szene ab, durch Einführung der Figuren des Hauptmanns und des Doktors wird aber eine Konkretisierung des sozialen Umfelds erreicht. Durch Komplizierung und Differenzierung wird der kausale Zusammenhang aufgelöst. Diese Entwicklungstendenz wird in der von Lehmann als „vorläufige Reinschrift“ bezeichneten H4 noch verstärkt. H4 bricht ebenfalls vor der Mord-Szene ab. H3 schließlich enthält einzelne Szenenentwürfe. Aus dieser Überlieferungssituation wird deutlich, dass eine Lesefassung bzw. eine Bühnenfassung aus Büchners Hand nicht vorliegt, sondern auf jeden Fall von Dritten erst hergestellt werden muss. Die Lesefassung in der Münchner Ausgabe übernimmt zunächst die Szenenfolge von H4 und ergänzt diese dann um weitere Szenen. Diese Vorgehensweise wird gerechtfertigt durch die Forschungsergebnisse zu Büchners Ästhetik. Meier kommt diesbezüglich zum Schluss: „[...] dem Textmaterial ist die freie, nichtklassische Form angemessen“. Trotzdem aber sei eine von Büchner intendierte „Ordnung der Szenen zu einem schlüssigen Ganzen“ zu erkennen. Wenn Meier vom schlüssigen Ganzen des Büchnerschen „Woyzeck“ spricht, dann klingt Adornos Rede davon, wie „geschlossen das Offene, wie vollendet das Unvollendete bei Büchner“²⁹ sei, wie eine Vorwegnahme moderner

²⁸ Vgl. dazu und zum Folgenden den Überlieferungsbericht in der Münchner Ausgabe: Georg Büchner: Werke und Briefe, München 1988 (= dtv 2202), S. 613ff.

²⁹ Adorno, Berg, Bd. 13, S. 429.

Forschungsergebnisse. Meier bestätigt hier sozusagen Adornos Diagnose, wenn er zwei komplementäre Techniken Büchners identifiziert, die den Zusammenhang der Szenen herstellen. Die eine ist die Konzentration auf die zentrale Figur Woyzeck, die andere besteht in der Verknüpfung der Szenen durch übergreifende Motivketten: „V. Klotz hat hierfür den Begriff der ‚metaphorischen Verklammerung‘ geprägt: Leitmotive (‚Blut‘ / ‚rot‘ / ‚Messer‘) verbinden die Szenen nicht materiell wie im traditionellen Drama, sondern unbegrifflich-sinnlich.“³⁰ Wir werden sehen, dass man eine strukturelle Übereinstimmung dieser Verknüpfungstechnik Büchners auf der Textebene mit der Verknüpfungs- und Leitmotivtechnik Bergs auf der Musikebene feststellen kann. Auf der Textebene freilich waren Berg diese Forschungsergebnisse aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwangsläufig unbekannt. Was Berg seit Beginn seiner Beschäftigung mit dem „Wozzeck“ 1914 bis zum Herbst 1919 bekannt war, das war, wie Petersen nachgewiesen hat, die Insel-Ausgabe von 1913, die zwar ein vorgezogener Separatdruck der Hausenstein-Ausgabe von 1916 ist, in Wortlaut und Reihenfolge der Szenen aber mit der Landau-Ausgabe von 1909 übereinstimmt. Diese wiederum stimmt im Wortlaut mit der Franzos-Ausgabe von 1879 überein, verändert aber deren Szenenfolge. Der wesentliche Unterschied sowohl der Erstausgabe von Franzos als auch – und zwar dort sogar noch verstärkt – der Landau-Ausgabe zur Lesefassung der Münchner Ausgabe besteht darin, dass die Szenenfolge nicht H4 folgt, sondern bereits die von Berg genannte klassische Abfolge von „Exposition, Peripetie und Katastrophe“ herstellt. Berg wiederum übernimmt, wie schon gesagt, die Szenenfolge unverändert, d.h. er übernimmt die Szenenfolge von Landau.³¹ Petersen kann zwar zeigen, dass Berg durch seine Streichungen diese Tendenz der Verstärkung der Stringenz der Handlungsführung noch weiter verstärkt, zudem teilt Berg die verbliebenen Szenen auf drei Akte auf, doch gibt das noch keine Erklärung für Bergs Formulierung von seinem Erzwingen der klassischen Form, die ihm ja in hohem Ausmaß bereits vorlag. Dass Berg anscheinend das, was er mit dem Büchnerschen Text getan hat als Gewalttat aufgefasst hat, das wird erst erklärbar durch eine Zäsur in der Arbeit am „Wozzeck“, die sich auch im Werk selbst niedergeschlagen hat. Petersen konnte nachweisen, dass die Texteinrichtung zwischen 1919 und 1922 in eine schwere Krise gerät. Im Herbst 1919 erfährt Berg durch eine Zeitungsnotiz nämlich von einem kritischen Aufsatz Georg Witkowskis zur Franzos-Landau-Ausgabe, dem dann 1920 Witkowskis eigene Ausgabe folgt, die als erste wissenschaftliche Woyzeck-Ausgabe betrachtet werden kann. Petersen konnte

³⁰ Alber Meier: *Georg Büchners Ästhetik*, München 1983 (= *Literatur in der Gesellschaft* N. F 5), S. 79.

³¹ Vgl. dazu Petersen, *Alban Berg*, Kapitel 1, insbesondere die Übersicht S. 52.

zeigen, dass Berg sich sowohl den Aufsatz als auch die Ausgabe Witkowskis besorgt hat. Er geht davon aus, dass Berg diese kritische Ausgabe wahrscheinlich 1921 tatsächlich vorlag, zu einem Zeitpunkt also, zu dem bereits 2/3 der Komposition fertiggestellt waren, jedenfalls aber der ganze 1. Akt und die Straßenszene des 2. Aktes, auf deren musikalischem Höhepunkt sich ausgerechnet die von Franzos hinzugedichtete Textzeile „Gott im Himmel!“ findet. Bei Berg löst dieser Schock der Entdeckung der Inauthentizität seiner Textgrundlage ein Schwanken zwischen Woyzeck und Wozzeck aus. So beginnt er 1921 „Woyzeck“ zu schreiben, korrigiert dann aber doch auf „Wozzeck“ zurück. Dieses Schwanken bleibt aber nicht auf die Lesart des Namens beschränkt. Petersen weist nach, dass Berg in der Wirtshausszene Kollationierungen des Witkowski-Wortlauts vornimmt. Diese umfassen Satzumstellungen, Einfügungen (z.B. „das Weib ist heiß heiß“), ausgewechselte Wörter, Figurenaustausch, Streichung von Franzosschen Hinzudichtungen.³² Dass Berg schließlich doch bei der Landau-Ausgabe als Textbasis bleibt bzw. zu ihr zurückkehrt, erklärt Petersen mit praktischen Gründen: das weit fortgeschrittene Stadium der Komposition, urheberrechtliche Fragen. Darüber hinaus kann man aber aus dieser Krise folgende Schlussfolgerungen ziehen:

Berg empfand möglicherweise die Texteinrichtung als eine beinahe gewaltsame Zurichtung, weil er durch die Umstände tatsächlich gezwungen war, eine von ihm ursprünglich für authentisch gehaltene Textbasis als Zurichtung zu erkennen und dennoch beizubehalten. Symptomatisch für den beinahe traumatischen Charakter der dadurch ausgelösten Krise ist auch die Tatsache, dass Berg dieses Thema öffentlich nie explizit angesprochen hat.

Die Krise hinterlässt in der Wirtshausszene ihre Spuren auch materiell im Text der Oper. Die Zäsur Woyzeck/Wozzeck schlägt sich im Text der Oper selbst nieder. In diesen Spuren öffnet sich der geschlossene „Wozzeck“ zum offenen „Woyzeck“ hin.

Das durch die Umstände erzwungene Festhalten am „Wozzeck“ führt über diese Spuren der Zäsur hinaus zur Verwirklichung dieser Zäsur durch Verschiebung von der Ebene des Textes auf die Ebene der Musik.

Dass Berg mit Hilfe seines musikalischen Semantemensystems tatsächlich verloren gegangene Sinnelemente des Büchnerschen „Woyzeck“ in den „Wozzeck“ zurückholt, steht nach Petersens Analyse außer Zweifel. Ein Beispiel aus den zahlreichen Belegen Petersens muss hier zur Illustration genügen. Nach dem Mord an Marie geht Wozzeck in die Schenke, wo die Gesellschaft das Blut an seiner Hand wahrnimmt und ihn mit dem Verdacht konfrontiert, er sei ein Mörder. Dementsprechend geht in der Musik der Mörder-Rhythmus als bestimm-

³² Vgl. ebd., S. 36f.

mendes Element durch die ganze Szene, nur Wozzecks Gesangsstimme bricht aus ihm manchmal aus. Mehr noch: Bereits im der Szene vorausgehenden Orchester-zwischenspiel wird das Orchester sozusagen zum Anwalt der Gesellschaft, indem es den Mörder-Rhythmus erklingen lässt. Bei Franzos-Landau nun, und somit aus den beschriebenen Gründen auch in der Oper, stellt dann Wozzeck selbst die Frage „Bin ich ein Mörder?“ (III/3 T. 206). Bei Witkowski aber lautet die Frage: „Bin ich Mörder? Was gafft ihr? Guckt Euch selbst an!“, d.h. bei Büchner weist Woyzeck die Anklage der Gesellschaft zurück und weist die Schuld ihr zu. Berg nun behält zwar den Wortlaut von Franzos bei, lässt ihn aber auf die Töne des Proletarier-Motivs singen, wodurch also die Musik den im Wortlaut des Textes fehlenden Sinn ergänzt. Vorher schon singt Wozzeck zwar das von Franzos eingefügte Lied „Es ritten drei Reiter wohl an den Rhein“, was signalisiert, dass er an den Mord denkt, Berg lässt es ihn aber auf die Melodie des Wiegenliedes singen und stellt so musikalisch die Büchnersche Intention wieder her, die Woyzeck an Marie denken lässt, ohne textuell zum Büchnerschen Lied zurück-zukehren.³³ Auch in diesem Verfahren, das ja ein Auseinandertreten von Text und Musik, im Extremfall bis zum Widerspruch, bedeutet, ist das Moment der Öffnung des Geschlossenen zu erkennen, freilich nicht mehr auf der Ebene des Textes, sondern bereits auf der Ebene des Verhältnisses von Text und Musik. Berg nimmt also die Intertextualität seiner Textgrundlage – Franzos, Landau, Witkowski und als, soweit auf dieser Grundlage möglich, zu erschließender Text: Büchner – ernst, nicht nur indem er sie stellenweise bei der Texteinrichtung berücksichtigt, sondern vor allem, indem er diese Intertextualität auf das Verhältnis von Text und Musik überträgt.

4. Die Offenheit des Geschlossenen auf der Ebene der Musik

Auf dramaturgischer Ebene hat Berg den „Wozzeck“ in drei Akte zu je 5 Szenen eingeteilt, so dass sich eine perfekte Symmetrie nach der einfachen Formel $3 \times 5 = 15$ ergibt. Darin kann man sicherlich das Streben Bergs nach dramaturgischer Geschlossenheit erkennen, wie das die Forschung von Hilmar bis Knaus auch getan hat. Auch die beiden Orchesterzwischenpiele können als Nachspiele aufgefasst werden, welche den ihnen jeweils vorhergehenden Akt abschließen. Freilich sind sie auch Zwischenpiele, die bereits auf den nächsten Akt voraus weisen. Zudem sind die Übergänge derart nahtlos, dass die Grenzen zwischen den Akten durch diese Zwischenpiele auch wieder verwischt werden, was freilich wiederum als Beitrag zur Geschlossenheit des Ganzen betrachtet werden

³³ Vgl. Ebd., S. 142ff.

kann. Stellt man nun die Frage, ob der von Berg offensichtlich angestrebten klassischen Dramaturgie – Exposition, Peripetie und Katastrophe in drei Akten zu jeweils 5 Szenen – eine musikalische Architektonik entspricht, so ist zunächst festzustellen, dass diese Architektonik sowohl die Einheit der Akte als auch die der Szenen zu betonen scheint. Der 1. Akt besteht musikalisch-architektonisch aus einer Folge von Charakterstücken, der 2. hat die Form einer Symphonie, der 3. besteht aus einer Folge von Inventionen. Zunächst leuchtet der Zusammenhang von musikalischer Architektonik und Dramaturgie durchaus ein: Charakterstücke für die Exposition der Figuren und des Konflikts, die Symphonie – eine Form, die schon in der Wiener Klassik, vor allem von Beethoven, mit innerer Dramatik ausgestattet wurde – für die Zuspitzung des Konflikts, aber: Inventionen für die Katastrophe? Da kommt man ins Zweifeln, ob hier ein ähnlich unmittelbarer Zusammenhang im Sinne von Ähnlichkeit zwischen Dramaturgie und musikalischer Architektonik hergestellt werden kann. Invention bedeutet im engeren Sinn „Erfindung“, d. h. den musikalischen Einfall vor seiner Ausarbeitung (Durchführung oder Variation). Es genügt, sich die Inventionen Bergs im „Wozzeck“ nur oberflächlich anzusehen, um zu erkennen, dass hier nicht dieser Begriff der Invention gemeint sein kann. Weitاً ähnlicher sind Bergs Inventionen den berühmten Inventionen Bachs, denen ein anderer Inventionsbegriff zugrunde liegt, der von Bach auch angegeben wird. Im Titel der 2st. Inventionen und 3st. Sinfonien von 1723 heißt es nämlich: „Auffrichtige Anleitung ... gute inventiones nicht alleine zu bekommen, sondern auch selbige wohl durchzuführen, am allermeisten aber eine cantable Art im Spielen zu erlangen ...“³⁴ Es handelt sich bei Bachs Inventionen also nicht nur um Übungsstücke für Cembalo-Spieler, sondern auch um ein Lehrwerk des Komponierens nach dem Inventio-Elaboratio-Prinzip. Diese didaktisch-theoretische Dimension findet sich überhaupt im Spätwerk Bachs, vor allem auch in seinem Fugenwerk („Das wohltemperierte Klavier“, „Die Kunst der Fuge“). In diesem Zusammenhang fällt dann auf, dass auch Bergs Symphonie (2. Akt) zwar die vier Sätze der klassischen Symphonie (Sonatenhauptsatz, langsamer Satz, Scherzo, Rondo) aufweist, nach dem Sonatenhauptsatz aber eine Invention mit Tripelfuge eingeschoben ist. Das verweist einerseits wiederum zurück auf Bachs theoretische Musik, andererseits aber auch auf eine weitere wesentliche Station der Musikgeschichte, nämlich auf die Formexperimente Beethovens in seinen späten Klaviersonaten und Streichquartetten, die ebenfalls auf die Bachsche Fugenkunst zurückgreifen, zugleich aber weit in die Zukunft, in die Moderne voraus weisen. Dazu kommt noch, dass die Inventionen

³⁴ Zit. n.: Brockhaus Riemann Musiklexikon in vier Bänden und einem Ergänzungsband. Herausgegeben von Carl Dahlhaus, Hans Heinrich Eggebrecht und Kurt Oehl, 2. Auflage, Mainz: Atlantis-Schott Musikbuch-Verlag, 1995, Bd. 2, S. 244.

des 3. Akts nicht bloß Themen verarbeiten, sondern die Grundelemente der Musik überhaupt, wie eben Thema, Ton, Rhythmus, Akkord, Notenwertbewegung und Tonart. So gewinnt man den Eindruck, dass es hier nicht nur um die Suche nach der Dramaturgie angemessenen musikalischen Formen geht, sondern auch um eine metamusikalische Dimension, die freilich bei Berg zusätzlich noch eine historische Komponente erhält. So ist es wohl nicht Zufall, aber eben auch nicht ausschließlich dramaturgisch erklärbar, dass die Oper gerade mit der Form einer barocken Tanzsuite beginnt. Die Symphonie des zweiten Aktes verweist dann, wie gesagt, auf die Klassik, der zweite „Satz“ allerdings kann als komplexer Verweis in verschiedene Richtungen – zurück zu Beethoven und weiter zurück zu Bach, indem er aber die klassische Viersätzigkeit der Symphonie sprengt, auch in Richtung Mahler und somit Moderne – interpretiert werden. Die Inventionen des letzten Aktes, in welchen musikalische Erfindung und Verarbeitung auf Grundelemente des Materials zurückgeführt werden, sind als Verweis auf die Neuorganisation des Materials in der Neuen Musik zu lesen. In diesem Zusammenhang steht auch ein direkter Hinweis Bergs auf ein Schlüsselwerk der Moderne³⁵, nämlich Mahlers 9. Symphonie. In der 2. Szene des 3. Aktes zitiert Berg nämlich in Takt 114 den so genannten Katastrophenrhythmus aus dem Kopfsatz von Mahlers 9. Symphonie (Takte 314ff.). Dramaturgisch gesehen bezieht er sich auf den unmittelbar vorangehenden Tod Maries und verbindet ihn mit der folgenden Wirtshausszene. Am Anfang der auf dem verstimmtten Piano auf der Bühne gespielten Polka ist er verzerrt, aber noch deutlich zu erkennen. Doch kann man über die dramaturgischen Funktionen dieses Zitats hinaus darin auch einen Verweis auf die musikgeschichtliche Entwicklung sehen, da ja nun die Invention über einen Rhythmus folgt, in der das Grundelement Rhythmus zur Grundlage der Konstruktion wird, also thematisch behandelt wird. Eben diese thematische Behandlung des Rhythmus gehört zum Revolutionären von Mahlers 9. Symphonie.³⁶ Adorno resümiert in seiner Mahler-Monographie: „Die thema-

³⁵ Für Adorno, aber auch für viele andere überhaupt das erste Werk der Neuen Musik.

³⁶ Die Tatsache, dass Berg Mahlers Katastrophenrhythmus nicht nur im „Wozzeck“, sondern auch in „Lulu“ (in den Aktschlüssen) und in den Orchesterstücken op. 6 zitiert hat, zeigt seine Bedeutung für die Musik Bergs überhaupt und kann so meine These von der nicht nur dramaturgischen Funktion (Tod Maries) untermauern. Er gewinnt dadurch eine konkrete musikgeschichtliche Bedeutung für die Neue Musik, als deren Mitbegründer Berg ja gelten muss. Dass es auch Berg schon in einem frühen Stadium der Arbeit am „Wozzeck“ auch um die Entwicklung der Neuen Musik ging, das geht klar aus seinem Brief an Anton Webern vom 19. 8. 1918 hervor. Dort beruft er sich auf Debussys „Pelléas“, auf Schönbergs „Erwartung“ und vor allem auf dessen „Pierrot“, dem er hier noch eine viel größere Bedeutung zuschreibt, als er es dann in der ausgeführten Oper haben sollte. Der Brief ist abgedruckt in Hilmar, Wozzeck, S. 21.

tischen Rhythmen, welche die Einheit stiften, wurden zum Modell derer aus Bergs ‚Wozzeck‘, dem Kammerkonzert und schließlich der Monoritmica der ‚Lulu‘: die serielle Einbeziehung des Rhythmus in die Konstruktion hat ihren Ursprung in jenem Satz.³⁷ Sieht man sich nur den Beginn dieses Kopfsatzes der 9. Symphonie Mahlers genauer an, erkennt man das Neuartige gerade im Zurückgehen auf das Material, aus dem langsam erst Musik entsteht. Der Satz beginnt nicht mit einem Thema, sondern mit einem einzigen Ton, alternierend in den Celli und in den Hörnern im *pp*. Zugleich entsteht dadurch ein rhythmisches Motiv, das von den Celli in den folgenden Takten wiederholt wird, während zunächst von der Harfe ein viertöniges Motiv mit einem Ganztonabstieg am Ende und dann erst der Kern des ersten Themas von den Hörnern gespielt wird. Nachdem sie in den beiden folgenden Takten eine Sechzehntelbewegung ausgeführt haben, wiederholen die Violen bis zum ersten Doppelstrich das Harfenmotiv mit dem Ganztonabstieg. Dieser Ganztonabstieg verklingt ganz am Ende der Symphonie wiederum in den Violen „ersterbend“. So wie die Musik erst langsam, ausgehend vom bloßen Material, heraustretend aus der Stille sich entwickelt hat, so sinkt sie am Ende wieder ins Material und schließlich in die Stille zurück. Dazwischen aber wandern die motivisch-thematischen Elemente³⁸ durch das ganze Werk und alle Orchesterstimmen. Dieses neuartige Konstruktionsprinzip, das man nicht mehr mit dem klassischen Begriff der thematischen Verarbeitung fassen kann und das in dieser Symphonie Mahlers erstmals konsequent verwirklicht wird, hat Berg im „Wozzeck“ ebenfalls angewendet. Vor allem ein Motiv, das von Petersen „Klagemotiv“ getauft worden ist und von ihm zunächst Marie als Figurenmotiv zugeordnet wird, wandert dann aber nicht nur zu Wozzeck und zum Kind, sondern darüber hinaus in den Orchesterstimmen durch die ganze Oper.³⁹ Dies geschieht in einem Ausmaß, dass man versucht ist, von der Dissemination dieses Motivs zu sprechen.⁴⁰ Kann man dann also in der Abfolge der Formen und in der Architektur von Bergs „Wozzeck“ ein Nachzeichnen der musikgeschichtlichen Entwicklung sehen? Ist dann aber auch diese Geschichte eine Katastrophengeschichte und ist in der Dissemination des Klagemotivs eine

³⁷ Adorno, Berg, Bd. 13, S. 204.

³⁸ Auf Grund ihres oft fragmentarischen, durch Abbrüche gekennzeichneten und ihres elementaren, eben nicht nur melodischen, sondern vor allem rhythmischen Charakters möchte ich nicht von Motiven und schon gar nicht von Themen sprechen, da diese Begriffe dem spezifisch Neuen der Mahlerschen Materialbehandlung in der 9. Symphonie nicht gerecht werden.

³⁹ Vgl. Petersen, Alban Berg, S. 186ff.

⁴⁰ Durch diese Konstruktion entsteht wohl auch jene Autonomie der Musik, deren Entstehung Adorno als Paradoxie beschrieben hat, als Autonomie nämlich durch „rückhaltlose Versenkung in den Text“. (Vgl. Adorno, Berg, Bd. 13, S. 432f.).

Klage auch über den Verlust der Tonalität zu sehen? Dies zu behaupten würde den Bogen wohl überspannen. Das gewichtigste Argument gegen diese totalisierende These stellt wohl Bergs antitotalisierende Tendenz dar. Das heißt freilich nicht, dass es keinen Zug zur Totalisierung im „Wozzeck“ geben würde. Auf der Ebene der Musik äußert er sich in der Konstruktivität der Architektur, deren Ergebnis Adorno als „Geschlossenheit durch Konstruktion“⁴¹ bezeichnet. Zu dieser Privilegierung der Architektur habe, meint schon Adorno, Berg die Atonalität, also das wohl stärkste Element der Offenheit auf der Ebene der Musik gezwungen: Der Wegfall der tonalen Funktionszusammenhänge „nötigte dazu, umso energischer andere Mittel zu entwickeln, die schlagkräftig den Zusammenhang herstellen.“⁴² Hier ist also tatsächlich von Atonalität als dem Verlust von Tonalität die Rede, der mit anderen Mitteln ausgeglichen werden muss. Diese Mittel werden aber eben nicht zu einem anderen geschlossenen System totalisiert, das nun das geschlossene System der Tonalität ersetzt. Berg komponiert den „Wozzeck“ bewusst nicht in der Zwölftontechnik – bis auf wenige Stellen, dort aber auch in freier Anwendung und dramaturgisch begründet – und nur einmal kehrt er vorübergehend zur Tonalität zurück. Nur von der Geschlossenheit durch Konstruktion zu sprechen, wäre folglich falsch. Allen eingesetzten Mitteln der Schließung steht die Atonalität der Wozzeck-Musik als Öffnung gegenüber. Es ist daher von einer Dialektik der Schließung und Öffnung zu sprechen, durch die sich die Wozzeck-Musik und das ganze Werk der Totalisierung entziehen.⁴³ Diese Dialektik steht in Beziehung zu einer zweiten: Wolfgang Gratzer hat zwei Komponenten von Bergs Kompositionsästhetik unterschieden, die einander entgegengesetzt sind: Architektur und Übergang. Der Wille zu Planung und Aufbau einerseits und der Wille alles zu verbinden andererseits, machten den Grundwiderspruch in dieser Ästhetik aus.⁴⁴ Dem „Mathematiker“ Berg stehe der „Meister des kleinsten Übergangs“ gegenüber. Zum Abschluss seiner diesbezüglichen Analyse des Kammerkonzerts gelangt Gratzer sogar zum Schluss, dessen Partitur sei „Vom Willen zur Architektonik wohl durchdrungen; sie gibt diesem Willen jedoch nicht in dem Maß nach, dass er als der entscheidende

⁴¹ Ebd., S. 431.

⁴² Ebd., S. 432. Diese These Adornos wird dann in der musikwissenschaftlichen Forschung wiederholt, allerdings meist ohne die Quelle anzugeben, so z. B. Knaus, *Gezähmte*, S. 216.

⁴³ So erweist sich Lacoue-Labarthes Rede von Bergs „Verzicht“ auf Totalisierung letztendlich trotz aller offensichtlich vorhandenen Totalisierungstendenz als richtig. (Vgl. Lacoue-Labarthe, *Musica ficta*, S. 160).

⁴⁴ Vgl. Wolfgang Gratzer: *Zur „wunderlichen Mystik“ Alban Bergs. Eine Studie*, Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 1993, S. 252.

konzeptionelle Gedanke der Struktur anzusprechen wäre.“⁴⁵ So ist es auch im Fall der *Wozzeck*-Partitur, denn die Architektur der musikalischen Formen der absoluten Musik ist zwar als organisierende Strukturen vorhanden, sie ist aber nicht hörbar und soll auch nicht wahrgenommen werden.⁴⁶ In seiner Analyse des Kammerkonzerts spricht Adorno von der „Antinomie von Verbindlichkeit und Unverbindlichkeit“ und zitiert die Aussage Rudolf Kolischs, wonach in letzterer die Differenz Bergs zu Schönberg bestünde. Der Zug zur Verbindlichkeit ist der Zug zur architektonischen Konstruktion, deren Totalisierung Berg aber widersteht: „Während er tendenziell schon im *Wozzeck*, explizit dann im Kammerkonzert, immer mehr die Konstruktion verstärkte, mußte ihn gerade an ihr ein starres, heteronomes Moment stören“, schreibt Adorno an der gleichen Stelle. Daher habe er auch gezögert, die Zwölftontechnik zu übernehmen und habe vor allem danach gestrebt, die Konstruktion „zu korrigieren, ihre Starre human zu mildern. Seine primär ästhetische Verhaltensweise sträubte sich gegen die reine Stimmigkeit, ohne Furcht vor den Unzuträglichkeiten, die das mit sich bringt [...]“. Die Rede von der Unverbindlichkeit Bergs meint also nichts anderes als seinen Verzicht auf die Totalisierung der geschlossenen Konstruktion auch um den Preis, damit auch auf das große – man müsste wohl besser sagen: totale – Kunstwerk verzichten zu müssen. Diese Offenheit des Geschlossenen bringt ihn aber in Differenz zu Wagner und damit zur Einlösung des ästhetisch-geschichtsphilosophischen Versprechens der Gattung Oper. Darin muss man wohl auch den Ursprung des Bergschen Tons erkennen, den Adorno beschrieben hat als „Ausdruck, der vor Eigensinn zurückzuckt und Selbstbehauptung negiert“.⁴⁷ Dieser Bergsche Ton wird eine entscheidende Rolle spielen bei der letzten Frage, die hier zu stellen ist, nämlich der Frage nach Funktion und Status der Orchesterzwischenmusik zwischen der vorletzten und der letzten Szene des „*Wozzeck*“.

5. Epilog? Apotheose? – Einbruch

Dieses Orchesterzwischenstück fällt zweifellos aus dem Rahmen, das wird in der Partitur schon dadurch signalisiert, dass die beiden Rahmenteile (T. 320-345 und T. 365-370) mit einem *b* vorgezeichnet werden und auf Grund des übergeordneten Grundtons *d* in *d*-Moll stehen. Der Mittelteil (T. 346-364) ist nicht vorgezeichnet und weist auch keinen übergeordneten Grundton auf, in ihm werden Themenzi-

⁴⁵ Ebd., S. 255.

⁴⁶ Auch darauf hat bereits Adorno hingewiesen. Vgl. Adorno, Berg, Bd. 13, S. 432.

⁴⁷ Ebd., 13, S. 440.

tate aus der ganzen Oper verarbeitet. Am Ende des Zwischenspiels steht das stark veränderte Zitat des Wozzeck-Mann-Themas, das auf dem Vierklang f-a-d-e schließt. Dieses Orchesterzwischenpiel tritt also in mehrfacher Hinsicht aus dem Verlauf der Oper heraus, es ist nicht nur eine Verwandlungsmusik – in der Partitur ist es schlicht und einfach „Verwandlung“ überschrieben –, sondern erhält durch die Verarbeitung der Zitate, die sich auf alle wichtigen Figuren und Handlungselemente beziehen, in Bezug auf die Handlung einen reflexiven Charakter. Durch die Vorzeichnung und den expliziten Bezug auf d-Moll am Anfang und am Ende tritt es auch aus dem atonalen Zusammenhang der Oper heraus. Was die Sonderstellung und die Reflexivität betrifft, stimme ich also mit Petersens Analyse dieses Teils der Oper überein. Seiner These, dieser „programm-musikalische Epilog“ sei nichts anderes als „Wozzecks Verklärung in wiedergewonnener Tonalität“, wie es schon in der Kapitelüberschrift heißt,⁴⁸ kann ich dagegen aus mehreren Gründen nicht zustimmen. Schon die Bezeichnung des Stückes als „Epilog“, lässt außer Acht, dass es sich hier um ein Zwischenpiel vor der letzten Szene handelt, welche auf diese Weise aus dem Blick gerät bzw. deren Bedeutung so unterschätzt wird. Freilich muss man hinzufügen, dass diese irreführende Bezeichnung nicht von Petersen erfunden wurde, sondern auf Berg selbst zurückgeht, der aber diesen Teil der Oper keineswegs konsequent so nennt, sondern auch die Bezeichnungen „Verwandlung“ (Partitur) und eben „Zwischenpiel“⁴⁹ verwendet. Die letzte Szene aber schließt nicht in d-Moll, sondern nach den verständnislosen „Hopp, hopp!“-Rufen des Kindes erklingt im Orchester weiter die Achtelbewegung, die dann einfach abbricht. Die Oper endet also sowohl dramaturgisch als auch musikalisch völlig offen. Die Funktion eines Epilogs, die im Abschluss des Ganzen besteht, kommt für das Orchesterzwischenpiel damit nicht in Frage. Ist das stärkste Argument gegen Petersens Epilog-Hypothese also die Stellung des Stückes innerhalb der Oper, so kann man seine Apotheose-These mit der musikalischen Gestaltung des Zwischenspiels selbst und vor allem mit deren Bezügen nach außen hin widerlegen. Geht man freilich von Bergs Wozzeck-Vortrag von 1929 aus, wie Petersen das tut, dann hat es zunächst tatsächlich den Anschein, mit dem „Epilog“ sei die Verklärung Wozzecks intendiert worden. Dort nämlich bezeichnet Berg diesen Teil „als ein aus dem handlungsmäßigen Geschehen heraustretendes Bekenntnis des Autors, ja als ein[en] Apell an das gleichsam die Menschheit repräsentierende Publikum“.⁵⁰ Das klingt wie eine Beschreibung der Intentionen Beethovens im letzten

⁴⁸ Vgl. dazu: Petersen, Alban Berg, S. 273-277.

⁴⁹ So z. B. in einem Brief an seine Frau von 1922, den auch Petersen zitiert. Vgl. ebd.: S. 273.

⁵⁰ Zit. n.: Petersen, Alban Berg, S. 273.

Satz der 9. Symphonie, wo letzterer freilich den Schillerschen Text und die Singstimme zu Hilfe nimmt, um seine Absicht zu verwirklichen. Im „Wozzeck“ geschieht aber genau das Gegenteil, die Singstimme tritt nicht hinzu, um den Appell an die Menschheit zu richten, sondern sie verstummt. Die implizite Berufung Bergs auf Beethoven und seinen Appell an die Menschheit wird auf diese Weise ambivalent.⁵¹ Dies ist nun der Ausgangspunkt, von dem aus ich Petersens These von der Verklärung Wozzecks widerlegen möchte. Petersen bringt seine These auf folgenden Begriff: „Egalisierung des Leidens durch Verklärung Wozzecks“⁵² und noch deutlicher am Ende: „Wozzeck wird zu einem emotional belebten, freien und starken Menschen verklärt.“⁵³ Auf Grund dieser Formulierungen bezeichne ich Petersens These als Rehabilitationsthese. Da ich als Gegenargumentation verschiedene Ambivalenzen im Orchesterzwischenpiel aufzeigen werde, nenne ich meine Gegenthese die Ambivalenzthese. Petersen arbeitet außer mit der schon zitierten Berufung auf den Wozzeck-Vortrag Bergs mit zwei Hauptargumenten:

mit der „wiedergewonnenen Tonalität“ und

mit dem veränderten Ausdruckcharakter des Wozzeck-Mann-Themas am Ende.

In Bezug auf Anfang und Ende des Zwischenspiels von Tonalität zu sprechen ist sicherlich richtig. Allerdings ist hier auch zu bedenken, dass diese tonal interpretierbaren Passagen in einem sehr umfangreichen atonalen Kontext stehen. Sie bilden also kleine tonale Inseln, Exklaven könnte man sagen, sind also Fremdkörper viel eher als Rückkehr zu etwas Gewohntem. Solche tonale Inseln in atonaler Normalität wirken daher beinahe schockartig auf den Hörer, eine Wirkung, die im Zwischenpiel dadurch verstärkt wird, dass der Grundton d in Takt 365 von allen Bässen, den Posaunen und den Pauken im vierfachen Fortissimo geradezu mit Gewalt zu Gehör gebracht wird. Da ist wohl eher von einem Einbruch der Tonalität in die atonale Normalität zu reden, „wiedergewonnen“ wird dagegen nichts. Diese Figur der hereinbrechenden Tonalität wird dann mehrmals wiederholt, dazwischen folgt jeweils eine Abwärtsbewegung von Akkorden, die tonal gesehen eine Mixtur darstellen. So wird der Einbruch in mehreren Wellen bis zum Pianissimo abgebaut. Petersen stellt auch unter Berufung auf Berg selbst einen tonalen und motivischen Bezug zu Mahlers 3. Symphonie in d-Moll her. Er übersieht dabei, dass der von Berg selbst genannte motivische Bezug den tonalen Bezug gerade nicht herstellt. Die Figur des a im Auftakt und

⁵¹ Petersen dagegen sieht diese Ambivalenz nicht, sondern bezeichnet den „Epilog“ seinerseits als „mit idealistischem Pathos ausgestattetes Nachwort“, interpretiert es also ganz im Geiste von Beethoven.

⁵² Ebd.

⁵³ Ebd., S. 277.

des d auf der 1. Position des Taktes, deren Ähnlichkeit mit einer von den Pauken gespielten Stelle in der Mahler-Symphonie Berg nachträglich entdeckt und in einem Brief an seine Frau erwähnt hat,⁵⁴ und die gerade wie geschildert im Zwischenspiel die Tonalität gewalttätig hereinbrechen lässt, die steht zwar in Mahlers d-Moll-Symphonie, sie steht aber in deren letztem Satz in D-Dur. Wenn wir also nur diesen Wechsel von d-Moll nach D-Dur im letzten Satz betrachten, dann könnten wir dort eventuell von Apotheose sprechen. Dazu kommt noch, dass diese Auftaktfigur dort nicht nur an der von Berg erwähnten Stelle vorkommt, sondern überhaupt das sehr kantable Hauptthema einleitet. Wenn dagegen Petersen eben die angeblich gewonnene Kantabilität des Wozzeck-Mann-Themas ins Treffen führt, so ist diese auch durch den Vergleich mit dem Mahler-Thema zumindest zu relativieren. Auch hier zeigt sich also die Ambivalenz des Bergschen Zwischenspiels. Nimmt man den Bezug zu Mahlers dritter Symphonie wirklich ernst, so muss man darüber hinaus darauf hinweisen, dass deren letzter Satz in sich und vor allem in seinem Verhältnis zur Symphonie als ganzer Ambivalenzen aufweist. Allgemein wird diese Symphonie betrachtet als Verlassen der Traditionslinie der Helden- und Schicksalssymphonie, der Traditionslinie also, die von Beethoven herkommt. Vor allem der erste Satz weicht extrem vom klassischen Sonatensatz ab, indem er Heterogenes aneinanderreicht. Der letzte Satz dagegen, ein Adagio, ist gekennzeichnet von tonaler Klarheit, Melos und vollendeter Kantabilität und endet scheinbar in einer strahlenden Apotheose. Allerdings folgt er keinem bekannten Satzmodell, sondern besteht aus vier Steigerungsbögen, die dreimal in sich einstürzen, beim dritten Mal so ausgedehnt und heftig, dass Adorno von einer ganzen „Einsturzpartie“⁵⁵ sprach. Verstärkt wird die so zustande kommende Ambivalenz noch durch das fast unvermittelt beginnende Finale, in dessen strahlendem D-Dur aber gegen Ende noch eine minimale dissonante Störung zu hören ist. Wenn also das Zwischenspiel vor der Schlusszene des „Wozzeck“ sich auf ambivalente Weise auf in sich schon Ambivalentes bezieht, wenn vor allem der entscheidende Bezug zu Beethovens idealistischer Appellgeste nur über ambivalente Vermittlungsstufen herzustellen ist, dann kann wohl kaum von „Verklärung in wiedergewonnener Tonalität“ die Rede sein. Dann könnte man wohl eher vom „Als-ob“-Charakter der Apotheose sprechen, wie das Adorno in Bezug auf die 4. Symphonie von Mahler getan hat und wie man es in eingeschränkter Form auch für das Adagio seiner 3. behaupten könnte. Der geschilderte Einbruchcharakter der Tonalität verweist darüber hinaus auf noch etwas anderes. Wenn die Atonalität bereits die Normalität darstellt, wie das im „Wozzeck“ der Fall ist, dann wird die Tonalität nicht bloß

⁵⁴ Vgl. Petersen, Alban Berg, S.273.

⁵⁵ Adorno, Berg, Bd. 13, S. 65.

im Sinne des einmal Gewesenen und Verlorengegangenen anachronistisch. Wenn die Tonalität in die Atonalität im „Wozzeck“ einbricht, dann bricht sie zugleich aus der Geschichte aus und verweist auf ein Jenseits. Schon Adorno meinte ja, „Geschlossenheit und Immanenz der Form“ des „Wozzeck“ bewirkten „rein aus sich heraus etwas wie eine Berufungsinstanz jenseits.“⁵⁶ In dieser Perspektive, die für sich auch die These in Anspruch nehmen kann, Büchner habe möglicherweise eine Fortsetzung des „Woyzeck“ bis zum Prozess geplant, wird dann das Orchesterzwischenstück nicht zur Apotheose, sondern zur Öffnung zum Jenseits der Geschichte.

⁵⁶ Ebd., S. 429.

Zoltán Kulcsár-Szabó (Budapest)

Ästhetische Identifikation, Sublimation, Katharsis

Das groß angelegte universalhermeneutische Projekt von Hans-Georg Gadamer „Wahrheit und Methode“ geht bekanntlich von einer Revision des Problems ästhetischer Erfahrung aus, die Frage jedoch, weshalb die Umdeutung der Geschichtlichkeit von Verstehen als Wirkungsgeschichte gerade in diesem Zusammenhang ermöglicht wird, bleibt oft unbeantwortet.¹ In der literaturwissenschaftlichen Rezeption Gadamer wird – offensichtlich von der klassizistischen oder idealisierenden Werkauffassung des Heidelberger Philosophen bzw. seiner Tendenz zu allegorisierenden Interpretationen verblindet – zumeist die Bedeutung und Radikalität der kritischen Arbeit verkannt, die im ersten Teil von „Wahrheit und Methode“ ausgeführt wird und die – wie es eigentlich auf der Hand liegen könnte – als die Destruktion des ästhetischen Bewusstseins zu interpretieren wäre. Die vielfach zitierte Schlussfolgerung dieser Destruktion („Die Ästhetik muss in der Hermeneutik aufgehen.“²) ist nicht nur im Hinblick auf die Weiterführung des hermeneutischen Projektes in den darauf folgenden Kapiteln von „Wahrheit und Methode“ ausschlaggebend (z.B. als die erste Anmeldung des Universalitätsanspruchs der Hermeneutik), sie ist zugleich das Ergebnis der konsequenten Kritik des ästhetischen Bewusstseins oder – in Gadamer eigener Formulierung – der ‚ästhetischen Unterscheidung‘.

Die Möglichkeit einer Absonderung des ästhetischen Bewusstseins ist, wie es bereits in einem seiner früheren Aufsätze angedeutet wird, für Gadamer die Folge oder das Produkt einer geschichtlichen Entwicklung, indem es als eine Art Kompensation der Dissonanz von Geschmack und Urteil der ästhetischen Reflexion zur Verfügung steht³, deren Kritik gerade in der Geschichtlichkeit (der Geschichtlichkeit des Verstehens) impliziert ist. Gadamer stellt bereits hier die geschichtliche Erfahrung des Kunstwerks als die „Anonymität eines Sinngehehen“ dem Begriff des Genies gegenüber, der auf eine autonome Sphäre des Ästhetischen verweist (und sowohl auf der Seite der künstlerischen Produktion als auch auf der der Rezeption angelegt werden kann): die Leistung dieser geschichtlichen Erfahrung besteht in erster Linie darin, dass sie die „Geschicht-

¹ Gadamer eigene Erklärung findet sich in Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*. 6. Aufl. Tübingen: Mohr, 1990 (= *GW* 1), S. 2-3. und S. 103-106.

² Ebd., S. 170.

³ Gadamer, Hans-Georg: *Zur Fragwürdigkeit des ästhetischen Bewusstseins*. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 8. Tübingen: Mohr, 1993, S. 11.

lichkeit unserer Existenz engagiert“ und in der Erfahrung des Geschehens von Tradition „die geschichtliche Tiefe der eigenen Gegenwart aufschließt“.⁴ Das ästhetische Urteil wird damit zu einem sekundären, privativen Akt, der, als ein bloßes Moment der geschichtlichen Erfahrung des Kunstwerks, seinerseits nur im Falle eines Scheiterns der Sinnstiftung oder -findung hervortritt bzw. sich in den reflexiven Selbstgenuss des ästhetischen Bewusstseins zurückschließt. Das heißt auch, dass – wie von Gadamer bereits hier betont – was in einem Werk als ‚Kunst‘ erfahren wird, in Wirklichkeit erst als ein geschichtliches Moment im Sinngeschehen des Kunstwerks zu begreifen ist.⁵

Der Begriff des ‚Sinngeschehens‘ impliziert dabei auch, dass das Verstehen eines Kunstwerkes – wie, hermeneutisch gesehen, jedes Verstehen – als ein Vorgang aufzufassen ist, der dem Sein dessen angehört, das zu verstehen ist, wie Gadamer das am bekannten Beispiel des Spiels in „Wahrheit und Methode“ einleuchtend dargestellt hat. Aus eben diesem Grund entzieht die Kritik der Subjektivierung des ästhetischen Bewusstseins in „Wahrheit und Methode“ die ästhetische Erfahrung dem Geltungsbereich des subjektiven Bewusstseins, womit zugleich der Begriff von Erlebnis seiner Funktion als Erklärung für die Wirkung des Ästhetischen beraubt wird. Die Begriffsgeschichte von Erlebnis, wie Gadamer zu zeigen glaubt, legt die ästhetische Erfahrung in einer Dialektik der Herausgerissenheit aus der Kontinuität des Lebens und der Möglichkeit der Bezugnahme auf das Ganze an⁶: Dadurch erhält das Ästhetische den Charakter des – der Realität gegenübergestellten – ‚Scheins‘, der – dem Traum ähnlich – mit der Erfahrung der Wirklichkeit seine ganze Geltung einbüßt.

Die Abgrenzung einer autonomen Sphäre des Ästhetischen (die ‚ästhetische Unterscheidung‘), d.h. die Abtrennung oder Abstraktion des ästhetischen Bewusstseins dient also einer Kunstauffassung (oder ruft diese ins Leben), in der das Werk jede Verbindung zum Kontext seines Entstehens wie auch seiner Rezeption verliert, oder – wie Gadamer das wiederholt mit Hinweis auf das Beispiel des Museums illustriert – sich der Fiktion einer geschichtlichen (in Wahrheit eher ungeschichtlichen) Simultaneität anfügt, deren illusorische Natur in Gadamers Kritik der ‚reinen Wahrnehmung‘⁷ zum Vorschein kommt. Die Vorstellung einer ästhetischen Sphäre, die der Wirklichkeit entgegengehalten werden kann (und damit die Sublimation als die eigentliche Leistung des Werkes), wird mit der Rollenkrise des Künstlers als Genie (mit Immermanns Begriff: als

⁴ Vgl. Ebd., S. 16-17.

⁵ „[D]ie Kunst ist keine selbstständige und eindeutige Gegebenheit, durch die sich etwas als ein Kunstwerk bestimmt, sondern eine Auffassungsform, die selber ihre geschichtliche Stunde hat.“ (Ebd., S. 11-12.)

⁶ Gadamer: Wahrheit und Methode, S. 74-76.

⁷ Ebd., S. 95-97.

‚weltlicher Heiland‘)⁸ an der Jahrhundertwende erschüttert: Gegenüber der neuen Erfahrung der Unabgeschlossenheit und Unvollendbarkeit des Kunstwerks – wie Gadamer das am Beispiel Valéry's glaubt zeigen zu können – lässt sich eine ‚rein‘ ästhetische Erfahrung von Kunst nur noch dadurch bewahren, dass die Funktion des Genies auf die Seite des Rezipienten verlegt wird. Das würde jedoch – Gadamers bezieht sich auf Texte von Lukács und Kierkegaard, um dies zu belegen – durch den Möglichkeitscharakter, die Mannigfaltigkeit und die Punktualität des Erlebnisses zu einem Identitätsverlust des Werks bzw. des Verstehenden (der Rezipienten) führen und wiederum damit drohen, dass die Verbindung des Werks zu der eigenen Geschichtlichkeit oder der ihm eigensten geschichtlichen Existenz zerrissen wird.⁹ Die Operationalisierbarkeit des Begriffs ‚Erlebnis‘ stößt also genau an dem Punkt an ihre Grenzen, wo er im Prinzip zu verorten wäre: im jeweiligen Jetzt des Verstehens. Dem hält Gadamer die Möglichkeit der Bewahrung der Kontinuität im jeweiligen Selbstverstehen (also die Beseitigung der strukturalen Diskontinuität des Erlebnisses) entgegen, wodurch ästhetische Erfahrung vielmehr selbst als eine Weise oder Modalität des Selbstverstehens (als Selbstverstehen im Anderen) auffassbar wird, als Teilhabe an der unabschließbaren Geschichtlichkeit des Verstehens.

Die Destruktion des ästhetischen Bewusstseins ist also unmittelbar im hermeneutischen Begriff des Verstehens impliziert. Dies wirft gleich mehrere Fragen auf, die verschiedene Richtungen für die Deutung des latenten Schemas ästhetischer Kommunikation bei Gadamer angeben. Es wird einerseits sichtbar, dass der hermeneutische Begriff der ästhetischen Erfahrung seiner eigenen Wahrheit zufolge die Illusion eines zeitlosen Bereichs von ‚Kunst‘, ja sogar ihre Unabhängigkeit widerlegt: Ästhetische Erfahrung als eine Form des Selbstverständnisses wird gerade dadurch möglich, dass das unmittelbare Erlebnis als die angebliche Grundmodalität der Rezeption sich als unhaltbar erwiesen hat. Damit verliert, andererseits, zugleich die Möglichkeit der ‚ästhetischen Unterscheidung‘ ihre Geltung, was auch bedeutet, dass die Kunst und die Erfahrung ihrer Rezeption ihre auf die Erfahrung der Wirklichkeit bezogen kompensatorische Rolle verlieren, als Möglichkeiten des Selbstverständnisses aber Erkenntnispotential erlangen („Kunst ist Erkenntnis und die Erfahrung des Kunstwerks macht dieser Erkenntnis teilhaftig.“)¹⁰ Dadurch deutet „Wahrheit und Methode“ das unmittelbare ästhetische Erlebnis als Hindernis der Frage nach der Wahrheit von Kunst, die Kunst wiederum, die jetzt eine fundamentale Weise von Erkenntnis darbietet, als Erfahrung der geschichtlichen Ebene des Verstehens um. Es fällt jedoch sofort

⁸ Ebd., S. 94.

⁹ S. ebd., S. 100-102.

¹⁰ Ebd., S. 103.

auf, dass diese Umdeutung von Grundbegriffen des ästhetischen Diskurses sich eines weitgehend platonischen Musters bedient: Dadurch, dass er zum Schluss der grundsätzlichen Kritik des ästhetischen Erlebnisbegriffs auf die Punktualität des Erlebnisses hinweist, um die Gefährdung der Einheit des Kunstwerks, der Identität des Künstlers und der Rezipienten, also die Aufhebung der Kontinuität des Selbstverständnisses als die letzte Grenze der Operationalisierbarkeit des Erlebnisbegriffs anzuzeigen, schreibt Gadamer der unmittelbaren ästhetischen Erfahrung die bedrohliche Fähigkeit zu, Identität zu zerstören. Die Kritik dieses Potentials von Kunst erinnert in mehrerer Hinsicht an die (im Gegenteil zu Gadamer) aggressive Kunstkritik von „Politeia“ (605d-606b)¹¹, die in der Warnung von Sokrates gipfelt, wonach die Anteilnahme (das Mitleid) am Leiden des Tragödienhelden eine destruktive Komponente in sich birgt, da sie die eigene Identität des Rezipienten gefährdet („Denn so glaube ich pflegen nur Wenige zu rechnen, dass man doch von dem fremden notwendig etwas zu genießen bekommt für das eigene, und dass wenn man aus jenem das trübselige genährt und gestärkt hat, es bei eigenen Unfällen nicht leicht sein wird im Zaum zu halten.“).

Die Frage der Unabhängigkeit der ästhetischen Dimension wird auch in Gadamers Neuformulierung nicht ganz von der alten Problematik der ästhetischen Identifikation, oder zumindest der ästhetischen Provokation von Identität befreit: Es ist davon auszugehen, dass die Destruktion des ästhetischen Bewusstseins sich nicht vollständig von den möglicherweise restaurativen oder defensiven Aspekten dieses Vorgangs ablösen kann. Nach diesem Muster nämlich erweist sich die ästhetische Dimension, die Identifikation mit Irrealem als die latente Kritik der realen Identität, während die Enthüllung der ästhetischen Illusion der Bewahrung von Identität (auf einer historischen Ebene: der geschichtlichen Kontinuität von Verstehen) dient. Dieses chiasmische Verhältnis lässt sich, obwohl vielleicht voreilig, auf eine theoretische Ebene projizieren, die die Erschließung des darunter liegenden sprachlichen Modells verspricht: Auf dieser Ebene steht nämlich das Schema der naiven Identifizierung mit dem fiktiven Held, die die Identität des Rezipienten bedroht, einem reflektierten Vorgang der Rezeption oder des Lesens gegenüber, der Fiktion als Fiktion (und dadurch als die Aufhebung der Differenz Fiktion/Realität) entlarvt und ästhetische Erfahrung auf diese Weise als Erfahrung eines ‚Außen‘, eines Zustands begreift, der an Stelle der wirklichen Identität des Rezipienten tritt, also in keinerlei Verbindung zu dieser steht. Mit Hinblick auf die Tatsache, dass diese Problematik seit ihrem Auftreten in der Antike im engen Zusammenhang mit der Rhetorik steht, ist anzunehmen, dass sie auch mit rhetorischen Begriffen zugänglich ist. Wenn etwas Nicht-Reales mit rhetorischen Mitteln glaubhaft oder wirksam gemacht werden kann,

¹¹ Platon: *Politeia*. Frankfurt/Leipzig: Insel, 1991 (= Sämtliche Werke V), S. 746-749.

dann ist die Überzeugungskraft, die Performativität der Sprache als die (oder: eine) sprachliche Bedingung von ästhetischer Illusion zu betrachten. Die Entlarvung oder Entmachtung der ästhetischen Illusion kann, andererseits, in diesem Zusammenhang mit dem Bewusstwerden der referentialen Polyvalenz der Sprache modelliert werden, mit einem reflektierten Vorgang, der auf die kognitive Operativität der Sprache gerichtet ist und den Paul de Man rhetorische Lektüre nannte.¹² Diesem Modell kommt vermutlich eine bestimmte Rolle in den Betrachtungsweisen der Problematik von ästhetischer Identifikation zu, womit die schnelle Gleichsetzung dieses Modells mit dem der ästhetischen Illusion geboten ist, der Gewinn jedoch, den diese Erkenntnis mit sich bringen könnte, bleibt unsicher. In den verschiedenen Auffassungen von ästhetischer Identifikation im 20. Jahrhundert wird jedenfalls kein Zusammenhang hergestellt, der gerade durch dieses sprachliche Modell erklärt werden kann, man könnte sich sogar vorstellen, dass genau das Gegenteil der Fall ist.

Die Problemgeschichte des Begriffs von Identität in den verschiedenen geisteswissenschaftlichen Diskursen des 20. Jahrhunderts zeugt vielmehr davon, dass das, was dieser Ausdruck auch immer bezeichnet, etwas ist, das unter bestimmten Umständen entstehen und operativ werden kann, d.h. nicht als Gegebenes aufgefasst oder erfahren wird, und das in diesem Sinne sich z.B. von dem Begriff der Individualität klar abgrenzt – im Diskurs der Soziologie steht Identität z.B. vielmehr mit der Konstruktion von ‚Rollen‘ in Verbindung. Das bedeutet auch, dass sie – spätestens seit Heidegger – vielmehr als ein Korrelat des Begriffs von Differenz zu denken ist. Niklas Luhmann z.B. beschreibt die Konstruktion von Identität in autopoietischen Systemen, von der fundamentalen Erfahrung von Differenz ausgehend, eigentlich als eine Wiederholung von selbstreflexiven Prozessen, die die Differenz von System und Umwelt durch die Reduktion der Komplexität des Systems stabilisieren, demnach ist die Entstehung von Identität also von einem ‚Komplexitätsgefälle‘ bedingt.¹³

Wenn jedoch keine Konstruktion von Identität unabhängig von der Erfahrung der Differenz, des Anderen möglich ist, also sich nicht von dem Vorgang von Identifikation als Prozess differenzieren lässt, dann bietet das Problem ästhetischer Identifikation einen ausgezeichneten Zugang zum Ereignis des Selbstverstehens an. Die ersten theoretischen Anregungen der Literaturwissenschaft in dieser Hinsicht kamen von der Psychologie, vor allem aus bestimmten Schriften Freuds.

¹² De Man, Paul: *The Resistance to Theory*. In: Ders.: *The Resistance to Theory*. Manchester/Minneapolis: Minnesota UP, 1986 (= THL 33), S. 10-19.

¹³ Vgl. Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme*. 2. Aufl. Frankfurt: Suhrkamp, 1988 (= stw 666), S. 111-112. und S. 249-252.; s. ferner Ders.: *Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften*. In: *Identität*. Hg. von Odo Marquardt und Karlheinz Stierle. 2. Aufl. München: Fink (= PH 8), 1996, S. 316-322.

Indem er, die künstlerische Tätigkeit mit regressiven seelischen Vorgängen vergleichend, ästhetischen Genuss im doppelten Sublimationspotential von Identifikation und Regression bzw. in der komplementären Bewegung beider anlegt, erkennt Freud genau in diesem Genießen die Technik, die „die Überwindung jener Abstoßung“ ermöglicht, „die gewiss mit den Schranken zu tun hat, welche sich zwischen jedem einzelnen Ich und dem anderen erheben“.¹⁴ In dieser Formulierung wird sichtbar, dass die auf diese Weise hergestellte Verbindung von Identifikation und ästhetischem Genuss die Bedrohung von Identität als die platonische Leistung des ästhetischen Erlebnisses zumindest impliziert und damit die latente Beziehung beleuchtet, die zwischen dem positiven Prozess der Sublimation und dem negativen Prozess einer schizoiden Erfahrung der Auflösung der Grenzen des Ichs besteht. In den psychologisch ausgerichteten Theorien der Literatur werden die Aktivitäten der Rezeption jedoch – und das ist kaum nur Zufall – überwiegend als Mechanismen der Erhaltung von Identität beschrieben, wie z.B. in Norman N. Hollands These, nach der Interpretation eine Funktion von Identität sein soll¹⁵ und die vermutlich daraus folgt, dass Holland den literarischen Rezeptionsvorgang eigentlich als eine Zählung der Provokation der Phantasie, beziehungsweise – z.B. in der Wechselwirkung von defensiven Reaktionen und Sublimation – eine grundsätzlich restaurative Folge von Transformationen begreift und dadurch eine ziemlich schematisierte, von der Logik der Ausgleichung oder der Versöhnung nicht befreite Auffassung von Katharsis geltend macht.¹⁶ Dadurch, dass sie vor der Möglichkeit einer dem ästhetischen Genuss ausgelieferten Identität, die Freuds Auffassung noch impliziert hat, zurückschreckte, hat die Literaturpsychologie in gewisser Hinsicht Adornos ironisches Urteil durchaus verdient, „das trotz aller Betonung des Sexus Spießbürgerliche ist daran zu demaskieren, dass durch die einschlägigen Arbeiten, vielfach Ableger der biographischen Mode, Künstler, deren *œuvre* die Negativität des Daseienden ohne Zensur objektiviert, als Neurotiker abgekanzelt werden“.¹⁷

Identifikation, als eine Erfahrung des Anderen, als ‚Selbstgenuss im Fremdgenuss‘,¹⁸ bietet nichtsdestotrotz ein grundlegendes Paradigma der provokativen

¹⁴ Freud, Sigmund: Der Dichter und das Phantasieren. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. VII, Frankfurt: Fischer, 1999, S. 223.

¹⁵ Holland, Norman N.: Unity Identity Text Self. In: Reader-Response Criticism. Hg. von Jane P. Tompkins. Baltimore/London: Johns Hopkins UP, 1980, S. 125.

¹⁶ Vgl. vor allem Ders.: The Dynamics of Literary Response. 3. Aufl. New York: Columbia UP, 1989, S. 277-280., 312.

¹⁷ Adorno, Theodor Wiesengrund: Ästhetische Theorie. Frankfurt: Suhrkamp, 1997 (= GS 7), S. 19.

¹⁸ Jauß, Hans Robert: Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik. Frankfurt: Suhrkamp, 1982 (= stw 955), S. 86.

Leistung des ästhetischen Genusses, beziehungsweise des Erlebnisses dar, wenn auch nicht ohne weitere Einschränkungen: Während das Andere, das in einer von einem gesellschaftlichem System bestimmten oder aber in einer alltäglichen kommunikativen Situation idealisiert wird oder ein anziehendes Rollenangebot darstellt, eine bereits gegebene oder von einem bestimmten Kontext bezeichnete Identifikationsmöglichkeit anzeigt¹⁹, ist es in der Rezeption von literarischen Texten hingegen kaum möglich, davon abzusehen, dass der literarische Held ebenso wenig als anwesend oder gegenwärtig erfahren wird, wie der literarische Text, der einen pragmatisch konditionierten situativen Kontext vielmehr entkräftet oder überschreitet, statt ihn vorzuschreiben. In dieser Hinsicht müsste man überlegen, ob das psychologische Modell der Beziehung zum literarischen Held nicht vielmehr die Trauerarbeit oder, noch genauer, die Melancholie in dem von Freud vorgeschlagenen Sinn sein könnte²⁰, die jedoch dadurch ausgezeichnet ist, dass der Versuch, das Andere zu bewahren oder einzuverleiben zugleich die Entleerung des Ichs mit sich bringt²¹, was ein weiterer Beleg dafür sein kann, dass in Freuds Auffassung von Kunst nicht nur Sublimation, sondern auch der Verlust von Identität als eine Komponente des ästhetischen Genusses seinen Platz hat.

In seinem Versuch einer Umwertung von ästhetischer Erfahrung deutet Hans Robert Jaub darauf hin, dass Freuds Analyse der doppelten Quelle des Genusses, d.h. Regression und Identifikation, die Ergänzung von Freuds Argumentation in die Richtung der ‚intersubjektiven Seite‘, die in Freuds Konzeption fehlt, durchaus ermöglicht, wodurch zugleich die eigentliche Leistung von ‚Katharsis‘ zutage tritt, die als eine der Grunderfahrungen ästhetischen Genusses damit völlig rehabilitiert ist.²² Mit Bezug auf die vorhin vorgeschlagene chiasmatische Struktur, die sich in dem wechselseitigen Bedingungsverhältnis zwischen einer unabhängigen ästhetischen Dimension und der Identität des Rezipienten abzeichnet, wäre daraus der Schluss zu ziehen, dass mit seiner These von ‚Selbstgenuss im Fremdgenuss‘ Jaub eine Art Gleichgewicht herzustellen versucht, in dem er den ästhetischen Genuss auf der Ebene der Katharsis als Medium zugleich eines reinen, interesselosen Genießens und der Provokation des Selbstverstehens beschreibt. Diese Doppelheit soll die einseitige Auffassung von Katharsis korrigieren: „Die ästhetische Identifikation des Zuschauers und Zuhörers, der sich

¹⁹ Nach Berger und Luckmann z. B. ist der gemeinsame situative Rahmen sogar Bedingung von Identifikation, vgl. Berger, Peter L./ Luckmann, Thomas: *The Social Construction of Reality*. 2. Aufl. New York: Anchor, 1967, S. 160.

²⁰ Nach Paul Ricoeur gibt es zwischen den beiden Begriffen in Freuds Diskurs keine klare Trennungslinie, vgl. Ricoeur, Paul: *De l'interprétation*. Paris: Seuil, 1965, S. 140-143.

²¹ Vgl. Freud, Sigmund: *Trauer und Melancholie*. In: Ders.: *GW*. Bd. X, S. 431.

²² Jaub: *Ästhetische Erfahrung*, S. 87.

selbst im fremden Geschick oder unalltäglichen Vorbild genießt, kann als kommunikativer Vollzugsrahmen Verhaltensmuster tradieren oder neu zu bilden“; aber – andererseits – „in der einsamen Befreiung seines Gemüts ein rein privates Vergnügen finden“.²³ Es ist genau diese doppelte Leistung der Katharsis, die eine ‚vollkommene‘ Identifikation ausschließt, die von Jauß – mit Bezug auf Dieter Wellershoff – als eine bloße „Durchgangsphase eines Distanzierungsprozesses“ uminterpretiert wird.²⁴ In Jauß’ Auslegung beleuchtet ästhetische Identifikation als zugleich anthropologisch und geschichtlich bestimmter Prozess einen der wichtigsten Aspekte ästhetischer Interaktionsmuster.

Der geschichtliche Ursprung des Identifikationsbedarfs wird dabei in einer Art anthropologischer Mangel- oder Unvollkommenheitserfahrung und dadurch in der Anziehungskraft des Vollkommenen, der Idealisierung, also eminent in der religiösen Erfahrung²⁵, später in der sinnstiftenden Leistung des Beispielhaften entdeckt, die Entstehung der ästhetischen Funktionalität von Identifikation wird also von Jauß (nicht ganz) latent als ein Säkularisierungsprozess dargestellt, sein Modell der Interaktionsmuster der Identifikation mit dem Helden wirft Licht auch auf die weiteren Stufen dieses Prozesses.²⁶ Die Signifikanz des Modells liegt vor allem darin, dass es – im Gegensatz zu psychologisierenden Ansätzen, die ausschließlich auf die psychischen Dispositionen des Lesers hinaus wollen – auf die kommunikative Leistung des ästhetischen Genusses begründet ist. Die fünf Modalitäten des Interaktionsmodells (die auf der Möglichkeit des in Spielen, Festen oder Ritualen dominanten Rollentausches beruhende assoziative, die auf den vollkommenen Helden ausgerichtete admirative, die sich als Mitleid offenbarende sympathetische, die im aristotelischen Sinne kathartische und die befremdende, also die Identifizierung selbst verhindernde ironische Modalität) illustrieren die möglichen Realisierungen des Verhältnisses zum Anderen, die sich in Jauß’ Arbeiten von der Vollkommenheit als vorweggenommener Instanz des Verstehensprozesses bis zur Kontingenz des Anderen („eines Nächsten“) als die Kontingenz der Bedingungen von Verstehen (also zum Verstehen, das keine höhere Instanz mehr in Anspruch nehmen kann) erstrecken.²⁷

Die Bedeutung dieser wird im Kontext der hier aufgeführten Problematik in Hinsicht darauf sichtbar, dass das Modell von ästhetischer Identifikation gewöhnlich nicht ohne die Vorwegnahme einer Instanz auskommt, die überhaupt

²³ Ebd., S. 170.

²⁴ Ebd., S. 244.

²⁵ Ebd., S. 304-306.

²⁶ Ebd., S. 247-251.

²⁷ Das Problem der Kontingenz des Anderen tritt als die zentrale Frage überhaupt in Jauß’ letzten Schriften hervor, s. vor allem Probleme des Verstehens. In: Ders.: Probleme des Verstehens. Stuttgart: Reclam, 1999.

der Identifikation mit dem Anderen Sinn verleiht bzw. den Überschuss an Sinn durch die Identifikation (und damit die Anziehungskraft des Anderen) ermöglicht, z.B. nach dem Muster von Idealisierung.²⁸ Wie allgemein dieser Vorgriff in dialogischen Prozessen integriert ist, zeigt sich nicht nur daran, dass z.B. selbst Bachtin erst durch die Annahme einer höheren Instanz die Möglichkeit von Verstehen überhaupt voraussetzen konnte²⁹, sondern auch an Gadamers Begriff des ‚Vorgriffs der Vollkommenheit‘, der aus seiner These abgeleitet werden kann, wonach nur das verständlich ist, was über eine vollkommene Sinn Ganzheit verfügt, und die deshalb ein grundsätzliches Strukturmoment des Prozesses von Verstehen (und – überhaupt – des hermeneutischen Zirkels) sein muss³⁰ – dieses Prinzip wird – auf einer anderen Ebene – von Jauß als das unentbehrliche Moment auch der ästhetischen Kommunikation weitergeführt.³¹ In Jauß’ Modell des Vorgangs von ästhetischer Identifikation spielt dieses Prinzip jedoch nur eine beschränkte Rolle, da der Prozess der Identifizierung hier selbst eigentlich eine mediale Funktion hat: Der kommunikative Aspekt von ästhetischer Erfahrung impliziert nämlich auch das Moment der ästhetischen Reflexion, wodurch Identifizierung nur als eine einzige Phase im ästhetischen Ereignis begriffen werden kann, als eine sich selbst auslöschende Bewegung, deren wesentlichste Leistung offenbar darin liegt, dass sie die doppelte Bedingung von Katharsis (d.h. das Medium ästhetischen Genießens) bereitstellt und damit die – zumindest vorübergehende – Selbstständigkeit des Bereichs des Ästhetischen ermöglicht.

Die Abgrenzung des ästhetischen Bewusstseins scheint also auch das strukturelle Moment von ‚Vollkommenheit‘ in Anspruch zu nehmen, es fragt sich jedoch, wie sich die Bedingungsstruktur des ästhetischen Genießens und der Identifikation unter einem Blickpunkt verwandelt, der von vornherein an der ‚unvollkommenen‘, genauer der fragmentarischen Seinsweise von Kunst festhält. Bei der Erörterung der kommunikativen Leistung des Ästhetischen, das sich auf das Zusammenspiel von Genießen und Verstehen gründet, setzt sich Jauß vor allem mit Adorno auseinander, für den dieses Zusammenspiel ausschließlich als negative Dialektik, nie als Versöhnung im ästhetischen Prozess erscheinen kann.

Adorno erklärt den Zusammenhang zwischen der Unabhängigkeit der ästhetischen Dimension und der für die Kunst konstitutiven Negativität (in diesem

²⁸ Zum psychologischen Zusammenhang von Identifikation und Idealisierung s. Ricoeur: *De l'interprétation*, S. 232-241.

²⁹ Vgl. Bachtin, Michail M.: *Problema teksta*. In: *Voprosy literatury* 20 (1976), H. 10, S. 149-150. S. dazu den Kommentar von Jauß: *Ästhetische Erfahrung*, S. 682-683.

³⁰ Vgl. Gadamer, Hans-Georg: *Vom Zirkel des Verstehens*. In: *Ders.: GW. Bd. 2. 2. Auflage*. Tübingen: Mohr, 1993, S. 63-65.

³¹ S. Jauß: *Ästhetische Erfahrung*, S. 324.

Zusammenhang zeigt sich das Muster von ästhetischer Sublimierung) mit den Unterdrückungsmechanismen moderner Gesellschaften: „Neutralisierung ist der gesellschaftliche Preis der ästhetischen Autonomie.“³² Das heißt zugleich, dass die Kultur der Rezeption im spießbürgerlichen Kunstgenuss eine Form erhält, die von der Gesellschaft toleriert oder unterstützt wird. Dies zeige sich am deutlichsten daran, dass die gegenseitige Wechselwirkung von Genuss und Verstehen auf der Seite des früheren homogenisiert wird: Adornos Kritik von ‚Kunstgenuss‘ bezieht sich in erster Linie auf das sublimierende (Pseudo-)Potential des ‚wohlthätigen Kulturgutes‘, das im Wesentlichen die kompensatorische Leistung von Kunst geltend macht und dadurch die ursprüngliche Negativität des Kunstwerks verbirgt oder neutralisiert. Da „Kunstwerke desto weniger genossen [werden], je mehr einer davon versteht“³³, bestätigt dieses Muster sublimierenden Genusses notwendigerweise das Bestehende und damit die auf das Subjekt oktroyierte Identität: Ästhetische Identifikation zeichnet für Adorno die Rezeptionsstrategie des Laien aus, die letzten Endes – wie dies gerade die industrielle Massenkultur bezeugt – zur Reproduktion der Identität des Rezipienten führt.³⁴ Moderne Massenkultur ist für Adorno bekanntlich der Schauplatz des unverhüllten Erscheinens von ideologischen Mechanismen, die in Wirklichkeit eigentlich auch in der scheinbaren oder beschränkten Autonomie der ‚hohen‘ Kunst am Werke sind: Durch die Kritik der Kulturindustrie wird ferner auf ähnliche Weise sichtbar, dass das Muster von ‚Katharsis‘ in Wahrheit die Maske einer ästhetischen Sublimierung ist, die eine Art ‚Ersatzbefriedigung‘ gibt, und d.h. – umgekehrt – auch, dass die Sublimation als die Leistung des ‚Kunstgenusses‘ in Wirklichkeit ein ideologieverdächtiges Moment verschleiert, das wohl auch den Begriff von ‚Katharsis‘ mitgestaltet.³⁵

Die eigentliche Wirkung des Kunstwerks wird von Adorno, deutlich von der Katharsis getrennt, als eine Art ‚Erschütterung‘ interpretiert, die in Wahrheit den Selbstverlust oder das Selbstvergessen des Ichs der Rezipienten, die Erfahrung seiner Endlichkeit und seine Überwältigung mit sich zieht: ‚Erschütterung‘ ist nicht identisch mit dem herkömmlichen Begriff von ‚Erlebnis‘, sie ist vielmehr als „ein Memento der Liquidation des Ichs“ aufzufassen. Diese Erfahrung der Macht von Kunst entspringt der ‚Suggestivkraft‘ des Werks, dem Akt der Bestätigung oder Setzung seines Selbst, was Adorno am Beispiel der Neunten Symphonie Beethovens veranschaulicht: „Der Eintritt der Reprise der Neunten

³² Adorno: Ästhetische Theorie, S. 339.

³³ Vgl. ebd., S. 25-27.

³⁴ Vgl. ebd., S. 514-515.

³⁵ Vgl. z.B. ebd., S. 354, bzw. Horkheimer, Max/Adorno: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt: Suhrkamp, 1997 (= GS 3), S. 166.

Symphonie feiert als Resultat des symphonischen Prozesses dessen ursprüngliche Setzung. Sie erdröhnt als ein überwältigendes So ist es.³⁶

In Adornos Begriff der Negativität, wie auch im Schema des Zusammenhangs von ästhetischer Erfahrung und Identitätsverlust, meint Jauß, die sich von Platon über Rousseau bis – mit gewissen Einschränkungen – de Man reichende Tradition der „rigorosen Puritaner“³⁷ wiedererkennen zu können. Die Beziehung beider Positionen, d.h. Jauß' Auffassung der Kunst, die auf die kommunikative Leistung der ästhetischen Erfahrung gegründet ist, und Adornos Begriff einer im gewissen Sinne akommunikativen Kunst, lässt sich am Beispiel einer Debatte am anschaulichsten ermitteln, wobei es – obwohl sie mit großer Wahrscheinlichkeit nicht über textuelle Interpretation geführt wurde – um die verschiedenen Auslegungen einer Textstelle ging. Bekanntlich haben Adorno und Horkheimer unter anderem durch eine Analyse der „Odyssee“ versucht, den selbstdestruktiven Mythos der Aufklärung aufzudecken, und in dieser Analyse die Geschichte von Odysseus und den Sirenen als eine Allegorie der Neutralisierung autonomer Kunst gedeutet.³⁸ Demnach verkörpern Odysseus beziehungsweise seine Kameraden zwei Vorgehensweisen der repressiven Mechanismen, die die unmittelbare Wirkung der Kunst neutralisieren: Die Gefährten des Helden widerstehen der Verführung der Sirenen dadurch, dass sie sie nicht einmal wahrnehmen können (sie wissen nur etwas über die Gefahr; von der Schönheit des Gesangs, seiner ästhetischen Anziehungskraft erfahren sie nie), der gefesselte Odysseus ist, auf eine andere Weise, des unmittelbaren Erlebnisses ebenfalls beraubt, da er die gesellschaftlich zugelassene Form des Widerstands gegen die ‚Rhetorik‘ der Sirenen verkörpert: Odysseus „wohnt einem Konzert bei“, seine Bewegungslosigkeit bezeichnet in der Lektüre Adornos und Horkheimers allegorisch die Spaltung von unmittelbarer Erfahrung und ästhetischem Genuss, gleichsam das Moment des Kontemplativwerdens der ästhetischen Erfahrung. Diese Allegorese erklärt die Distanzierung des Odysseus vom Identitätsverlust, genauer von der Angst davor, die eigene Identität zu verlieren, von der „Angst, das Selbst zu verlieren und mit dem Selbst die Grenze zwischen sich und anderem Leben aufzuheben“ (man bemerke den fast intertextuellen – kaum intendierten – Bezug dieser Formulierung auf den vorhin zitierten Schluss von Freuds Studie „Der Dichter und das Phantasieren“!). Die Fesselung von Odysseus zeichnet im Dilemma von Ichverlust und Überleben auch den Gegensatz von ‚Erschütterung‘ und ‚Kunstgenuss‘ auf.

³⁶ Vgl. Adorno: *Ästhetische Theorie*, S. 246., S. 363-364. (Zitat auf S. 363.)

³⁷ Vgl. Jauß: Brief an Paul de Man. In: Ders.: *Wege des Verstehens*. München: Fink, 1994, S. 300.

³⁸ Vgl. Horkheimer/Adorno: *Dialektik*, S. 49-54.

Jauß widerspricht dieser Interpretation an dem Punkt³⁹, an dem die „Dialektik der Aufklärung“ stehen bleibt: Er weist nämlich darauf hin, dass diese mythoskritische Allegorese den auf den Helden bezogenen Vers XII, 188 von „Odyssee“ außer Acht lässt („So einer kehrt dann mit tieferem Wissen beglückt in die Heimat“ [Übertragung von Anton Weiher]), der belegen könnte, dass Genuss und Erkenntnis vielmehr eine Einheit bilden in Odysseus' ‚Rezeption‘, die erst dadurch zum Paradigma der ästhetischen Einstellung wird. Der Vers zeugt in der Tat davon, dass die Freiheit der ästhetischen Reflexion genau durch die Distanz zum unmittelbaren Erlebnis möglich wird. Jauß' Argument überzeugt auch in Anbetracht dessen, dass seine Lektüre das Moment von ‚Freiheit‘ genau in Odysseus' Zustand des Gefesseltseins entdeckt (die auf diese Weise feststellbare Verschmelzung von Freiheit und Gefangenschaft widerspricht auch der Interpretation von Adorno und Horkheimer nicht: Die Erfahrung einer Freiheit, die von der gesellschaftlichen Unterdrückung ermöglicht wird, ist der Logik des legendären Hauptwerks der Frankfurter Kritischen Theorie kaum ganz fremd). Was hingegen vielmehr nachdenklich machen kann, ist die Tatsache, dass Jauß' Auslegung die Anführungszeichen vom Text der „Odyssee“ ‚löscht‘: Das Epos legt den zitierten Vers in den Mund der Sirenen, wodurch die Bestimmung der rhetorischen Modalität der Stelle erheblich verunsichert wird. Diese Aussage stammt nämlich von denjenigen Figuren des Epos, deren verführerischer Diskurs in der ganzen Episode der Täuschung des potentiellen Zuhörers dient (die Anziehungskraft des Gesangs verbirgt seine fatale Wirkung), und das erweckt zumindest den Verdacht, dass auch das Weiserwerden des Odysseus ebenso ein falsches Versprechen, oder Teil der Illusion sein kann. Andererseits ist es gerade Odysseus, der von vornherein mit dem falschen Versprechen der Sirenen rechnet, er ist gleichsam ein ‚ironischer‘, rhetorisch reflektierter Leser des Sirenen gesangs: dieser Zusammenhang lässt also dennoch eine Interpretation zu (die er jedoch nicht zwingend fordert), die die Möglichkeit der wirklichen Erkenntnis in Odysseus' Strategie der ‚Rezeption‘ annimmt.

Diese bemerkenswerte Zweideutigkeit oder Unentscheidbarkeit in einer der Grundgeschichten über das Verhältnis von Erkenntnis und ästhetischem Genuss, enthält jede Antwort auf die Frage nach der kommunikativen Leistung der Erfahrung von Katharsis vor, macht aber zugleich die Unmöglichkeit einer unmittelbaren ästhetischen Erfahrung sichtbar: Die Logik der Homerschen Erzählung lässt die Gleichsetzung des Sirenen gesangs mit der zitierten Aussage nicht zu, womit der Gesang selber im Epos unbekannt bleibt, und das hat tief reichende Gründe. Adornos vorhin zitierte Beschreibung der elementaren Wirkung von Kunst (der seine eigene Setzung feiernde, wiederholende oder bestätigend-voll-

³⁹ Jauß: *Ästhetische Erfahrung*, S. 69.

ziehende künstlerische Akt, der die Identität des – rezipierenden – Ichs zerstört) fasst diese als einen totalen performativen Akt auf, wodurch wieder das sprachliche Modell hervortritt, das hinter der ganzen Problematik stecken dürfte und von dem die vorliegende Argumentation ausging: die Unbegreifbarkeit eines rein performativen sprachlichen Ereignisses (die Unerzählbarkeit des tödlichen Sirenengesangs), oder der Rückfall dieses auf die kognitive Ebene der Sprache (ins Dilemma der unbestimmten Referentialität der Aussage) im Prozess des Verstehens bestätigt wieder eine fundamentale Spaltung in der Sprache.⁴⁰ Die Unmöglichkeit der unmittelbaren ästhetischen Erfahrung hat sprachliche Gründe, genau wie – auf der anderen Seite – die Tatsache, dass die Möglichkeit der kommunikativen oder kognitiven Leistung ästhetischer Erfahrung (die nach diesem groben Muster mit der Tropologie modelliert werden könnte) der unbeherrschbaren Rhetorizität der Sprache, also einer fundamentalen Unentscheidbarkeit ausgeliefert wird.

Das schließt selbstverständlich keineswegs die Möglichkeit aus, eine Verbindung zwischen dem Verlust von Identität (oder zumindest der Provokation von Selbstverständnis) und dem Wirkungsvorgang von Katharsis anzunehmen.⁴¹ In dieser Hinsicht verdient Michail Bachtins These in seinem frühen Hauptwerk („Avtor i geroj v estetičeskoj d'ejatelnosti“) besondere Aufmerksamkeit, die die

⁴⁰ Da dieses Modell der doppelten Natur von Sprache in de Mans spätem Projekt einer historischen Kritik der „ästhetischen Ideologie“ erörtert wurde, liegt es trotz aller Unsinnigkeit nahe, die hier behandelte Problematik als den Beweggrund de Mans zu betrachten, in dieser groß angelegten, aber nicht abgeschlossenen kritischen Arbeit auch über Adorno einen Aufsatz zu verfassen, der wegen de Mans Tod jedoch nicht mehr geschrieben werden konnte. Über dieses Vorhaben s. Rosso, Stephano: An Interview with Paul de Man. In: de Man: The Resistance, S. 121.; Waters, Lindsay: Introduction. In: de Man, Paul: Critical Writings 1953-1978. Minneapolis: Minnesota UP, 1989 (= THL 66), S. lxx.

⁴¹ Die Verführung im Gesang der Sirenen ist, vor allem in der Tradition romantischer Dichtungstheorie, eine selbstinterpretierende Trope der spezifischen Selbstreflexivität der Stimme (vgl. dazu Rachewiltz, Siegfried v.: *De Sirenibus*. New York/London: Garland, 1987, S. 38-41., zitiert und ausführlich kommentiert von Menke, Bettine: *Prosopopoiia*. München: Fink, 2000, S. 517-522.), indem sie der kognitiven Dimension des Diskurses dessen materielle Ebene gegenüberstellt. In der Homerschen Parabel z.B. erfährt Odysseus im Gesang der Sirenen über sich selbst, wird also in diesem repräsentiert, was einerseits eine tödliche Gefahr bedeutet, andererseits aber – im gewissen Sinne – seine Unsterblichkeit verspricht, und damit die wirkliche Bedrohung in der Stimme der Sirenen genau als die Verdoppelung der eigenen Identität darstellt. Vgl. dazu Foucault, Michel: *Die Sprache, unendlich*. In: Ders.: *Schriften*, Bd. I., Frankfurt: Suhrkamp, 2001, S. 343-344., bzw. Ders.: *Das Denken des Außen*. In: Ebd., S. 687-690., ausführlicher Menke, *Prosopopoiia*, S. 566-574.

einzigste ästhetisch mögliche Form vom Selbstverstehen in der Asymmetrie der Beziehung zum Anderen verankert, auf ähnliche Weise übrigens, wie die diesbezüglichen sozialpsychologischen Ausführungen von George H. Mead einige Jahre später. Bachtins Analyse der Beziehung von Autor und Held, die in diesem Werk im Vordergrund steht, schließt eine Umsetzung nicht aus, die Bachtins Folgerungen auf die Ebene des Verhältnisses zwischen Held und Rezipient projiziert, da die Konsequenzen der ästhetischen Provokation von Identität, hier vor allem in einer Auseinandersetzung mit dem Erlebnis- und Einfühlungsbegriff der Ausdrucksästhetiken, erörtert werden.⁴²

Der Held erscheint in Bachtins Werk zugleich als ein Kompositionsprinzip (u.a. werden seine räumliche und zeitliche ‚Form‘ ausführlich analysiert) bzw. – aus dem Blickwinkel des Autors – als die äußere Position des jeweiligen Anderen, beide Deutungsrichtungen werden jedoch – im Gegensatz zum Autor – durch das Moment der Abgeschlossenheit und des Vollendetseins dem wirklichen Subjekt des ästhetischen Prozesses gegenüber gestellt⁴³: Der Held ist auch im Sinne der bildlichen und sprachlichen Greifbarkeit vollendet, die Beziehung des Autors zum Helden hingegen wird als prozessual oder ereignishaft beschrieben. Die Identifikation mit dem Helden (und dadurch jede Art von Einfühlung) ist also nie vollkommen, da sie in die beiden Komponenten der ästhetischen Tätigkeit zerlegt wird, in die ‚Einfühlung‘ einerseits und – in umgekehrter Richtung – in eine Rückkehr zum eigenen Bewusstsein andererseits, die zu dessen Neubildung führt, da das Ich ausschließlich in der Überschreitung der eigenen Grenzen,

⁴² Auf den ersten Blick erscheint es merkwürdig, dass Jauß in der Beschreibung seines Interaktionsmodells sich nicht auf diese Abhandlung Bachtins bezieht, obwohl dem hier entwickelten Begriff von ‚vnenachodimost‘ (‚Außerhalbbefindlichkeit‘) an anderen Stellen eine besondere Bedeutung zugeschrieben wird (S. Jauß: *Ästhetische Erfahrung*, S. 680-682.): Der Grund dafür liegt vermutlich darin, dass das Konzept des Bachtinschen Dialogismus Jauß – mit dem Aufschwung der Bachtin-Rezeption in Deutschland – erst Ende der 70er, Anfang der 80er bekannt wird. Die frühesten Belege dafür finden sich in einem 1980 in Konstanz gehaltenen Vortrag: Jauß: *Zum Problem des dialogischen Verstehens*. In: *Dialogizität*. Hg. von Renate Lachmann. München: Fink, 1982. Auf diese Studie sind dann die Kommentare zu Bachtin in „*Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*“ gegründet. Die Studie über das historische Modell von ästhetischer Identifikation hat Jauß deutlich früher verfasst, ihre erste Version erschien Anfang der 70er Jahre auf Englisch (Jauß: *Levels of Identification of Hero and Audience*. In: *New Literary History* 5 (1974), H. 2.). Bachtins Abhandlung, von der hier die Rede ist, war vermutlich um die Mitte der 1920er Jahre, aber noch vor der ersten Fassung des Dostoevski-Buchs geschrieben, Jauß konnte sie jedoch schon deshalb nicht kennen, weil sie erst 1979 publiziert wurde.

⁴³ S. z. B. Bachtin, Michail: *Avtor i geroj v estetičeskoj dejatel'nosti*. In: *Ders.: Raboty 1920-h godov*. Kiew: Next, 1994, S. 89.

gleichsam in einen Anderen verwandelt, imstande ist, seine Identität zu erfahren oder überhaupt zu bilden. Diese doppelte Form der ‚Außerhalbbefindlichkeit‘ (‚vnenachodimost‘) oder der Überschreitung des Eigenen⁴⁴ bestimmt das Andere oder Andersheit überhaupt als die Bedingung der Entstehung von Persönlichkeit, dieser Prozess wird von Bachtin jedoch keineswegs als eine ausgleichende Struktur beschrieben, die etwa den gegenseitigen Austausch der Positionen ermöglicht: Die Erfahrung des eigenen Ichs von Außen vollzieht sich als eine Art Ereignis des Seins (sobytije bytija), d.h. das Ich erlebt sein Selbst gleichsam wie in einem Akt, kann in der doppelten Bewegung von Entfernung und Rückkehr (die also die Bedingung der Selbsterfahrung in der Überschreitung, in einem Anderswerden des Ichs festsetzt) deshalb – wie Bachtin betont – nie mit sich selbst als Subjekt zusammenfallen.⁴⁵

Der Begriff von ‚vnenachodimost‘ widersetzt sich also der Möglichkeit von Identifikation (zumindest wenn diese im Sinne der Einfühlung verstanden wird), was Bachtin am einfachsten am Beispiel der zeitlichen Grenzen des menschlichen Lebens (Geburt, Tod) veranschaulicht, da sich in diesen die fundamentale Verschiedenheit von Selbsterfahrung und ‚Einfühlung‘ oder die Asymmetrie ihres Verhältnisses auf eine spektakuläre Weise zeigt: Diese Grenzen als Ereignisse des eigenen Seins stehen dem Bewusstsein nicht als sinnvoll zur Verfügung, da sie nur als Geschehnisse im Leben des Anderen erlebt werden können. Das Verstehen des eigenen Seins bezieht also von vornherein die Erfahrung des Anderen (also die Verfremdung der Erfahrung des eigenen Daseins) als seine eigene Bedingung mit ein, was aber keineswegs die Aneignung der Erfahrung des jeweiligen Anderen bedeuten kann, wie das Bachtin mit Hinweis auf die Unmöglichkeit, das Leiden des Anderen zu erleben bzw. die Einfühlung oder Sichversetzung ins Andere mit der Erfahrung des eigenen Leidens gleichzusetzen, d.h. auf eine Art des ‚inneren Außerhalbseins‘ des Anderen erklären kann.⁴⁶ Diese Argumentation führt zugleich

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 74., bzw. S. 95-96.

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 98-100. Der Ausdruck, der die Ereignishaftigkeit der Beziehung zum Anderen bezeichnet (sobytije bytija), erscheint stets in einer Position, die später bei Bachtin vom ‚Dialog‘ eingenommen wird. Man könnte also fragen, ob die symmetrische Konzeption des Dialogismus (s. dazu die Kritik de Mans: Dialogue and Dialogism. In: Ders.: The Resistance, S. 111-113) nicht vielleicht als ein Schritt zurück zu deuten wäre, oder aber ob dieser mögliche Vorgänger des Begriffs von Dialogizität eben vielmehr die manchmal verkannte Radikalität des späteren Konzeptes sichtbar machen könnte?

⁴⁶ Vgl. dazu in erster Linie Bachtin: Avtor i geroj, S. 169-179. Es wäre ganz sicher nicht ohne Nutzen, die Möglichkeit zu erwägen, dass die These, wonach der eigene Tod nicht erlebbar bzw. nur als der Tod des Anderen denkbar ist, einen Impuls für die hermeneutische Problematik der Grenzen des Verstehens des Anderen geben könnte.

einen impliziten Dialog mit der vorhin zitierten These der platonischen Kritik der Kunst („Denn so glaube ich pflegen nur Wenige zu rechnen, dass man doch von dem fremden notwendig etwas zu genießen bekommt für das eigene, und dass wenn man aus jenem das trübselige genährt und gestärkt hat, es bei eigenen Unfällen nicht leicht sein wird im Zaum zu halten.“), indem sie auf die anthropologische Unmöglichkeit der totalen Identifikation (die für Platon ein Produkt der Überzeugungskraft von Kunst ist) hinweisen kann.

Formen der Beziehung von Autor und Held, in denen das Ich auch den Gegenstand der Aussage bildet (Beichte, Bekenntnis, Autobiographie und – z.T. – die Lyrik), die also unter keinem immanenten Zwang stehen, das Subjekt von einer äußeren Perspektive her aufzeichnen oder umgrenzen zu müssen und daher die Bestätigung einer äußeren Instanz verlangen, betrachtet Bachtin mit gewissem

Jauß deutet nämlich – mit Hinweis auf eine These Reinhart Kosellecks (Koselleck, Reinhart: *Historik und Hermeneutik*. In: Ders./Gadamer: *Hermeneutik und Historik*. Heidelberg: Winter, 1987, S. 13-14.) – darauf hin, dass die anthropologische Provokation der Gerechtigkeit des Verstehens in der dialektischen Dimension geschichtlichen Seins, nämlich im Bewusstsein des eigenen Sterbenmüssens und in der Fähigkeit, den Anderen töten zu können, liegen könnte (Vgl. *Das Ende*. Hg. von Stierle und Rainer Warning, München: Fink, 1996 [= PH 16], S. 642.). Am Schluss seines letzten Aufsatzes erkennt er die letzten, unüberschreitbaren Grenzen von Verstehen in der Unmöglichkeit, das Böse zu verstehen: „Wenn uns das Unmenschliche in der Geschichte – die bittere Wahrheit des *homo homini lupus* – unerklärlich bleibt, wenn wir nicht verstehen können, dass der Mensch im Unterschied zum Tier seinesgleichen Böses antut, ist dann vielleicht das Böse selbst das Unerklärbare, auf welches das Verstehen als seine letzte Grenze stößt?“ (Jauß: *Das Verstehen von Geschichte und seine Grenzen*. In: Ders.: *Probleme*, S. 210.). Es könnte durchaus sein, dass einer der Gründe für die Unmöglichkeit, das Böse zu verstehen, darin liegt, dass – da der eigene Tod nicht erlebbar ist – es unmöglich ist, die Erfahrung des Todes des Anderen anzueignen, d. h. dass Tod nur als Tod des Anderen einen Sinn hat, womit die anthropologischen Grenzen der (Mit-)Teilbarkeit oder Austauschbarkeit von Erfahrung als die Voraussetzung für die Wechselseitigkeit des Verstehens in Erscheinung treten. Zur Problematik s. ferner Iser, Wolfgang: *Theorie der Literatur*. Konstanz: Universitätsverlag, 1992 [= *Konstanzer Universitätsreden* 182], S. 23.; und – in überraschender Nähe – die einschlägigen Folgerungen der Rousseau-Interpretation von Jacques Derrida, vgl. Derrida, Jacques: *Grammatologie*. Frankfurt: Suhrkamp, 1974 (= stw 417), S. 325-326. („die verinnerlichende Identifikation wäre nicht moralisch [...] Sie würde das Leiden nicht als das Leiden des anderen anerkennen. Die Moralität, die Achtung des anderen setzt also eine gewisse Nicht-Identifikation voraus. [...] Wir können das Leid nur insofern als Leiden des anderen erfahren, als uns die Einbildungskraft eine Art Nicht-Präsenz in der Präsenz erschließt: wir erleben das Leiden des anderen im Vergleich, erleben es als unser nicht-präsendes, vergangenes oder zukünftiges Leiden.“)

Verdacht, da aus diesen Formen die Transgression des eigenen Lebens fehlt.⁴⁷ Dass diese Formen der Äußerung des Ichs zugleich die Grenzen der ästhetischen Tätigkeit bedeuten, wirft auch Licht darauf, dass ästhetische Erfahrung für Bachtin an den Grenzen des (eigenen) Lebens auftritt und dadurch zu einem eminenten Medium des Anderen oder von Andersheit wird.⁴⁸ Damit entfaltet sich zugleich eine Auffassung von ästhetischer Identifikation, die einerseits die Möglichkeit der totalen Identifizierung mit dem Helden und dadurch des unmittelbaren, auf eine Art ästhetische Verführung gegründeten, Wirkungsprozesses verneint, der dadurch gleichsam als das Medium solcher Identifizierung dienen würde, andererseits aber die ins Spiel kommende Identität (des Rezipienten?) in einen kommunikativen Prozess versetzt, indem sie die Durchgehbarkeit der Grenzen des Subjekts, sowie die Entstehungsbedingung von Subjektivität in der ästhetischen Tätigkeit entdeckt. Wie das Interaktionsmodell von Jauß lässt sich auch Bachtins Auffassung von Identifikation auf eine Vorstellung des kathartischen Wirkungsprozesses zurückführen, die die Leistung der Erfahrung von Andersheit oder Fremdheit nicht auf die einspurige Bewegung der Befreiung von den erweckten Leidenschaften reduziert, die hier im wesentlichen als Reproduktion von Identität modelliert werden könnte, sondern ebenso die Möglichkeit der Erfahrung des Ichs als eines Anderen impliziert (und es fragt sich tatsächlich, ob der Prozess solcher Befreiung von den eigenen Passionen nicht von vornherein die Entfremdung oder Exteriorisierung dieser und dadurch das kommunikative, aber zugleich die bestehende Identität provozierende Moment der Wahrnehmung des Eigenen als ein Fremdes mit sich zieht?).

Bachtins Annahme der ästhetischen Mittelbarkeit von Andersheit stößt jedoch an dem Punkt an ihre Grenzen, wo die Voraussetzung der ganzen Argumentation in der Vorstellung der Abgeschlossenheit des Kunstwerks erscheint, darin also, dass das Ich, das sich selbst ereignishaft erlebt, sein ‚Anderes‘ in einer schon vollendeten oder gar vollkommenen Form erkennt, und wiederum zeigt, dass das vorweggenommene Moment des Vollendetseins oder der Vollkommenheit auch hier eine entscheidende Rolle spielt. Gadamers Formel des ‚Vorgriffs der Vollkommenheit‘ bezieht sich jedoch vielmehr auf das Ergebnis des Vorgangs von Verstehen, genauer gesagt auf eine seiner Phasen, weniger auf die Seinsweise des Kunstwerks. Wie z.B. eine Lektüre Rilkes beweisen kann, ist dieses Problem moderner Kunst durchaus bewusst: Ein Werk, das als fragmentarisch zu denken ist, nimmt die Illusion des seine eigene Setzung bestätigenden, sich selbst

⁴⁷ Vgl. z.B. Bachtin: *Avtor i geroj*, S. 239.

⁴⁸ Ebd., S. 155. Diese Annahme Bachtins steht in bemerkenswerter Nähe zu Jauß' These, nach der Andersheit ästhetisch am wirksamsten zu vermitteln ist, vgl. z. B. Jauß: *Ästhetische Erfahrung*, S. 683. oder ders.: *Rückschau auf die Begriffsgeschichte von Verstehen*. In: Ders., *Wege*, S. 23.

vollziehenden performativen Aktes nicht mehr in Anspruch, sondern stellt dieser die Aktivität der Rezeption, des Lesens gegenüber. Rilkes Gedicht „Archaischer Torso Apollos“ kommt in diesem Kontext schon deshalb eine bedeutende Rolle zu, weil in dem im Gedicht inszenierten ästhetischen Akt die kommunikative Leistung des Ästhetischen ebenso thematisiert ist, wie die Frage des Unvollendetseins von Gadammers Formel des ‚Vorgriffs der Vollkommenheit‘ oder das von Adorno hervorgehobene Potential der Negativität des Kunstwerks (diese Negativität bedeutet unter anderem die Anzeige der Kritik der empirischen Welt durch das Kunstwerk, das von dieser abgelöst ist und das ihre Veränderung fordert⁴⁹).

Die diskursive Grundlage dieses Gedichts, das gewöhnlich als eine exemplarische Illustration für das poetische Prinzip der ‚Dingdichtung‘ gelesen wird, ist die Beschreibung, die Beschreibung eines Anblicks, in der die Beschreibung selbst den Torso verändert oder in seine ursprüngliche (?) Abgeschlossenheit oder Vollendetheit zurückverwandelt. Es fällt am Text sofort auf, dass die Spannung zwischen dem Vergangenen am Kunstwerk und der Gegenwart der Beschreibung entlang der Opposition lebendig/leblos begriffen wird. Die fehlenden und auf die Unvollkommenheit der Statue hinweisenden Teile tragen den Charakter des Vergangenen an sich („reiften“, „trug“ bzw. der Hinweis auf das Fehlen des Kopfes). Die Beschreibung – deren Sinn offensichtlich in der ‚Ergänzung‘ des Torsos liegt – verleiht der Statue die Konnotation von Lebendigkeit, wie dies einerseits an ihrer Anthropomorphisierung, andererseits daran sichtbar wird, dass der Text sich häufig Verben bedient, die auf Bewegung hinweisen („Drehen“, „gehen“, „flimmerte“, „bräche [...] aus“). Wie Käte Hamburger feststellt⁵⁰, ist es der sprachliche Akt der Beschreibung, der den Kopf auf den Torso zurückstellt und (ihn mit der Fähigkeit des Schauens oder zumindest des Sehens versehen) die Statue zu neuem Leben erweckt.

Im Text erscheint der Torso also als der Schnittpunkt zweier metonymischer Zusammenhänge: Er ist einerseits die Spur seiner einstigen Ganzheit, andererseits jedoch das Vorausgegangene eines – von der Beschreibung zustande gebrachten – Ganzen, das noch viel vollkommener ist: Das Fragment, dem wesentliche Teile fehlen, weist als eine Spur auf das Ganze, das verloren ging, die anthropomorphe Figur, die im Gedicht hervortritt, kommt sinngemäß mit der toten Materie in Berührung (sein Schauen ist ja in die Materie „zurückgeschraubt“), was sich auch auf der materiellsten Ebene des Textes ebenfalls widerspiegelt, z.B. dadurch, dass die Reihe von Alliterationen, die sich in der Beschreibung des Torsos entfaltet („stünde“ – „Stein“ – „entstellt“ – „Sturz“), im Bild des wiederhergestellten Ganzen im letzten Terzett widerklingt („Stern“, „Stelle“). In dieser Doppelheit –

⁴⁹ Vgl. Adorno: Ästhetische Theorie, S. 264.

⁵⁰ Hamburger, Käte: Rilke. Stuttgart: Klett, 1976, S. 29.

wie de Man dies beobachtet hat⁵¹ – ist eine chiasmische Struktur zu erkennen: der Torso kann genau deshalb mit der Fähigkeit des Sehens versehen werden, weil er in der Wirklichkeit keine Augen hat, und dadurch vollkommener wirken kann, als in seinem vermutlichen ursprünglichen Zustand. Der Torso, das Fragment, ist der Berührungspunkt der beiden Ergänzungsmöglichkeiten, deren Unterschied einerseits die Leistung der Phantasie, andererseits die Tatsache ausmacht, dass die Situation der Beschreibung (im Gegensatz zur Seinsweise der ursprünglichen Statue) von vornherein die Anwesenheit eines Betrachters voraussetzt. Diese Differenz lässt das Deutungsmuster einer einfachen ‚Wiederherstellung‘ der Statue kaum zu: Es ist nämlich nicht zu übersehen, dass die Kennzeichen der neu gewonnenen ‚Lebendigkeit‘ der Statue im Gedicht nicht ihre eigene, also keine materielle Eigenschaften des Kunstobjekts sind, denn es ist die Beschreibung, die diese dem Torso zuschreibt.⁵² Dies ist von herausragender Bedeutung im Gedicht, da der Text die neuen Eigenschaften der wiederbelebten Statue in Vergleichen formuliert („und flimmerte nicht so wie Raubtierfelle; / und brähe nicht aus allen seinen Randern / aus wie ein Stern [...]“) und dadurch den Torso von seiner ‚leuchtenden‘ Beschreibung zugleich distanziert.

Der grundlegende Kode der Differenz zwischen der Materialität des kopflosen und ‚entstellten‘ Torso und der anthropomorphen Figur der Beschreibung kann in den Vorstellungen von Licht und Sehen entdeckt werden, was das Aufleben oder die Ergänzung der Statue eindeutig an die Bedingung des Gesichtetwerdens, also der Anwesenheit des Betrachters knüpft (in fast jedem Vers gibt es Ausdrücke, die auf das Sehen oder das Licht bezogen sind: „Augenäpfel“, „glüht“, „Kandelaber“, „Schauen“, „glänzt“, „blenden“, „durchsichtigem“, „flimmerte“, „Stern“, „sieht“). Erst wenn dieser – übrigens völlig augenfällige – Kode (die Gleichsetzung von Licht und Belebung, die kaum anderes sein kann, als das Sehen) erkannt ist, wird die konditionale Bedeutung des erklärenden Beisatzes, der den rätselhaften Schluss des Gedichts einleitet („[...] denn da ist keine Stelle, / die dich nicht sieht. [...]“), verständlich.

Hier wird nämlich die Bedingungsstruktur der ganzen bisherigen Beschreibung sichtbar, da die Leistung der sprachlichen Darstellung, das Sichtbarwerden der Statue durch das Schauen dieser Statue, oder – wie de Man an der vorhin zitierten Stelle formuliert – durch seine Verwandlung „in ein einziges großes Auge“ erklärt ist. Dieser Satz kann als eine syntaktische Transformation, eine Umgestaltung einer referentiell sinnvollen Aussage aufgefasst werden, wo das Pronomen in zweiter Person Einzahl von seiner akkusativen Form, das Verb in zweiter Person durch seine Form in dritter Person ersetzt werden. Die auf diese Weise

⁵¹ De Man, Paul: Allegorien des Lesens. Frankfurt: Suhrkamp, 1988 (= es 1357), S. 76.

⁵² Vgl. Hamburger: Rilke, ebd.

rekonstruierte Hauptvariante des Satzes („Denn da ist keine Stelle, die du nicht siehst“) bezeichnet gerade die Grundlage der Szenerie des Gedichts (dass jemand die Statue anschaut – in dieser Hinsicht trägt die Frage, ob die Sprachsituation des Gedichts der der Anrede oder der Selbstanrede ist, trägt nicht viel zum Verständnis des Textes bei, da bereits sein erstes Wort, ein Pronomen in Mehrzahl, alle möglichen ‚Beobachter‘ vor den Torso stellt). Damit wird auch klar, dass die chiasmische Form, die auch auf dieser grammatischen Ebene des Textes zu finden ist, in Wahrheit zur Identifikation von Statue und Betrachter vereinfacht werden muss. Wenn der Torso und der Schauende sich gegenseitig sehen bzw. anschauen (oder gleichwohl in den Spiegel hineinschauen, was in dem weiteren Gang der Lektüre eine gewisse Rolle spielen wird), dann sind die Positionen der beiden nicht mehr voneinander zu trennen, wodurch – da dem Bedeutungsmoment vom Sehen eine fundamentale Rolle in der rhetorischen Struktur des Gedichts zukommt – die Auslegungsmöglichkeiten des Schlussverses im gewissen Maße begrenzt werden.

Wenn nämlich die Veränderung oder Umwandlung des Torsos nicht ohne die Verwandlung des Betrachters sich vollziehen kann (dies wird auch vom Reimpaar am Schluss hervorgehoben: Die Verwandlung des aus seinen „Rändern“ ausbrechenden Torsos impliziert sozusagen die Veränderung des Betrachters [„ändern“]), dann ist der berühmte Schluss des Gedichts („[...] Du musst dein Leben ändern.“) kaum anders zu verstehen, als die notwendige und unvermeidliche Konsequenz der Begegnung mit der Statue, nicht also als der Moment einer moralischen Erhellung, obwohl das Gedicht vielfach auf diese Weise, als Musterfall und Schulbeispiel der ‚verbessernden‘ Wirkung von Kunst interpretiert wurde. Ein interessantes Beispiel für diese Tradition der Auslegung des Gedichts findet sich in einer Bemerkung von Georg Lukács, der den Schlusssatz des Textes als die Kritik des Ichs vor dem Erlebnis, als „Vorwurf an das Vorher“ interpretiert hat, die mit dem, nach Lukács, ebenfalls eine ‚Erschütterung‘ auslösenden Moment zusammenfällt, an dem die Statue selbst zu reden beginnt (von der Syntax und Grammatik des Textes her ist das kaum zu beweisen).⁵³ Eine Lektüre wie diese könnte sich im Prinzip auf die Tatsache stützen, dass das Erlebnis (das – wie die Tropologie des Textes bezeugt – in der Identifikation des Betrachters mit der Statue liegt) den Betrachter notwendigerweise verändert, da die sprachliche Wiederherstellung der Statue von vornherein die Negation ihrer gegenständlichen Präsenz und dadurch der Bestimmtheit der Wirklichkeit nach sich zieht, dies kann aber kaum aus einem Imperativ oder einer imperativen Geste der Statue folgen, da die Bedingung davon, dass sich hier überhaupt etwas verändert

⁵³ Lukács, Georg: Ästhetik. Bd I/1. (Werke, Bd. 11), Neuwied/Berlin: Luchterhand, 1963, S. 818.

oder dass die Statue eventuell zu Wort kommt, in dem Betrachter, also dem Akt des Rezipierens liegt.⁵⁴ Die kathartische Leistung der totalen Identifikation kommt in Rilkes Gedicht jedoch nicht ungestört zur Geltung: Unter den Ausdrücken, die auf Sehen oder Scheinen hindeuten, findet sich auch ein gegensätzliches Paar, das sich nur auf den ersten Blick der Struktur der Oppositionen zwischen den materiellen Eigenschaften des Torsos und der Belebung durch Rezeption anpasst. Ein Kennzeichen der toten Materialität des Torsos erscheint im Wort „durchsichtigem“ in Vers 10 („unter der Schultern durchsichtigem Sturz“), während die Wirkung seines Anblicks (und zugleich eine Metapher des Schauens der Statue) mit dem Verb ‚Blenden‘ veranschaulicht wird („[...] Sonnst könnte nicht der Bug / der Brust dich blenden, [...]“).

Die beiden Wörter schließen sich zwar der Oppositionsreihe des um die Attribute von Licht und Sehen gebrachten Torsos und des sich entfaltenden, scheinenden Ganzen an, zur selben Zeit sind sie aber diejenigen lexikalischen Elemente, die eindeutig über die Konnotation des Gegensatzes zwischen einfachem Glas und Spiegel verfügen. Dies kann im Gedicht von besonderer Bedeutung sein, weil durch die Verschmelzung von Betrachter und Statue der Spiegel als eine latente metafigurative Trope des Textes aufgefasst werden kann. In diesem Sinne bezweifelt der Ausdruck ‚blenden‘ jedoch genau die Möglichkeit der totalen Identifikation, auf die die Bedeutung des Gedichtsschlusses aufgebaut ist, wodurch die kathartische Leistung von Identifikation sich also als mindestens zweideutig erweist und es handelt sich hier um genau dieselbe Zweideutigkeit, über die die Odysseelektüren von Adorno und Jauß Aufschluss gegeben haben. Wenn der Anblick der Statue nämlich auf diese Weise mit dem Blick in den Spiegel in Zusammenhang gebracht werden kann, dann kehrt hier erneut der Vorgang der Vereinfachung einer chiasmatischen Struktur zur Identifikation wieder: die Identifikation mit der Statue und, daraus folgend, die Veränderung des (schauenden) Ichs als Wirkung des Erlebnisses (der Katharsis) wären also als die

⁵⁴ Nach der Interpretation von Peter Horst Neumann impliziert Rilkes Ideal des „Dinges“ – im Kontext der Fragmentauffassungen der Moderne – u.a., dass das ästhetische Erlebnis, das das Fragment auslöst, die Gegenständlichkeit von Kunst negiert (Neumann, Peter Horst: Rilkes „Archaischer Torso Apollos“ in der Geschichte des modernen Fragmentarismus. In: *Fragment und Totalität*. Hg. von Lucien Dällenbach und Christiaan L. Hart Nibbrig, Frankfurt: Suhrkamp, 1984 [= es 1107], S. 258.) und dadurch die Unterscheidbarkeit vom Fragment und „Ganzem“, sogar vom Ding oder Werk und „Leben“ oder Kunst als fragwürdig erscheinen lässt (vgl. ebd., S. 270-271.). Von hier aus gesehen vollzieht sich der Imperativ am Schluss des Gedichts als eine „leere“ Forderung“, in der – auf chiasmatische Weise – die Bruchstückhaftigkeit des „Lebens“ ans Licht kommt, die aber nicht notwendigerweise zu einer Wiederergänzung irgendeiner Totalität aufruft (ebd., S. 267.).

Maskierung eines narzistischen Selbstgenusses zu verstehen und zugleich als Reproduktion des Ichs zu enthüllen. Auf der anderen Seite jedoch – und dies könnte Rilkes letztes Argument für das Zusammenspiel von ästhetischem Genuss und Erkenntnis sein, also für Katharsis als ein kommunikatives Ereignis, das stabile Identitäten fraglich macht – verblendet und entstellt dieser virtuelle Spiegel seinen Betrachter im ästhetischen Ereignis. Der Schauende kann sich also in diesem Anblick nicht wiedererkennen, die Identifizierung mit ihm verneint oder zumindest hebt seine Identität auf. Die Frage bleibt jetzt also (wieder einmal), ob diese Negativität des Kunstwerks, die Verfremdung des Ichs in der ästhetischen Erfahrung sich in die Positivität eines neuen Selbstverstehens umwenden lässt. Rilkes Gedicht beantwortet diese Frage nicht: Beim zweiten Vorkommen von ‚dich‘ wird Verblendung („[...] Sonst könnte nicht der Bug / der Brust dich blenden [...]“) durch Sehen („[...] denn da ist keine Stelle / die dich nicht sieht [...]“) ersetzt, es ist aber dennoch nicht auszuschließen, dass vielleicht genau darin die äußerste Illusion besteht.

Csongor Lőrincz (Basel)

Das Beben der textualisierten Bilder (Hölderlin: „Heidelberg“)

Der Auftakt der Ode an „Heidelberg“ institutionalisiert das sprechende Ich als schenkendes und sehendes Subjekt zugleich. In der Apostrophe werden ‚Nennen‘ und ‚Schenken‘ verschmolzen, wobei zumindest dem ersteren ein willkürlicher Akt zugrunde liegt, der auf eine mögliche Spannung hindeutet im Konzept des ‚Schenkens‘ selbst (das sonst eher unmotiviert, aber nicht arbiträr zu nennen ist). Wenn alle Tätigkeiten – Nennen, Schenken, Sehen – dem Subjekt entstammen, so werden sie auch ineinander übersetzt. So z.B. ist das Sehen vom Nennen schwerlich zu trennen, wenn ersterem (erst am Ende der Strophe: „...so viel ich sah.“) mehrfache Benennungen vorausgehen: der referentielle Titel „Heidelberg“, dann das metaphorische „Mutter“, hinzu kommt noch „Lied“, in dem das alles ja stattfindet. Das Nennen ist als Pendant der Apostrophe nur durch mehrere Übertragungen zu vollziehen. Wenn solche Transpositionen bereits in der ersten Strophe stattfinden, so tut man gut daran, ähnliche Konstellationen und deren Zusammenspiel im Gedicht weiter zu verfolgen. All diese Tätigkeiten sind in den bisherigen Lektüren nämlich als mehr oder weniger homogen ausgefallen, da diese Analysen eine Priorität des Subjekts postuliert hatten, insofern sie etwa das „Sehen“ des Ich unbefragt, dieses als eine eindeutige Perspektive auf die inszenierten Zusammenhänge im Gedicht gelten ließen.¹ Dieser Favorisierung liegt logischerweise der apostrophische Akt zugrunde, der die lyrische Stimme und damit die Vorstellung vom Subjekt überhaupt fundiert. Stimme und inszenierte Wahrnehmung vom Ich sollen also korrelieren, wobei das vielleicht nicht ohne weiteres anzunehmen ist, da bereits die erste Strophe eine Unterscheidung zwischen atemporal-konturloser Vergangenheit („Lange lieb ich dich schon...“) und präsentischem Ereignis („möchte dich, mir zur Lust...“) trifft, die das

¹ Bereits Emil Staiger widmete dem Gedicht eine eigene Analyse, vgl. Staiger, Emil: Hölderlin: Drei Oden. In: Ders.: Meisterwerke der deutschen Sprache. Zürich 1948², S. 13-25. Es folgten sodann mehrere eingehende Lektüren: Beck, Adolf: Hölderlins Ode „Heidelberg“. In: Ders.: Forschung und Deutung. Frankfurt a.M./Bonn 1966, S. 265-278. Hamlin, Cyrus: Hölderlins „Heidelberg“ als poetischer Mythos. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 14 (1970), S. 437-455. Stierle, Karlheinz: Identität und Sprache des Gedichts. In: Ders.: Ästhetische Rationalität. München 1997, S. 265-282.

‚Nennen‘ als ‚Schenken‘ sogleich auch relativiert. Das Wort „kunstlos“ steht auch in auffallendem Gegensatz zur odespezifischen Anrede und deutet auf eine Sprachauffassung hin, in der die Herrschaft apostrophischer Sprechmodi nicht ungebrochen zu gelten scheint.

Im Folgenden wird es darum gehen, die scheinbar homogene Konstellation von den erwähnten performativen, semantischen und figurativen Funktionen im Gedicht zu trennen – um keiner beabsichtigten Dekonstruktion willen, sondern weil sich wesentliche Zusammenhänge erst so erschließen können. Freilich führt das zu keiner vollständigen Analyse, vielmehr zu einer Selektion, die im Hinblick auf die Seinsweise der lyrischen Bilder vorgenommen wird. Unter ihnen wird dasjenige in den Vordergrund gestellt, das vielleicht die wichtigste poetologische Figur des Gedichtes markiert. Die Isotopie der ‚Brücke‘ taucht bereits in der zweiten Strophe auf („Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt / Leicht und kräftig die Brücke / Die von Wagen und Menschen tönt.“) und wird in der dritten Strophe zu einem privilegierten Ort der im Gedicht inszenierten Landschaft und des Durchgangs des lyrischen Ich durch diesen Raum („Wie von Göttern gesandt, fesselt ein Zauber einst / Auf der Brücke mich an, da ich vorüber gieng...“). Gleichzeitig wechselt die zeitliche Konstellation im Gedicht vom Präsens, vom Ereignis der Apostrophe ins Präteritum, in die Zeit der Erinnerung. Der Text häuft verschiedene Metaphern und Benennungen des Sehens und der Visualität an („sah“, „glänzt“, „schien“), die in der vierten Strophe in einer sehr komplexen bildlichen Konstellation münden: die „Gestade“ „sah“ den „Flüchtigen“, dem Fluß „nach“, dabei wurden sie im Wasser auch sichtbar: „es bebt / Aus den Wellen ihr lieblich Bild“. Der doppelte, metaphorische wie literale Status des Sehens ist auffällig: Die „Gestade“ können offensichtlich nur in metaphorischem Sinne „sehen“, ihr Bild ist als Bild im Fluß jedoch literaler Art, im Prinzip von jedermann beobachtbar – gleichzeitig aber Resultat einer spiegelhaften Übertragung. Es geht um ein ‚bebendes‘ Bild, um einen temporalisierten Anblick, der in dem – früher auf explizite Weise mit der Zeit in Verbindung gebrachten – Fluß erscheint. Das Sehen ist nach dieser Strophe also ein metaphorischer Prozess oder eine metaphorische Tätigkeit, jedoch nicht nur wegen der Personifizierung, sondern auch dank der intersubjektiven Bedeutung von ‚(jemandem/etwas) nachsehen‘. Die „Gestade“ verzeihen demnach dem „Flüchtigen“, wobei sie („all“) in dieser *performativen* Bedeutung aus der Subjektposition gleichsam in die Objektstellung gerückt werden („alles“). So ist es konsequent, dass sie sich zum „Bilde“, in gewissem Sinne also zum Objekt verändern. Das (lyrische) ‚Bild‘ ist seinerseits nicht als solches zu betrachten, es ist in Auflösung begriffen. Da aber die Literalität des ‚bebenden Bildes‘ im Kontrast zum metaphorischen ‚Sehen‘ (der „Gestade“) akzentuiert wird und die Lexik nirgendwo das Wort ‚Spiegel‘ enthält, im Gegensatz dazu eine reelle Emergenz des Bildes zu suggerieren scheint (auch durch den Zeilenbruch: „es bebt / Aus den Wellen...“), muss die Konstitution des ‚bebenden Bildes‘ vom

Spiegeleffekt, von dem Spiel der ‚Oberfläche‘² evidenterweise auch losgelöst werden. Es geht also um eine (*performative*) Buchstäblichkeit, die nicht unbedingt zu den übertragenen Bedeutungen im Gegensatz steht, sondern das Ereignishafte des Bildes³ in einer doppelten Temporalisierung – Emergenz („aus den Wellen“) und ‚Beben‘ als Oszillieren – verortet. Welchem Zusammenhang ist diese anadeiktische, atopische und wohl auch atopologische Situierung des „Bildes“ zu verdanken?

Es sind zunächst wohl mindestens zwei Konstellationen, die das ‚bebende Bild‘ aus dem Bereich der Sichtbarkeit entfernen und es zu einem poetologischen Knotenpunkt machen: sein zeichenhafter Aspekt, den es zunächst der Spiegelung verdankt, folglich sein Eingeschriebensein in die Materialität des Flusses, und seine performative Emergenz, die sich auch mit dem „Zauber“ der dritten Strophe in Verbindung bringen lässt. Im ‚Beben‘ des Bildes bündelt sich ein komplexes Zusammenspiel, das mehrere Ebenen des Textes miteinander verwebt. Es ist vor allem ein Oszillieren zwischen „Bild“, Zeichen, Tiefe (Fluss) und „Schatten“. Der temporale Index schreibt sich dem Bild selbst ein, das zwischen Aufscheinen und Auflösung situiert wird. Dieses Bild hat einen Scheincharakter, der aber in einem Effekt der Oberfläche nicht aufgeht, keine bloße Spiegelung inszeniert, vielmehr ist er mit einer nicht repräsentierbaren Tiefe des Wassers verbunden („es bebe / aus den Wellen...“). Denn das Widergespiegelte ist nicht nur Bild, sondern wird zu einer Figur oder zum Zeichen modifiziert, das auf nicht vorhandene Bedeutungskonstellationen verweisend, ein Gedächtnis dieser Bedeutungen darstellen kann. Es ist aber auch deren Vergessen, da vom Zeichenhaften gerade das Erscheinende, die Spiegelung – Garantin der Mnemotechnik der Zeichen – gelöscht wird („Schatten“ als Figurationen von Lethe). Die Figur der Selbstpräsentation im Gedicht (die ‚Spiegelung‘) kann ihre performative Wirkung also nicht verantworten und zeigt einen Bruch des Textes selbst auf, indem die Materialität des „Flüchtigen“ aufgedeckt wird, wobei dies eine Erblindung herbeiführt. Die Tiefe des Flusses ist als solche nicht beobachtbar oder sichtbar, sie kann sich nur im Beben des Bildes kundgeben, in dessen schattenhafter Verdunkelung. Weder die Tiefe noch

² Entgegen der Meinung von Timothy Bahti, der die Stelle aus „Heidelberg“ als ein Beispiel des „upon the surface“ abspielenden, ohne jegliche „depth“ charakterisierbaren Vorgangs betrachtet. Vgl. Bahti, Timothy: *Lightning Bolts, Arrows, Weather Vanes, and the Crux of Soullessness: Directions and Ends of the Poetic Image in Three Hölderlin Poems*. In: Ders.: *Ends of the Lyric. Direction and Consequence in Western Poetry*. Baltimore/London 1996, S. 118., S. 272.

³ Das ja mit dem Performativ vom ‚nachsehen‘-, ‚verzeihen‘ in Verbindung steht: Die Konstitution des „Bildes“ ist auf das ‚Verzeihen‘ seitens des Textes sowie auf die ‚Unschuld‘ des „Flüchtigen“ angewiesen.

das „Bild“ erscheinen also als solche, sie werden in einem Chiasmus ineinander übersetzt, der aber eine Öffnung des Textes im Effekt der Lesbarkeit des Bildes herbeiführt. Was meint nun dieser Bruch im Text?

Aus der so gewonnenen Sicht sind die visuell-räumlichen Verhältnisse nämlich einer Relektüre zu unterziehen: Es stellt sich heraus, dass sich die räumliche Platzierung des lyrischen Ich auch nicht restlos bestimmen lässt, das wiederum einer metaphorisch-literalen Verdopplung zu verdanken ist, insofern in der Zeile „fesselt ein Zauber einst / Auf der Brücke mich an“ nicht entscheidbar ist, ob das lyrische Ich von der Brücke nur in übertragenem Sinne ergriffen wird (vgl. „gefesselt“ von einem ‚Interesse‘), sich etwa am Ufer aufhält oder in wörtlichem Sinne auf die Brücke gezogen wird, es also auf der Brücke selber steht. Der Status der Brücke ist somit im Begriff, sich zu verdoppeln (ist die Brücke betrachtetes Objekt oder Raum?), vor allem aber in der impliziten, im Text nicht eigens markierten, aber keineswegs ausschließbaren Möglichkeit, dass *sich die Brücke selber im Fluss widerspiegelt*, dadurch sich auch von ihr ein ‚bebendes Bild‘ konstituieren kann.⁴

Durch diese Möglichkeit aber wird der ganze Inszenierungscode des Gedichtes verschoben und eine neue, nicht leicht durchschaubare Dimension der Interpretierbarkeit eröffnet.⁵ Die „Brücke“ als Prinzip der Vermittlung zwischen Natur und Kultur und des tropologischen Transfers, sprich: der Metapher⁶, wird auch supplementiert, unlesbar gemacht. Das widergespiegelte Bild stellt vermutlich keine einfache Verdopplung des Wahrnehmungsdatums oder des ‚Anblicks‘ dar, es ist vielmehr deren Zeichen: insbesondere hinsichtlich der Tatsache, dass es im Text eigentlich nicht erscheint, nicht wahrzunehmen ist. Das ‚Beben‘ des Bildes meint demnach kein phänomenales Erzittern, auch keinen bloßen tropologischen Schein (da das Übertragungsprinzip in ihm gebrochen wird), sondern eine Unentscheidbarkeit zwischen dem faktischen und fiktiven Status des Bildes selbst. Es entsteht dadurch ein virtuelles lyrisches Bild, das die textuell-semantischen Verhältnisse des Gedichtes auf eine komplexe Weise neu gestaltet und differenziert. Dieses lyrische Bild ist demnach keine bloße Möglichkeit im Text, es zeitigt ein Ereignis in seiner Virtualität mit nicht weniger Wirksamkeit, als

⁴ Vor allem, wenn man das lyrische Ich auf der Brücke lokalisiert, das so ins Wasser schauend auf evidente Weise mit dem widergespiegelten Bild der Brücke (und von sich selbst) konfrontiert wird. Die zweite Strophe hat die „Brücke“ auch auf explizite Weise über dem „glänzenden“ Strom verortet. Überhaupt scheint die Brücke im Zentrum des Gedichtes zu stehen.

⁵ Diese Möglichkeit wurde von den mir bekannten Lektüren zu „Heidelberg“ nicht eigens erwogen.

⁶ Vgl. Stierle: Identität und Sprache des Gedichts, S. 267.

wenn der Text selbst es deklariert hätte. Denn die Möglichkeit dieses fiktiven Bildes hat sich in gewissem Sinne als die Unmöglichkeit (der etablierten semantischen, textuellen und Inszenierungsverhältnisse) des Textes kundgetan. In erster Linie als Subversion der deiktischen Identifizierbarkeit: An *welche* Brücke wird denn das lyrische Ich ‚gefesselt‘? An die inszenierte oder an das Zeichen im Wasser? Ferner kippt auch die tropologische Bestimmbarkeit um, insofern das fiktive Bild kein Resultat einer Übertragung oder Substitution darstellt, letztendlich also nicht als Metapher aufgefasst werden kann, eher könnte es eine gewisse nicht-materielle Inskription der ‚Brücke‘ (zunächst) als eines Dinges der Kultur anzeigen. Das Ereignis des virtuellen Bildes hat nun gravierende Konsequenzen auch für den Status des lyrischen Subjekts und seiner Stimme: wenn es um ein Bild geht, von dem dieses – sich der ‚reizende[n] Ferne‘ übergebende – Subjekt wahrscheinlich auch nicht weiß (wenn ja, so wird es selbst diesem Bild miteingeschrieben, im Sinne der Widerspiegelung der sich von der Brücke hinauslehrenden Person), dann ist anzunehmen, dass sich dieses Bild in der Sprache des Gedichtes nicht repräsentieren, insofern es sich vom lyrischen Subjekt nicht ansprechen lässt. Damit werden die metaphorische Apostrophe und die dichterische Namensgebung der ersten zwei Zeilen relativiert, und auch die Präsentation des Gedichtes als eines ‚Geschenkes‘ des lyrischen Ich an ‚Heidelberg‘ in ein ambivalentes Licht gerückt, da die Möglichkeit des fiktiven Bildes vielmehr als eine Gabe aufgefasst werden kann, die sich keiner Kontrolle eines Subjektes unterziehen lässt, eher dessen Konzept verändert. Das in ‚kunstlos‘ implizierte Prosaische erhält somit einen neuen interpretatorischen Nachdruck: Das virtuelle oder ‚bebende‘ Bild baut in der Tat die Sprechakte der intentionalen Sprache oder die Rhetorik der Persuasion („Lange lieb ich dich schon...“) und auch die tropologischen Substitutionen, zumindest aber deren Schaltung durch das Ich, ab. Das alles steht in engem Zusammenhang mit der Determinierbarkeit der zeitlichen Zusammenhänge, mit einer Poetik der Erinnerung: Angesichts der Verdoppelung der temporalen Konstellationen ist eigentlich nicht zu entscheiden, ob die Widerspiegelbarkeit des Bildes der Brücke im Bewusstsein des lyrischen Ich bereits damals gegeben war oder sich vielmehr erst im Prozess der Erinnerung konstituiert. Auch die zeitliche Situierung des ‚Bildes‘ entpuppt sich als eine ambivalente – dem Gedicht zufolge hat dies der ‚Zauber‘ für das Ich bewirkt. Es geht also um ein Ereignis, das die vertrauten zeitlichen Koordinaten aufhebt (so wie der ‚Zauber‘ zwar im Modus der Vergangenheit erscheint, aber seine Wirkung zeitlich unbestimmt – im Gedicht mindestens bis zur sechsten Strophe – ausstrahlt). In diesem Sinne kann man von einem Ereignis sprechen, das als vergangenes doch immer wiederzukehren imstande ist (als Halluzination oder Trauma), das jedoch auch in seinem aktuellen, vermeintlich erstmaligem Geschehen nur als Wiederholung zugänglich wird (als ob es immer schon erfolgt wäre). Es ist leicht zu sehen: Diese Wiederholung korreliert mit der inskriptionellen Repetition der Brücke durch das fiktive Bild.

Diese Wiederholung als (Aufdeckung) eine(r) virtuelle(n) Inskription lässt sich also nicht in ein grammatisches Modell übersetzen.

Das lyrische Bild erscheint so als ein Epitaph des Ich, als ein Bild, das eines Wahrnehmenden oder Betrachters entbehrt. Wenn das Ich als ein Betrachter im Text etabliert wird, dann markiert das bereits einen *ekphrastischen* Akt bzw. eine ekphrastische Beziehung, insofern das Hineinlesen des Ich in das Bild sogleich die Interpretation des Bildes mit sich bringt (man hat dann ein anderes Bild vor sich). Zu gleicher Zeit bedeutet die Widerspiegelung des Ich im Bild die Temporalisierung der Ich-Vorstellung, da die dispersiven Wirkungen der unbestimmten zeitlichen Positionierbarkeit des Bildes auch für jene Vorstellung gelten werden. Wenn das Ich als Instanz der Ekphrasis in der Rolle des Betrachters im Text auftritt, so ergibt sich gerade aus dieser Funktion der Sachverhalt, dass es das Bild nur zu kommentieren, nicht aber zu evozieren vermag – dadurch entfernt es sich von sich selbst, es wird dem Bild auch eingeschrieben, seine Betrachterrolle damit relativiert. Die (keineswegs festzumachende) bildbeschreibende Funktion des Ich resultiert aus der virtuellen Notation des „Bildes“ – und nicht die Betrachtung des Ich richtet sich auf das Bild oder setzt das Letztere.

Nun wirkt die Zäsur des lyrischen Bildes – parallel zur Umschreibung der Opposition von ‚Sein‘ und ‚Werden‘⁷ – auf eklatante Weise dem Moment des Handelns und der Kulturschaffung, inszeniert auf der Brücke („die von Wagen und Menschen tönt“), entgegen. Die Brücke als kulturelles Artefakt nimmt die Funktion der Vermittlung wahr – stattdessen fordert das lyrische Bild als Ineinander von Virtualität und Materialität die Vermittlung heraus, über deren Ermöglichung hinaus. Es gibt sich als Schein, der jedoch in der Scheinhaftigkeit, m.a.W. in der Umkehrung, nicht aufgeht, sondern eine Virtualität hervorbringt, die auf Anderes, auf Figuren angewiesen ist, sich in Bezug auf diese zu erfahren gibt – damit bewegt der Schein den Leser zur Interpretation, zur Vermittlung. Die Virtualität kann nur so ihre Wirkungen zeitigen – nur in diesem Text, als Singularität, gebunden aber an die interpretatorische Transposition. Gerade weil sich das Bild nur in dem Interpretationsmoment in den Blick nehmen lässt, kann vermutet werden, dass dieses Bild nicht erst „nach“ der Zäsur zustandekommt,

⁷ Es ist zu vermuten, dass sich die Ode damit in eine zentrale Problematik – in Zusammenhänge des Gedächtnisses und der Inskription – der Texte Hölderlins hineinschreibt, auf einer buchstäblichen Ebene der Textualität (vielleicht noch diesseits der paraphrasierend-allegorisierenden Lektüren?): vgl. die Zeilen „Und immer / Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Vieles aber ist / Zu behalten“ in „Mnemosyne“; ferner „Der Rhein“: „Doch einigen eilt / Diß schnell vortüber, andere / Behalten es länger“; schliesslich übersetzt eine Fassung von „Der Ister“ den in „Heidelberg“ beobachteten poetischen Effekt in eine Begrifflichkeit: „Ströme. Sie sollen nämlich zur Sprache sein. Ein Zeichen braucht es...“

sondern diese Zäsur selbst verursacht – insofern es eine Spur am tropologischen System hinterlässt. Als Grund für all dies dient nun das nicht-umkehrbare, auf den ersten Blick tautologische Verhältnis, dass das so verstandene lyrische Bild *keine Substitution darstellt, weil es nicht substituierbar ist* (nicht-umkehrbares Verhältnis, da erst die Effekte der subversiven Kraft des Bildes die Erfahrung seiner Singularität ermöglichen – zu diesen kommt man nicht via Vergleich und Reflexion).⁸

Diese Verhältnisse sind nicht bloß als ‚selbstreflexiv‘ zu kennzeichnen, vielmehr bilden sie die Bedingung der Möglichkeit jeglicher Selbstreflexion. Die Vorstellung vom Ich im Sinne des Topos vom widergespiegelten Narziss wurde einem anderen Bild resp. einer Inskription eingeschrieben. Die Distanzierung der ‚Brücke‘ erfolgte nicht bloß durch eine Reflexion, durch eine Spiegelstruktur, sie wurde vielmehr von der Inskription ermöglicht.⁹ Daher wird die vermeintliche Selbstreferentialität immer schon auch als Referentialisierung, als Lesen des virtuellen Bildes zugänglich. Dieses Bild ist infolge der Unvermeidlichkeit der Lesefigur eher ein Zeichen, es distanziert etwas, das vorher tropologisch strukturiert war. Das Gedächtnis dieses tropologischen Systems beeinflusst jedoch zu gleicher Zeit, von vornherein das aus ihm Herausgelöste (das lyrische Bild). Daher

⁸ Rilke verwandelt das dichterische Verfahren von Hölderlin in einen Imperativ, in einem Gedicht der „Sonette an Orpheus“: „Mag auch die Spiegung im Teich / oft uns verschwimmen: / *Wisse das Bild*“ (I. 9.). Wie sich dann die Zukunft solcher Techniken und Codes poetischer Selbstpräsentation in der zweiten Welle der Moderne gestaltet, dazu stellvertretend eine bedeutsame poetische Reflexion von Bennis: „Die Bilder werden blasser, / entrücken sich der Zeit, / wohl spiegelt sie noch ein Wasser, / doch auch dies Wasser ist weit“ („Tag, der den Sommer endet“).

⁹ Vgl. „es muss ein Zeichen geben“ („Der Ister“). Eine kardinale Bedeutung besitzt in diesem Zusammenhang die Ode „Rousseau“ (entstehungsgeschichtlich unweit von „Heidelberg“), wo der Unterschied von ‚Zeigen‘ und ‚Zeichen‘ wichtig wird (vgl. dazu de Man, Paul: *The Image of Rousseau in the Poetry of Hölderlin*. In: Ders.: *The Rhetoric of Romanticism*. New York 1984, S. 30.). Die zweite Strophe des Gedichts operiert mit einem ähnlichen räumlichen Code der Inszenierung, und die Position des angesprochenen Du (des „Schattens“) differenziert sich weg vom „Zeigen“ durch den „Gott“: „Und mancher siehet über die eigne Zeit, / Ihm zeigt ein Gott ins Freie, doch sehnend stehst / Am Ufer du, ein Ärgernis den / Deinen, ein Schatten, und liebst sie nimmer...“ Das „sehnend“ kann sich darauf beziehen, dass dieses Du eher mit abwesenden Gegebenheiten, weniger mit dem Zeigbaren in Verbindung steht – die achte Strophe knüpft den „Sehnenden“ dem ‚Winken‘ an als die „Sprache der Götter“, die in der letzten Strophe zum „Zeichen“ wird. Die Aufdeckung der bei Hölderlin von Anfang an bestehenden Differenz zwischen ‚Zeigen‘ und ‚Zeichen‘ ist notwendig u.a. zur Auslegung der späten Texte, z.B. zu „Mnemosyne“, damit dessen Zeilen über die Projektion des Zeichenhaften auf das Menschliche interpretierbar werden.

hat man hier nicht mit einer bloßen Oberfläche zu tun, da gerade das Moment der Spiegelung den Aspekt der Tiefe erzwingt, da es das Gespiegelte zum Zeichen modifiziert. Es verdeckt das ‚Werden‘ des Flusses, führt eine Arretierung herbei und lässt dadurch etwas Anderes erfahren. Das Zeichen evoziert immer semantische Tiefen, die streng genommen nicht zu repräsentieren sind. Folglich richtet sich das im „Zauber“ und „fesselt“ angedeutete nicht-zeitliche Verweilen auf einen anderen Aspekt des „Flüchtigen“, der als sein ‚Sein‘ zu bezeichnen ist, seine unzugängliche Materialität, die das „Beben“ des Bildes – vielleicht das Bild als solches („...es bebte / *Aus den Wellen* ihr lieblich Bild.“) – veranlasst. Diese Weile ist also kein zeitlicher Moment, sondern stellt vielmehr das Andere der Zeit dar. Sie findet gerade „auf der Brücke“ statt, die „von Wagen und Menschen tönt“, von anderen als Ort des Transports, der Übertragungen benutzt wird. Sie ist Effekt einer Gabe („Wie von Göttern gesandt...“), die einem „Zauber“ gleichkommt und in eine Bewegungslosigkeit mündet. Es geht dabei vielleicht nicht um ein Einswerden mit der „Brücke“, da unmittelbar im Anschluss Metaphern des Sehens und der Visualität auftauchen, bzw. der Strom in den Blickwinkel der Inszenierung tritt. Der „Zauber“ und die Weile scheinen somit im gleichen Maße auf den Strom gerichtet zu sein, dieser Bezug kommt in der fünften Strophe zu seiner Entfaltung. Aufgezeigt wird die spezifische Position dieser Strophe auch durch das Plusquamperfekt, wodurch die räumliche Tiefe des „Flüchtigen“ zu einer zeitlichen wird. Diese Vorzeitigkeit kann das Korrelat der Weile darstellen – durch das ‚Schenken‘ auch im semantischen Zusammenhang mit der Sendung der „Götter“ – und lässt die somit evozierte Tiefe des Flusses als ‚Sein‘ erfahren, so wie die Emergenz (das „Hervorbeben“) des Bildes sich mit dem „Zauber“ verknüpfen lässt. Denn sowohl der „Zauber“ als auch das bebende Bild scheinen bestehende Ordnungen und Verläufe aufzubrechen. Präziser: Das „Bild“ ist als das Zwischen von Sein und Werden zu denken, sowohl als deren Zäsur als auch als Vermittlung der beiden. Zeit als Materialität hat einen nicht-zeitlichen Grund (besser: Abgrund), nur durch das „Bild“ wird sie zum Werdenden („bebend“), indem die Differenz von Sein und Werden gerade im Bild ausgetragen oder vermittelt wird. Andererseits wird ihre nicht-zeitliche Materialität als Latenz durch die Virtualität des Bildes, durch seine Zäsur aufgedeckt – diese doppelte Seinsweise erinnert uns an die doppelte Beschaffenheit der Gabe, von der weiter unten die Rede sein wird. Die Virtualität des Bildes meint keine Beliebigkeit etwa im Sinne der Vorstellungskraft, sondern vielmehr seine *Nähe*: Daher bleibt dieses Bild im Kommen (und nicht primär aufgrund einer permanenten Verschiebung, etwa im Sinne einer ‚unendlichen Annäherung‘). So meint das ‚Beben‘ des Bildes seine eigene Nähe als im-Kommen-Bleiben, das somit einem positiven Aspekt zu verdanken ist. Nähe zeitigt damit einhergehend jedoch auch Verweigerung, die hier nicht als Gegenbegriff von Verwirklichung oder Erfüllung zu denken ist, sondern als Grundzug des Ereignisses. Das ‚Sein‘ des Bildes ist seine nicht-visuelle Materialität oder virtuelle Latenz; seine Erscheinung und seine Sichtbar-

keit, kurz: sein ikonischer Aspekt hingegen sind Momente seines ‚Werdens‘: Dem lyrischen Bild im Sinne Hölderlins eignet diese paradoxale Seinsweise.¹⁰

Die Virtualität des lyrischen Bildes kompensiert somit keine Mängel etwa des ‚Dinges‘ oder des Wortes, sie weist vielmehr auf den inneren Hiatus des Textes hin: bereits seine Wahrnehmung rührt von einer Interpretation (einer Verborgenheit) her, sie offenbart die Duplikation der „Brücke“ als eines Wortes, die Verdopplung von Bedeutung und Figur, von Wort und dessen unsinnlichem Schatten. Denn das unsinnliche, unanschauliche Bild gibt sich als ein – von der Inskription (oder vom Text) produzierter – ‚Schein‘ des Wortes (oder Zeichens) ‚Brücke‘. Das heißt, das fiktive Bild ‚siedelt‘ sich in der Zäsur der Übertragung an, in dem Zwischenraum von Wort und Bedeutung, Bedeutung und Figur, der benennenden und der signifikativen Funktion des Wortes. In ihm wird – wenn auch nur auf virtuelle Weise – die ‚Brücke‘ wiedergespiegelt, ein Außen tritt also in das Bild, in seine Oberfläche hinein (diese zuallererst ermöglichend), das indes keine bloße externe Gegebenheit, sondern ein Bedeutungskomplex ist. Insofern dieses lyrische Bild infolge seiner Fiktivität in der Opposition von wörtlichem oder metaphorischem Sehen, literalem und übertragenem Sinn nicht einzufangen ist, so stellt sie eine Kopie dar, die semiotisch nicht determinierbar, also von der nicht zu entscheiden ist, ob sie einem Bild oder einem Zeichen gleichkommt. Sie ist von der „Brücke“ her, „die von Wagen und Menschen tönt“, nicht lesbar, da sie jene phänomenale „Brücke“ tilgt, diese damit als ein Zitat oder einen Text hervorkehrt. Die Fiktivität des widergespiegelten Bildes impliziert die Unsichtbarkeit der Inskriptionalität des Wortes „Brücke“ (oder des Textes), die sich der tropologischen Übertragung verweigert. Die unsinnliche Wiederholung von „Brücke“ ist ein Zitat (keine Substitution) und zeigt damit gerade die Zitationalität von „Brücke“ an. Wenn die metaphorische Übertragung zwangsläufig an die referentielle Funktion der Sprache (an die Unterscheidung wörtlich-figural) als eine „Brücke“ gebunden ist und damit etwas vergessen lässt, so scheint das Wort „Brücke“ hier von seiner referentiellen und metaphorischen Bedeutung durch die Zäsur des fiktiven Bildes losgelöst und einem Rauschen der Inskriptionalität (des Textes) anheimgegeben zu werden.¹¹ Wenn somit dieses Bild eher ein

¹⁰ Vielleicht lassen sich dadurch solche Paradoxien erklären, die bereits in dieser Schaffensphase Hölderlins vorkommen, etwa in „Einen vergänglichen Tag...“: „in verwandter / Seele ruhet von euch mir das entfliehende Bild.“

¹¹ Das ist die Problematik des Aufsatzes „Das untergehende Vaterland...“, dessen oft zitierte Kernthese, die für den beobachteten poetischen Effekt in „Heidelberg“ eine systematisch genaue Beschreibung liefert, folgendermaßen lautet: „Aber das *Mögliche*, welches in die *Wirklichkeit* tritt, indem die *Wirklichkeit sich auflöst*, diß wirkt, und es bewirkt sowohl die Empfindung der Auflösung als die Erinnerung des Aufgelösten.“ Die „Auflösung“ „trägt ihren eigentümlichen Charakter zwischen Seyn und Nichtseyn“.

lesbares, kein sichtbares, Bild darstellt, kommt es den „dialektischen Bildern“ Benjamins nahe, von denen es bei ihm heißt: „der Ort, an dem sie [die dialektischen Bilder] antrifft, ist die Sprache“ und „daß sie erst in einer bestimmten Zeit zur Lesbarkeit kommen“.¹² Das heißt, dass dialektische Bild wird erst lesbar, wenn es sich von (s)einer vermeintlichen Vorgeschichte löst und ein Ereignis zeitigt, das zeitlich nicht einzuordnen ist: So wie der „Zauber“ eine Halluzination veranlasst bzw. als eine solche wiederkehrt. Noch mehr erfolgt dies aber durch die Ambivalenz des temporalen Kontextes des Bildes – es wird fiktiv auch infolge dieser Unentscheidbarkeit. Es ist also eine Kopie oder ein Zitat, das aber sogleich in eine Figur umkippt – als Zitat ist es immer schon Figur (keine Repräsentation) und kann als eine Metapher oder als Synekdoche (der Selbst-reflexion) fehlgelesen werden. Die Möglichkeit der Wiederholung geht mit der Figuration einher, sie kann nur in dieser zum Vorschein kommen – und ist selbst fiktiv, insofern sie von der Rhetorizität der Sprache installiert wird. Wenn damit das Prinzip jeglicher ‚Ähnlichkeit‘ zwischen den beiden ‚Brücken‘ destruiert wird, so wird man zur Annahme gezwungen, dass die Bildlichkeit im literarischen Text als poetische Funktion (etwa im Sinne Jakobsons) im Grunde genommen als Produkt des figurativen Aspekts der Sprache zu konzipieren ist. Mehr noch: Die beiden Brücken lassen sich zu gleicher Zeit nicht in den Blick nehmen; wenn man sich auf die eine konzentriert, hat man die andere vergessen. Folglich verfügt diese unscheinbare Konstellation über keine Gleichzeitigkeit oder Totalität einer visuellen Wahrnehmung. Texte wie „Heidelberg“ rekurren in der Gleichzeitigkeit-

Dazu bedarf es der „Lücke und des Contrasts, der zwischen dem Neuen und dem Vergangenen stattfindet“, damit „die Erinnerung der Auflösung erfolgen kann“: Sämtliche Werke und Briefe (ed. Knaupp) II, München 1992, S. 73-74. (Im Folgenden als K II zitiert.)

Das „Neue“ von „Das untergehende Vaterland...“ wird in dem zentralen poetologischen Aufsatz Hölderlins als „Sprache“ oder (performative) Sprachfindung beschrieben: „Indem sich nemlich der Dichter mit dem reinen Tone seiner ursprünglichen Empfindung in seinem ganzen innern und äußern Leben begriffen fühlt, und sich umsieht in seiner Welt, ist ihm diese eben so neu und unbekannt, die Summe aler seiner Erfahrungen, seines Wissens, seines Anschauens, seines Denkens, Kunst und Natur wie sie in ihm und außer ihm darstellt, alles ist wie zum erstenmale, eben deßwegen unbegriffen, unbestimmt, in lauter Stoff und Leben aufgelöst, ihm gegenwärtig, und es ist vorzüglich wichtig, daß er in diesem Augenblicke nichts als gegeben annehme, von nichts positivem ausgehe, daß die Natur und Kunst, so wie er sie kennengelernt hat und sieht, nicht eher sprechen, ehe für ihn eine Sprache da ist, d.h. ehe das jetzt Unbekannte und Ungenannte in jener Welt eben dadurch für ihn bekannt und nahhaft wird...“ (Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig... K II, S. 98-99).

¹² Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk. In: Ders.: Gesammelte Schriften V.1. Frankfurt a.M. 1982, S. 578.

keit inkompatibler textueller Möglichkeiten, die in solchen aporetischen visuellen Effekten ausagiert wird, auf eine textuelle Mnemotechnik auch des Lesens (wenn die erwähnte Gleichzeitigkeit nicht im bildlichen Sinne, sondern als Gedächtnis der Sprache zu verstehen ist).

Die so erzeugte Fiktionalität – wie das Ineinander von Zitat und Figur – ist vermutlich nur in der Sprache möglich, in der Materie und Medium zusammenfallen. Das Bild ist fiktiv aus mehreren Gründen: Es ist eine Kopie oder ein Zitat der verborgenen Materialität des „Flüchtigen“, keine reine Evozierung. Folglich ist der materielle „Grund“, d.h. das ‚Sein‘, nicht als Träger zu konzipieren, da diese vermeintliche Relation das Bild seiner virtuellen Seinsweise berauben und es als einen Oberbau oder Eigenschaft eines vergegenständlichten Seins fehllesen würde – „...es bebe / Aus den Wellen...“. Dank des ‚Bebens‘, m.a.W. seiner ortlosen Situierung in einem virtuellen Zwischenraum, hat das „Bild“ keinen ausweisbaren Träger, der sein Vorhandensein begründen könnte. Da das Bild fiktiv ist, so geht es – drittens – über einen naturgebundenen Code hinaus, da es nicht mehr von Momenten des Lichtes, der Widerspiegelung oder des ‚Tags‘ abhängt.¹³ Das geht Hand in Hand mit seinem unentscheidbaren temporalen Charakter, indem das Bild sowohl ein erinnertes als auch ein präsent sein kann, und das zu gleicher Zeit, insofern der ‚Zauber‘ gerade eine solche unscheinbare Wiederholung vorantreibt. Das ‚bebende‘ Bild als fiktives stellt in diesem Sinne ein dialektisches Bild dar und schreibt sich der Zwischenkonstellation von materiellem „Grund“ und Oberfläche ein.

So kann man annehmen, die lyrische Sprache operiere bei Hölderlin grundlegend als Technik: Sie virtualisiert, setzt aber gerade dadurch eine Materialität frei („stiften“ im Sinne von „Andenken“), die in räumlich-gegenständlichen oder perzeptiven Kategorien nicht zu ermesen ist. Sie ist kein Träger, indem sie sich im gleichzeitigen Anzeigen und Verschieben der Bedeutung manifestiert. Sie gibt sich als ein Skript kund, das ein Zurückkommen auf sich selbst eröffnet und sich zu gleicher Zeit auch verdeckt. Sie ist nichts anderes als das Ungesprochene des Wortes, seine Wahrheit, die als materielles Ereignis – und als solches kognitiv nicht begründbar – zutage tritt. Im Gedicht „Germanien“ ‚erscheint‘ „das Ungesprochene“ als „ein Wahres“ (folglich stellt es dem Gedicht zufolge keine Figur des ‚Geheimnisses‘ dar), das sich „zwischen Tag und Nacht“, also zwischen Erinnerung und Antizipation situiert – es gehört folglich zu keinem der beiden.

¹³ Das Spiel der Zeilenbrüche ist auch signifikant: die Gestade „sahn“ praktisch der nächsten Zeile „nach“ und das Bild bebt wiederum „aus den Wellen“ der darauf folgenden Zeile. Sowohl das Sehen als auch das Beben sind also textuelle Momente: ihr ‚Gegenstand‘ ist nicht in einem kontinuierlichen Verhältnis zu ihnen zu denken, sondern wird immer schon von einem anderen Vers (von einem anderen, ungeschriebenen Text?) enthalten.

Es meint eine Zäsur, die die Loslösung, das Heraustreten aus dem Prozess markiert – *nicht bloß deshalb, weil es den Prozess aufbricht, sondern weil es ‚wahr‘ ist*. Das Ungesprochene des Wortes ist also diejenige virtuelle und gleichzeitig materiale Dimension, hier markiert durch das fiktionale lyrische Bild, das in der Sprache oder dem Text nicht repräsentiert werden kann, sondern vielmehr dessen Subversion als Aspekt seiner Notation bedeutet („Dreifach umschreibe du es, / Doch ungesprochen auch, wie es da ist, / Unschuldige, muß es bleiben.“). Das ist eine Materialität, die eine Einschreibung ist, auf die man zurückkommen kann – aber im Zeichen einer interpretatorischen Herausforderung, einer Verbundenheit mit dem Text. Damit wird man das lyrische Bild nicht einfach zum Ort der Wahrheit ernennen können, da das Aufscheinen der Wahrheit im lyrischen Bild gerade von der Flüchtigkeit oder Virtualität ebendieses Bildes gefährdet wird. Weil jedoch diese Virtualität als eine unwahrscheinliche Wahrscheinlichkeit keine Tilgung der Singularität, vielmehr deren materialisiertes Versprechen darstellt, so ist sie kein Index der im technischen Sinne verstandenen Substituierbarkeit. Wenn man die Kraft des lyrischen Bildes nicht durch Vergleiche, Konstatieren oder Kognition, sondern erst von seiner Performativität – einer Gewalt – als einer Veränderung des Textes selbst her erfährt, so ist es selbst ein Unwahrscheinliches – und erst nach seinem Ereignis wird es das Wahrscheinliche ‚als solches‘ zu (be)denken geben. Dem Denken des Wahrscheinlichen wird die Gabe des Unwahrscheinlichen, eine unwahrscheinliche Gabe vorangehen.

Das Skript der Virtualisierung als eine Inskription wird also von dieser doppelten Markierung her lesbar. Daher ist das virtuelle lyrische Bild als Chance und zu gleicher Zeit als Möglichkeit des Entzugs des Erscheinens der Wahrheit nicht substituierbar, nicht aber etwa deshalb, weil diese Unersetzbarkeit von ihm deklariert würde, sondern weil sich seine vermeintliche Substituierung – z.B. sein (Fehl)Lesen als einer metafigurativen, selbstreflexiven Trope – nur als eine Interpretation bewerkstelligen kann; dadurch wird sie indes einem Widerstand ausgesetzt bleiben. Die unwahrscheinliche Wahrscheinlichkeit der Literatur virtualisiert nicht einfach etwas schon Bestehendes, sondern weil dieses vermeintliche Bestehende erst infolge einer Wiederholung, der Aktivierung eines semantischen Rauschens (durch Relativierung seiner Gedächtnisfigur) im Text zugänglich wird, so lässt sie eine technische Latenz aufkommen, die weder dem Bestehenden, noch dem Interpretant – den figurativen Isotopien des Textes – zuzurechnen ist. Der doppelte Zusammenhang der Singularität und der Virtualisierung des Eingeschriebenen bedeutet einerseits also Auflösung (Technisierung), andererseits zeigt er eine Notwendigkeit des Zurückkommens auf das Distanzierte oder Entfernte an – und diese Notwendigkeit impliziert ein Wahrheitsmoment. Die Seinsweise des Entfernten markiert nämlich eine Einschreibung außerhalb der Kulturalität, eine Entfernung der kulturellen Referenzen, besser: ihre Transformierung in Zitate, die nicht auf deklarative

Weise geschieht. Sie vollzieht sich vielmehr in jener Virtualität der ästhetischen Notation, die in der Multiplizierung oder Reproduktion des Eingeschriebenen von sich nicht nur wegführt, sondern eine Inskription nahelegt – in der die Zitierung überhaupt vollzogen werden kann. Nicht das Verfahren, sondern die Herausforderung der Wahrheit der Inskription wird wichtig, einer Wahrheit, ohne die sich die materielle Setzung der Inskription, das, was „bleibt“, nicht erfahren lässt.

Im Gegenzug zur Annahme einer bestimmten Kulturwissenschaft darf man also festhalten: Die literarische Virtualität kann nicht wegen ihres (kulturellen) Ursprungs in referentielle Festlegungen zurückgleiten, sondern infolge ihrer Lesbarkeit, ihrer inneren Zäsur als eines notwendigen Hiats. Dies resultiert aus dem inskriptionellen Moment, das das ‚Ding‘ (die Brücke) im Sinne Heideggers zu einem sich öffnenden und gleichzeitig sich verschließenden, materiellen Seienden modifiziert.¹⁴ Bei Hölderlin stellt sich heraus, dass nicht einmal die erwartete Korrelation vom ‚Ding‘ und seiner Benennung mit vollständiger Sicherheit zu garantieren ist (dabei bildete diese Erwartung in gewissem Sinne den Ausgangspunkt des Gedichtes: „Mutter nennen“). Damit zeigte sich der Zusammenhang von Singularität – Benennung des ‚Dinges‘ – und seine deiktisch-figurative Multiplizierung – ‚jenes Ding da‘ – als sprachliches Problem. Auf eine Weise jedoch, in der die dichterische Namensgebung gerade für das supplementär-inskriptionelle Moment nicht bürgen konnte, das sich in der virtuellen Widerspiegelung, in der Verdopplung der Zeichenhaftigkeit des Wortes „Brücke“ ergeben hatte. Dessen nicht-perzeptive Materialität dekonstruiert die Vorstellung vom (gegebenen) Namen als Paradigma des ‚Dinges‘: Der (un)wahrscheinliche – da einer Inskription eingeschriebene – Charakter des Wortes „Brücke“ bewirkt eine Veränderung des Verhältnisses zum ‚Ding‘. Folglich schreibt das virtuelle Bild als (die) *materiale Referenz (der Inskription)* die Benennung des ‚Dinges‘ unvermeidlich um, verändert diese in einen unverfügbaren Zusammenhang. Der Träger oder Vermittler der Kultur geht in seiner kulturellen Funktion nie auf. Wenn das dissymmetrische Verhältnis von Ding und Name nur von der Setzung der Einschreibung erkundet werden kann, dann befindet sich die – aus der sprachlichen Vermittlung des Dinges resultierende – nicht-gegenständliche Materialität des Dinges sowohl in als auch außer diesem. Die Hölderlinsche Supplementarität als Destruktion der als Namensgebung, als Syntax, als tropologische Substituierung und als (codierendes) Archiv verstandenen Sprache bringt unter anderem diesen Zusammenhang zum Vorschein. Die Materialität des Dinges ist in dieser Hinsicht seiner sprachlichen Vermitteltheit zu verdanken,

¹⁴ Vgl. Heidegger, Martin: Das Ding. In: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Frankfurt a.M. 1964, S. 157-175.

was aber die Veränderung und Subversion der mnemotechnischen Parameter und der überlieferten Diskursivität der (dichterischen) Sprache mit sich bringt. Unter der inskriptionellen Mnemotechnik des Textes ist die Durchstreichung des ‚Wortes‘ durch die textuelle Virtualität zu verstehen – diese Virtualität oder dieses Rauschen prägt sich dem Gedächtnis des Textes infolge der Subversion des Wortes ein. Daher ist die Virtualität als Skript nicht mit einer vermeintlichen Transparenz oder einer beliebigen Simulation gleichzusetzen, denn sie veranlasst ein Rauschen oder eine Materialität der Mehrdeutigkeit. Die Virtualität der Information hat ihren Ursprung nicht in der Autopoiesis der medialen Techniken, sondern in der Zitierung *und* in der gleichzeitig anders ermöglichten Einschreibung eines sprachlichen Zusammenhangs. Vom Ineinander der Zitierung und Einschreibung her wird dieser Zusammenhang als ein textuelles Gefüge erkennbar. Somit bezeichnet der technologische Modus nicht die Seinsweise des Textes als solchen, er charakterisiert vielmehr die Relation von Inskription und den so zitierten Bedeutungszusammenhängen.

Das lyrische Bild als Kopie machte die „Brücke“ unlesbar und markierte gleichzeitig ein Epitaph des lyrischen Ich und seiner Stimme, insofern die Erinnerung vom Ich nicht ausschlaggebend sein kann für die zeitliche Situierung und überhaupt für das fiktive Erscheinen des Bildes. Wird an dieses Bild als an etwas, das in der Vergangenheit stattfand, erinnert, oder kommt das im Präsens der aktuellen Apostrophe des Gedichtes „Heidelberg“ hervor? Ist das Ich an das Bild von damals oder an das aktuelle Bild in der Schreibszenen des Gedichtes ‚gefesselt‘? Wenn aber dieses „Bild“ dem Text „Heidelberg“ nicht vorgängig sein kann und in seinem Zitatcharakter die Interpretierbarkeit der Inskription überhaupt eröffnet, so entpuppt sich die Frage der zeitlichen sowie deiktischen Einordnung als eine der Figuration – in der Singularität des Textes wird auch das vermeintlich präsentische Erscheinen zu etwas Vergangenen, so wie Hegel den Vergangenheitscharakter der Kunst verstand (also nicht in zeitlichem Sinne). Als Zitat wird es zu seinem eigenen Testament (und erst von diesem Testament – auf einer tieferen Ebene – her zu einem Epitaph des Ich), das von der Performativität des Textes erlassen wird. Das Lesen als eine Mnemotechnik oder ein Gedächtnis der Inskription hat immer schon mit dieser Testamentarizität zu tun, die jeglichem Bild oder Zeichen (als einem Bezeichnenden) auf untilgbare Weise, als ein Infratext (oder Zitat) eingeschrieben ist. „Was bleibt aber, stiften die Dichter“.

Bild als Vermittlung von Natur und Kultur (Schiller – Hölderlin)

Die bisherigen Beobachtungen lassen nun in Bezug auf eine epistemische Figur der geschichtsphilosophischen Poetologie Schillerscher Prägung weitere Konsequenzen erkennen. Das Gedicht „Heidelberg“ weist mehrere Züge der Idylle auf, einer Gattung, die bei Schiller bekanntlich das Hauptgenre der „naiven“

Dichter darstellt.¹⁵ Das „kunstlos Lied“ etwa markiert eine Definition der Idylle, ferner schließt das Gedicht mit einer entsprechenden Beschreibung. ‚Heidelberg‘ als poetischem Ort wäre in diesem Sinn die Versöhnung von Natur (Land) und Kultur (Stadt) gelungen, die von der „Brücke“ verwirklicht werde.¹⁶ Das dichterische Bild im Schillerschen Sinne könnte somit auch in „Heidelberg“ als Vermittlung von Natur und Kultur definiert werden.¹⁷ Nun scheint dies alles durch die vom fiktiven Bild bewirkte Subversion im Text in Schweben zu geraten. Denn nicht bloß vom Begrenzten, vom Ding wird abstrahiert auf „das Unendliche der Idee“ hin¹⁸ – es wird auf keine „Idee“ abgehoben, sondern, wie wir sahen, auf unzugängliche und fiktionalisierende Latenzen. Diese „erscheinen“ gerade nicht im Kulturellen, sondern im Fluss, also eher in der Natur und entfernen ausgerechnet den Träger der Kultur, die „Brücke“. Es scheint, als ob Hölderlin gerade nicht an der Zirkulation zwischen Natur und Kultur interessiert wäre, obendrein das „Natürliche“ der Idylle in einem radikalen Sinn evozieren würde, über dessen anthropomorphisierend-geschichtsphilosophische Deutung hinaus. Warum wird die „Brücke“ als Instanz der Vermittlung zwischen Natur und Kultur einer solchen Überdeterminierung zugeführt und wie ist dieses komplexe Zusammenspiel zu verstehen? Welche Effekte hat die Verschiebung der „Brücke“ als eines tropologischen Prinzips mit ihrer Verrückung als kultureller und geschichtsphilosophischer Instanz? – Zunächst ist nochmals in Erinnerung zu rufen, dass das Gedicht eher mit einer „sentimentalischen“, auch die Distanz erweckenden, Geste einsetzt („möchte dich, mir zur Lust, / Mutter nennen...“), erst später taucht die Bezeichnung „kunstlos Lied“ auf. Das Naive erscheint bereits eingangs gebrochen – es kommt also erst im Raum des Sentimentalischen auf, entsprechend dem epochalen Rezeptionsbewusstsein von Schillers begrifflicher Opposition.¹⁹ Man ist über

¹⁵ Schiller, Friedrich: Über naive und sentimentalische Dichtung. In: Sämtliche Werke (ed. Thalheim). Bd. 8. Berlin 2005, S. 448. Zur Idylle vgl. Stierle: Sprache und Identität des Gedichts, S. 272. Bereits Cyrus Hamlin hat in dieser Hinsicht auf mögliche Konnexen mit Schiller aufmerksam gemacht: „Es ist möglich, dass Hölderlin seinen Begriff der ‚Ruhe‘ von Schillers Definition des idyllischen Zustands in dessen Aufsatz ‚Über naive und sentimentalische Dichtung‘ herleitet (...) Die Verwandtschaft dieses idyllischen Zustands mit Hölderlins Begriff des naiven Tons ist auffallend“ (Hölderlins Heidelberg, S. 447.). Die Erwähnung Schillers bei Stierle: Sprache und Identität des Gedichts, S. 268.

¹⁶ Stierle: Sprache und Identität des Gedichts, S. 274.

¹⁷ Vgl. Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 434-435.

¹⁸ Ebd., S. 494.

¹⁹ Szondi, Peter: Das Naive ist das Sentimentalische. In: Ders.: Schriften II. Frankfurt a.M. 1978, S. 59-105. Vgl. ferner Lacoue-Labarthe, Philipp: Die Nachahmung der Modernen. Typographien II. Basel 2003, S. 74-78.

das Naive, das Begrenzte und Referentielle immer schon hinaus in Richtung abwesender Zusammenhänge – erstens im Moment der „reizende[n] Ferne“, einem Index des Unendlichen, zweitens mit Blick auf die von der („schicksaalskundigen“) Burg evozierten Geschichte („Wettern“).²⁰ Dieser Asymmetrie entspricht die Tatsache, dass die Instanz der Vermittlung zwischen Natur und Kultur, die „Brücke“ selbst ein kulturelles Artefakt ist. Man erblickt die Natur erst in dieser Vermittlung oder von ihr her: dem Text wird der Vergangenheitscharakter von „Natur“ eingeschrieben. Und zwar auch in referentiellm Sinne: der Text präfiguriert gewissermaßen, dass das andere Neckarufer in der Zukunft auch Teil der Stadt sein wird. Somit stellt diese Asymmetrie in nuce unsere gegenwärtige hermeneutische Situation dar, sofern wir das unbebaute Neckarufer nur aus Repräsentationen und Texten kennen. Der das Naive übergreifende Kontext des Sentimentalischen wird indes bei Hölderlin von einer ursprünglicheren Asymmetrie her völlig anders sichtbar gemacht und dabei auch radikal verschoben. Das meint das Ereignis des lyrischen Bildes, in dem das Vermittelnde selbst gleichsam vergessen wird. Diese Asymmetrie gründet nicht primär in einer Reflexion („sentimentalischer“ Art),²¹ sondern in einer Übersetzung der „Brücke“ in einen unverfügbaren, nicht kulturalisierbaren Zusammenhang.²² Sie vollzieht eine Enteignung des Kulturellen, die keine Wiederaneignung erlaubt, da sie sich jenseits auch des Sentimentalen (der Vermittlung von Natur durch Kultur) situiert. Dieses Ereignis als „Zauber“, die Gabe des Unwahrscheinlichen ist also durch das Sentimentale als (asymmetrischer) Interaktion von Natur und Kultur nicht erklärbar. Wenn bei Schiller das Naive und das Sentimentalische keine epochalen

²⁰ Überhaupt hält der Titel des Gedichtes kaum sein Versprechen, da das dichterische Augenmerk grundsätzlich auf die Randzonen der Topographie der Stadt gerichtet ist, auf die „Brücke“ und auf die „Burg“. Die erste ist eine Instanz der Zirkulation und der Verräumlichung (kein bloßer Gegenstand), die zweite das aus dem gegenwärtigen Leben Herausgefallene, das Historisch-Zeitliche, das an der Kultur nicht mehr unmittelbar partizipiert. Erst in den beiden letzten Zeilen werden die „Gassen“ und „Gärten“ der Stadt erwähnt.

²¹ Und da wird man auf einen Mangel bei Schiller aufmerksam machen müssen: im Gegensatz zum ‚Naiven‘ bleibt bei ihm die sprachliche Struktur des ‚Sentimentalischen‘ ungeklärt.

²² Das (kulturell-referentiell) „Bekannte“ der Brücke und seine Substrate könnten mit den Worten Hegels aus der *Phänomenologie des Geistes* charakterisiert werden: „Das Subjekt und Objekt usf., Gott, Natur, der Verstand, die Sinnlichkeit usf. werden unbeschauen als bekannt und als etwas Gültiges zugrunde gelegt und machen feste Punkte sowohl des Ausgangs als der Rückkehr aus. Die Bewegung geht zwischen ihnen, die unbewegt bleiben, hin und her und somit nur auf ihrer Oberfläche vor“. In: Ders.: Werke 3. Frankfurt a.M. 1986, S. 35.

Kategorien, sondern „Manieren“ meinen, so sind sie als Sprachmodi aufzufassen.²³ Das Sentimentalische wird jedoch bei Hölderlin nicht mit Selbstreflexion (von Artifizialität) gleichgesetzt („*kunstlos* Lied“!), sondern es kommt vom „heiligen Pathos“, vom Auftrennen des Textes im Effekt des fiktiven Bildes her. Das Ereignis ist das „heilige Pathos“, auf dessen nicht-genealogisierbare und nicht-generalisierbare Erfahrung es Hölderlin im ersten Brief an Böhlendorff ankommt, im Gegensatz zur Ausgewogenheit und „Klarheit der Darstellung“, die ja für „das Nationale“ „ursprünglich so natürlich [ist] wie den Griechen das Feuer vom Himmel. Eben deßwegen werden diese eher in schöner Leidenschaft (...) als in jener homerischen Geistesgegenwart und Darstellungsgaabe zu *übertreffen* seyn“²⁴ („ein *kunstlos* Lied“ erhält so eine andere Signifikanz, die es denkbar weit von der Idylle entfernt, indem es gerade nicht Gegenwart und die Äquivalenzwerte der Präsentation, sondern vielmehr ihre Öffnung meint). Das „heilige Pathos“ meint in Hölderlins Poetik unter anderem das Ereignis solcher lyrischen Bilder, die sich in einem doppelten Konnex von Materialität und Performativität des Textes verorten lassen. Sie trennen das tropologische und signifikative System des Textes auf, das die Übergänge auch zwischen Natur und Kultur als epistemischen Größen ermöglicht und strukturiert hat (bei Schiller entlang einer geschichtsphilosophischen Achse).

Spätestens jetzt wird die Zusammenführung von „Zauber“ und der Emergenz des „Bildes“ von gravierender Konsequenz, indem der „Zauber“ das „Feuer vom Himmel“ als Generator des „heiligen Pathos“ – in der „Augenblicklichkeit einer Erfahrung, die selbst noch in einem offenen Zukunftshorizont steht“²⁵ – bedeuten kann. Das meint keineswegs den Übergang in einen transzendent(al)en Bereich, sondern wird an einer Subversion der Erde – der Widerspiegelung der „Gestade“, zusätzlich der „Brücke“ – implizit ablesbar. Hier nehmen wir eine scharfsinnige Beobachtung Szondis auf, der, dem Adjektiv „junonisch“ nachgehend, dieses mit der „Erde“ – in Kontrast zum „Feuer vom Himmel“ – in Verbindung bringt.²⁶

²³ Schiller nimmt eine semiotische Kennzeichnung des Naiven vor, vgl. Über naive und sentimentalische Dichtung, S. 445-446.

²⁴ K II, S. 912. Lacoue-Labarthe hat dieses nicht-dialektische Begriffspaar von Hölderlin bekanntlich als eine Antwort auf Schillers Begrifflichkeit des Naiven und Sentimentalischen interpretiert, vgl. Hölderlin und die Griechen. In: Ders.: Die Nachahmung der Modernen. Typographien II, S. 78-85.

²⁵ So die prägnante Formulierung von Stierle: Sprache und Identität des Gedichts, S. 276.

²⁶ Weniger klar ist der Grund, aus dem Hölderlin die *abendländische Nüchternheit* zugleich die *Junonische* nennt. Eine Erklärung liefert aber Hölderlins mythologisches Handbuch, nämlich Benjamin Hederichs *Gründliches Lexicon Mythologicum*, dessen Artikel über die Göttin Juno unter *Anderweitige Deutungen* das folgende vermerkt:

Das heißt, die „Erde“, die „Nüchternheit“ wird auch unverfügbar – es schreiben sich ihr unsichtbare und unlesbare Spuren ein, die ihre signifikative Struktur von ihren Latenzen her in Bewegung, zum ‚Beben‘ bringen. Die Spuren wiederum werden der Latenz der Erde vom ‚Feuer vom Himmel‘, von einem Ereignis eingeschrieben.²⁷ Dabei ist auf einen, soweit ich sehe, bislang unbemerkten Parallelismus von „Göttern“ und der „ewigen Sonne“ hinzuweisen, da beide Spender des „Feuers vom Himmel“ sind: Wie der „Zauber“ das Subjekt, den „Jüngling“ in seinen Bann schlägt, so strahlt die „ewige Sonne“ „ihr verjüngendes Licht über das alternde / Riesenbild“.²⁸ Wenn der „Jüngling“ aber vornehmlich mit dem „Strom“ identifiziert wird, so kann man entlang dieser metaphorischen Achse nochmals die These verstärken, dass „Zauber“ und Emergenz des Bildes „Aus den Wellen“ parallel zu betrachten sind. Beidesmal geht es scheinbar um ähnliche objektbezogene Modi: Der „Zauber“ wirkt nämlich – durch das Ich – in gewissem Sinne auf die Zusammenschaltung der „nüchternen“ Erde mit dem Fluß aus, so wie die Sonne die Schloßruine verjüngt.²⁹ Dieses Verjüngen ist jedoch eine rhetorische Figur, eine tropologische Illusion,³⁰ eine Verlebendigung des

„Indessen aber wird sie auch für einerley so wohl mit der Erde gehalten, da so denn Juppiter die Luft bedeutet. Die Junonische Nüchternheit stellt sich dem Feuer vom Himmel als die Nüchternheit der Erde entgegen“ (Szondi, Peter: Poetik und Geschichtsphilosophie I. Frankfurt a.M. 1974, S. 195).

²⁷ Später kommt in „Wenn aber die Himmlischen...“ (Seite 47 des Homburger Foliohefts) der Ausdruck „Des Gottes bebender Stral“ vor (K I, 399). „Himmlisches Feuer“ und „Beben“ werden also ausdrücklich aneinander gekoppelt.

²⁸ „Das Heroische, Spannungsbeladene, korrespondiert dem Blitz wie das Idealische, Geistige, der Sonne. Deren Götter, Zeus und Apollon, neigte Hölderlin ineinzusetzen“. Szondi, Peter: Gattungspoetik und Geschichtsphilosophie. In: Ders.: Hölderlin-Studien. Frankfurt a.M. 1967, S. 115. Bereits im Gedicht „Der Zeitgeist“ (1799) „wekt“ der „Vater“ – hier noch in einem geschichtsphilosophischen Sinne – „Die reine Seele Jünglingen auf“ („hast denn du nicht zuerst den Geist / Mit deinem Stral aus mir gewekt?“).

²⁹ „Jüngling“ und „verjüngt“ stehen zudem jeweils am Anfang der 4. und der 7. Strophe, beide an den zwei syntaktisch kontinuierlichen interstrophischen Übergängen im Gedicht.

³⁰ Etwa im Sinne des Memnon-Topos, dazu s. Menke, Bettine: Prosopopoiia. München 2000, S. 15-18, S. 221-244. Diese Tropologie ist übrigens sehr wohl imstande, den restlichen Teil des Gedichtes auch als figürlich erzeugte Illusion zugänglich zu machen (Anthropomorphismen häufen sich, wie „freundliche Wälder“, Synekdochen wie „fröhliche Gassen“), da das Verjüngen sich auf die entsprechenden Vorgänge der Natur ausdehnen kann („grünte lebendiger / Epheu“, „Sträucher blühten herab“ usw.). Da ist auch die Abwärtsbewegung sämtlicher Naturerscheinungen in Betracht zu ziehen. Und nicht zuletzt wird man darauf hinweisen können, dass die letzte Strophe

Toten, während die vom „Zauber“ bewirkte Fiktionalisierung der gleichzeitigen Emergenz zeichenhafter Bestände nicht in diesem Sinne für eine prosopopöische Figur zu halten ist. „Zauber“ eignet eine Ambivalenz unter anderem auch in temporalem Sinne (nicht zuletzt durch die fiktive Materialisierung), die mit dem „verjüngenden Licht“ nicht zu verrechnen ist, da dieses bei aller zeitlicher Komplexität doch der Alterung entgegenwirken soll. „Zauber“ ist nicht da, um ein „alterndes Riesenbild“ (kontinuierlich-„ewig“) zu verjüngen (er spendet kein „Licht“, steht somit nicht im Dienste des deiktisch-perzeptiven Phänomenalen), sondern das jeweilige „Bild“ in seinem Erscheinen gleichzeitig auch zu fiktionalisieren. So sind die beiden Vorkommnisse der Vokabel „Bild“ („lieblich Bild“-„Riesenbild“) auf diese metafigurative Weise zusammenzulesen. Diese Operation gründete in der Notwendigkeit des parallelen Bezugs von „Götter“-„Zauber“-„bebendes Bild“ und „ewige Sonne“-„verjüngendes Licht“-„Riesenbild“. „Heidelberg“ betreibt poetische Bildkritik in einer denkbar komplexen Weise. Es ist zu sehen, dass das Verhältnis zwischen dem „Feuer vom Himmel“ qua „heiligen Pathos“ und der „Nüchternheit“ von „Erde“ in einem radikaleren Verständnis von durch Tropen und ihre Transfers ermöglichten Phänomenalisierungsstrategien zu lösen und auf bislang ungemerkte Textbestände und -effekte zu applizieren ist, da diese sich erst so erfahren lassen.

Das zeitlich nicht lokalisierbare Ereignis des ‚bebenden Bildes‘ kann zum einen das lyrische Moment oder Präsens darstellen im Gedicht, zum anderen bricht es gerade solche Strukturen im Text auf, die sonst zur Fundierung des lyrischen Vollzugs für unerlässlich erachtet werden. Diese Gabe kann also genauso sehr als das Nicht-Lyrische im Herzen des Lyrischen aufgefaßt werden – als eine radikale Transgression der Diskurse, die gerade ihr Medium – das Gedicht – gefährdet. Wenn man in der Sprache der lyrischen – repräsentierten – Stimme vom „Bild“ als Effekt einer Gabe nicht wissen kann, so führt das konsequenterweise das Moment des Nicht-Lyrischen in den Text ein. Das ist bereits vor „Heidelberg“ das wichtigste poetologische Problem Hölderlins, bezeugt am eindrücklichsten im Brief an Neuffer vom 12. Nov. 1798.

die H-Laute anhäuft – „heiter“, „Hügel“, „hold“ –, das einer Einschreibung des Namens ‚Heidelberg‘ in die „Natur“ gleichkommt. ‚Heidelberg‘ als Name bearbeitet die „Natur“, wie auch die raumschaffende Leistung der Brücke. Die beiden sind voneinander nicht zu trennen: In der Kulturologie des Gedichtes bedeutet der Name immer schon eine (tropologische) Ausdehnung und Schaffung des kulturellen Raums, die von der „Brücke“ markiert und vollzogen wird. Zwischen Benennen und Zirkulation (auf der Brücke), „Nahme“ und „Teilung“ gibt es aber wiederum eine unscheinbare Differenz, vgl. Schmitt, Carl: Nomos, Nahme, Name. In: Ders.: Staat, Großraum, Nomos. Berlin 1995, S. 573-591.

Hölderlins eigene Einschätzung die poetologische Veränderung seiner Lyrik betreffend versammelt sich bekanntlich am eindrucklichsten in den Briefen an Neuffer und an Böhlendorff (an den letzteren vom 4. Dez. 1801). Szondi extrapoliert aus diesen Briefen einen poetologischen „Rat“, „den Hölderlin sich gegeben hat: der Vermittlung des idealischen Tons seiner Dichtung mit den Dingen der nüchternen Welt“.³¹ Dieser Rat habe sowohl die Poetik als auch die Poetologie Hölderlins in den darauffolgenden Jahren bestimmt. Die Herausarbeitung dieses Gedankens wird bei Szondi in seiner Applizierung auf den „Wechsel der Töne“ vollzogen. Sie mündet in die Aufforderung des ersten Briefes an Böhlendorff, derzufolge „das Nationale frei [zu] gebrauchen“ ist, und „das eigene (...) so gut gelernt seyn [muß], wie das Fremde“, wobei gerade „der freie Gebrauch des *Eigenen* das schwerste ist“.³² Laut der Bemerkung von Szondi soll die „abendländische Junonische Nüchternheit“, die das Eigene des lyrischen Dichters der Moderne darstellt, zum Grund des Gedichtes genommen werden, nachdem der Dichter gelernt habe, sie frei zu gebrauchen. Der naive Ton ist demnach Index der „Junonischen Nüchternheit“, er wäre also frei zu gebrauchen. Genau dieses Auftrennen des naiven Tons und seiner Signifikanz findet in „Heidelberg“ statt, in einem poetischen Effekt aber, der nicht unter der Herrschaft des lyrischen Ich und wohl auch nicht des Autors Hölderlin steht. Das geschieht vom „heiligen Pathos“, vom Fremden als einem Außen her, daher bedarf es einer Verfeinerung von Szondis Behauptung, derzufolge das Eigene, die Nüchternheit und Klarheit der Darstellung „zum Grund seines Gedichts“ zu nehmen ist, da dies vom sie durchbrechenden Ereignis des „Feuers vom Himmel“ nicht zu trennen ist.³³ Das angeborene Eigene wird vom Fremden – vom Fremdwerden ebendieses Eigenen – gegeben (im Sinne der Gabe),³⁴ ohne dieses Fremde gibt es kein freies Verhältnis zu ihm. Sonst wird das Lernen des freien Gebrauchs des Eigenen nicht auf seine Motivation hin befragbar, es wird sogar schwer zu trennen sein von einem Verfahrenswissen. Keineswegs kann aber der „freie Gebrauch des Eigenen“ eine Verfügbarkeit dieses Eigenen bedeuten, vielmehr seine Erfahrung als Alterität einer Überdeterminierung (etwa im Sinne einer „eigenen Rede des andern“). So wird es auch einsehbar, warum denn gerade das Eigene unverfügbar ist, da es nur von einer unvorhersehbaren und

³¹ Szondi: Gattungspoetik und Geschichtsphilosophie, S. 114.

³² K II, S. 913.

³³ Etwa dieser Fehlschluss führt Szondi gegen Ende seines Aufsatzes zu Äußerungen, laut denen auch noch die Thesen des ersten Böhlendorff-Briefes korrigiert werden sollen (S. 139), die in Anbetracht der Logik seiner Argumentation nicht ganz aufgehen.

³⁴ Vgl. Heidegger über die Gabe: Der Spruch des Anaximander. In: Ders.: Holzwege (GA 5). Frankfurt a.M. 1977, S. 357.

erst recht nicht anzueignenden Gabe gegeben wird. Die Defiguration der „Nüchternheit“ ist die Spur dieses Ereignisses vom „heiligen Pathos“ als eines Erleidens. Eine solche Spur haben wir entdeckt im virtuellen Bild der „Brücke“ und den damit einhergehenden poetischen, referentiellen und ideengeschichtlichen Implikationen. Das Bild erweist sich in seiner Emergenz sowohl als Vermittlung als auch als Zäsur der Beziehung vom „heiligen Pathos“ und der „Nüchternheit“, die gleichwohl nicht im Dienste einer Dialektik steht. Denn es ist grundsätzlich Effekt des Lesbarwerdens der „Brücke“, die das Prinzip und den konventionalisierten Bedeutungskomplex der „(Klarheit der) Darstellung“ verkörperte. „Heiliges Pathos“ und „Nüchternheit“ treffen nicht als solche aufeinander, sie werden auch nicht dialektisch miteinander vermittelt, sondern vor allem werden beide irrealisiert in der fiktiven Emergenz des bebenden Bildes. Das heißt, die Nüchternheit und die Konstellationen der „Erde“ frei zu gebrauchen meint für Hölderlin primär ein buchstäbliches Ereignis, über das jedoch nicht zu verfügen ist, und keine Verfahrenstechnik einer Dichtungslehre. Die Formulierung Szondis ist daher als eine genaue anzusehen, laut der „das Göttliche, dessen Naturbild Blitz und Donner sind, das himmlische Feuer, das nicht anders seine Darstellung findet als übertragen ins Medium des Naiven“.³⁵ So ist das Naive „Medium“ (und nicht ohne weiteres ein „Grund“), ein Übersetzungskontext, der nur in der Übersetzung von etwas anderem zu einem solchen wird. Es ist wichtig, den Begriff „übertragen“ nicht bloß auf tropologische Phänomenalisierungsstrategien einzuschränken, sondern den öffnenden Charakter dieser Textualität des „himmlichen Feuers“, sein materielles Ereignis als Subversion der Repräsentation mitzubedenken. (Der „freie Gebrauch“ muß über die Bahnen des Tropologischen auch hinausgehen.) Das wird in der späteren Lyrik nämlich immer mehr verstärkt. Gerade der von Szondi zitierte Anfang von „Germanien“ spricht von einem „ahnungsvollen“ „Himmel“, der die „Klarheit“ der Nüchternheit immer schon „umschattet“. Der freie Gebrauch dieser Nüchternheit meint gerade nicht ihre Verfügbarkeit oder ihr Transparentwerden im Sinne einer topischen Oberfläche,³⁶ sondern vielmehr ihre Verdunkelung, Opazität, Subversion. Es geht da um die fiktiven Materialitäten, die sich hinter dem „flächenhaften“ Bild verbergen und deren Emergenz dieses gleichsam auch nichtig macht, es in eine Ambiguität überführt. Das heißt, die „Klarheit der Darstellung“ als *techné* ist mit keiner Oberfläche zu verrechnen, sie wird zum Medium. Man kann sagen, der „Nüchtern-

³⁵ Szondi: Gattungspoetik und Geschichtsphilosophie, S. 131.

³⁶ Also höchstens nur deskriptiv gewendet trifft dies das „von Hölderlin für Homers Epen angenommene Stilprinzip (...), nach dem der orientalische Grund, das *heilige Pathos*, in das nüchterne und flächenhafte, episodisch strukturierte Bild gefaßt ist“ (Ebd., S. 133).

heit“ wird gleichsam ein sekundäres tropologisches System der Verdeckung implementiert, das ihre gegenständliche Unverfügbarkeit erst evoziert. Das rührt jedoch nicht alleine vom „himmlischen Feuer“ her, sondern im selben Maße von der Freisetzung des materiellen Grundes der „Erde“ durch das „Feuer vom Himmel“. Diese Verdopplung hat aber eine merkwürdige Konsequenz: die Freilegung der Materialität der Erde oder der Nüchternheit als ihres unverfügbaren Grundes setzt das „heilige Pathos“ immer schon in den Modus des Vergangenen.³⁷ Das „Bild“ war ja Index des Erscheinens und des Vergehens, das sowohl mit dem „Zauber“ als auch mit dem unzugänglichen Grund des „Flüchtigen“ in Verbindung stand. (Die Verstärkung der Gedächtnisthematik in der späteren Lyrik ist wohl auch auf diese Verhältnisse zurückzuführen.) In diesem Sinne ist das „Naive“, die „Nüchternheit“ als Begriff für Repräsentation und signifikative Struktur des Textes, als Medium, das „heilige Pathos“ hingegen als die performative Dimension des Textes aufzufassen, die auf die medialen Beschaffenheiten und Potentiale vom Text nicht einzuschränken ist. Diese Dimension ist gleichwohl nur auf deren Folie zu erfahren, und das heißt immer schon, zu lesen. Das Bild im „Beben“ ist in seiner Unentscheidbarkeit an beide Bereiche angekoppelt, in seiner Ambiguität legt es ein Rauschen frei, das die Grenzen zwischen der poetischen („Zauber“) und der referentiellen („naiv“, „kunstlos“), bzw. metasprachlichen (Spiegelung als Reflexion) Funktion nicht mehr anhand einer referentiellen oder auch dichtungstheoretischen Autorität zu ziehen erlaubt.

Es stellt sich heraus, dass das Naive und das Sentimentalische im Grunde Lesefiguren sind, insofern beide von „Heidelberg“ erlaubt werden – aber von etwas anderem her, das kein dialektisches Resultat der Antithese der beiden darstellt, sondern ein Ereignis im Modus des „als ob“ zeitigt. Wenn das Sentimentalische das Naive immer schon inkorporiert, um dem „Ideal“ den Weg zu bahnen, so ist die Aufhebung des Naiven im Sentimentalischen ein totalisierendes Prinzip der Dialektik.³⁸ Genau diese Figur aber wird bei Hölderlin unterwandert, insofern „Heidelberg“ die tropologische Figur aufdeckt, durch die die Totalisierung läuft. Darunter fällt auch der Vergleich der „Brücke“ mit dem Fliegen des „Vogel[s] des Walds“, als ob sie sich entlang dieses tropologischen

³⁷ Das kann als eine Konkretisierung der Bemerkung von Szondi betrachtet werden, dass die Nüchternheit „immer schon mehr ist als Kunstcharakter, als Schein, nämlich auch qualitative Veränderung des Pathos selbst“ (Ebd., S. 141-142).

³⁸ „Dieser Weg, den die neueren [sentimentalischen] Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweyet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück“. (Ebd., S. 173) Diese Textstelle bringt den Aufsatz in eine markante Nähe zu den Briefen“ Über die ästhetische Erziehung des Menschen“.

Äquivalenzverhältnisses genauso natürlich in die Landschaft eingliedern ließe. Die Referenz der „Brücke“ wird da zur Trope verändert (gleichsam als Produkt der Einbildungskraft), die wiederum durch die Beziehung Natur-Kultur („Vogel des Walds“–„Brücke“) läuft. Die „Brücke“ jedoch ausschließlich von diesem und anderen „visuellen“ Vergleichen her zu deuten würde dem Text eine Schillersche Lektürestategie aufpropfen. Nun wird das alles durch das fiktive Bild mit Anführungsstrichen versehen, der tropologische „Schein“ erscheint als Zitat. Wenn dieses Bild kein Produkt der Imagination ist – das als solches immer ein Repräsentationskorrelat erfordert, das hier aber ausbleibt –, so ist es Index der Unmöglichkeit der reinen Vernunft,³⁹ da es in seinem metafigurativen Charakter gleichwohl in einer Selbstreflexion nicht aufgeht. Gerade wenn über die Einbildungskraft hinausgegangen wird, kommt man zum „heiligen Pathos“. Das heißt nun auch – um eine andere Gedankenfigur Schillers aufzunehmen –, dass, wenn das virtuelle Bild der Brücke keine Metamorphose meint und auch nicht anzusprechen ist, sondern an einer Leerstelle des Textes aufscheint, es folglich auch keinen „Schein“ (der „Brücke“) inszenieren kann, der in einen referentiellen Bereich führen und als Vermittlung zwischen „Wirklichkeit“ und „Ideal“ dienen würde.⁴⁰ „Schein“ ist bei Schiller ein Index der Dereferentialisierung – der „trennenden“ und „entzweyenden“ Leistung der Kunst –, der eine rhetorische Funktion hat: er entspricht der Einklammerung des referentiellen Werts der tropologischen Übertragung, die in jeder Trope stattfindet (wenn sie als solche wahrgenommen wird). Der „Schein“ ist Effekt der Stabilisierung der tropologischen Substitution. Im Moment der Virtualität des lyrischen Bildes wird aber diese Kontrolle der Referentialität des „Scheins“ aufgebrochen (zu den Mitteln der Kontrolle gehört auch das Postulat der ‚Selbstreflexivität‘) und ein Rauschen von Bedeutungen freigesetzt, das diese Virtualität des „Scheins“ nicht als Übergang zwischen zwei im voraus etablierten Zuständen, einem referentiellen und einem geschichtsphilosophisch perspektivierten zukünftigen (als Schließung der

³⁹ Vgl. de Man, Paul: Kant and Schiller. In: Ders.: Aesthetic Ideology. Minneapolis/London 1996, S. 129-162.

⁴⁰ „Nur soweit er *aufrechtig* ist, (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt) und nur soweit er *selbstständig* ist, (allen Beistand der Realität entbehrt) ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Übrigens ist es gar nicht nötig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sei, wenn nur unser Urteil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt; denn soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches.“ Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. In: Sämtliche Werke. Bd. 8. S. 398.

dialektischen Bewegung) zu setzen erlaubt. Im fiktiven Bild sind „Nüchternheit“ und „Pathos“ nicht mehr eindeutig einander entgegensetzen, beide verändern sich im virtuellen Zustand eines „als ob“.⁴¹ Somit hat sich die textuell-poetische Dekonstruktion des tropologischen Prinzips der Übertragung als ein poetologisches Moment von gravierenden referentiellen und epistemischen Implikationen erwiesen.

⁴¹ Das wird von Szondi auf der dichtungstheoretischen Ebene treffend beschrieben, was aber erst in den unscheinbaren textuellen Bereichen gezeigt werden muss: In der Hymnik „ist das *heilige Pathos* nicht bloß im Kunstcharakter, die *Nüchternheit* nicht bloß in der Grundstimmung vertreten. (...) er [sich] vom hesperisch Nationellen, der Nüchternheit, nicht allein die *Bedeutung*, sondern auch den *Schein* seiner Dichtung bestimmen läßt. Weil solcherart Nüchternheit nicht mehr abstrakt dem heiligen Pathos sich entgegensetzt, welcher Gegensatz erst in einem Dritten, dem *Geist*, seine Auflösung hätte finden sollen, sondern konkret dem Pathos gegenüber geübt wird, so daß sie immer schon mehr ist als Kunstcharakter, als Schein, nämlich auch qualitative Veränderung des Pathos selbst“ (Ebd., S. 141-142).

*Lehel Sata (Pécs)***Mystische Sinnlichkeit in Johann Schefflers
„Cherubinischem Wandersmann“¹****0. Einleitende Gedanken**

In der „Erinnerungs Vorrede an den Leser“² bezeichnet Scheffler seine Epigramme als „*paradoxa* oder widersinnische Reden“ und gibt ihnen die Funktion einer mystischen Erkenntnis, die mit dem Begriff „göttliche Beschaulichkeit“ (CW,7) ausgedrückt wird. Die ‚Wider-Sinnlichkeit‘ eines solchen literarischen Unternehmens beschränkt sich nicht nur auf die poetische Instrumentalisierung der logischen oder semantischen Widersprüchlichkeit der paradoxen Rede. Die Wanderung bedeutet – und das ist vielleicht der grundsätzlichere Aspekt – eher ein *exercitium*, wodurch erlernt werden muss, dass für die „eussere Welt Unbegreifliche“ durch die Abtötung der äußeren Sinnes-Wahrnehmung und durch die gleichzeitige Entwicklung eines ‚inneren‘ Wahrnehmungsvermögens als lebendige Realität in der Teilhabe am Göttlichen zu erleben.

Diese Teilhabe wird sowohl als eine plötzlich erfolgende In-Besitz-Nahme des Numinosen durch die Metapher des „Sich-Einwerfens“ in die „ungeschaffene, bloße Göttheit“ (I 3) poetisch zum Ausdruck gebracht, wie auch als der Endpunkt eines mühsamen Entwicklungsprozesses präsentiert, der durch die ständige Übung im ‚Sich-Überschwenken‘ nicht nur über Ort und Zeit (I 12), sondern über die Engel- und sogar über Gott – man „muß mehr als Göttlich seyn“ (I 4), „ich muß noch über Gott“ (I 7) – realisiert werden kann. Dieser Überstieg jeden kreatürlichen Erkenntnismodus sollte als Nachahmung des Selbsterkennens des ‚ungeschaffenen‘, d.h. sich noch nicht offenbarten Gottes, welcher in der Gestalt der ewigen Geburt aus sich selbst bildhaft ausgedrückt wird, verstanden werden.

In den Epigrammen Schefflers findet man eine Vielfalt von Verben, die die Überformung und die Vereinigung der menschlichen Seele mit Gott als eine radikale Trennung von jeder irdischen Bindung darstellen und mittels der Meta-

¹ Als Grundlage der Textanalyse gilt die folgende Ausgabe: Silesius, Angelus: Cherubinischer Wandersmann. Kritische Ausgabe. Hg. v. Louise Gnädinger. Stuttgart 1995 (= Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 8006). (im laufenden Text durch CW gekennzeichnet)

² Vgl. Silesius, Angelus: Erinnerungs Vorrede an den Leser. In: Ders.: Wandersmann, S. 13-23.

phern des ‚Sich-Überschwenkens‘ (I 12) oder ‚Sich Entwachsens‘ (II 57) für die Herausbildung und Sensibilisierung eines neuen, sich von der kreatürlichen Sinnlichkeit grundsätzlich unterscheidenden Wahrnehmungsmodus plädieren, der die Teilhabe an der ‚Göttlichen beschauligkeit‘ ermöglichen sollte. Die Merkmale dieser neuen Art der Wahrnehmung zeichnen sich ansatzweise bereits in Äußerungen ab, die ein „taubes und stummes“ Zuhören der „Ewigen Worte“ (II 63) verlangen und die Sich-Öffnung vor dem Einfließen der „Göttlichen Natur“ (II 57) als Basis der *unio mystica* bestimmen.

Schefflers Sicht der spirituall-mystischen Wahrnehmung und deren sprachliche Artikulierung im Medium des Epigramms soll im Folgenden durch das Motiv des Tastsinns oder Fühlens exemplifiziert werden. Den konzeptionellen und terminologischen Bezugsrahmen bei der Interpretation der einschlägigen Epigramme bildet die Offenbarungslehre Jacob Böhmes. Sie bietet sich umso mehr an, da in seiner Theosophie die Problematik der metaphysischen Wahrnehmung, der Gottesschau – die nicht nur ‚Schauen‘ oder ‚Sehen‘, sondern auch das Vermögen des ‚Hörens‘, ‚Riechens‘, ‚Schmeckens‘ und ‚Fühlens‘ mit einschließt – des Öfteren thematisiert wird und ihr Einfluss auf Schefflers mystische Weltanschauung von der Forschung zwar bereits vor längerer Zeit nachgewiesen, aber bei der Deutung der Schefflerschen Epigramme bisher kaum berücksichtigt wurde.³

1. Die *unio mystica* als metaphysische Wahrnehmung des Göttlichen

Der Ausdruck ‚Göttliche Beschauligkeit‘, die Scheffler nicht nur in der ‚Erinnerungs Vorrede‘, sondern bereits auf dem Titelblatt der 1675er Glatzer Ausgabe des ‚Wandersmann‘ als das Ziel der cherubinischen Wanderung bestimmt, kann auf zweierlei Weisen gedeutet werden, die dann ihrerseits zwei unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten des deklarierten Zieles in sich enthalten.

Legt man das Adjektiv ‚göttlich‘ im Sinne einer uneigentlichen Rede als eine Metapher oder einen Vergleich aus, soll man auch die *unio* als das Erwerben einer Erkenntnisfähigkeit verstehen, die zwar die endlich-menschliche qualitativ überragt und vollkommen übertrifft, jedoch keine wesentliche Gleichheit mit Gott und keine vollständige Aneignung des Prädikats der Allwissenheit und der Vorsehung bedeutet.

³ Die von mir bekannte einzige Ausnahme, in der eine Textanalyse entlang der Böhmeschen Terminologie erfolgt, bildet der folgende Beitrag: Ingen, Ferdinand van: Jacob Böhme und die schlesischen Dichter Daniel von Czepko, Johannes Scheffler und Quirinus Kuhlmann. In: Heterodoxie in der Frühen Neuzeit. Hg. v. Hartmut Laufhütte u. Michael Titzmann. Tübingen 2006 (= Frühe Neuzeit. Bd.117), S. 243-266.

Nimmt man aber den Dichter sozusagen „beim Wort“, und deutet man den Begriff wörtlich oder ‚wesentlich‘, kommt man auf eine Lesart, die gleichzeitig auch die Kühnheit und die Radikalität des mystischen Bestrebens hervorleuchten lässt. Denn ‚Göttliche Beschauligkeit‘ meint in der eigentlichen, von jeder übertragenden Bedeutung absehenden, Rede die Art und Weise der Wahrnehmung und (Selbst-)Anschauung, wie Gott sich selbst in seiner alles Sein erfüllenden Vollkommenheit, als ‚Alles‘ und ‚Nichts‘ wahrnimmt. Die Tatsache, dass Scheffler das Ziel seines mystischen Unternehmens ebenfalls in der „Anleitung“ zu einer, im letzteren Sinne gemeinten, „Beschauligkeit“ (CW,7) sieht, bekräftigen auch die Aussagen der Vorrede, die die ‚göttliche‘ Umformung der menschlichen Seele als eine solch tiefe Vereinigung definieren, „daß wenn man sie sehen sollte/man an jhr nichts anders sehen und erkennen würde als Gott“ (CW,14).

Der Modus dieser Verinnerlichung des Göttlichen gewinnt Konturen in zahlreichen Epigrammen, die eine andere Art der ‚sinnlichen‘ Wahrnehmung fordern, die sich von der bruchstückhaften, in der Konzentration auf die Details und deswegen in der Zerstreung des Blicks gefangen genommenen, Erkenntnis grundsätzlich unterscheidet. In diesem Zusammenhang ist auch der Sinnspruch I 199 nicht nur als in die Poesie überführte negative Theologie bzw. die Negation als Ausdrucksform der Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache auslotende *argutia* zu lesen, sondern eben als Aufforderung zur Herausbildung einer neuen, ‚metaphysischen‘ Sensibilität gegenüber den göttlichen Wahrheiten:

Geh hin / wo du nicht kanst: sih / wo du sihest nicht:
Hör wo nichts schallt und klingt / so bistu wo Gott spricht.
(Gott außer Creatur)

Gottes ‚Sprechen‘ ist nicht nur ein ‚Nicht-Sprechen‘ auf irdische Weise, sondern „wo Gott spricht“, dort spricht das ‚Nichts‘ (und das ‚Alles‘) selbst, d.h. dort offenbart sich die Totalität des göttlichen Wesens, welche nur von einem ihr kongruenten und ebenbürtigen Sensorium entsprechend rezipiert werden kann. Die ‚cherubinische‘ Erfassung und Wahrnehmung Gottes im Gnadentakt der *unio mystica* sollte bedeuten, dass die überformte Seele mit diesem göttlichen Vermögen ausgestattet wird, indem sie nicht nur befähigt wird, ihren Ursprung in seiner Vollkommenheit wieder zu erkennen, sondern sie wird auch in einem umgekehrten Sinne zu einer Totalität, so dass der ‚ungründliche‘ Gott in der verklärten Seele, als in einem ebenbildlichen Spiegel, sich selbst beschauen und erkennen kann.

2. ‚Göttliche Beschauligkeit‘ – die Engel als Vor-Bilder der mystischen Wahrnehmung

Um die Frage, wie eine ‚überformte‘ Wahrnehmung im Detail aussieht, entsprechend beantworten zu können, muss man wiederum auf Jacob Böhme zurückgreifen, in dessen Werk das Thema der ‚Göttlichen Beschauligkeit‘ eine zentrale Rolle spielt.

F. van Ingen weist darauf hin, dass zu „Begriff und Ordnung der Engel bei Böhme“ kaum Forschungsliteratur zur Verfügung stehe, deshalb sieht er es als seine Aufgabe an, die Denk- und Sprachleistung bzw. die Originalität der Böhmeschen Engelslehre entsprechend zu würdigen. Ingen betont den erkenntnistheoretischen Wert, den Böhme den irdischen Phänomenen beimesse, und auch wenn er sich der prinzipiellen qualitativen Differenz stets bewusst bleibe, beharre er gleichzeitig auch auf der „prinzipielle[n] Ähnlichkeit der irdischen und der himmlischen Natur“.⁴ Ingen weist auf einen zentralen Aspekt der Böhmeschen Kosmologie hin, in der „der Bereich der sichtbaren Dinge und die Sphäre der unsichtbaren durchdringen, und zwar [...] als System“.⁵ Der Systemcharakter dieser Kosmologie wurzelt in der hermetisch-naturphilosophischen Idee von der „totalen göttlichen Umspannung alles Geschaffenen“, die in der Sprache Böhmies als „körperliche Ausdehnung der Gottheit“⁶ zum Ausdruck kommt. Dieser Aspekt der ‚Leiblichkeit‘ ist auch für die Bewertung der Wahrnehmungsproblematik von grundlegender Bedeutung, denn die Erschaffung der Engelwelt ist die erste umfassende Offenbarungsbewegung in die Richtung der Herausbildung einer himmlisch-geistigen Körperhaftigkeit, die ihrerseits bewirkt, dass den Sinnen des Gemüts auch fassbare und materialisierte Sinnesorgane zugeordnet werden können. Auf Grund dieser Erkenntnis eröffnet sich eine weitere Analogie, die erkenntnistheoretisch fruchtbar gemacht werden kann: Genauso wie die Dinge der irdischen Natur Widerspiegelungen und Signaturen der ewigen göttlichen Natur sind, sind auch die menschlich-irdischen Sinnesorgane nach einem geistig-himmlischen Vorbild geschaffen worden. Die Engelwesen sind die Exponenten dieser himmlischen Beschaulichkeit, ihre Sinnesorgane durchdringen die ungründliche Tiefe der Gottheit, indem sie den ewigen ‚Leib Gottes‘ als den Spiegel des ‚Ungrundes‘ beschauen.

Ingen macht darauf aufmerksam, dass die Metapher ‚Leib Gottes‘, „obwohl sie selbstverständlich nur Immaterielles und Gesitiges meinen kann, mit Absicht

⁴ Ingen, Ferdinand van: Die himmlische Welt in Jakob Böhmies Morgenröthe. In: «Der Buchstab tödt – der Geist macht lebendig». Festschrift zum 60. Geburtstag von Hans-Gert Roloff. Hg. v. James Hardin u. Jörg Jungmayr. Bd. II. Bern u.a. 1992, S. 709-738., hier S. 716.

⁵ Ebd. S. 718.

⁶ Alles: Ebd.

materiell, stofflich gedacht ist, um den inneren Zusammenhang des Weltalls mit allen Teilen des göttlichen Wesens anschaulich auszudrücken“⁷, wodurch diese Metapher „die Klammer zwischen Himmel und Erde“⁸ wird.

Bis zum Sündenfall vereinigte der adamitische Mensch in sich alle diese Teile des Weltalls. Im Zustand der irdischen Gefallenheit wurde die Teilhabe an der ‚Göttlichen Beschauligkeit‘ zwar nicht endgültig vor dem Menschen versperrt, jedoch erfordert ihre Rückgewinnung die – auch von der mystischen Sprache funktionalisierte – Bewegung der geistigen Überformung und Grenzüberschreitung: „Es ist die Feste zwischen der klaren Gottheit und der verderbten Natur/ durch welche du must durchbrechen/ wan du zu Gott willst“.⁹ Die Radikalität des Sich-Erhebens ergibt sich aus der Gestuftheit und der Schiedlichkeit der Offenbarung, die zwar als Wegweiser zum absoluten Gott dienen, aber nicht mit dem ungründigen Gott selbst identisch sind. Die ‚klare Gottheit‘ – wie es bereits auch im Zusammenhang mit dem Attribut „lauter“ erörtert wurde – ist ein Ausdruck für Gott „in seiner ungeschiedenen und bestimmungslosen Einheit“¹⁰, so ist die ‚himmlische‘ Wahrnehmung zwar der ‚irdischen‘ überlegen, jedoch muss man auch diesen Wahrnehmungsmodus überholen und durchbrechen, und sich die ‚Beschauligkeit‘ der Engelwesen aneignen, die die „5. offene thore“ besitzen, mit deren Hilfe sie „sich umschawen“ können, „was in GOTT ist“.¹¹ Diese Erkenntnisordnung kommt auch im Epigramm III 114 zum Ausdruck:

⁷ Ebd. S. 719.

⁸ Ebd.

⁹ Die Werke „Morgen-Röte im Aufgank“ bzw. „De Signatura Rerum“ werden nach der folgenden Ausgabe zitiert: Böhme, Jacob: Werke. Hg. v. Ferdinand van Ingen. Frankfurt am Main 1997 (= Bibliothek der Frühen Neuzeit, Bd. 6), S. 366.

¹⁰ Vgl. den Stellenkommentar von F. v. Ingen in: Ebd., S. 986 f.

¹¹ „Nun alle krafft/ die in dem gantzen Engel ist/ die gebäret dasselbe Liecht/ gleich wie Gott der Vater seinen Sohn gebäret zu seinem hertzen/ also gebäret des Engels krafft auch seinen Sohn und hertze in sich/ und das erleuchtet hinwiederumb alle kräfte in dem gantzen Engel. Hernach gehet auß allen kräften des Engels/ und auch aus dem Liecht der Engels/ ein quellbrunn aus/ und quillet in dem gantzen Engel: das ist sein geist/ der steigt auf in alle ewigkeit/ dan in dem selben geiste ist alle erkänntnis und wissenschaft aller krafft und arth/ die in dem gantzen Gott ist. Dan derselbe geist quillet aus allen kräften des Engels/ und steigt in das gemüte/ da hat er 5. offene thore/ da kan er sich umschawen/ was in GOTT ist und auch was in ihm ist. [...] Erstlich ist die krafft/ und in der krafft ist der thon/ der steigt in dem geiste auff in das haupt/ in das gemüte/ gleich wie im Menschen im hiern/ und in dem gemüthe hat er seine offene porten/ im hertzen hat er seinen sessel und ursprung/ da er entspringet aus allen kräften. Dan aller kräfte quellbrunn quillet zum hertzen/ gleich wie auch im Menschen/ und im kopff hat er seinen Fürstlichen Stul/ da siehet er alles was ausser ihm ist/ und höret alles/ und schmäcket alles/ und reucht alles und fühlet alles.“ (Böhme: Werke, S. 91 f.)

Dann wird das Thier ein Mensch / der Mensch ein Englisch wesen /
Und dieses Gott / wann wir Vollkömmlich seynd genesen.

(*Die Überformung.*)¹²

Dieser geistige Hintergrund, den die Angelologie Böhmes bildet, ist entscheidend auch für das Verständnis der Schefflerschen Thesen von der cherubinischen Gottesschau, denn auf die oben skizzierten Stufen der Gotteserkenntnis lässt sich auch „das Spannungsgefüge“ zurückführen, welches Gnädinger – zwar ohne sich auf Böhme als legitim anzunehmenden Hintergrund zu beziehen, sondern rein mit der Schefflerschen „Erinnerungs Vorrede“ argumentierend – als Rahmen der cherubinischen Wanderung definiert. Die beiden Pole dieses Gefüges bilden

einerseits [die] Nachahmung der in ihrer Unablässigkeit und Direktheit eigentlich unnachahmbaren Engelschau und Engelserkenntnis, andererseits [die] Schau der Herrlichkeit des Herrn im 'Mittler', dafür jedoch [die] Anverwandlung in das angeschaute Bild von Klarheit in Klarheit über die Engel hinaus.¹³

Von den Engeln, deren Wahrnehmungsmodus vom vergotteten Menschen übertrifft und überholt werden muss¹⁴, schreibt Böhme in der „Aurora oder Morgenröte im Aufgang“ folgendes:

Die person oder der *corpus* eines Königes der Engel ist auß allen *qualitäten* und auß allen kräften seines gantzen Königreiches gebohren worden durch den wallenden Geist Gottes/ und darumb ist er jhr König/ daß seine krafft in alle Engel seines gantzen Königreichs reichert/ und er ist ihr Haupt und Heer-führer/ der allerschöneste und kräftigste *Jerubin* oder Thron-Engel.¹⁵

¹² Vgl. auch die Epigramme I 284, IV 24.

¹³ Gnädinger, Louise: Die spekulative Mystik im „Cherubinischen Wandersmann“ des Johannes Angelus Silesius. In: *Studi Germanici*. 1966. S. 29-59, 145-190, hier S. 148. (Für Hinweise auf Schefflersche Sinnsprüche, die das Thema „Engelnachahmung-Engelüberstieg“ behandeln, vgl. ebd., S. 149.)

¹⁴ Zu den sog. „Überstiegs-Epigrammen“ und deren Interpretation bzw. zu den Formen des Überstiegs vgl. ebd., S. 162 ff.

¹⁵ Böhme: *Werke*, S. 113. Gegenüber der traditionellen Auffassung definiert Böhme die Engel nicht als reine ‚Lichtwesen‘, sondern auch als ‚leibliche‘ Wesen, die ihren Ursprung in dem ewigen Naturleib Gottes, als wahrnehmbare Materialisierung der Selbstoffenbarung des Ungrundes haben: „Es haben die *Philosophi* die meinung gehabt/ als hätte Gott die Engel nur aus dem Liechte gemacht: aber sie haben geirret/ sie seind nicht allein aus dem Liecht gemacht/ sondern aus allen kräften Gottes.“ (Ebd., S. 87.)

Böhme legt besonderen Wert darauf, diese ‚Englische‘ Körperhaftigkeit vor jeder Assoziation mit irgendeiner irdischen Fleischlichkeit zu bewahren, deshalb betont er den „himmlischen und geistlichen“¹⁶ Charakter seiner *corpus*-Metapher, deren Funktion darin besteht, die authentische und autonome Existenzform der Engel als solche Wesen zum Ausdruck zu bringen, deren Sein in gleichzeitiger Differenz und Identität mit dem Schöpfer begründet ist. Die Verbindung der Begriffe ‚himmlisch‘ und ‚Körper‘ definiert die Engel in ihrer scharf konturierten und von den anderen Kreaturen eindeutig abgrenzbaren Individualität und drückt gleichzeitig aus, dass sie keine diffuse und zerfließende Geistigkeit, sondern „wahrhaftig und eigentlich“¹⁷ existierende Wesen sind. Auf die ‚Fassbarkeit‘ und konkrete Wahrnehmbarkeit ihrer Gestalt weist auch die sprachliche Formulierung hin, die ihre Herkunft beschreibt: Im Unterschied zu Gott haben sie „einen anfang und ende/ aber nicht abmäßlich oder begreiflich“,¹⁸ was im gleichen Atemzug auch ihre Unterschiedlichkeit zum abgefallenen und sterblich gewordenen Menschen zum Vorschein bringt. Außerdem, wie Böhme betont, sind sie „auß dem Leibe der Natur“¹⁹ gemacht worden, was mit der „ewigen Natur“ als der Geistlichkeit Gottes²⁰ identisch ist. Ihr autonomes Sein kommt auch darin zum Ausdruck, dass sie den *corpus* nur für sich haben – es ist „jhr eigenthumb“²¹ –, andererseits ist ihre Bindung zum Schöpfer unzerstörbar, weil dieser Körper von der göttlichen ‚Qualität‘ am Leben erhalten wird.

Das Bewusstsein ihrer je eigenen Individualität wird den Engeln bereits im Augenblick ihrer Geburt zuteil, denn in Analogie zur ewigen innergöttlichen Geburt der Dreifaltigkeit im Ungrund, unter ihnen des Licht-Sohnes aus dem Feuer-Vater, „gebären die kräfte des Vaters ein Liecht/ dadurch ein Engel siehet in den gantzen Vater/ dadurch er die eußerliche krafft und würckung Gottes/ die ausser seinem *corpus* ist/ kan sehen/ und dadurch er seine Mittbrüder kan schawen“.²²

Es heißt also, dass die innergöttlichen Kräfte mehrere, sogar unendliche ‚Korpora‘ bewirken, deren ‚Vielheit‘ in eine hierarchische und überschaubare Ordnung eingeführt wird, um dadurch die ‚Einheit‘ ihres Ursprungs zu reflektieren. Weil die unendliche schaffende und die Offenbarung bewirkende Einheit der Wirkkräfte zwar teilhaftig aber nicht teilbar und zertrennbar ist, löst die im Engel eingeflossene göttliche Kraft einen neuen, zum ursprünglichen ebenfalls

¹⁶ Ebd., S. 83.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd., S. 88.

¹⁹ Ebd., S. 87.

²⁰ Vgl. Ingens Stellenkommentar in: Ebd., S. 934.

²¹ Ebd., S. 89.

²² Ebd., S. 91.

analog sich verhaltenden Prozess von Geburten, durch den der Engel seinen eigenen Sohn und auch Geist gebiert. Der Geist, in Einheit mit dem Vater und dem Sohn, ist für die Erleuchtung – mit Böhmes Worten für „alle erkänntnis und wissenschaft“²³ – verantwortlich, was implizit sowohl das ‚Ausgehen‘ eines ‚Spiegels‘ mit seinen unendlichen Farben und Tugenden, als auch die Existenz eines ‚Gemütes‘ voraussetzt, die dann die Herausbildung der englischen Sinnesorgane verursacht. Diese sind die bereits erwähnten ‚5. offenen thore‘.²⁴

Dadurch kann man auch im Engel das Fassen/Fühlen und das Sehen als die ersten beiden Sinneswahrnehmungen definieren, die auch bei den Anfängen der sichtbaren Offenbarung des ‚Ungrundes‘ die führende Rolle gespielt haben.²⁵ Wie sich auch aus einem früheren Böhme-Zitat²⁶ ableiten lässt, werden diese ergänzt, indem Böhme hinsichtlich der ‚körperlichen‘ Beschaffenheit des Engels nicht nur von „hertz“ sondern auch von „gemüt“ und „kopf“ spricht, in dem Sehen, Hören, Schmecken, Riechen und Fühlen in eine alle Seiten der geistigen und göttlichen Wirklichkeit umfassende Wahrnehmung synchronisiert werden. Im zweiten Teil des fünften Kapitels der *Morgen-Röte im Aufgank* kommt es zu einer detaillierten Erörterung dieser Sinnesorgane, die alle als „fürstliche Rätthe“ bezeichnet werden. Sie haben die Funktion, die Sinneseindrücke auf den fünf Kanälen zum Gemüt zu transportieren, wo sie dann „approbieret“, d.h. beurteilt, werden. Böhme betont auch, dass es sich um ein einheitliches Sensorium handelt, denn die verschiedenen Sinne befinden sich in einer Harmonie ständiger Bewegung und auch gegenseitiger Überprüfung.

Im sechsten Kapitel wird diese geistige Anatomie mit einer ausführlicheren Reflexion „vom Maule“²⁷ ergänzt, das nicht nur als das zentrale Organ der Kommunikation nach außen dargestellt wird, sondern das ‚Maul‘ wird in der Böhmeschen Engellehre zum Sinnbild der Abhängigkeit des Geschöpfes von seinem Schöpfer: „Das maul bedeut/ daß du ein unallmächtiger Sohn deines Vaters bist“.²⁸ Durch das Maul der Engel gelangt die göttliche Offenbarung zum Schallen und Tönen, außerdem ist es sowohl für die Atmung als auch für die Nahrungsaufnahme – alles selbstverständlich im geistigen Sinne – unentbehrlich,

²³ Ebd.

²⁴ Böhme: Werke, S. 91 f.

²⁵ Bonheim interpretiert diese zwei Bestandteile des metaphysischen Sensoriums als die beiden extremen Pole der Wahrnehmung, die die höchste Distanz (Sehen) und die größte Nähe (Fassen) in einem Zugleich repräsentieren. (Bonheim: Zeichendeutung, S. 85). Das kann ebenfalls als ein Hinweis auf die paradoxe Einheit im Göttlichen gedeutet werden.

²⁶ Vgl. Fußnote 12.

²⁷ Böhme: Werke, S. 102 ff.

²⁸ Ebd., S. 102.

denn „durch das Maul mustu deines Vaters krafft in dich rafften/ wiltu aber leben“.²⁹ An dieser Stelle wird die Beschreibung der ‚corporlichen‘ Beschaffenheit des Engels weiter ausdifferenziert, denn nachdem im fünften Kapitel neben dem Maul auch die „hände und füsse“³⁰ namentlich genannt worden sind, wird der englische *corpus* auch von Innen durchleuchtet:

Du must dieses aber nicht irdisch verstehen/ dan ein Engel hat keine därmer/ darzu auch weder fleisch noch bein/ sondern er ist von der göttlichen krafft zusammen gefüget auff *form* und arth gleich einem Menschen/ auch mit allen gliedern wie ein Mensch/ aber die geburths-glieder und auch die keinen außgangk von unten hat er nicht/ er bedarff es auch nicht. [...] Die himlischen fruchte aber/ die er isset/ die seind nicht irdisch [...]/ so seind sie nur göttliche krafft/ und haben also einen lieblichen schmack und ruch [...]/ dan sie schmücken und riechen nach der heiligen Dreyfaltigkeit. [...] und die Engel nehmen die mit jhren händen und essen die/ wie wir Menschen/ aber sie dürffen keiner zähne darzu/ sie haben auch keine.³¹

Was sich auf den ersten Blick als eine doch mangelhafte und hinsichtlich ihrer Differenziertheit der menschlichen weit unterlegene Anatomie anmutet, erweist sich als das vollkommenste Wahrnehmungssystem, welches eine absolute Teilhabe und positiv gemeinte Einverleibung der absoluten Wesenheit Gottes ermöglicht.

Wenn man sich noch einmal in Erinnerung ruft, dass in der Böhmeschen Angelologie der Cherubim die höchste Instanz der englischen Hierarchie und „eine Art Kristallisationspunkt“³² bedeutet, dann kann man auch in der Titel- und Themenwahl des „Cherubinischen Wandersmanns“ nur eine bewusste Fokussierung auf einen göttlichen Wahrnehmungsmodus sehen, in dessen Mittelpunkt ein wahrnehmendes Subjekt gestellt wurde, dessen metaphysisches Sensorium die innergöttliche Wirklichkeit auf die subtilste und vollkommenste Art verinnerlicht.

Auffallend ist die Tatsache, dass sich die Interpretationen zum „Wandersmann“ fast ausschließlich auf das Motiv des Schauens und Sehens konzentrieren und die anderen Wahrnehmungsbereiche, die bei der cherubinischen Beschaulichkeit ebenfalls konstitutiv sind, kaum berücksichtigen. Das lässt sich vorwiegend dadurch erklären, dass man meistens von der Bedeutung des Namens ‚Cherubim‘ ausgeht, die in der klassischen Beschreibung der himmlischen Hierarchie von Dionysius Areopagita entworfen wird.³³

²⁹ Ebd.

³⁰ Vgl. u.a.: Ebd., S. 95.

³¹ Ebd., S. 103.

³² Ingen: Die himmlische Welt, S. 729.

³³ Dionysius [Areopagita]: Über die himmlische Hierarchie. Über die kirchliche Hierarchie. Eingel., übers. u. mit Anm. vers. von Günter Heil. Stuttgart 1986 (= Bibliothek der griechischen Literatur; Bd. 22: Abteilung Patristik). Vgl. auch die Anmerkungen

Deshalb soll im nächsten Unterkapitel auch auf die Sinnsprüche Schefflers ein Blick geworfen werden, die das mystische ‚Fühlen‘ als eine Form der *unio mystica* thematisieren. Dies soll stellvertretend für die restlichen Sinneswahrnehmungen stehen.

3. Das Fühlen

Wenn man die im Epigramm V 66³⁴ thematisierte Nähe Gottes zu den Menschen auf die Ebene der einzelnen Sinneswahrnehmungen projiziert und danach fragt, welcher der fünf Sensoren diese Offenbarung am wesentlichsten aufnimmt, muss man ebenfalls zum engelhaften Vorbild der metaphysischen Wahrnehmung zurückkehren. Im bereits zitierten Satz über den Eingang der göttlichen Kräfte ins Gemüt der Engel wird das „maul“ als das Organ erwähnt, mit dessen Vermittlung diese göttliche Einwirkung erfolgt – es bildet eigentlich die Tür und zugleich die punktuelle Grenze, an der die absolute Innerlichkeit des göttlichen Ungrundes und die – ihr analog nachgebildete – Innerlichkeit des Engels in engster Berührung verkoppelt werden.

Geht man von diesem Bild des Engels aus, der sich mit seinem Maul die göttliche Kraft einverleibt, bietet sich als Assoziation die Berührung bzw. der Tastsinn, aber auch der des Schmeckens an. Auch Günther Bonheim versucht, eine Art Hierarchie der Sinnen bei Böhme aufzubauen, denn auch er geht davon aus, dass es unter den fünf einige Sinne gebe, „die mit gutem Grund Anspruch darauf erheben können, der ursprünglichste zu sein“.³⁵ Den Tastsinn behandelt auch er an erster Stelle, obwohl er vorsichtig ist, was eine eindeutige Erklärung des Primats des Fühlens anbelangt.³⁶

Dass die Behauptung der Vorrangstellung des Fühlens legitim sein kann, lässt sich dadurch belegen, dass man sich die Begrifflichkeit vor Augen hält, der sich Böhme bei der Beschreibung des Übergangs des ‚Alles und Nichts‘ in ein ‚Etwas‘, d.h. der ersten innergöttlichen Bewegung, bedient. Der zur ‚Begierde‘ der Selbstwahrnehmung verdichtete ewige Wille gelangt zur Beschaulichkeit und

Louise Gnädigers in: Silesius: Wandersmann, S. 318 f. Dass Erkenntnis mit Schauen bzw. Gottesschau verbunden wurde, basiert darauf, dass die Cherubim als „Verbreiter der Erkenntnis“ oder „Ergießer der Weisheit“ definiert worden sind.

³⁴ GOtt ist so nah bey dir mit seiner Gnad und Gütte / Er schwebt dir wesentlich im Herten und Gemütte. (*GOtt ist in unß selbst.*)

³⁵ Bonheim: Zeichendeutung, S. 95.

³⁶ Zur Diskussion über den Vorrang des Tastsinns vgl.: Ebd., S. 199f. An dieser Stelle wird auch weitere Forschungsliteratur aufgelistet.

„empfindlichkeit seiner selber“,³⁷ dass er „in sich selber fasset“.³⁸ Somit gehört die ‚Fasslichkeit‘ zu den allerersten metaphysischen Qualitäten, die den ‚früher‘ grundlosen ‚Grund‘ bzw. das ‚Etwas‘ gewordene ‚Nichts‘ definieren. Böhme betont auch die Interdependenz von Sehen und Fühlen, wenn er schreibt, dass „sich das ewige Nichts in ein auge oder ewig sehen fasset/ zu seiner selbst beschawligkeit/ empfindlichkeit/ vnd fintligkeit“.³⁹ In dieser Form werden diese beiden Sinneswahrnehmungen, die eigentlich „die beiden Extremen dessen [sind], was sich an Möglichkeiten sinnlicher Kontaktaufnahme bietet“⁴⁰, wiederum Symbole der paradoxen Einheit Gottes, der in sich die größte Distanz und die absolute Nähe vereinigt. Die gilt besonders, wenn man bedenkt, dass ein umfassendes, den Betrachtungsgegenstand in seiner Totalität überblickendes Sehen im Falle des alles Sein ausfüllenden Gottes gleichzeitig die absolute Distanz von sich selber voraussetzt. Andererseits, da es außer ihm nichts gibt, was er ‚fassen‘ könnte, nur ihn selbst, impliziert die Selbstwahrnehmung mittels des Tastsinns, dass er sich selbst umfassen muss, und diese Bewegung kann man sich als eine unendliche Kontraktion vorstellen, die theoretisch im ‚Nichts‘ oder in einer punktuell gewordenen Seinsform endet. So ist es kein Zufall, dass auch die Schefflerschen Sinnsprüche, die das Thema des ‚Fühlens‘ in mehrfachen motivischen Variationen reflektieren, ohne das Bild des ‚Umschließens‘ oder ‚Umfassens‘ nicht auskommen. Diese Epigramme stehen offensichtlich unter dem Einfluss des Makrokosmos-Mikrokosmos-Gedankens, der oft mit der paracelsisch-böhmeschen Signaturenlehre⁴¹ und auch mit zahlenmystischen Spekulationen⁴² – alles eingebettet in einen christlichen Kontext – verknüpft wird.

Im Sinnspruch III 135 wird das Motiv des Fühlens und Umfassens mit dem Symbol des Herzens verbunden, wobei das letztere Motiv als ein Identifikationspunkt des Menschen mit dem Göttlichen funktionalisiert und auf diese Weise als Ort der Vereinigung mit dem Numinosen definiert wird:

Ein Hertz umschlisset GOtt.

Gar unaußmählich ist der Höchste wie wir wissen:

Und dennoch kann jhn gantz ein Menschlich Hertz umschlissen!

Als eine mögliche Lesart dieses Schlussreims bietet sich die affektmystische, wenn man als mögliches *tertium comparationis* zwischen ‚Gott‘ und ‚Mensch-

³⁷ Böhme, Jakob: Von der Gnadenwahl. Hg. v. Roland Pietsch, Stuttgart 1988. S. 13.

³⁸ Ebd., S. 10.

³⁹ Ebd., S. 11.

⁴⁰ Bonheim: Zeichendeutung, S. 85.

⁴¹ Vgl. z.B. I 257 („Daß GOtt Dreyeinig ist/ zeigt dir ein jedes Kraut“.)

⁴² Vgl. u. a. die „paradoxa“ V 1-8.

lichem Hertz' den Begriff der ‚Liebe‘ betrachtet, die einerseits als absolutes Prädikat des Numinosen, andererseits als dessen ebenbildliche Nachempfindung im menschlichen Affektbereich auch als mystisches Identifikationsmuster zum Zweck der poetischen Artikulierung des *unio*-Erlebnisses eingesetzt werden kann.

Zu einer anderen Interpretation gelangt man, wenn man den Akt des Umschließens des unendlichen Gottes im menschlichen Herzen als geistige *imitatio* dessen auffasst, was Böhme „magnetische Impression“⁴³ nennt und als die erste Stufe der Selbstoffenbarung des ‚Ungrundes‘ mit seiner bereits bekannten Terminologie beschreibt:

so hat der ewige Wille die Lust gefasset/ vnd in eine Begierde eingeführet/ welche sich hat *impresset*, vnd figurlich vnd körperlich gemacht/ beydes zu einem Leibe vnd Geiste nach derselben *Impression* Eygenschaft [...]. Dieselbe *Impression* [...] heisset Natur vnd Wesen/ dann sie offenbahret was im ewigen Willen ist von Ewigkeit je gewesen.⁴⁴

Die ‚Impression‘ oder ‚Kontraktion‘ bedeutet eine nach Innen gerichtete Bewegung, die bewirkt, dass sich das unendliche Sein in einen ebenfalls unendlichen, weil ebenfalls ‚unaußmäßlichen‘⁴⁵ Punkt verkleinert, was nicht als eine ontologisch-qualitative Veränderung im Sinne eines defizitär gewordenen Seins interpretiert werden darf, weil in beiden Fällen die Grenzenlosigkeit und die Adimensionalität gemeinsame Kennzeichen der Seinsformen sind.⁴⁶ Während aber im ersten Fall das ‚Alles‘ sich in einer ausgegossenen, makrokosmischen Unendlichkeit manifestiert, handelt es sich beim ‚unendlichen Punkt‘ um eine mikrokosmische Grenzenlosigkeit, deren Konzentriertheit auch begründet, dass dieser ‚Punkt‘ zum „Ansatz einer Substantialität“⁴⁷ wird. Diese Substantialität, die auch ‚Grund‘ genannt wird, bedeutet auch, dass eine ‚Stätte‘, ein ‚Ort‘ entsteht, in dem sich die Offenbarung entfalten kann, wobei in diesem ‚Ort‘ sich dasjenige Wesen offenbart, das selbst dieser ‚Ort‘ ist, oder in dem dieser ‚Ort‘ be-gründet

⁴³ Vgl. die Belege von Günther Bonheim, in: Ders.: Zeichendeutung, S. 79.

⁴⁴ Böhme: Werke, S. 733. (Auf die in diesem Zitat enthaltenen Hinweise auf die Gestalten- oder Qualitätenlehre Böhmes kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Trotzdem muss unbedingt erwähnt werden, dass Böhme die sieben ‚Gestalten‘, die zur mehrfachen Ausdifferenzierung des anfangs bipolaren Gegensatzes ‚Gut‘-, ‚Böse‘ usw. im ‚gefassten Grund‘ dienen, u.a. in seinem Werk *De Signatura Rerum* auch ‚föhlungen‘ nennt. Dieser Aspekt könnte als Ausgangspunkt für weitere Forschungen und Überlegungen dienen.)

⁴⁵ Bonheim benutzt in diesem Zusammenhang das Adjektiv „ausdehnungslos“. (Bonheim: Zeichendeutung, S. 66.)

⁴⁶ Vgl. auch die Sprüche I 41, I 42, I 170, V 280.

⁴⁷ Bonheim: Zeichendeutung, S. 66.

wird. Der ‚Ungrund‘ – dadurch, dass er sich in einem ‚Grund fasst‘ – wird folglich zu einem ‚Ort‘ des Sich-Fühlens: Das ‚fühlende‘ Subjekt ist Gott als ‚Alles‘ in seiner unendlichen Ausdehnung, das ‚gefühlte‘ Objekt ist derselbe Gott, in seiner ebenfalls unendlichen – aber diesmal Verdichtung – zu einem grenzenlosen Punkt. In der Böhmeschen Terminologie wird diese Art der Selbstwahrnehmung mit Hilfe des Bildes über den in sich selbst wohnenden Gott zum Ausdruck gebracht. Es handelt sich um den

Einige[n] Gott/ welcher sich in Eine dreyheit selber Einführet/ als in eine fasligkeit seiner selber/ welche fasligkeit das Centrum/ als das ewig gefaste Eine ist/ vnd wirt das Hertze/ oder der Sitz des ewigen willens Gottes geheissen [...]. Der vngrüntliche wille welcher vater/ vnd alles wesens anfang ist/ gebühret in sich/ sich selber zu einer stette der fasligkeit/ vnd besitzt die stette.⁴⁸

Der vergottete cherubinische Mensch, der Gott in seinem Herzen umschließt, wird in Analogie zur ewigen Geburt des Grundes zu einer Stätte der ausdehnungslosen Unendlichkeit, die das zum ‚Centrum‘ kompaktierte göttliche Wesenheit dadurch besitzen kann, dass der Mensch zuerst sich selber – im spirituellem Sinne – umschlossen hat. Durch diese Bewegung vollzieht er in umgekehrter Reihenfolge die Momente der ewigen Geometrie, die in der mystischen Poesie Schefflers ebenfalls zum Sinnbild der Stadien der innergöttlichen Offenbarung verklärt wird:

Gott Vatter ist der Punct; auß Jhm fleust GOTT der Sohn
Die Linie: GOTT der Geist ist beider Fläch' und Kron.
(IV 62. *Der Punct/ die Linie und Fläche*)⁴⁹

Ein anderer Weg der ‚Umschließung‘ Gottes wird im Spruch III 176 skizziert, der als Bedingung des Ankommens in der ‚Göttlichen Beschauligkeit‘ die Notwendigkeit der Überwindung einer anderen Art von Grenze vor Augen stellt:

Mensch anderst kans nicht seyn: du must's Geschöpfpe lassen /
Wo du den Schöpffer selber gedänkest zu umbfassen.
(*Eins muß verlassen seyn.*)

⁴⁸ Böhme: Gnadenwahl, S. 12. (Vgl. das Epigramm IV 127, welches die hier zitierten Ideen Böhmies fast wortwörtlich wiederholt: „GOTT wohnt in sich selbst / sein Wesen ist sein Hauß: // Drumb gehet Er auch nie auß seiner GOTTheit auß.“ – *Die Wohnung Gottes.*)

⁴⁹ Auf Grund dieses Beispiels kann man auch vom Einfluss des Cusanischen Gedankengutes auf den „Cherubinischen Wandersmann“ ausgehen.

Diese apodiktische Feststellung Schefflers kann im Leser sowohl eine bejahende als auch eine verblüffende Wirkung erreichen. Kontextualisiert man die Aussage des Epigramms dadurch, dass man sie in die mystische Tradition des *contemptus mundi*-Topos plaziert, in deren Betrachtung nur die Absage an jede vergängliche Stofflichkeit und Kreatürlichkeit zur wahren Gelassenheit, als Bedingung der Einswerdung mit Gott, führen kann, kann man den Sinnspruch als ein Spiel mit dem altbekannten mystischen Paradox von ‚lassen‘ und ‚finden‘ interpretieren, welches ihre Wurzeln u.a. in den paradoxen Aussagen Christi im Neuen Testament haben könnte.

Desorientiert auf dem cherubinischen Weg fühlt man sich, wenn man dieses Epigramm mit anderen vergleicht, in denen dem kreatürlichen Sein und seinen konkreten vielfältigen Erscheinungsformen epistemologischer Wert beigemessen wurde, indem sie zu Bausteinen der von außen nach innen gerichteten Erkenntnis erklärt worden waren.⁵⁰ Bedeutet vielleicht das Imperativ des Verzichtes auf die ‚Geschöpfe‘ auch, dass der Standpunkt, nach dem der verborgene Gott durch seine Kreaturen „kundbahr und gemein“ werde, oder dass die Kreaturen „ein Weg zu GÖtte seyn“ müssen, revidiert oder sogar vollkommen aufgegeben werden soll?

Eine mögliche Antwort kann man sich erhoffen, wenn man von den Konnotationen des Begriffs ‚umbfassen‘ ausgeht. Dementsprechend steht eine ‚umbfassende‘ Erkenntnis Gottes im Gegensatz zu einer Wahrnehmung, die sich auf die unendlichen Erscheinungen der kreatürlichen Welt konzentriert. Während diese letztere Annäherung eine indirekte Erkenntnis bedeutet, deren Untersuchungsobjekte in der ‚Vielheit‘ und der ‚Schiedlichkeit‘ verankert sind, bedeutet das Umfassen Gottes eine Erkenntnis in der ‚Einheit‘, die konstitutiver Bestandteil des engelhaften adamitischen Menschen gewesen ist, und welche nach dem Sündenfall nur durch die erneute Geisteinwirkung bewerkstelligt werden kann. Die absolute Nähe der Engel zu Gott, die ein Ebenbild der innergöttlichen ‚Fassbarkeit‘ darstellt, ermöglicht dem Engel zu erkennen, „was in GOTT ist und auch was in ihm ist“.⁵¹

Die Radikalität dieses mystischen Erkenntnismodus besteht nicht nur in ihrer – jedes stufenartig wachsendes Wissen unendlich überholenden – Plötzlichkeit, sondern auch darin, dass die Verlagerung des Erkenntnisfokus von der ‚Peripherie‘ der ausgeflossenen ‚Vielheit‘ der Geschöpfe auf den Schöpfer selbst, keine Fokussierung *auf* etwas, sondern *in* etwas bedeutet, nämlich in das ‚Centrum‘ selbst, welches – wie bereits ausgeführt – die verdichtete, mikrokosmische Unendlichkeit des Seins bedeutet, was der Schöpfer selbst ist. Es ist eine ‚sich

⁵⁰ Vgl. z.B. die Sprüche II 48, III 114.

⁵¹ Böhme: Werke, S. 92.

überschwenkende Erkenntnisbewegung, die auch jede Analogie zwischen Schöpfer und Geschöpf – sei es vermittelt durch die ‚himmlische‘, ‚siderische‘ oder die ‚kreatürliche‘ Welt, die von den Engeln, den leuchtenden Planeten oder den vier Urelementen verkörpert werden – als ungenügend empfindet und deshalb hinter sich lässt:

Wenn du den Schöpffer hast / so laufft dir alles nach /
Mensch / Engel / Sonn und Mond/ Luft / Feuer / Erd / und Bach.
(V 110. Dem Schöpffer laufen alle Geschöpfe nach.)

Einen weiteren Aspekt des metaphysischen Tastsinns thematisiert das Epigramm IV 157, in dem vor dem Hintergrund einer Wasser-Metaphorik das Motiv des Umschlossen-Seins des Umschließenden mit Hilfe der Technik der paradoxen Umkehr in lyrische Form gegossen wird:

GOtt ist in und umb mich.

Jch bin der Gottheit Faß in welchs sie sich ergeust /
Sie ist mein tieffes Meer das mich insich beschleust.

Dieser Sinnspruch ist der fünfte in einer Kette von zehn Epigrammen⁵², die den Gedanken von der makrokosmisch-mikrokosmischen Struktur des Weltalls unter Einsatz von – ihrer Begrifflichkeit nach toposhaften – Naturmetaphern (‚Tröpflein‘, ‚Meer‘, ‚Stäublein‘, ‚Senffkörlein‘, ‚Saamen‘, ‚Frucht‘, ‚Ey‘, ‚Henn‘), aber auch von Metaphern aus dem Bereich der Geometrie (‚Umkreis‘, ‚Punct‘) oder der Spekulationen über die äußere und innere Beschaffenheit des Menschen (‚Seele‘, ‚Leib‘, ‚Verstand‘, ‚Gemüt‘) facettenreich variieren.

Die Paradoxie der Aussage dieses Sinnspruchs ergibt sich nicht lediglich aus der Reduzierung des Unendlichen auf ein endliches Maß, wodurch gleichzeitig das Formlose in eine begrenzte Form gegossen wird, und auch nicht aus der grenzenlosen Ausdehnung des Endlichen ins Unendliche und Formlose. Von mindestens genauso großem Belang ist die Tatsache, dass die Paradoxie auch die Ebene der Selbstwahrnehmung und der Selbsterkenntnis bestimmt, indem sowohl das göttliche als auch das kreatürliche Bewusstsein und Wissen von sich selbst sich in einer Form und Gestalt vervollständigt, die das absolute Gegenteil und die unendliche Opposition der jeweiligen Entität darstellt. Diese Art der Wahrnehmung des Selbst in einer, sich von diesem ‚Selbst‘ wesentlich unterscheidenden Qualität, wird von der Antithetik des Epigramms getragen, die auf mehrfachen strukturellen Ebenen erscheint. Es handelt sich nicht nur um die Gegensätze

⁵² Vgl. V 153-162.

‚Ich‘ vs. ‚Sie‘, ‚Faß‘ vs. ‚Meer‘ bzw. ‚sich ergießen‘ vs. ‚in sich beschließen‘, die sich aus der parallelen Konstruktion der beiden Pfeiler des Epigramms ergeben. Die semantische Opposition dominiert auch die Ebene der einzelnen Zeilen, wo die ‚Impression‘ des Ungrundes aus einer makrokosmischen in eine mikrokosmische Unendlichkeit poetisch-rhetorisch mit Hilfe des Chiasmus ebenbildlich und auch vorbildlich nachgeahmt wird. Damit ist die Tatsache gemeint, dass durch die chiasmatische Neuordnung der Entsprechungen ‚Ich-Faß‘ (‚Begrenztes‘) bzw. ‚Gottheit-sich ergießen‘ (‚Grenzenloses‘) eine Neuverteilung dieser Begriffe herbeigeführt wird, wodurch das Unendliche auf das Endliche reduziert, aber gleichzeitig auch umgekehrt, das Endliche auf das Unendliche ausgedehnt wird.

Außerdem können ‚sich ergießen‘ und ‚beschleusen‘ auch als Synonyme und bildhafte Darstellungen des göttlichen Unendlichkeits-Prädikats interpretiert werden. Von dieser Warte aus betrachtet, gewinnt wiederum der Gedanke von der paradoxen Identität in der Differenz an Wichtigkeit, denn so wird der Mensch, der durch diese göttlichen Offenbarungsbewegungen zwischen zwei unendlichen Sphären sowohl von innen als auch von außen eingeschlossen wird, zu einer Art Grenze und zugleich Mittelpunkt, an dem die Bewegung des Ungrundes zwischen der makrokosmischen und der mikrokosmischen Grenzenlosigkeit – und auch umgekehrt – sich dreht und in sein ihm wesensidentisches Gegenteil umschlägt.

Der Wahrnehmungsmoment der Berührung und des Fühlens bedeutet in dem sich im Grund fassenden Ungrund auch die ewige Geburt des ‚Sohnes‘ aus dem ebenfalls ewigen ‚Vater‘. Der Sohn tritt als Ergebnis der Gegenbewegung zur ‚Impression‘ hervor, die als Reaktion auf das Zusammenziehen und die Kontraktion des ‚Alles‘ ins ‚Nichts‘ entsteht: „Also heisset der vngrüntliche wille ewiger vater. Vnd der gefundene gefassete geborne wille des vngrundes/ heisset sein geborner/ oder Eingeborner Sohn/ den Er ist des vngrundes Ens/ darinnen sich der vngrunt in grunt fasset“.⁵³

Von dieser Überlegung ausgehend wird die Geburt des Sohnes ebenfalls im spirituellen Sinne instrumentalisiert, um daraus ein neues poetisches Bild für das engste gegenseitige Empfinden und Fühlen zu gewinnen, das in der „nahen Vereinigung“ (CW,14) der *unio mystica* erlebt wird.

Dass diese Geburt des Sohnes ein unaufhörlicher und stets andauernder Prozess ist, beweist Scheffler auf eine scharfsinnige Weise, indem er die Entstehung der Dreifaltigkeit im Stadium der noch nicht offenbarten Unterschiede, d.h. als außerzeitliche Entwicklung, lokalisiert, und den Ausdruck ‚außer Zeit‘ wörtlich – als etwas Anfangs- und Endloses – interpretiert:

⁵³ Böhme: Gnadenwahl, S. 11.

V 251. Die Geburt Gottes wehret jimmer.

Gott zeuget seinen Sohn / und weil es ausser Zeit /
So wehret die Geburt auch biß in Ewigkeit.

Der immerwährende Charakter der Geburt ist die Voraussetzung dafür, dass sie sich im geistigen Sinne in jedem Menschen unendlich wiederholen kann:

Mensch schikstu dich darzu / so zeugt Gott seinen Sohn /
All' Augenblick in dir / gleich wie in seinem Thron.
(V 252. Der Sohn Gottes wird in dir geboren.)

An dieser Stelle muss erneut auf den Prozess hingewiesen werden, der hinsichtlich der Herausbildung des englischen Sensoriums ausführlich erörtert wurde. Den Ausgangspunkt der diesbezüglichen Böhmeschen Argumentation bildete der bereits zitierte Satz aus der *Aurora*, der besagte, dass „gleich wie Gott der Vater seinen Sohn gebäret zu seinem hertzen/ also gebäret des Engels krafft auch seinen Sohn und hertze in sich“.⁵⁴ Der Abschluss dieses Prozesses bestand im In-Erscheinung-Treten der ‚5. offenen thore‘ der metaphysischen Sinneswahrnehmung, deren Ursache und Grund der je eigene ‚Sohn‘ als Stätte des Gemüts und dadurch der Wahrnehmung war.

Im „Cherubinischen Wandersmann“ erreicht die von der Geburts-Metapher getragene Bewegung des ‚Fühlens‘ ihr Ziel über mehrere Stufen der *imitatio*, die die mystische Einheit der verschiedenen Ebenen in einem Erkenntnisvorgang vollzieht, welcher von der inneren Betrachtung der Geburt des Gottessohnes ausgeht und mittels der Abstraktion sich in das Metaphysische erhebt. Zur Unterstützung dieser These soll auch das Epigramm V 250 dienen:

Die geistliche und Ewge geburt sind eines.

Die geistliche Geburt / die sich in mir eräugt /
Ist eins mit der durch die den Sohn Gott Vatter zeugt.

Der vom ‚geistigen Fühlen‘ geleitete Aufstieg zum Göttlichen erreicht seinen Höhepunkt paradoxerweise im ‚Unempfinden‘. Es handelt sich dabei um einen Gnadenzustand, der den Abschluss einer mystischen Spekulation bedeutet, die die fassbar werdende Offenbarung in einer rückwärts orientierten Nachahmungsbewegung vollzieht, um zum ewigen Ursprung – d.h. zur ewigen Stille des noch nicht geoffenbarten, unterschieds- und eigenschaftslosen, unempfindlichen ‚Ungroundes‘ – zurückzukehren:

⁵⁴ Böhme: Werke, S. 91.

Wer in dem Fleische lebt / und fühlt nicht dessen peın:
 Der muß schon auf der Welt weit mehr als Englisch seyn.
 (V 143. *Der Unempfindliche ist mehr als Englisch.*)

Es ist vielleicht keine übertriebene Assoziation, wenn man vom Begriff ‚peın‘ ausgehend, erneut auf die innergöttlichen Differenzierungsprozesse hinweist, die diesem *exercitium* der Befreiung von der ‚Qual‘ als Vorbild gedient haben mögen. Den Grund für diese Interpretationsmöglichkeit liefert die Überlegung, dass die Aussage und die Intention dieses Sinnspruchs nicht auf eine bloße, pointiert und provozierend ausformulierte Variation des Themas des Engelüberstieges⁵⁵, und auch nicht auf einen bloßen Lobgesang auf die heroische Anstrengung des Menschen, die Kreatürlichkeit in sich abzutöten, reduziert werden sollte.

Vielmehr sollte man den Aspekt hervorheben, dass in diesem Epigramm ein Attribut in den Mittelpunkt gestellt wird, das den Blick des cherubinischen Wanderers in eine Sphäre lenkt, deren Betrachtung und der daraus entstehende Aufstiegs-wille das Ziel der spekulativ-mystischen Verwandlung bis ins Unendliche erweitert. Die Frage, die noch beantwortet werden muss, ist, warum das ‚Nicht-Fühlen der Peın‘ eine über-englische, d.h. mit den absoluten Prädikaten des Göttlichen wesensidentische Eigenschaft, bedeutet?

Eine mögliche Antwort findet man in der Qualitäten- oder Gestaltenlehre Böhmes, in der die ‚Qualitäten‘ bzw. ‚Gestalten‘ die Funktion eines feineren Instrumentariums erfüllen, welches dem Geist zur Verfügung steht, um die im ‚Spiegel der Weisheit‘ erscheinenden Vor-Bilder in eine unendliche Differenziertheit einzuführen.

Anstatt einer zusammenfassenden Darstellung der weit verzweigten und komplexen – u.a. in der „Morgen-Röte im Aufgangk“ ausführlich erörterten – Lehre von den sieben ‚Quellgeistern‘, reicht es an dieser Stelle, sich auf die ersten beiden – die ‚Herbigkeit‘ oder ‚Härte‘ bzw. ‚Bitterkeit‘ oder ‚Stachel‘ – zu konzentrieren, um den Zusammenhang mit dem Schefflerschen Sinnspruch zu erläutern.

In der Böhmeschen Kosmologie, die von dem Prinzip regiert wird, dass alle Offenbarungsprozesse und Ausgänge in die ‚Vielheit‘ nicht nur miteinander, sondern auch mit der innergöttlichen Selbstoffenbarung auf Grund einer alles beherrschenden Analogie zusammenhängen, werden diese ersten beiden ‚Eigenschaften‘ mit dem ‚Vater‘ bzw. dem ‚Sohn‘ parallel gestellt. Der ‚Vater‘

⁵⁵ Vgl. Gnädinger, Louise: Die spekulative Mystik im „Cherubinischen Wandersmann“ des Johannes Angelus Silesius. In: *Studi Germanici*. 1966. S. 29-59, 145-190, hier S. 148. (Für Hinweise auf Schefflersche Sinnsprüche, die das Thema „Engelnachahmung-Engelüberstieg“ behandeln, vgl. Ebd., S. 149.). Zu den „Überstiegs-Epigrammen“ und deren Interpretation bzw. zu den Formen des Überstiegs vgl. Ebd., S. 162ff.

als die sich in die ‚Fassbarkeit‘ zusammenziehende, ‚sich verfinsternde‘ Gottheit, wird mit dem Geschmack der ‚Herbigkeit‘ assoziiert, der ‚Sohn‘ steht für die Gegenbewegung, für den immer „bitter“ werdenden „Versuch, aus der finsternis wieder auszugehen“.⁵⁶ Die Analogie zum Gottessohn in der Trinität ist jedoch nicht vollständig, denn der ‚Stachel‘, als ‚Sohn‘ der ‚Herbigkeit‘, „bleibt, so sehr sich seine Bemühungen mit zunehmender Kontraktion und Verfinsterung der Herbigkeit auch vermehren, in deren Inneren gefangen“.⁵⁷ Dieser Kontrast verursacht die ‚Pein‘ und die ‚Qual‘ der ersten Phase der Offenbarung. Ihnen wird erst ein Ende gesetzt, als dieser Kampf der beiden Qualitäten in die fünfte Qualität, in die ‚Liebe‘ oder das ‚Licht‘ umschlägt. Das Licht oder die Liebe wird auch mit dem ‚Sohn‘ assoziiert, aber während der ‚Sohn‘ in der zweiten Gestalt nur ein unvollkommenes Abbild des Gottessohnes war, entspricht die fünfte Gestalt „ohne jede Einschränkung dem Sohn der ungründlichen Willensbewegung“.⁵⁸ Die Schlussfolgerung, die Günther Bonheim aus diesen Entwicklungen zieht, ist hinsichtlich des untersuchten Reimspruchs von grundlegender Bedeutung:

Ohne die „Peinlichkeit“, das Durchleben der Qual, die den Gestalten ein erstes Selbstgefühl vermittelt, ist alle subtilere Empfindungsfähigkeit unmöglich. Nur durch sie wird die Bewegung „fühlig“, das heißt, nur auf der von ihr bereiteten Grundlage kann sich eine größere Empfindsamkeit [...] entwickeln. Dies geschieht in der fünften Gestalt, der Liebe [...]. In [ihr] als der wiedergefundenen Harmonie können die Gestalten nur feinfühlig miteinander umgehen [...]. Mit dem Wandel der Umgangsformen wandelt sich auch die Art der Empfindungen. Dort [...] herrscht ein allseitiges „liebe fühlen“ [...].⁵⁹

Unter diesen Voraussetzungen erhält die Formulierung „fühlt nicht dessen pein“ eine neue Semantik: Indem sie auf den, in diesem Sinne überformten Menschen bezogen wird, entsteht auf spiritueller Ebene eine mystische Einheit mit dem ‚Sohn des Lichtes‘ und der ‚Liebe‘. Daraus folgt, dass das ‚Unempfinden‘ entweder das Identifikationsmuster mit der ewigen Stille des „Affect und Creatur loßen“⁶⁰ Ungrundes, oder mit der neuen, geläuterten Form der ‚Empfindlichkeit‘, die sich im ‚Pein‘ verfeinert hatte, bedeutet. In beiden Fällen gilt, dass sich der cherubinische Mensch im mystischen Sinne in eine Seinssphäre katapultiert, die im Unterschied zur englischen Existenz keinen Anfang kennt.

⁵⁶ Bonheim: Zeichendeutung, S. 79.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ebd., S. 80.

⁵⁹ Ebd., S. 96.

⁶⁰ Böhme: Gnadenwahl, S. 10.

Das Thema des ‚Fühlens‘ abschließend, muss man noch bei einigen, in den verschiedenen Büchern zerstreuten, Epigrammen verweilen, die das Thema des göttlichen ‚Küssens‘ variieren. Diese Aufgabe stellt sich umso prägnanter, da auch im Bereich der Wahrnehmung der Engel das ‚maul‘ das zentrale Organ darstellt, über das die Kommunikation und die wesentliche Verbundenheit mit dem Schöpfer realisiert wird.

Eine Art mystische Semantisierung erfährt dieses Motiv im Spruch VI 238, in dem der ‚Kuß‘ als Symbol der gegenseitigen Wahrnehmung und Erkenntnis der Dreifaltigkeit funktionalisiert wird:

Gott küsst sich in sich selbst / sein Kuß der ist sein Geist /
 Der Sohn ist den er küsst / der Vater ders geleist.
 (*Der Kuß der Gottheit.*)

Der Begriff ‚Kuß‘, so wie er in diesem Epigramm ausgedeutet wird, steht in enger Verwandtschaft mit dem von Böhme verwendeten Ausdruck „Ausgehen/Ausgang“⁶¹, denn beide bringen den inneren Prozess der göttlichen Selbstoffenbarung zum Ausdruck. In beiden Fällen wird der Begriff unter dem Gesichtspunkt der Bewegung oder Tätigkeit in eine Subjekt- bzw. Objekt-Seite gegliedert, die dann *von dem* oder *in dem* – in der Subjekt-Objekt-Bewegung ausgetauschten – Gegenstand miteinander verbunden werden, der als dritter Aspekt zur Ausdifferenzierung des ursprünglich einheitlichen Terminus beiträgt. Genauso wie der ‚Geist‘ ‚der Ausgang‘ selbst ist, erscheint er hier als ‚der Kuß‘, während der ‚Vater‘ die Erkenntnisbewegung des ‚Fassens‘ bzw. ‚Küssens‘ vollzieht, aus der dann der ‚Sohn‘ als ‚Gefasster‘ oder ‚Geküsster‘ hervorgeht. Die Auffächerung des Begriffs unter den erwänten Aspekten kehrt in eine Einheit zurück, die von dem einen ‚GOTT‘ verkörpert wird, bei dem die Wahrnehmung selbstreferentiell und zur besagten Identität in der Differenz wird.

Während im Bereich der innergöttlichen Sinneswahrnehmung vom ‚Kuß der Gottheit‘ die Rede war, wird seine irdisch-kreatürliche Analogie der „geheime Gottes Kuß“ genannt. Identifikationsfigur – ähnlich wie bei der Überformung der Pein in Liebe und Licht – ist der Sohn Gottes, was die mystische These verstärkt, nach der die *imitatio Christi* durch die kontemplative Versenkung in seine Wesenheit, den Weg bis ins Innere des Ungrundes eröffnen kann:

Gott küsst mich seinen Sohn mit seinem heiligen Geist /
 Wenn Er mich liebes Kind in Christo Jesu heist.
 (*II 93. Der geheime Gottes Kuß.*)

⁶¹ Vgl. ebd., S. 7ff.

Ein weiterer Aspekt des Kusses besteht darin, dass auch diese Metapher der Gottesvereinigung – ähnlich wie jede Spielart der *unio mystica*⁶² – verschiedene Stadien der Innerlichkeit und der Nähe zum ersehnten Ziel vorweist. Diese Idee wird im Sinnspruch III 235 fruchtbar gemacht und in eine aus dem Hohenlied stammende brautmystische Begrifflichkeit eingehüllt:

Drey Stände küssen GOTT: die Mägde falln zu Füßen /
 Die Jungfern nahen sich die milde Hand zuküssen /
 Die Braut so gantz und gar von seiner Lieb ist Wund /
 Die liegt an seiner Brust / und küst den Hönig Mund.
 (Der Dreyfache Gottes Kuß.)

In einem weiteren Epigramm wird die brautmystische Linie weiter ausbreitet, indem der Kuss als die Empfindlichkeit schlechthin definiert wird und gleichzeitig mit der Sinnesempfindung des Schmeckens in ein Bild der vollkommenen Teilhabe an der göttlichen Wesenheit vereinigt wird:

Der Kuß deß Bräutigams GOTts / ist die Empfindlichkeit
 Seins gnädigen Angesichts / und seiner süßigkeit.
 (V 310. Was der Kuß GOTtes ist.)

Es muss betont werden, dass dieser – ähnlich wie alle anderen – „zur Göttlichen beschauligkeit anleitende“ (CW,7) Spruch dem Fühlen absolute Vorrangigkeit vermittelt, indem das Angesicht des Bräutigams nicht mittels des Sehens, sondern des Küssens wahrgenommen und verinnerlicht wird. Wahrscheinlich handelt es sich um die Betonung desjenigen Extrems unter den fünf Empfindungen, welches im Gegensatz zum anderen Extrem nicht auf der absoluten Distanz als Voraussetzung der überblickenden Wahrnehmung basiert, sondern im Gegenteil, die absolute Nähe und Verschmelzung mit dem Göttlichen zum Ausdruck bringt.

Zuletzt soll noch ein Epigramm besprochen werden, in dem, unter Beibehaltung der brautmystischen Metaphorik, die beiden extremen Pole der Sinneswahrnehmung in Einklang und Einheit gebracht werden, indem in Form einer chiasmatischen Konstruktion, ihre Interdependenz und auch die Notwendigkeit ihrer Vernetzung zum Zweck der vollkommenen Wahrnehmung der metaphysischen Wirklichkeit betont wird:

⁶² Vgl. den Artikel „unio mystica“ in: Dinzelbacher, Peter: Wörterbuch der Mystik. Stuttgart 1989, S. 503 ff.

Die Weißheit schauet Gott / die Liebe küsset Jhn:
 Ach daß ich nicht voll Lieb und voller Weißheit bin!
 (III 196. Die Weißheit und die Liebe)

„Weißheit“ und „Liebe“ verkörpern die vernunftgeleitete, spekulative bzw. die affektive Annäherung an Gott. Die Tatsache, dass ihre gleichzeitige Präsenz fast pathetisch herbeigewünscht wird, erinnert auch an die in der Vorrede formulierte Mahnung, dass die vollkommene Teilhabe am Numinosen erst dann realisiert werden kann, „wann du dich beyde lässest einnehmen / und noch bey Leibes Leben bald wie ein Seraphin von himmlischer Liebe brennest / bald wie ein Cherubin mit unverwandten augen Gott anschawest“ (CW,13).

4. Die Einheit der mystischen Wahrnehmung

Der Übergang der physischen Sinnlichkeit in eine metaphysische Form der vollkommenen Wahrnehmung der göttlichen Gegenwart bedeutet nicht nur die Perfektionierung und Anpassung der einzelnen Sinnesorgane an die innergöttliche Ebene der ungründlichen Selbsterkenntnis, sondern gleichzeitig auch die Verschmelzung der von diesem fünffachen Sensorium vermittelten Sinneseindrücke in eine einheitliche und umfassende, das Numinose in seiner Totalität sich aneignende, mystische Wahrnehmung. Diese Vereinheitlichung kann durch die Verkoppelung der einzelnen Eindrücke realisiert werden, bis letztendlich ein Grad der metaphysisch-sensorialen Einheit erreicht wird, von dem aus ein einziges Sinnesorgan alle fünf Funktionen der Wahrnehmung übernehmen kann.

Wer über Berg und Thal / und dem Gewölke sitzt /
 Der achtets nicht ein Haar / wens donnert / kracht und blitzt.
 (II 42. Das untere schadet nicht.)

Wer die Sinnen hat ins jnnere gebracht /
 Der hört was man nicht redet / und siehet in der Nacht.
 (V 129. Das jnnere bedarf Nicht deß äusseren.)

Diese Sprüche behandeln das Hören und das Sehen als eine sensorische Einheit, wobei die Verlagerung der Wahrnehmung aus dem Sinnlich-Äußeren in das Übersinnlich-Innere sowohl den Ausgleich und die „Temperatur“ der fünf Wahrnehmungskanäle als auch das Aufgehen der fünffachen Differenz in eine einfache Identität bewirkt.

So werden im „Cherubinischen Wandersmann“ z.B. Sehen und Hören durch die Wiederholung der von Scheffler kursiv hervorgehobenen Formulierung „Mein Gott und alle Dinge“ verbunden. Sie steht eigentlich für die unendliche und absolute Wesenheit Gottes, die einerseits im Akt der mystischen Schau

erkannt und andererseits als nächster Schritt nach außen verkündet werden soll, in der Gestalt eines Wiederaussprechens des göttlichen Geheimnisses in der es offenbarenden Signatur:

Wer selbst nicht alles ist / der ist noch zugeringe /
Daß er dich sehen sol *Mein GOTT und alle Dinge.*
(I 191. *Wer GOTT sol schaun / muß alles seyn.*)

Mein Lieb und alle Ding' ist GOTTes nachgeklinge /
Wann Er mich höret schreyen / *Mein GOTT und alle Dinge.*
(I 233. *GOTTes Nachgeklinge.*)

Die Einheit der Wahrnehmung und das Eindringen in das Zentrum der göttlichen Wesenheit findet eine weitere Variation im Schlussreim IV 46, in dem auf Grund einer passionsmystisch gefärbten Terminologie die Wunden Jesu mit den fünf Sinneswahrnehmungen in ein allegoretisches Verhältnis gesetzt werden:

Jch seh die Wunden an als offne Himmelsporten /
Und kan nunmehr hinein an fünff gewissen orten.
Wo komm ich aber straks bey meinem GOTT zustehn?
Jch wil durch Füß und Händ' ins Herz der Liebe gehn.
(IV 46. *Auff die Wunden JESU.*)

Wie bereits ausführlich gezeigt wurde, wird in der naturmystischen Spekulation das Herz, als das Zentrum der göttlichen Selbstfassung und Selbsterkenntnis, auch als Sitz des ‚ewigen Gemüts‘ angesehen, in das alle Empfindungen zurückkehren und ‚approbiret‘ werden, damit eine, den ausgewählten Gegenstand umfassende, Wahrnehmung bewerkstelligt werden kann. Auf diese Weise wird die ‚Vielheit‘ der sinnlichen Wahrnehmung von der ‚Einheit‘ der ‚Göttlichen Beschauligkeit‘ transzendiert und auf die Ebene der mystischen Vereinigung erhoben. Auf dieser Wahrnehmungsebene verschwindet jede Art von Hierarchie der Sinne und es entsteht eine metaphysisch-mystische Synästhesie, in der sich die Offenbarung dem vergotteten Menschen auf der Stufe der absoluten Vollkommenheit mitteilen kann:

Die Sinnen sind im Geist all' ein Sinn und gebrauch.
Wer GOTT beschaut / der schmäkt / fühlt / reucht / und hört Jhn auch.
(V 351. *Im jnnern sind alle Sinnen ein Sinn.*)

Dass Scheffler hier das Schauen an erster Stelle erwähnt, hängt wahrscheinlich mit der anfangs formulierten mystischen Intention des „Cherubinischen Wandersmanns“ zusammen, die in der Anleitung zur ‚Göttlichen Beschauligkeit‘ definiert wurde. Die gleichwertige Behandlung der fünf Wahrnehmungen deutet darauf

hin, dass das vom Dichter festgesetzte Ziel ein radikales ist und die absolute Erfassung der göttlichen Wesenheit verfolgt. Dieser Totalitätsanspruch äußert sich auch in der Bestimmung der Wanderung als ‚cherubinisch‘, denn das Erleuchtet-Werden durch den Geist bedeutet ein Vordringen und Zurückfinden zur „quell der sehlen“, die „in dem Liecht GOTTes ist“.⁶³

⁶³ Vgl. Böhme: Werke, S. 46: „Gleich wie das auge des Menschen siehet biß in das gestirne/ daraus es seinen anfänglichen ursprung hat/ also auch die sehle siehet biß in das göttliche wesen/ darinnen sie lebet. Weil aber die sehle auch aus der Natur jhren quell hat/ und in der Natur böses und gutes ist/ und sich der Mensch auch hat durch die sünde in die grimmigkeit der Natur geworffen [...]/ so ist jhre erkänntnuß nur stückweise [...]. Der H. Geist aber gehet nicht in die grimmigkeit/ sondern herrschet in dem quell der sehlen/ der in dem Liecht GOTTes ist/ und streitet wider die grimmigkeit in der sehlen. [...] und wird die grimmigkeit mit dem leibe verzehret in der erden/ dan siehet die sehle hell und volkomlich in Gott jrem Vater.“

Csaba Szabó (Debrecen)

Orkus und Schwur in Hölderlins Dichtung
(ein Versuch)¹

Beim dunkeln Styx, wobei die Götter *schwören!* [...] da begann,

Was er *gelobt*, der Vater zu *beklagen*.

”Verwegen wird der *Schwur*, den ich gethan,

”Durch diese Bitt’; o könnt’ ich diese nur versagen –

So spricht und schüttelt sein erlauchtes Haupt

Dreimal der Gott – “o wär ein *Meineid* mir *erlaubt!*”

(*Phaëthon-Fragment*, in Hölderlins Übersetzung)²

– *μα τον ορκον*

: ein vielfältig zu verortender Eintrag an einer der schwierigsten Stellen des „Homburger Foliohefts“ auf der Seite 75.³ Auf diesem Blatt finden sich unter anderen zwei Segmente im gleichen Duktus: „Vom Abgrund nemlich haben / Wir angefangen“, und: „damit sie schauen sollte“; zu diesen bemerkt Sattler: „[...] die vierte triade, in deren mitte oder ende vmtl der dann außerhalb des foliohefts entworfene gesang ‚Germanien‘ stehen sollte; die beiden auf p307/75 [...] notierten [segmente] sind vmtl vorstufen jenes nicht überlieferten entwurfs“⁴;

¹ Der vorliegende Versuch entspringt einem dauernden Ringen um ein Verständnis von Hölderlins Dichtung. Er geht aus einer Deutung von „Germanien“ hervor, in dessen oft zitierten gnomischen Formulierungen (in der vorletzten Strophe) das Wort „ungeprochen“ zweimal vorkommt. Er dürfte immer an den Stellen (demzufolge aber vielleicht auch andernorts) dunkel bleiben, wo dieses Wort gebraucht wird. – Heidegger widmete seine erste Hölderlin-Vorlesung der Hymne „Germanien“; später versuchte er sich wiederholt mit diesem Gedicht und dem, was es vom Wesen der Sprache zu sagen hat, auseinanderzusetzen. Im Zentrum dieser fragmentarischen Denkversuche Heideggers steht das Wort „Ungesprochen“ von „Germanien“. Sie scheinen nicht weniger geheimnisvoll zu sein als das Gedicht selbst. (Martin Heidegger: Zu Hölderlin – Griechenlandsreisen, GA Bd. 75, Frankfurt. a. M. 2000, S. 279ff.)

² Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe, Historisch-kritische Ausgabe, hg. von D. E. Sattler (et al.), Frankfurt a. M. 1975ff., Band 17, S. 463f. (Hervorhebungen von Cs. Sz.) (Im folgenden: FHA, Zahl des Bandes, Seitenzahl.)

³ Friedrich Hölderlin: Homburger Folioheft, hg. von D. E. Sattler und Emery E. George, Frankfurt a. M. 1986, S. 101. (Im folgenden: Homburger Folioheft, Seitenzahl.)

⁴ FHA 8, 652.

und er verweist auf die Stelle „und den Abgrund trägt“ in „Germanien“. Zum späteren „ $\mu\alpha$ τον ορκον“ neben dem „Abgrund“-Segment bemerkt er:

wie die französischen einschübe in der *Kolomb*-redaktion ist der griechische ausruf „beim eid“ bestandteil des gesangs; [...] zur prägung vgl. „Ödipus auf Kolonos“ v 1767 $\chi\omicron$ παντ' $\alpha\omega\omega$ Διός Ορκος, zum hintergrund die jugendschwüre am topographisch realen abgrund, „Die Ték“ 32ff (bd 1/42), oder den odenentwurf „Abschied“ [...], Klopstocks ode „Das Versprechen“ oder den Schillerschen Rütlichswur im [...] „Wilhelm Tell“⁵.

Sattlers Bemerkungen deuten also an, dass Schwur und Abgrund, in der Nähe zu „Germanien“, auf irgendeine Weise zusammengehören. Sie gehören aber weniger in dem Sinne zusammen, dass an einem topographisch realen Abgrund geschworen wird; vielmehr bleibt zu erwägen, ob und wie im Schwur als Schwur sich ein Abgrund auftut; ob der Schwur (im Grunde) nichts anderes als ein Abgrund ist. In „ $\mu\alpha$ τον ορκον“ wird ein sprachlich bestimmtes Zusammengehören von Schwur und Abgrund verdichtet. „Beim Eid“ heißt seine Übersetzung; und wenn sie entfaltet wird: „Beim Eidschwur schwöre ich“. Beim Schwören wird der Schwur angerufen. Ein befremdender Sachverhalt. – Was heißt schwören? Schwören ist kein Legitimationsakt⁶, der Anruf als Teil des Schwurs (und überhaupt) keine Berufung auf legitimierende Instanzen, sondern der Angerufene wird beim Schwören gleichsam aufgerufen, zu strafen, falls die durch den Eidschwur bekräftigte Aussage oder das Versprechen sich als unwahr erweist. Jeder abgelegte, ausgesprochene Schwur als einzelner Fall der besonderen Praktik des Schwörens *zeugt vom Glauben daran, dass der/die Angerufene hört*. „ $\mu\alpha$ τον ορκον“ muss demnach sagen, dass der Schwur hört – und dass er erst, indem er hört, straft; und dass die Strafe in nichts anderem als dem Hören bestehen kann, in ihm und von ihm vollzogen wird, wenn sie schon als Strafe vollzogen werden muss. „ $\mu\alpha$ τον ορκον“ ist als *ausgesprochener* Schwur Ausdruck des Glaubens ans Hören, des Glaubens an den Schwur, Ausdruck des Glaubens und zugleich dessen, dass der Glaube abgründig ist; Ausdruck dessen, dass der ausgesprochene

⁵ FHA 8, 932. Der Gesang, in den der griechische Ausruf gehören sollte, ist nach Sattlers Textkonstitution *Die Entscheidung. / Dem Fürsten*. (die Stelle mit dem Ausruf: FHA 8, 936).

⁶ Im Umkreis dieser Vorstellung deutet Burdorf das griechische Segment (Burdorf, Dieter: Hölderlins späte Gedichtfragmente: „unendlicher Deutung voll“, Stuttgart; Weimar 1993, 360ff.) Er spricht von der „Funktion“ des Eids als „Legitimierung“ und davon, dass die „Legitimationsleistung“ im „vorliegenden Eid“ „mißlingt“. Er bestimmt den Eid so: „Ein Subjekt verpflichtet sich selbst auf eine höhere Instanz“. Ich meine, dass diese Vorstellung das Wesentliche des Schwurs, bei Hölderlin auf jeden Fall, verfehlt.

Schwur sich auf nichts und auf keinen anderen ausgesprochenen gründet, sondern von einem *ungesprochenen* zeugt. – So ist „ $\mu\alpha$ $\tau\omicron\nu$ $\omicron\rho\kappa\omicron\nu$ “ als Schwur lauterer Ausdruck des Hörens. „ $\mu\alpha$ $\tau\omicron\nu$ $\omicron\rho\kappa\omicron\nu$ “ spricht nicht so sehr; vielmehr hört er. Oder anders gesagt: er spricht erst und nur, indem er hört.

Wie hört $\mu\alpha$ $\tau\omicron\nu$ $\omicron\rho\kappa\omicron\nu$? Wie kann ein Gesprochenes hören? Etwas Gesprochenes, das ein lauterer Ausdruck des Hörens bleibt, ist das *Echo*. Genauer: *Echo spricht nicht, sondern hört, und das Hören tönt wieder*⁷. Das Hören des Echos hört nicht eine bedeutende Sprache, sondern es zerbricht, syllabiert, teilt sie. Das Hören des Echos öffnet das Gesprochene, indem es das hört, auf ein mögliches Ungesprochenes in ihm. Das Echo zitiert, das ist sein Hören als Sprechen; es zitiert *am* Gesprochenen ein *Ungesprochenes*. – Im Hören des Echos öffnet sich die „Quaal“⁸ der bedeutenden Sprache und wird zu einer möglichen, unerhörten Quelle. – Allein das Echo zeugt vom Hören, es zeugt

⁷ Vgl. die fünfte Strophe von „Patmos“. Zu „Patmos“ und dem Motiv des Klagens und Wiedertönens in ihm s. Charles de Roche, Friedrich Hölderlin: Patmos (Das scheidende Erscheinen des Gedichts), München 1999, 57ff. – Zwar geht Heidegger auf Schwur und Echo bei Hölderlin nirgends ein, erörtert aber öfter das Hören. In Verbindung mit dem Gespräch schreibt er in der Erläuterung von „Andenken“: „Dies [das ursprüngliche Gespräch] ist der stets wörterlose Zuspruch des Zugeschickten, die lautlose Stimme des Grußes, in der sich die Zumutung dessen ereignet, was zuvor Einer im Gemüt tragen muß, der durch die Stimme zum Zeigen bestimmt ist. In solcher Zumutung stehen, heißt hören können. Das gibt den Wesensgrund des echten Sagens. Dies ist *ursprünglich ein Hören*, gleich wie das echte Hörenkönnen ein *ursprüngliches Widersagen* (nicht ein Nachsagen) des Gehörten.“ (Martin Heidegger: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, Frankfurt a. M. 1981, S. 124 – Hervorhebungen von Cs. Sz.) Heidegger, dem Widersagen nicht Wiedertönen heißt, bewegt sich zwar in einem anderen Bereich als die obigen Anmerkungen, scheint aber, seinen Intentionen fast zum Trotz, in die Nähe des Echos zu gelangen.

Vgl. auch Benjamins Bemerkungen zum Echo im Trauerspielbuch; die letzte heißt: „Von einer wahren Überwindung des Barock, einer Versöhnung von Laut und Bedeutung, kann man vielleicht nicht früher als bei Klopstock dank der, von A. W. Schlegel so genannten, gleichsam ‚grammatischen‘ Tendenz seiner Oden reden. Sein Schwulst beruht viel weniger auf Klang und Bild als auf der Wortzusammensetzung, der Wortstellung.“ (Walter Benjamin, Gesammelte Schriften, unter Mitwirkung von Th. W. Adorno und G. Scholem hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M. 1974ff., Band I/1, S. 384. Im folgenden: Benjamin, GS, Zahl des Bandes, Seitenzahl) Vermutlich genau bedacht – und darum sprechend – ist, dass Hölderlin an dieser Stelle nicht erwähnt wird, obwohl die Passage auch auf ihn deuten dürfte.

⁸ Im „Chiron“ heißt es: „Dann hör’ ich oft [...] und die Quaal Echo wird.“ (Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke und Briefe, hg. von Michael Knaupp, München 1992f., Band I, S. 440. (Im folgenden: Knaupp, Zahl des Bandes, Seitenzahl.)

allein vom Hören (und weder vom Verstehen noch vom Nicht-verstehen). Und, vielleicht, zeugt Echo *das* Hören? Oder vielmehr: zeugt Echo, dass das Hören ungezeugt, „vom Abgrund angefangen“ ist? – Das Hören des Echos (also Gen. subj.) öffnet das Gesprochene, indem es das hört, auf ein Ungesprochenes in ihm; es zitiert an ihm ein Ungesprochenes; es zitiert ungesprochen. $\mu\alpha$ τοῦ ὀρκῶν ist ein *Zitat* – aber nicht erst in dem Sinn, dass es z. B. von Pindar stammt. $\mu\alpha$ τοῦ ὀρκῶν selbst zitiert, ehe es zitiert wird. Der ausgesprochene Schwur $\mu\alpha$ τοῦ ὀρκῶν zitiert, er beschwört den Schwur, d.h.: er beschwört ihn als das Hörende, das Hören; dieses, das Hören tönt im Schwur wieder. Der ausgesprochene Schwur ist Schwur, sofern er das Wiedertönen des Hörens ist, in ihm das Hören wiedertönt. Das Hören tönt *unmittelbar* wieder, es tönt unmittelbar lauter Hörbares wieder, das aber die Klage, der Laut der Klage ist. Das Hören spricht nicht, sondern es *bleibt*, wie es unmittelbar wiedertönt, *ungesprochen*. Was es wiedertönt – Klage –, ist das *Tönen des Ungesprochenen*.

Insofern der Schwur seinem Wesen nach nicht so sehr spricht als vielmehr bloß hört, insofern ist er wesentlich ungesprochen. Er ist das, was Echo wirft – er *ist*, dass Echo geworfen wird. Zwar spricht der ausgesprochene Schwur, indem er ein unter einer Bedingung suspendiertes (Straf-)Urteil ausspricht; er sprengt aber – und erst dadurch ist er ein Schwur – genau und unmittelbar das ausgesprochene Urteil, indem von ihm ein Echo geworfen wird; der Schwur als Schwur bleibt ein Satz⁹ (d.h. Sprung) im Ausgesprochenen, im Urteil, im Satzzusammenhang.

$\mu\alpha$ τοῦ ὀρκῶν – *ein Schwur: ein Zitat*. Der ausgesprochene Schwur schwört beim ungesprochenen, bei dem, den auszusprechen nicht möglich ist, dessen Aussprechen zu *gebieten* oder zu *verbieten* sinnlos wäre. Der ungesprochene Schwur bleibt aber zitierbar *am* ausgesprochenen. Er deutet eine Art *Erlaubnisgesetz* der Sprache an; er dürfte das sein, was *in die* Sprache als Eröffnung erlaubt.

Der unserem Begreifen wieder und wieder ausweichende sprachliche Sachverhalt, den „ $\mu\alpha$ τοῦ ὀρκῶν“ durch das Zusammengehören von Schwur und Hören bekundet, bleibt aber lesbar an ihm auch insofern, als er in einem deutsch-

⁹ Zum Satz in diesem Sinn vgl. Kants „Satz“, die sehr wichtige Präzisierung in seiner Theodizee-Schrift (Über das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee, in: Immanuel Kant, Werkausgabe, hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a. M. 1978, Bd. 9, 105-124.), wo er noch einmal die Wahrhaftigkeit umschreibt (ist diese Präzisierung unter anderen nicht ein Wahrhaftigkeitssiegel seiner Schrift?): „[...] in dem Bewußtsein: *ob ich in der Tat glaube* Recht zu haben (oder es bloß vorgebe), kann ich schlechterdings nicht irren, weil *dieses Urteil oder vielmehr dieser Satz bloß sagt*: daß ich den Gegenstand *so* beurteile.“ (A 219) Wie aber so? Wahrhaftig so; und das bleibt ungesprochen, und bleibt ein Satzsprung im „So“, nämlich in der Sageweise des Urteilsatzes.

sprachigen Milieu fremd, griechisch, tönt. Der Schwur $\mu\alpha\ \tau\omicron\nu\ \omicron\rho\kappa\omicron\nu$ gehört, wie er von Hölderlin im „Homburger Folioheft“ gesetzt wird, in keinen und einen jeden Kontext. Er scheint in jedem seiner möglichen Kontexte bloß das Hören zu zitieren.

Der Eidschwur hat Formularcharakter, er ist ein formalisiertes Wort. Deshalb galt der krumm formulierte Eid bei den Griechen als harmlos. Die Eidesformel kann aber nicht verbürgen, dass der formgerecht *ausgesprochene* abgelegte Eid selbst – mit Kants Wort – nicht „bloß vorgegeben“ wird, dass nicht Meineid geschworen wird¹⁰. – $\mu\alpha\ \tau\omicron\nu\ \omicron\rho\kappa\omicron\nu$: Ist dies nicht der krummste, „schiefe“ Eidschwur? Bekundet sich aber in ihm nicht erst so „ein Grades“? Und dass das Geheimnis des Schwurs keinesfalls in seinem Formularcharakter liegt? Diese Fragen deuten auf die letzte Überarbeitung des Gedichts „Lebenslauf“ vor, das unmittelbar zwar nicht vom Schwur, aber vom Orkus spricht:

Herrscht im schiefeften Orkus
Nicht ein Grades, ein Recht noch auch?¹¹

Tatsächlich bindet aber bereits die erste Stelle in Hölderlins Dichtung, die sich – schon hier auf eine besondere Weise, nämlich fragend – auf den Schwur bezieht, nicht nur den *Schwur* ($\omicron\rho\kappa\omicron\nu$) und das *Hören* (das *Ohr*) eng aneinander, sondern sie verbindet beides zugleich mit dem *Orkus*. Die Stelle findet sich in der „Hymne an die Schönheit“ (diese trägt ein abgewandeltes [schiefes?] Zitat aus der „Kritik der Urteilskraft“ als Motto, welches das „*moralische* Gefühl“ die uns verliehene „Auslegungsgabe“ der Natur nennt und damit andeutet, wie genau das Gedicht vom Schwur spricht, der die unter anderm vom Eidschwur sprechende Theodizee-Schrift Kants in die Nähe der zitierten Passage der *KdU* rückt¹²):

Hat vor aller Götter Ohren
Zauberische Muse! dir
Treue bis zu Orkus Thoren
Meine Seele nicht geschworen?¹³

¹⁰ Hesiods „Theogonie“ spricht nicht nur vom Meineid als dem Schlimmsten (V.231f.), sondern sie beschreibt ausführlich auch die Folgen des Meineids für einen Meineid schwörenden Gott (V. 793ff.).

¹¹ FHA 5, 477.

¹² Hinweis auf den Zusammenhang der von Hölderlin zitierten Stelle als abgewandelten mit der Theodizee-Schrift in Hamachers Studie *Das Versprechen der Auslegung* (Zum hermeneutischen Imperativ bei Kant und Nietzsche) (in: Werner Hamacher, *Entferntes Verstehen*, Frankfurt a. M. 1998, S. 53).

¹³ Knaupp I, 123.

Seltsames Verhältnis zwischen Muse, Göttern und Schwur. Die Götter haben Ohren; sie hören aber den dichterischen, musisch formulierten Schwur und seinen dichterischen Zusammenhang mit der auf ihn folgenden Frage („...nicht geschworen?“) vielleicht erst, wenn sie musisch sind. Von diesem zweiten Schwur, dieser im Frageton formulierten *Beteuerung* her erscheint es, als wären Schwur und Muse kaum unterscheidbar. Die Muse, der nichts anderes als *Treue* zu schwören bleibt, sei der Inbegriff des Schwurs, der Schwur sei die Muse. Und nicht die Götter, sondern allererst die „zauberische“ (beschwörende?) Muse hört, wenn das Versprechen gebrochen wird. – Wo aber sind die „Thore“ des Orkus? Im Ohr? Des Schwurs? Öffnen sie sich? Sind sie offen?

Die Stellen in Hölderlins Dichtung, die den *Eidschwur* und/oder den *Orkus* wörtlich berühren, sind nicht zahlreich, aber gewichtig. Dass sie auf eine Mitte von Hölderlins Dichtung deuten dürften, zeigt sich an den diese „Themen“ betreffenden intensiven Bezügen zu Kant einerseits, zu den für Hölderlin weitgehend bestimmenden griechischen Dichtern Pindar und Sophokles andererseits. Diese Bezüge sammeln sich gleichsam zu einem Geflecht im Zitat „ $\mu\alpha\ \tau\omicron\upsilon\ \omicron\rho\kappa\omicron\upsilon\upsilon$ “: – sofern dieses ein abgewandeltes Zitat von *Pindar* ist (Nem. 11, 24); – sofern *Kant* in der „Eid“-Anmerkung seiner Theodizee-Schrift zwischen äußerem und innerem (ich möchte sagen: ausgesprochenem und ungesprochenem) Eid unterscheidet und den inneren gleichsam zum „*Versuch*“ der „*Probe* einer inneren eidlichen *Abhörung*“¹⁴, d.h. den Eid zum hörenden, präzisiert; – sofern der befremdlich anmutende Gedanke vom Schwur als Hören, hörenden Schwur bei *Sophokles* wörtlich vorkommt, nämlich im „*Oedipus auf Kolonos*“ (worauf Sattler an der oben zitierten Stelle der FHA 8 hinweist), also im Drama, das

¹⁴ Kant, Über das Misslingen... (Siehe Fußnote 9). „Aber die Menschen lügen auch Überzeugung [...] selbst in ihrem innern Bekenntnisse; [...] so kann jenes Erpressungsmittel der Wahrhaftigkeit, der Eid (aber freilich nur ein innerer, d.i. der Versuch, ob das Fürwahrhalten auch die Probe einer innern eidlichen *Abhörung* des Bekenntnisses aushalte), dazu gleichfalls sehr wohl gebraucht werden, die Vermessenheit [...] wenigstens stutzig zu machen. – Von einem menschlichen Gerichtshofe wird dem Gewissen des Schwörenden nichts weiter zugemutet, als die Anheischigmachung: daß, wenn es einen künftigen Weltrichter (mithin Gott und ein künftiges Leben) gibt, er ihm für die Wahrheit seines äußern Bekenntnisses verantwortlich sein wolle; daß es einen solchen Weltrichter gebe, davon hat er nicht nötig ihm ein Bekenntnis abzufordern, weil, wenn die erste *Beteuerung* die Lüge nicht abhalten kann, das zweite falsche Bekenntnis eben so wenig Bedenken erregen würde. Nach dieser innern Eidesdelation würde man sich also selbst fragen: Getrauest du dir wohl, bei allem was dir teuer und heilig ist, dich für die Wahrheit jenes wichtigen oder eines andern dafür gehaltenen Glaubenssatzes zu verbürgen?“ (A 221, 222)

Hölderlin als das mehr hesperische erwähnt, in dem ein „mehr tödtendfactisches, als tödtlichfactisches Wort“ waltet¹⁵. Gegen Ende des Dramas ist die Rede vom „alles hörenden Schwur“ (V. 1767): $\chi\omega\ \pi\alpha\nu\tau\ \alpha\lambda\omega\nu\ \Delta\iota\omicron\varsigma\ \text{Ορκο}\varsigma$. „Oedipus auf Kolonos“ läuft aber nicht erst mit dieser befremdlichen Wendung in eine problematisierende Darstellung des Eidschwurs aus. Der Abschied nehmende, hörende¹⁶ Oedipus nimmt nämlich seinen Töchtern sowohl als Theseus den Eid ab und verschwindet wie im Abgrund, der – als seine Grabstätte – die Heimat des schwörenden Theseus, wie es ihm Oedipus selbst mit Eid bekräftigen sollte, für immer vor jedem Unheil beschützt, wenn jene abgründige Stätte unnahbar (und d.h. unbesetzbar) bleibt. In der Szene wird aber vielleicht nicht so sehr ein Geheimnis aus Schwur und Abgrund gestiftet; vielmehr scheint sie davon zu sprechen, dass ein Segen, der sich dem Fluch nicht mehr entgegensetzen lässt, entspringt, wo Schwur und Abgrund genau ineinander gestiftet bleiben.¹⁷

*

– „im Orkus“-sein.

Abendland – Hesperien – Insel der Seeligen – Elysium – Orkus –: diese Reihe von Namen steht in Hölderlins Werk für ein Selbes, will auf ein Selbes deuten. Aus der in diesem Sinn tauto-logischen Reihe soll sich das Wesen des Abendlands entfalten. Die mythischen Namen verbergen dabei eine verwirrende Vielfalt von Vorstellungen, die sich aber alle auf eine zeit-räumliche Entität, das Abendland, in bestimmender Weise beziehen sollen. Die räumlichen Zusammenhänge oder

¹⁵ Anmerkungen zur Antigonä, Knaupp II, 374.

¹⁶ Im „Oedipus der Tyrann“ heißt es – in Hölderlins Übersetzung –: „Sondern wäre für den Quell, / Der in dem Ohre tönt, ein Schloß, ich hielt es nicht, / Ich schlosse meinen müheseele Leib, / Daß blind ich wär' und taub.“ (V. 1412ff., FHA 16, 231).

¹⁷ Die letzten Zeilen des Dramas, vom Chor gesprochen, berühren die Klage und ihr mögliches Aufhören. Wilhelm Williges Übersetzung der Zeilen lautet so: „So lasset denn ab und erwecket nicht weitere Klagen, / denn Geltung behält dies für immer.“ (Sophokles; die Übersetzung überarbeitet von Karl Bayer, München/Zürich 2. Aufl. 1985, S. 687). – Das Nachwort zu: „Was ist Metaphysik?“ schließt Heidegger mit diesen Zeilen: „Die letzte Dichtung des letzten Dichters im anfänglichen Griechentum [...] schließt mit dem Wort, das sich unnachdenkbar auf die verborgene Geschichte dieses Volkes zurückwendet und dessen Eingang in die ungekannte Wahrheit des Seins aufbewahrt: [...], Doch laßt nun ab, und nie mehr fürderhin / Die Klage wecket auf; / Überallhin nämlich hält bei sich das Ereignete verwahrt ein Entscheid der Vollendung.“ (In: Martin Heidegger: Wegmarken, Frankfurt a. M. 1996, S. 312.)

– Die Klage aufwecken, erwecken. Benjamin sagt im frühen Entwurf des Trauerspielbuchs: „Trauer beschwört sich selbst im Trauerspiel [...]“ (Die Bedeutung der Sprache in Trauerspiel und Tragödie, in: Benjamin, GS II/1, S. 139).

Überdeckungen, die die identifizierende Reihe „Hesperien–Insel der Seeligen–Elysium“ hervorrufen können, sind von Hesiod an in den Mythen angelegt.¹⁸ Bei der Betonung der mythisch-topographischen Zusammenhänge kann aber die Jenseitsvorstellung selbst leicht als harmlos erscheinen. Ihr zeitliches Wesen wird bereits von der räumlichen Metapher „Diesseits–Jenseits“ gleichsam verdeckt. Auslöschen kann aber die Jenseitsvorstellung als solche auch unter der beruhigenden Sicherheit einer von Hölderlin zweifellos suggerierten Gleichsetzung des von den Alten „geweissagten“ „Künftigen“ mit der neuzeitlichen Gegenwart des Abendlands. So lassen sich, kurzgefasst, Ersetzungen andeuten, denen es vermutlich zu verdanken ist, dass der Orkus bei Hölderlin – im Vergleich zu den unzähligen Deutungen über das Hesperische und trotz des Sachverhalts, dass er in den selben Zusammenhang und kaum weniger intensiv in ihn gehört – verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit fand. Sattler ist, soweit ich sehe, der einzige, der sich auf die Frage nach dem Orkus ausführlicher eingelassen hat. Am Anfang seiner Studie „Orkus und Elysium“ schreibt er:

Die Begriffe *Orkus* und *Elysium* gehören einer abgeschafften Denksphäre an. Ebenso verklärt das poetische Wort *Hesperien* einen Sachverhalt, der allem Reden zum Trotz nicht von der Stelle rücken will. Die Differenz zwischen Wunsch und Wirklichkeit – zwischen dem verwüsteten *orbis* und den hesperischen Entwürfen Hölderlins und Vergils: einer Menschheit, die ausruht von ihren Kriegen – entspricht diesseitig genau dem Unterschied, den das jenseitige Begriffspaar bezeichnet. In dieser Analogie hat Hölderlin die träumerischen Chiffren auf die Wirklichkeit angewendet:

*Was der Alten Gesang von künftigem Leben geweissagt,
Siehe! wir sind es, wir; Orkus, Elysium ists.*

Später steht an dieser Stelle der Schlußstrophe von *Brod und Wein*:

*Was der Alten Gesang von Kindern Gottes geweissagt,
Siehe! wir sind es, wir; Frucht von Hesperien ists!
Wunderbar und genau ists als an Menschen erfüllet,
Glaube, wer es gepriift!¹⁹*

Das jenseitige Begriffspaar ist Sattler zufolge prophetisch, indem es einer gegenwärtig fasslichen diesseitigen Differenz „genau“ entspricht. Die Deutung ergibt sich als eine Variante auf die Worte des Gedichts: „genau“, „erfüllt“. In ihr sind die oben angedeuteten Ersetzungen am Werk; ungedeutet bleibt aber, aus welchem Grund Hölderlin das *jenseitige* Begriffspaar als jenseitiges bildet. Frage bleibt aber vor allem, ob der „Orkus“ in die Ersetzungen, durch die mythologisch der Zeit-Raum des Abendlands ermessen werden soll, nicht vielmehr einen Keil treibt.

¹⁸ Siehe darüber Knaupps Kommentar zur letzten Strophe von „Brod und Wein“ (III, 215).

¹⁹ Dietrich E. Sattler, *Orkus und Elysium*, in: *Le pauvre Holterling* Nr. 3 (1978), S. 13.

Orkus, der Name der von Hölderlin bevorzugten römischen²⁰ Entsprechung des griechischen Tartaros, bezeichnet einen Ort, den Ort der Totenwelt. Anders aber als die neben ihm vorkommenden Jenseits-Ortsnamen „Elysium“ und „Insel der Seeligen“ trägt „Orkus“, für Hölderlin zumindest, keine topographische Bestimmung mit, ist mit keiner solchen Vorstellung verbunden. Auf jeden Fall machen aber die von Sattler zitierten Stellen aus „Der Weingott“ bzw. „Brod und Wein“ deutlich, dass auch durch den Namen Orkus das Eigene des Abendlands getroffen werden soll. Und wenn man mit gutem Grund annimmt, dass sich Hölderlin des mytho- und etymologischen Zusammenhangs zwischen Orkus und Schwur durchaus bewusst bleibt und ihm höchste Aufmerksamkeit schenkt, so muss man dieser Aufmerksamkeit folgend die Stellen, wo Orkus bzw. der Schwur vorkommt, auf diesen Zusammenhang hin prüfen, und zwar mit der Erwartung, dass sich auf solche Weise etwas Entscheidendes über das Eigene der Abendländer aufspüren lässt. Da alle weiteren gewichtigen Stellen bei Hölderlin, die den Orkus berühren, immer von „im Orkus“ sprechen, lässt sich das Eigene der Abendländer als ein *Im-Orkus-sein* bezeichnen. Zugleich muss die Untersuchung eingedenk des Zusammenhangs zwischen Orkus und Schwur darauf gefasst sein, dass dieses Eigene an den bezüglichen Stellen allerdings weniger geschildert als vielmehr – vom Schwur her – auf seinen sprachlichen Grund hin befragt und diskutiert wird. Eben darum muss man aber auch damit rechnen, dass diese dichterische Diskussion die dialektische Konzeption von Eigenem und Fremdem der Abendländer bzw. Griechen schwerlich unberührt lassen kann. Diese Konzeption lässt sich auch als ein Rahmen betrachten, in dem Hölderlins Dichten auch über ihn hinausliegende Sachverhalte erreicht und auftritt, solche, die ihn sprengen können.

– Lebenslauf.

Im Gedicht „Lebenslauf“ wird Orkus mit der heiligen Nacht gleichgesetzt. „Heil’ge Nacht“ ist Hölderlins Wort für eine geschichtliche Epoche. Orkus als eine andere Bezeichnung dafür erscheint aber an einer Stelle, wo es um die singuläre Erfahrung des Einzelnen geht. Und dabei geht es weniger um die geschichtlich-epochale Bedingtheit seiner Erfahrung oder eine zugleich individuelle und überindividuelle Wirkung der epochalen Bestimmtheit. Entscheidend bleibt vielmehr, dass der *welt-zeitliche* Charakter des *Orkus* als eigentümlich sprachgebunden, als sprachlich bestimmt zu Wort kommt. Die zweite Strophe des Gedichts lautet (vor der letzten Überarbeitung, die nur noch diese Strophe betreffen wird):

²⁰ Wohl darum trägt Sattlers Studie, die in einem großen Bogen, von großer Tragweite, im Grunde von den vor ihm kaum erörterten Bezügen zwischen Vergil und Hölderlin handelt, den Titel „Orkus und Elysium“.

Aufwärts oder hinab! wehet in heil'ger Nacht,
 Wo die stumme Natur werdende Tage sinnt,
 Weht im nüchternen Orkus
 Nicht ein liebender Othem auch?²¹

Woher kommt, wo tönt der Imperativ „Aufwärts oder hinab!“? (In der ersten Entwurfsphase steht es mit Fragezeichen: „Aufwärts oder hinab?“) Der Imperativ – kein anderer als der der Schwerkraft – gilt allerorten, nur im Orkus nicht. Im Orkus wird dem Imperativ die Spitze genommen – nämlich das „oder“, die Stätte der Umkehrung, die gesetzlos bleibt –, und er wird anders genommen, anders gebeugt, geneigter, nämlich im fragenden Ton: „Aufwärts oder hinab! Oder?“ Genau dieses „Oder?“ wird nach dem imperativen „Aufwärts oder hinab!“ in der Frage der zweiten Strophe entfaltet: „wehet [...] auch?“ Ein Hauch, diese Frage. Was fragt sie? Und wo, wann, wird sie gefragt? Im Orkus? Oder liegt der Orkus in dieser Frage und nirgendwo sonst? Und gibt es also den Orkus erst und nur im Augenblick, wo so gefragt wird? Denn wehet nicht diese Frage? Liegt sie, wie sie zur Welt kommt und in einem „auch“ ausgeht, nicht *in Wehen*? Ist diese Frage der zweiten Strophe von *Lebenslauf* nicht die Geburt des „Othems“? Gebiert der Orkus den Othem, oder umgekehrt, oder sie einander, oder? Ist Orkus eine Geburtsstätte, eine Neugeburtstätte? Der Sprache, der liebenden, der Liebe zur Sprache? Wo? „Wo die stumme Natur...“? Ist Orkus, seine Geburt, das nahe, genaue Andere der stummen Natur? Die stumme Natur – sie ist stumm *oder* imperativ, genauer: ihr Imperativ ist stumm, er ist die Stummheit –, sie *sinnt Tage* des Aufwärts und des Hinab, sie *sinnt* bloß darüber, ob „aufwärts oder hinab“ (welchen Sinn, d.h. Richtung von beiden). Das Weh, ein Klagelaut, des Wehens im Orkus unterbricht das *Sinnen* der stummen Natur; es kann das unterbrechen, indem es ein Anderes als Sinnen, aber *Natur*laut ist. Es ist das Hörbarwerden der Liebe der Natur, eine Veränderung der liebenden Natur. Neben den/dem Wehen der „werdenden Tage“ ein „liebender Othem *auch*“. Geburt des „auch“. Geburt der Natur als „auch“-Natur, als Hauch.

„wehet ... / Wo... / Weht im nüchternen Orkus / Nicht ein liebender Othem auch?“ Von ihrem Ende, vom „auch“ her lässt sich die Frage nicht zur rhetorischen stabilisieren; sie bleibt *im*, bleibt *in Wehen*, ein Hauch. Als rhetorische Frage wäre sie die zu Stande gekommene Sprache der Gewissheit. Der *Weise* des Fragens entsprechend kommt aber das Gefragte – „ein liebender Othem“ – in der Frage selbst, und allein in ihr zur Welt, zu einer Welt also, die eine Welt der Frage bleibt. Die Frage trägt das Gefragte – den „Othem auch“ – erst aus, indem sie es nicht aus- und über sich hinauszutragen hat. Darum hat, überraschenderweise, diese Frage nach dem Wehen im Orkus den Charakter einer Beteuerung, die

²¹ FHA 5, 477.

eben darum eine schiefe und vielleicht schiefeste ist und bleibt. Die betuernde Frage steht und fällt gleichsam *anstatt* eines Schwurs – „im Orkus“. In der Frage wird nämlich beschworen, dass es einen „liebenden Othem“ gebe, dass er wehe; dieser aber wird erst eben in der beschwörenden Frage wahrgenommen, weil ein Abgrund, der für das Wehen Öffnung gewährt, sich erst mit ihr und in ihr auftut. Der fragende Ton zeugt von der *Nüchternheit*, nicht einen Schwur im Orkus als den liebenden Othem auszutragen, sondern den Unterschied zwischen ihnen zu tragen. In solcher Nüchternheit, in der *Schnelligkeit*²² des Gefalles solcher Frage, bricht ein „Zeitwinkel“²³ an, kommt der *Lebenslauf* in seiner *Neigung* zur Sprache

²² In der ersten Entwurfsphase des Gedichts lautet der Anfang: „Großem nahet sein Geist, aber der Liebende sah / Hernieder und schnell hatte der Abgrund ihn.“ (FHA 5, 473)

²³ „Neigungswinkel“ ist, in Zusammenhängen der Dichtung als „Irdisches“, Celans Wort; in *Der Meridian* heißt es: „das Gedicht behauptet sich am Rande seiner selbst; es ruft und holt sich, um bestehen zu können, unausgesetzt aus seinem Schon-nicht-mehr in sein Immer-noch zurück. // Dieses Immer noch kann doch wohl nur ein Sprechen sein. Also nicht Sprache schlechthin und vermutlich auch nicht erst vom Wort her ‚Entsprechung‘. / [...] / Dieses Immer-noch des Gedichts kann ja wohl nur in dem Gedicht dessen zu finden sein, der nicht vergißt, daß er unter dem Neigungswinkel seines Daseins, dem Neigungswinkel seiner Kreatürlichkeit spricht.“ (In: Paul Celan, *Gesammelte Werke* in fünf Bänden, Hg. von Beda Allemann, Frankfurt a. M. 1983, Band III, S. 197) Einige Zeilen weiter oben spricht er vom „rapideren Gefälle der Syntax“ und davon, dass das Gedicht „eine starke Neigung zum Versummen“ „zeigt“. – Nicht wenige Stellen in Celans Dichtung berühren das Schwören und den Schwur. Es ist zu vermuten, dass Celans Gedichte dem beträchtlichen Gewicht der Schwur-Problematik in Hölderlins Werk die höchste Aufmerksamkeit widmen. Ein Gedicht aus dem Band „Lichtzwang“ stellt in seiner Anfangszeile Zeit, Winkel und Schwören in einem Zusammenhang vor Augen (GW II, 310): „IM ZEITWINKEL SCHWÖRT / die entschleierte Erle / still vor sich hin, // auf dem Erdrücken, handspannenbreit, / hockt die durchschossene / Lunge, // an der Flurgrenze pickt / die Flügelstunde das Schneekorn / aus dem eigenen Steinaug, // Lichtbänder stecken mich an, / Kronschäden flackern.“ Hier nur einige wenige Hinweise auf Stellen bei Hölderlin, auf die Celans Gedicht vermutlich Bezug nimmt. Erle: eine in der Überlieferung bekannte Abwandlung des Namens Hölderlin ist *Holderle*. Der entschleierte Baum als vom Blitz getroffener: „Kronschäden flackern“, der Baumkrone, des Baums mit winklig gebrochenem Stamm. Baum – Laubkrone – Atmen – Lunge. Die dabei berührte Reihe von Hölderlin-Gedichten: „Die Eichbäume“, „Lebenslauf“, „Lebensalter“ (vor „Der Winkel von Hahrdt“ unter den „Nachtgesängen“). Das letztere spricht so: „Ihr Säulenwälder in der Eb'ne der Wüste, / Was seid ihr? / Euch hat die Kronen, / Dieweil ihr über die Gränze / Der Othmenden seid gegangen, / Von Himmlischen der Rauchdampf und / Hinweg das Feuer genommen.“ – „Erdrücken“: Orkus als Erd-rücken; und der Erd-rücken ist das Er-drücken mit der Hand, „handspannenbreit“ – Geste des Schwörens? Zur Handspanne siehe die Worte in „Der Wanderer“: „auch hier sind Götter und walten,

(zur Sprache), d.h. in seiner *Abweichung* von der Waagrechten und der Senkrechten (d.h. vom imperativen *Sinnen* der Natur), also als *schief*. Das Schiefe ist ja am recht-winkligen Verhältnis von Waagrechter und Senkrechter gemessen schief und winklig und immer schiefwinklig. „Im Orkus“ bricht der Neigungswinkel des Lebenslaufs, das Schiefe (aber als gerade, reine Richtung) an. – So ließe sich die zunächst überraschende letzte Überarbeitung der 2. Strophe begreifen, in der statt „im nüchternen Orkus“ „im schiefesten Orkus“ geschrieben ist:

Aufwärts oder hinab! herrscht in heil'ger Nacht,
 Wo die stumme Natur werdende Tage sinnt,
 Herrscht im schiefesten Orkus
 Nicht ein Grades, ein Recht noch auch?²⁴

Das Wort „schiefe“ ist also an dieser Stelle nicht im negativen Sinn zu nehmen, obwohl es als Wort für das Nicht-Gerade gesetzt zu sein scheint. Das Gedicht gibt das Schiefe eher als eine reine Richtung im Verhältnis zur Senkrechten und Waagerechten zu denken. So aber kann der Superlativ „schiefe“ nur meinen, dass es *beinahe* senkrecht oder *beinahe* waagrecht ist, die schiefeste Linie sich beinahe rechtwinklig zur Linie des Grundes verhält, zu ihr den spitzesten Winkel bildet oder beinahe mit ihr zusammenfällt; beinahe: dieses „um einen Hauch“²⁵ ist das Schiefeste. Es ist die Geburt des Hauchs. Das Schiefe wird als schief wahrnehmbar erst, wenn es das Schiefeste ist. Es ist nichts anderes als die *Neigung zum Schiefesten*, mit einem anderen Wort: *das Superlativische*; erst dies erlaubt den schneidenden, liebenden Othem (der Neigung), es erlaubt zu atmen. Die Zeilen in der Überarbeitung sprechen also davon: *es brauchet* des Schiefen auf Erden, „unter dem Maaße“²⁶. „Damit das Reine sich kenne“ – nämlich die reinen Richtungen, die erst durch das Schief(est)e kalkulabel sind (nicht aber umgekehrt).²⁷ Und da es auf Erden des Schiefesten, d.h. des Superlativischen

/ Groß ist ihr Maas, doch es mißt gern mit der Spanne der Mensch.“ (Dieses Gedicht spricht auch von „offenen Bäumen“.) Und zur Anfangszeile, zum stillen Zeitmaß und Winkel, zum Gesang als Schwur ist zu vergleichen die späte Überarbeitung in der 4. Strophe von „Brod und Wein“: „Wo mit Nectar gefüllt, schreitend in Winkeln Gesang?“

²⁴ FHA 5, 477.

²⁵ Nach Rilkes Gedicht „Wie die Natur...“, in: Rainer Maria Rilke, Die Gedichte, S. 1047. (Heideggers „Wozu Dichter?“ erläutert dieses Gedicht.)

²⁶ Drei Zeilen im Entwurf „Die Titanen“ lauten: „Denn unter dem Maaße / Des Rohen brauchet es auch / Damit das Reine sich kenne“ (Homburger Folioheft, 57).

²⁷ Nicht nur die späten Gedichte sprechen von Linie, Richtung, Winkel, sondern auch die Briefe, nach der Frankreichsreise; s. vor allem den Brief an Seckendorf vom 12. März 1804, in dem auch das Wort „schiefe“ vorkommt; im letzten erhaltenen Brief an Wilmans, der erneut den Druck und die Typographie behandelt, sagt Hölderlin: „Ich

braucht, damit ein reiner, lebender und liebender Othem weht, ist der *Lebenslauf* ein *Schiefgehen*, ein „Misslingen“²⁸, das aber das *geneigteste Ohr* öffnet: im Orkus. Das geneigteste Ohr – das nicht erlaubt, die Himmlischen anzuklagen, wiewohl sie den Hörenden „nie“ „des ebenen Pfads geführt“ haben – *hört*:

Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,

„Alles“, was er zu prüfen hat, ist von den Himmlischen geschenkt, ein Gut (und gut: *probus*); in diesem Geschenk soll die Aufforderung, zu prüfen, liegen: Prüfe das Geschenk! „Alles prüfe“ – diese Aufforderung nicht ausgenommen. Was heißt: „Prüfe das Geschenk!“? Prüfe, ob es ein Geschenk ist? Oder prüfe, damit es anders ein Geschenk wird? Nämlich im Danken, Dankenlernen. Prüfen ist ein Probieren, Kosten, wodurch der Mensch „kräftig genährt“ sein soll. Im Kosten bricht das Gekostete (Gekaute) auf und lässt *danken*, d.h. anders *sprechen lernen*. Das Geschenke bricht im prüfenden Kosten auf und zeigt sich als zu Schenkendes (Nektar), das also wiederholt zu kosten sei, kräftig genährt.

Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern',
Und verstehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.

Diese abschließenden Zeilen, die öffnen, sprechen nicht so sehr vom Willen, der sich frei bestimmt, wohin er will; vom Aufbrechen nicht so sehr im Sinn des Weiterwanderns. Aufzubrechen hat der Mensch nicht je nach dem Willen zu diesem oder jenem; sondern mitaufzubrechen hat er immer schon auch das "Wohin er will", das, was der Wille will, und den Willen selbst. Die Freiheit, die dem im Orkus anbrechenden neuen Hören entspringt, liegt schief zum Willen.

– *Nüchternheit, Antigonä*.

Wie wird aber in der Überarbeitung aus „nüchternem Orkus“ der „schiefe“? Als was und wie ist Nüchternheit in Hölderlins Denken und Dichten erfahren und zu erfahren? Inwiefern kann *Orkus* ein anderes Wort für Nüchternheit sein?

Der erste der vielgedeuteten Briefe Hölderlins an Böhlendorff rückt die Nüchternheit in die Konzeption vom dialektischen Verhältnis zwischen dem

sage diß, um Ihnen zu bezeugen, wie weit ich diese Vortreflichkeit verstehe. Diese allzustrenge Feile schwächt auch nur das Veste dem ersten Scheine nach, und wenn man sich gerade, oder mit einer reinen Richtung zu den Seiten davor setzt, so sieht man die vesteren Züge gut.“ (Knaupp II, 929.)

²⁸ Kein Zufall, dass der Titel von Kants Theodizee-Schrift dieses Wort zum Anfang hat.

Abendland und den Griechen als Orientalischen. Dieser Konzeption zufolge ist die Nüchternheit als das ursprünglich Eigene der Abendländer zu denken: Sie wird als „die abendländische *Junonische Nüchternheit*“²⁹ benannt, die Homer „für sein Apollonsreich zu erbeuten“ „seelenvoll genug war“. Der Brief nennt sie auch „die Klarheit der Darstellung“. Nicht umsonst hat aber das Wort „Nüchternheit“ ein Beiwort und ist mit diesem unterstrichen: Erst die „*Junonische Nüchternheit*“ wird die „abendländische“ genannt und als „Klarheit der Darstellung“ charakterisiert. Gibt es also auch eine andere Nüchternheit als die Junonische? Wohl gibt es sie. Wenn man sie in Hölderlins Werk aufzuspüren versucht, ist zuerst zu erwägen, dass *die Nüchternheit* – auf den ersten Blick trotz des Wortlauts im ersten Böhlendorff-Brief – *nicht etwas sei, was als Eigenes gehabt werden könnte*; vielmehr dürfte es „im Kommen und Gehen“³⁰ auf Erden vor allem ein Moment sein, aus dem etwas als Eigenes hervorgehen kann. Wenn der eine Frankfurter Aphorismus sagt: „Da wo die Nüchternheit dich verläßt, da ist die Gränze deiner Begeisterung“, so heißt das: Wo du der Nüchternheit *innewirst*, da ist die Grenze deiner Begeisterung. Das Nüchterne dürfte also nur der *Moment* solcher Grenzerfahrung sein, die sich auch nach dieser Stelle durch ein besonderes Verhältnis zur Sprachlichkeit auszeichnet, ist doch das Du des Aphorismus der Dichter.

Die *Junonische Nüchternheit*: die Klarheit der Darstellung. Juno wird bei Hölderlin außer des ersten Böhlendorff-Briefs nur am Anfang des *Fragments von Hyperion* genannt, wo es heißt: „Worte fand ich überall; Wolken, und keine Juno.“³¹ Vielleicht ist dabei nicht so sehr an den Mythos des Ixion zu erinnern; vielmehr ist das Junonische als das (anscheinend „angeborene“) Eigene der Abendländer gerade dieses *Überall-Worte-Finden*; mit einer späteren Wendung in den „Anmerkungen zur Antigonä“: die *unmittelbarere Faktizität*³² der Sprache, des Worts, das insofern *unmittelbarer*, insofern *wolkig* ist, d.h.: es ist als *unmittelbarer Nahes* zugleich *unfasslicher*, so macht es aber auch das, worauf es sich zu beziehen hat, *unfasslicher*. Und die *unmittelbarere Faktizität*, also das *Wolkige* des Worts kann eben darum eine Klarheit der Darstellung gewähren, weil es das unmittelbare und darum verwirrende Treffen des göttlichen Strahls verhindert.

²⁹ Knaupp II, 912.

³⁰ Knaupp II, 921 (im zweiten Brief an Böhlendorff).

³¹ Knaupp I, 490.

³² In den „Anmerkungen zur Antigonä“ heißt es: „[...] die gefährliche Form, in den Auftritten, die, nach griechischer Art, nothwendig factisch in dem Sinne ausgehet, daß das Wort *mittelbarer factisch* wird, indem es den sinnlicheren Körper ergreift; nach unserer Zeit und Vorstellungsart, *unmittelbarer*, indem es den geistigeren Körper ergreift.“ (Knaupp II, 373) Zur Deutung der Hölderlin'schen Rede von *unmittelbarer* und *mittelbarer* Faktizität des Worts s. Thomas Schestag, *Das Höchste*, in: ders., *Parerga*, München 1991, 32ff.

Bestimmte Stellen in den „Anmerkungen zu Antigonä“, und zwar nicht weit vom verbergenden Mütterlichen, kommen der Frage nach einer anderen als Junonischen abendländischen Nüchternheit entgegen. – Nach dem Gedicht „Lebenslauf“ ist das Nüchterne das Schiefeste, und das Schiefeste kein Superlativ unter anderen, sondern es deutet, sofern es sprachlich geschieht, das Superlative als solches. Vom Superlativ sprechen die „Anmerkungen zur Antigonä“ in Bezug auf die Antigonä, die sich befremdenderweise mit der als Mutter der Hybris verfallenen Niobe vergleicht. Was Hölderlin – in Superlativen und auf den ersten Blick mehr bewußtseinsmetaphysisch – als den „höchsten Zug an der Antigonä“ beschreibt, ist das (Heilig-)Nüchterne:

Der erhabene Spott, so fern heiliger Wahnsinn höchste menschliche Erscheinung, und hier mehr Seele als Sprache ist, übertrifft alle ihre übrigen Äußerungen; und es ist auch nöthig, so im Superlative von der Schönheit zu sprechen, weil die Haltung unter anderem auch auf dem Superlative von menschlichem Geist und heroischer Virtuosität beruht.

Es ist ein großer Behelf der geheimarbeitenden Seele, daß sie auf dem höchsten Bewußtseyn dem Bewußtseyn ausweicht, und ehe sie wirklich der gegenwärtige Gott ergreift, mit kühnem oft sogar blasphemischem Worte diesem begegnet und so die heilige lebende Möglichkeit des Geistes erhält.³³

Es ist eine andere Nüchternheit, keine Junonische, sie hat es anders mit Sprache und Sprachlichkeit zu tun. Antigonäs Nüchternheit wäre als die ursprünglichere zu begreifen; ursprünglicher als die Junonische Nüchternheit, sofern diese nicht so sehr in der unmittelbaren Faktizität des Wortes selbst besteht, als vielmehr in seiner phänomenalisierten Wirkung, d.h. darin, wie das unmittelbarere Wort in seiner möglichen Schutzfunktion gegen das Außersprachliche (oder Göttliche als ganz anders Sprachliche) festgesetzt wird. Anders wiederholt: die Junonische Nüchternheit gebraucht die unmittelbarere Sprache vorzüglich in ihrer möglichen Funktion, die Rezeptivität zu vermindern. Das Junonische abendländische Wort sucht einer gewissen Nüchternheit durch die Verminderung oder geregelte Ausblendung der Rezeptivität Bestand zu geben. Auch Antigonäs Nüchternheit steht im engsten Zusammenhang mit einem bestimmten Modus der Rezeptivität; aber nicht, weil es um die Mutterschaft geht und Hölderlins Kommentar zu der zitierten Stelle im weiteren von Rezeptivität als „ursprünglicher üppiger Fruchtbarkeit“ redet, sondern weil die Tugend des blasphemischen Worts gerade in einer *Aussetzung der Rezeptivität* besteht. Darin nämlich, dass das „Bewußtseyn“ dank des blasphemischen Worts sich selbst und so dem ergreifenden „gegenwärtigen Gott“ ausweicht, ihn *genau nicht empfängt*. Und der Moment solchen Nicht-

³³ Knaupp II, 371.

empfangens, der sich allein in dem blasphemischen Wort – dem erhabenen Spott, d.h. dem erhabener als erhabenen Wort³⁴ – ergibt, ist zugleich derjenige, in dem die so redende Antigonä „am offensten“ dasteht³⁵. Am ehesten ist *erst dieses ungeheuer Widerstreitende von Offenstem und doch Nicht-Rezeptivem als Moment der Nüchternheit zu denken*. Und es wird im Kommentar als ein sprachlich bedingter, von der Sprache ermöglichter oder eher erlaubter Moment beschrieben. Wenn Hölderlin Antigonäs „Bleiben“ weiter unten „heroisches Eremitenleben“ nennt (*eremit*: einsam, wo sie mit dem Chor im (Un-)Gespräch bleibt), so meint das ihre eigentümlich *einsame Rede*, ihre *sprachlose Sprache*, die dem gegenwärtigen Gott der tragischen Sprache auszuweichen erlaubt. „Wohl der höchste Zug an der Antigonä“ – nämlich dieser sprachliche Moment der Nüchternheit; wobei das „an“ auch andeuten mag, dass die erhabene, superlativische Nüchternheit *nicht zu haben* ist. Diese Nüchternheit ist erhabener als erhaben nicht, weil sie im gleichen Zug der „schröcklichfeierlichen Formen“³⁶ der tragischen Sprache weitergeht, sondern weil sie ihm *auszuweichen* erlaubt, d.h. *schief* zum Erhabenen steht.³⁷

Ist es aber nicht irgendwie forciert, beim Fragen nach der Nüchternheit des „schiefesten“ „nüchternen Orkus“ über den Superlativ zum „blasphemischen Wort“ („erhabenen Spott“) Antigonäs zu gelangen, und im letzteren – den Hölderlin ja „Wahnsinn“, wiewohl „heiligen“, nennt – eine Nüchternheit anzutreffen? Und sie als einsame Rede, als sprachlose Sprache? Und wie die Nüchternheit des Orkus im „Lebenslauf“ auf den Schwur (*horkos*) deutet, von ihm herrührt, soll das Nüchterne auch nach Hölderlins „Antigonä“ im Schwur liegen? Ja; Hölderlins Kommentar zum „erhabenen Spott“ Antigonäs steht vielfältig in bezug zum

³⁴ Auf das Wort Antigonäs, das Hölderlin „erhabenen Spott“ nennt, antwortet der Chor so, dass es Antigonä für Spott und Hohn hält und sagt: „Weh! Närrisch machen sie mich. Warum / Bei Vaterlandsschutzgeistern überhebest du / Dich mein [...]“. Sie *klagt* und *schwört*. Das Wort, das Hölderlin mit *Sich-überheben* übersetzt: ὑβριζω. (FHA 16, 350f.)

³⁵ „In diesem Momente [wo der Geist der Zeit und der Gegenstand des Interesses des Menschen am wildesten gegeneinander stehen] muß der Mensch sich *am meisten festhalten*, deswegen steht er auch da am offensten in seinem Charakter.“ („Anmerkungen zur Antigonä“, Knaupp II, 370)

³⁶ Knaupp II, 315.

³⁷ Das Nüchtern-Schiefe als Ursprung der künstlerischen Darstellung „aus linkischem Gesichtspunct“ (wie es am Ende der „Anmerkungen zur Antigonä“ heißt: „[...] das Unendliche, wie der Geist der Staaten und der Welt, ohnehin nicht anders, als aus linkischem Gesichtspunct kann *gefaßt* werden“; Knaupp II, 376).

Schwur. Genau vor der Rede vom „höchsten Zug an der Antigonä“ berührt Hölderlin die Wechselrede zwischen Kreon und Hämon.³⁸

KREON.

Wenn meinem Uranfang' ich treu beistehe, lüg' ich?

HÄMON.

Das bist du nicht, hältst *du nicht heilig Gottes Nahmen*. [773f.]

Statt: trittst du der Götter Ehre. Es war wohl nöthig, hier den heiligen Ausdruck zu ändern, da er in der Mitte bedeutend ist, als Ernst und selbständiges Wort, an dem sich alles übrige objectiviret und verklärt.

Wohl die Art, wie in der Mitte sich die Zeit wendet, ist nicht wohl veränderlich, so auch nicht wohl, wie ein Charakter der kategorischen Zeit kategorisch folget, und wie es vom griechischen zum hesperischen gehet, hingegen der heilige Nahmen, unter welchem das Höchste gefühlt wird oder geschieht. Die Rede bezieht sich auf den Schwur des Kreon.

Auch dem wiederholten Hinblick bleibt es mehr oder weniger rätselhaft, warum eben diese Stelle – als eine, an der „sich alles übrige objectiviret und verklärt“ – zum Kommentar ausgewählt wurde; unter den Anmerkungen fast zusammenhanglos, unvermittelt. Hölderlin schließt den Kommentar allerdings mit dem lakonischen Satz: „Die Rede [von wem? Von Hämon, oder Hölderlin? Von Hölderlins Hämon?] bezieht sich auf den Schwur des Kreon.“ Da findet sich aber kein Schwur des Kreon. Hölderlin erläutert die Übersetzung des Worts von Hämon, nicht aber die des Worts von Kreon. Kreon, und die unmittelbar vorangehende nicht zitierte Rede des Hämon, spricht von *hamartia*, in bezug auf Recht, Gerechtigkeit (δικαία, V. 772); und Hölderlin übersetzt das Wort (εἴ)αμαρτανῶ mit „(an)lügen“. Der wesentliche Unterschied zwischen Irren und Lügen, den Hölderlins Übersetzung exponiert (und zwar keinesfalls verse-

³⁸ Knaupp II, 371. – Eine der jüngeren Studien über die Sophokles-Übersetzungen, Hölderlins „Oedipus“ – Hölderlins „Antigonä“ von Bernhard Böschstein (in: Hölderlin und die Moderne – eine Bestandsaufnahme, hrsg. von G. Kurz et al., Tübingen 1995, S. 224-239), nimmt ernst, dass Hölderlin die zitierte Wechselrede zwischen Kreon und Hämon die „Mitte“ nennt. Kommentiert wird aber Hölderlins Kommentar in einer Paraphrase, ohne auf die entstellende Übersetzung einzugehen: „Dies ist eine Hesperisierung des antiken Wortlauts, insofern die antiken Götter durch den christlichen Gott und die Erweisung der Ehre durch die Heiligung des Namens ersetzt werden.“ (230). Die Übersetzung ist wohl keine einfache Ersetzung. Um die zitierte Stelle zu beleuchten, verlässt sie Böschstein; im weiteren deutet er die den Dialog umrahmenden Chorlieder. Die philologisch präzise Studie nimmt keinen Bezug auf frühere Interpretationen der Stelle, so ist anzunehmen, dass sie, d.h. die Rede von „Kreons Schwur“, bisher kaum beachtet wurde.

hentlich), ist derjenige, den Kant in der „Schlußanmerkung“ seiner *Theodizee*-Schrift herausstellt.³⁹ Hölderlin wittert in Hämons Worten die ungeheure Anklage gegen den Vater, nicht wahrhaftig zu sein, gegen sein eigenes unmittelbares Bewußtsein zu reden, selber nicht zu glauben an die Gerechtigkeit seiner Tat. Angesichts der Anklage ist Kreon gezwungen, zu schwören. (Für Hämon wäre demnach der Schwur – mit Kants Wort – ein „Erpressungsmittel“; oder will er den Vater durch den erzwungenen Schwur bloß *ernüchtern*?⁴⁰) Und Kreon entspricht dem Zwang auf eine seltsame Weise: „Wenn meinem Uranfang' ich treu beistehe, lüg' ich?“ Kein Schwur, kein Meineid; aber auch nicht einfach Irrtum; vielmehr etwas befremdend Verworrenes. Unter dem schnell, überraschend anbrechenden Zwang, zu schwören, wird nicht Meineid geschworen, sondern im Augenblick des Aussprechens entstellt sich das Wort zu einer *Drohung*; denn Drohung ist dieses „lüg' ich?“; und da sie *anstelle des Schwurs* zur Sprache kommt, ist die Drohung, besonders furchtbar, wie *die eines Gottes*. Denn Kreons Wort, dass er seinem „Uranfang' treu beistehe“, ist wie eine gänzliche Umkehr im Wahnsinn: er helfe seinem, stütze seinen Uranfang; Beistand in solchem Verhältnis kann aber nur ein Gott gewähren. (Vom Uranfang mag die Rede anstelle des Tragens vom Abgrund des Schwurs sein.) Nicht so sehr das Verständige fehlt; vielmehr das Nüchterne. In der Fortsetzung des Streits wird die „Drohung“ sogleich thematisch (Hölderlin übersetzt „Zornlust“), und die Streitenden schreiben einander „leeren Sinn“, d.h. den Fehl der Nüchternheit zu. Schließlich sagt Hämon den Kern solchen Fehls aus: „Du möchtest etwas sagen, hören nichts.“ (V. 786) Das beständige Etwas-sagen-wollen kann, wo zu hören aber kaum Etwas zu hören ist, nur drohen. Genau im *Nichts-hören-können* Kreons ist der Grund für sein *Nicht-schwören-können* zu erblicken.⁴¹ –

Bis auf die Höhe des Rechts

Bist du, o Kind, wohl tiefgefallen, (V. 884f.)

Die Höhe, auf die Antigonä tief fällt, muss der Abgrund ihres *ungesprochenen* Schwurs sein. Sie schwört auch im Dialog mit Kreon nicht; als Antwort auf

³⁹ Kant, Über das Mißlingen... (S. Fussnote 9). Um die Stelle wiederholt zu zitieren: „Ich kann zwar in dem Urteil irren, *in welchem ich glaube* Recht zu haben, denn das gehört dem Verstand zu, der allein (wahr oder falsch) objektiv urteilt; aber in dem Bewußtsein, *ob ich in der Tat glaube* Recht zu haben (oder es bloß vorgebe), kann ich schlechterdings nicht irren, weil dieses Urteil oder vielmehr dieser Satz bloß sagt: daß ich den Gegenstand so beurteile.“ [A 219]

⁴⁰ Und als was für ein Mittel bliebe dann die Sprache zu denken, wenn in ihrer exzentrischen Mitte der Schwur als *Ernüchterungsmittel* schwebt?

⁴¹ Mit diesen Bemerkungen wurde Hölderlins Kommentar freilich bei weitem nicht erhellt; hier war aber die Aufgabe nur, seine Rede vom „Schwur“ zu prüfen.

Kreons Frage („Was wagtest du, ein solch Gesez zu brechen?“) spricht sie aber, *wahrhaftig*, im festen Glauben daran, dass sie recht hat – also spricht sie nicht nur im Glauben daran, dass sie recht gehandelt hat. Und demgemäß spricht sie, statt ihre Tat zu begründen, eher von ihrer sprachlich verfassten Grundlosigkeit. Hölderlins Übersetzung hebt dies hervor, indem sie als Anfang von Antigonäs Rede ein bloßes „Darum“ setzt:

Darum. Mein Zevs berichtete mirs nicht;
 Noch hier im Haus das Recht der Todesgötter,
 Die unter Menschen das Gesez begränzet;
 Auch dacht' ich nicht, es sei dein Ausgebot so sehr viel,
 Daß eins, das sterben muß, die ungeschriebnen drüber,
 Die festen Sazungen im Himmel brechen sollte.
 Nicht heut' und gestern nur, die leben immer,
 Und niemand weiß, woher sie sind gekommen. (V. 467ff.)

Sie ist ungehorsam Kreons „Ausgebot“ gegenüber erst, indem sie dem Unerhörten horcht und lauscht, das jedes *Ausgebot*, jedes *ausgesprochene Gebot* „*brechen*“ muss. Ein unverortbares Hören. Ein Un-ort innerhalb des Zusammenhangs der reißenden Zeit, der tragischen Wechselrede. *Die Höhe, wo Antigonä tiefgefallen, ist der Abgrund des Schwurs, des ungesprochenen.* Hölderlins Oxymoron steht für den Un-ort. Ja, ein Un-ort soll das – von Kreon unheimlich genau wie zum ungeheuren Spott verordnete – Grab Antigonäs sein, wo (wie „im Orkus“, in ihrem ὄρκος) sie *lebendig begraben*⁴² werden soll. Es wird von der sich zu verabschieden suchenden Antigonä „*unerhörtes Grab*“ (V. 879) genannt. Und Hölderlin übersetzt nicht nur „unerhörtes Grab“ im Abschiedsdialog der Antigonä mit dem Chor. In ihm geht es wiederholt um das Bett, des Hades, statt des Brautgemachs und dieses Bett ist – nach der Interlinearversion der FHA – „*alleinschläfernd*“ (für παγκοιτάς, V. 833; 839). Hölderlin übersetzt das aber als das „*alles schwaigende Bett*“, alles zum Schweigen bringende Bett. Dieses „alles schwaigende“ dürfte aber das Echo vom „*alles hörenden Schwur*“ am Ende des „Oedipus auf Kolonos“ werfen. –

Die Nüchternheit, die Antigonä zuteil wird, bezeichnet einen Moment, der nicht gehabt werden kann. Darum steht der Mensch „in solchem Moment“, des Nüchternen, „*am offensten*“ da – nämlich ausgesetzt, wo sie einsam redet. Dieses Offenste geht aber mit der *Aussetzung der Rezeptivität* einher. Das sprachlich sich ereignende und enteignende Nüchterne setzt nach Sophokles' und Hölderlins *Antigonä zwischen Schlaf (Traum) und Wachsein*⁴³, zwischen Lebendige und

⁴² Ein Segment im „Homburger Folioheft“ (70) spricht so: „Und Stutgard, wo ich / Ein Augenblicklicher begraben / Liegen dürfte, dort, / Wo sich die Straße / Bieget [...]“.

Tote⁴⁴, zwischen Menschen und Götter⁴⁵, weil *zwischen Sprache und Sprachlosigkeit, Sprache und Ungesprochenes aus*.

*

– „Im Orkus“: *Tragen des Eigenen, Tagtraum und Ohr-kuss*.

Es gibt Nüchternheit, die kein Eigenes oder anzueignendes Fremdes sein kann. Aber von ihr als einem aussetzenden Moment her, der nach den obigen Anmerkungen von einem unterbrechenden sprachlichen Moment, dem des (ungesprochenen) Schwurs nicht unabhängig sein dürfte, können wir zur Frage nach dem Eigenen der Abendländer zurückkehren, das mit einer provisorischen Formel als „Im-Orkus“-sein bezeichnet wird.

Nun entspringt nach Hölderlins Denken mit dem Eigenen – da es „für uns“ Menschen das Mangellose nicht geben kann – immer ein Bedürfnis mit und demgemäß muss sich das Eigene auch als „Schwäche“ und mithin als „Haupttendenz“⁴⁶ zeigen. Also muss sich das „Im-Orkus“-sein *als Stärke und als Schwäche, als Besitz und als Tendenz* aufspüren lassen.

Hölderlins Werk gibt aber nicht zuletzt auch über das Wesen des *Bedürfnis* zu denken. Wie in der Nüchternheit offenste Offenheit und Aussetzung der Rezeptivität zugleich walten, so eignet auch dem Bedürfnis eine besondere Gegenwendigkeit. Das Bedürfnis tendiert zur Unbedürftigkeit – sonst wäre es ja keines –, die Unbedürftigkeit kann aber immer noch eines bedürfen: sie selbst kann nämlich des Bedürfnis bedürfen. Die Unbedürftigkeit muss demnach auch der Anbruch eines anderen Bedürfnis sein können, das nicht wiederum zur Unbedürftigkeit des Mangellosen, absolut Vollständigen, des Geschlossenen und Einheitlichen will⁴⁷. So erscheint die *Unbedürftigkeit* doppeldeutig: einerseits kann sie *ein Offenes*, „uneigennütziges“⁴⁸ *Bedürfnis* meinen, das also nicht im

⁴³ Antigonäs Sprechen wird in den „Anmerkungen“ als das „Verständige im Unglück“ und „Träumerischnaive“ charakterisiert (Knaupp II, 370).

⁴⁴ So heißt es im Abschiedsdialog mit dem Chor (V881f.): „Nicht unter Sterblichen, nicht unter Toten. / CHOR. / Mitwohnend Lebenden nicht und nicht Gestorbenen.“

⁴⁵ Nach dem Niobe-Vergleich und dem Unverständnis des Chors (V. 865f.): „Du habst, Gott gleichen gleich, empfangen ein Loos, / Lebendig und dann gestorben.“

⁴⁶ Mit den Worten der „Anmerkungen zur Antigonä“ (Knaupp II, 374).

⁴⁷ Vgl. den Artikel „Unbedürftig“ im „Deutschen Wörterbuch“, Bd. 24, Sp. 269.

⁴⁸ Am Ende, vor dem „Wink für die Darstellung und Sprache“, spricht der poetologische Entwurf *Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig...* von „schöner, heiliger, göttlicher Empfindung“, die als heilige in einer dreifachen „Uneigennützigkeit“ begriffen werden soll (Knaupp II, 94f.). – Heidegger hebt diese Stelle in seiner ersten Hölderlin-Vorlesung hervor, um das Heilige denken zu können (Martin Heidegger: Hölderlins Hymnen „Germanien“ und „Der Rhein“, GA Bd. 39, Frankfurt a. M. 1980, 83ff.)

bloßen Angewiesensein auf etwas besteht; – andererseits kann sie aber auch *Anspruchslosigkeit* heißen, eine *Totalität*, die sich als unbedürftig nur darum darstellt, weil sie keinen Anspruch vernehmen kann.

Hölderlins Gedankengängen zufolge liegt das Schicksal einer Kultur daran, wie sie mit dem Spiel zwischen dem ursprünglich Eigenen und dem angeeigneten Fremden umgeht. Das ist aber zuerst eben ein Spiel zwischen dem Bedürfen und der ihm gemäß erreichbaren Unbedürftigkeit. Nun kommt es darauf an, ob durch die erreichte Unbedürftigkeit, die erst in der vollkommenen Aneignung eines Fremden bestehen kann, das ursprüngliche Bedürfen, das vom ursprünglich Eigenen herrührt, verleugnet wird oder nicht. So spricht Hölderlin an einer Stelle vom Untergang Griechenlands:

meinst du

Es solle gehen,
Wie damals? Nämlich sie wollten stiften
Ein Reich der Kunst. Dabei ward aber
Das Vaterländische von ihnen
Versäumt und erbärmlich gieng
Das Griechenland, das schönste, zu Grunde.⁴⁹

Dass die Griechen erreicht, sich angeeignet haben, was sie ihrer Haupttendenz gemäß wollten (nämlich ein Reich der Kunst), sagt der Entwurf aus, indem er das Griechenland „das schönste“ nennt. Wird aber das ursprüngliche Bedürfnis verleugnet, so wird auch in der erreichten Unbedürftigkeit kein anderes, höheres Bedürfen anbrechen können, und sie wird in einer entsprechenden *Anspruchslosigkeit* versanden, zum Zugrundegeh'n führen. – Welches Bedürfen ist dem Abendland eigen, welche Art Unbedürftigkeit kann ihm beschieden sein? Die Konzeption, die solche Fragen stellen lässt, ist selber eine abendländische, eigene. Sie und der ihr eingeschriebene Wille zum Eigenen muss zerbrechen – paradoxerweise erst so wird sie sich als eine zeigen, die *nicht* im Schreiben eines Gesetzes erschöpft, das als Gesetz vom Untergang des Eigenen sich immer schon auch den Untergang aneignet (wie die Konzeption ihr eigenes Scheitern). Erst wenn sie zerbricht, kann sie ihren dialektischen Gang der Geschichte als Müßiggang anzeigen. Die im folgenden zu lesenden Entwürfe Hölderlins scheinen dank ihrer Sprache, die sich als eigene weder verleugnet noch verklärt, zuletzt solch ein glückliches Zerbrechen zu vollziehen. Wie der eben zitierte Entwurf, der nach der Beschreibung des Untergangs von Griechenland lakonisch behauptet: „Wohl hat es andere / Bewandtniß jez.“ Und dann zerbricht, indem er schreibt:

⁴⁹ Knaupp I, 430.

und wie mit Diamanten
In die Fenster machte, des Müßiggangs wegen
Mit meinen Fingern [...] ⁵⁰

Mitten im eigenen Fremden: eine Fingerschrift des Zerbrechens, die Fenster zu öffnen, die sich, des Müßiggangs wegen, nicht öffnen lassen.

Dem Eigenen der Abendländer als „Im-Orkus“-sein – das sich als das ursprünglicher Eigene und auch als eine ihm entsprechende Tendenz zeigen muss – versucht die Betrachtung im weiteren an zwei Stellen in Hölderlins Werk zu begegnen; wie der „Orkus“ gehören auch diese zu den selten diskutierten. – Nach der ersten Stelle ist es als ein *Tragen des Eigenen* zu fassen, nach der anderen – im Entwurf neben dem Namen *Cäcilia* – als *Tagtraum*.

Beide Entwürfe, die hellhörig und *nüchtern* sprechen, scheinen einen Zustand aufzureißen, der sich als *Rauschzustand* fassen lässt. Der eine spricht vom betäubenden „Tosen“, der andere von einem unerhörten „Rauschen“.

*

Die erste Stelle, die, indem sie vom Orkus spricht, ausgesprochen das „*Eigene*“ der Abendländer zu sagen sucht, ist ein Entwurfssegment zu „*Der Archipelagus*“:

Wehe! wie im Orkus, lebt
ohne Götter das Menschengeschlecht, an die eigene
Kunst, an eigenes
Wissen allein, und die eigenen Triebe
geschmiedet, und in der tosenden
Werkstatt, höret jeder nur sich,
und Tag und Nacht arbeiten die Geister
Aber umsonst, und unfruchtbar, wie
die Furien, ist die Sorge und Mühe der
Armen. Denn ⁵¹

Der – nach Sattlers editorischer Anmerkung „unausgeformte“ – Entwurf mutet als eine rohe, aber fast keiner Ausformung bedürftige, schockierende Verdichtung von Hölderlins Welt-erfahrung an (und Verdichtung auch dessen, warum dieses Œuvre seine Leser im 20. Jahrhundert und heute weniger als ein literarhistorischer Gegenstand unter anderen betrifft denn als unmittelbareres, gegen-

⁵⁰ Knaupp I, 431.

⁵¹ FHA 3, 228f. (Der Text wird auf dem Umschlag des dritten Bandes der Kritischen Textausgabe von Sattler zitiert.)

wartsbezogenes Wort zu treffen scheint). – Das „Im-Orkus“-sein und -leben wird dem Anfang des Segments zufolge als ein In-der-Welt-sein der Götterlosigkeit zu begreifen sein. Den vorangehenden Betrachtungen, denen zufolge der Orkus vom Eidschwur (ὄρκος) her und dieser als ein hörender, als ein Hören zu fassen ist, kommt entgegen, dass dieser Entwurf, der vom „im Orkus“-sein ausgeht, in der Mitte vom Hören spricht. Also legt er auch nahe, Orkus in dessen Sprachlichkeit aufzureißen.

Zugleich spricht er, dreifach wiederholt, vom „eigenen“. Die Rede vom Eigenen, wodurch das Leben „im Orkus“ umschrieben werden soll, lässt dabei leicht überhören, dass allererst das „Ohne Götter im Orkus leben“ als das Eigene des (abendländischen) „Menschengeschlechts“ angesprochen wird. Und dieses Eigene wird durch ein eigentümliches Verhältnis zum Eigenen gekennzeichnet. Dieses Eigene heißt an das Eigene „geschmiedet“ zu sein; – mit sich selbst zusammengekettet in einem Kontinuum und *sich selbst tragend* (schleppend)⁵². Das In-sein in einem geketteten Kontinuum des Eigenen kommt zweifach zur Sprache: „im Orkus“, „in der tosenden Werkstatt“. Die Vorstellung des Tosens rührt, so scheint es, vom Schmieden, vom Arbeiten „Tag und Nacht“ her; das Tosen der Werkstatt verdrängt alle anderen Stimmen und so „höret jeder nur sich“. Aber um was für ein Schmieden und Arbeiten geht es? Wie, wenn es ein sprachliches Geschehen ist? Und tost es vielleicht, demnach, allererst im Ohr, im Ohr eines jeden? Liegt die „tosende Werkstatt“ im Ohr? Ist sie das Ohr? Das „nur sich hörende“ Ohr? Und „wie im Orkus“: „in der tosenden Werkstatt“. Wie also hören, mit welchem Ohr, das „wie“, jene Weise, in der Orkus und tosende Werkstatt, im Zeichen des In-seins, ineinander gestiftet werden? Was wird, wird der Orkus im Ohr als tosender Werkstatt hergestellt? Tostet der Orkus im Ohr? Was ist Orkus als taub machendes, betäubendes Tosen des Ohrs, das er zu einer Werkstatt bildet, in der „umsonst, und unfruchtbar“ und *nur* gearbeitet wird? Die tosende Werkstatt ist keine mehr, wo Werke hervorgebracht werden, sondern ein Tosen statt Werk. Was, wenn nicht Orkus, könnte die abendländische *Frucht des Ohrs* sein?

„Wehe! wie im Orkus, [...]“ – dieses „wie“, die Weise des kontinuierlichen In-seins, das den Orkus zur tosenden Werkstatt des Nur-sich-hörens bestimmt, das „wie“ ist zu nah, zu gleich dem Laut der *Klage*: „Wehe! wie im Orkus“. Ein „Wehe!“ im Orkus. Laut von Geburtswehen, oder Klagelaut der Unfruchtbarkeit? Aber wer oder was klagt im *Orkus*? *Klagt der ὄρκος, der Schwur*? Wie – kann

⁵² Vgl. eine Formulierung im großen Brief an den Bruder vom 1. Januar 1799: „[...] die meisten [Deutschen] sind auf irgend eine Art, wörtlich oder metaphorisch, an ihre Erdscholle gefesselt und wenn es so fort gienge, müßten sie sich am Ende an ihren lieben (moralischen und physischen) Erwerbissen und Ererbnissen [...] zu Tode schleppen.“ (Knaupp II, 725)

der Schwur klagen? Und wie klagt er? Ist das „Wehe!“ im Orkus, ist die Klage des Schwurs *zugleich* auch der Laut von Geburtswehen? Will der Schwur sich austragen? Wenn der Schwur sich austragen, wenn er ausgetragen werden soll (zu etwas Anderm als versprochene Sprache werden, das fortan getragen wird), so wird er *ausgetragen* erst, wenn er *gebrochen* wird; und er klagt darüber oder genauer daher, dass er gebrochen worden. *Worum der Schwur klagt*, was er im Eidbruch verloren hat, ist das, was beschworen worden ist. Dabei kann es nur um einen promissorischen Schwur gehen. Es kann unter anderem *Treue* versprochen werden. Was aber jeder Schwur, nicht nur der promissorische, immer schon verspricht – liegt doch darin die Möglichkeitsbedingung des Schwurs überhaupt –, ist die *Eidestreue*. (Demnach hat der hier gemeinte Eidbruch nichts mit Meineid zu tun, weil es um ein dem Schwören innewohnendes Versprechen geht, das von subjektiven Vorsätzen unberührbar bleibt.) Der gebrochene Schwur klagt um die Eidestreue. *Wie wird aber die Treue zum Eid – d.h. nicht zu einem bestimmten Eid, sondern zum Eid überhaupt – gebrochen?* Es geht also um eine Untreue noch vor jedem möglichen Eidesthema, sie betrifft nicht das jeweilige Thema. Das Besondere daran, dass der Eid als solcher *gebrochen* wird, erscheint, wenn man bedenkt, dass der Eidschwur selbst ein *Bruch*, eine rückhaltlose Öffnung des jeweiligen Sinnzusammenhangs, eines sprachlich zu Stande gebrachten Kontinuums ist.⁵³ Durch das für ihn konstitutive (ungesprochene) Versprechen lockert, öffnet, durchbricht er die Zeit als Kontinuum; er sprengt das Kommende aus dem Sinnzusammenhang, dessen Bett es zu empfangen hat. So kann man sagen, dass die Eidestreue ein Splitter⁵⁴ des Ungesprochenen in jedem Augenblick bleibt, jeden Augenblick des Gesprochenen teilt.

Der Eidbruch als Bruch der Treue zum Eid überhaupt bricht das Versprechen, das für jeden Schwur konstitutiv ist. Dieses Versprechen muss ungesprochen bleiben, weil es das ist, was jedes ausgesprochene Versprechen und mithin die Sprache erst erlaubt, gebietet. Durch das ungesprochene Versprechen mitten in ihm bleibt der Schwur eine Öffnung im Kontinuum des Gesprochenen. Der Schwur ist, zum Abgrund seiner selbst, die *Treue zur Sprache als zur bloß versprochenen*.⁵⁵

⁵³ Die „Anmerkungen zum Oedipus“ münden in einen der tiefsten, schwierigsten Sätze, der über den Zusammenhang von Untreue und Lücke bzw. lückenlosen Weltlauf spricht: „[...] der Gott und der Mensch, damit der Weltlauf keine Lücke hat und das *Gedächtnis der Himmlischen nicht ausgeht, in der allvergessenden Form der Untreue sich mittheilt*, denn göttliche Untreue ist am besten zu behalten.“ (Knaupp II, 315f.)

⁵⁴ Nach Benjamins Bild und Gedanken im „Anhang“ seiner Schrift „Über den Begriff der Geschichte“ (GS I/2, 704).

⁵⁵ Vgl. W. Hamachers Studie „Afformativ, Streik“; eine ihrer Schlussfolgerungen lautet: „Wenn Sprache sich [...] in ihrem absolut performativen Charakter immer nur ver-

Der Eidbruch als Bruch der Treue zum Eid überhaupt muss immer um eines Sinnzusammenhangs willen geschehen. Der Eidbruch muss das für den Schwur konstitutive Versprechen gleichsam einlösen, d.h. seine bloß versprochene Sprache und Versprechen zur konstituierten bedeutenden Sprache festbinden: Austrag oder Geburt der bedeutenden, über sich hinausweisenden Sprache aus dem Eidbruch, aus der Untreue zur versprochenen Sprache, aus der Untreue zum lautern Hören. Geburt, Austrag der eigenen Sprache, und somit des Eigenen. Der Schwur, ein unbeherrschbar Sprachliches, das sich nie aneignen lässt, wird gleichsam zum unerträglichen oder ertraglosen ausgelegt und eben darum abgelegt (abgelegt im doppelten Sinne)⁵⁶, und erst so wird ein *Eigenes getragen*. Und es wird *fortwährend* getragen; denn wenn der Eidschwur als solcher gebrochen (aus sich hinausgetragen) wird, geht seine Performanz verloren, den Bruch des jeweilig eigenen Sinnzusammenhangs zu erlauben, zu gebieten.

Im Austrag des Schwurs (im Bruch der Treue zum Eid überhaupt) kommt nicht nur das Eigene zu Stande, das hinfort – gleichsam zum Ersatz der Eidestreue und als derer Entstellung – „treu“ getragen wird.⁵⁷ Ineins damit geschieht auch Ärgeres. Denn weil die ungesprochene Eidestreue mit jedem (öffentlich abgelegten oder zuerst nur für sich ausgesprochenen) Schwur wesensgemäß „bis zu Orkus Thoren“⁵⁸ geschworen wird, muss mit derer Bruch *der Tod, der Ort der Toten* anbrechen: Orkus. Hierin liegt also ein möglicher Ursprung von Hölderlins vielfältig zur Sprache gebrachtem Gedanken an „uns“ Abendländer als „lebendig-tote“⁵⁹, als „Schatten“ und Herzlose.

spricht, dann verspricht sie strenggenommen nicht sich, sondern verspricht ihr Versprechen [...]“. (In: Was heißt „Darstellen“?, hg. von Christiaan L. Hart Nibbrig, Frankfurt a. M. 1994, S. 363).

⁵⁶ Ob mit diesem Doppelsinn von Ablegen des Eides (und mithin der Treue) vielleicht auch die letzten Verse von „Mnemosyne“ zusammenhängen, die von Ablegen sprechen? – Alles das dürfte auch vom Eidesverbot Jesu (Matth. 5, 33-37), das sich auf den ausgesprochenen (und tendenziell ostentativen) Eidschwur bezieht, nicht unabhängig sein.

⁵⁷ Vgl. die Stelle in Benjamins Trauerspielbuch über Treue und Untreue; GS I/1, 333f.

⁵⁸ Knaupp I, 123. In der weiter oben berührten „Hymne an die Schönheit“.

⁵⁹ Im Brief an die Schwester vom 4. Jul. 1798 heißt es: „Je mehr Rosse der Mensch vor sich vorausspannt, je mehr der Zimmer sind, in die er sich verschließt, je mehr der Diener sind, die ihn umgeben, je mehr er sich in Gold und Silber steckt, um so tiefer hat er sich ein Grab gegraben, wo er lebendig-todt liegt, daß die andern ihn nicht mehr vernehmen und er die anderen nicht, trotz all des Lärms den er und andre machen.“ (Knaupp II, 693) Im Brief an Susette Gontard vom Ende Juni 1799: „[...] wie ich oft, ein glimmend Lämpchen umhergehe, und betteln möchte um einen Tropfen Öl, um eine Weile noch die Nacht hindurch zu scheinen – siehe! da geht ein wunderbarer Schauer mir durch alle Glieder, und leise ruf' ich mir das Schreckenwort zu: lebendig Todter!“ (Knaupp II, 779).

Die *eigene* Sprache bestimmt sich notwendigerweise zum Mittel der Aneignung. So schlägt der Austrag der in der ungesprochenen Eidestreue versprochenen Sprache zur eigenen Sprache unmittelbar ins Tragen des Eigenen um und zugleich bestimmt er dieses Tragen zum eigentlichen Eigenen. Der Austrag der eigenen Sprache entspringt dem Eidbruch. Mit diesem Austrag wird aber der Ort des Todes ausgetragen. Die unausgesetzte *Arbeit*, den ausgetragenen Tod am Orte zu *tragen*, heißt aber eben: *Unfruchtbarkeit*. Arbeit solchen Tragens, nichts anderes, stellt die *Frucht*⁶⁰ „im Orkus“ dar.

„Tag und Nacht arbeiten die Geister“ (d.h. die Totengeister) – also arbeiten sie *ohne Muße* – weil *ohne Muse*. Allein bei ihr wird geschworen die ungesprochene Treue, deren Versprechen Möglichkeitsbedingung des Schwurs ist. Warum allein bei der Muse? Weil es auf das *Hören*, die Möglichkeit eines *anderen* Hörens ankommt.

Der Schwur ist der Ort, wo versprochene Sprache und Treue zugleich entspringen und im Entspringen bleiben. Orkus aber, wo – „in Arbeit wohnend“⁶¹ – das Tragen selbst als das Eigene getragen wird, ist die Stätte einer entstellten Treue, der Treue der „nur sich Hörenden“.

*

Die andere Stelle, die vermutlich das *Eigene* der Abendländer – und zwar im Hinblick auf den *Orkus* – diskutiert, ist der eigentümlich subtile, nach seinem Charakter in Hölderlins Dichtung einzigartige Entwurf, der auf dem vorletzten Blatt des „Homburger Foliohefts“, neben den Entwürfen zu „Mnemosyne“, in einem Ansatz niedergeschrieben worden:

⁶⁰ „Frucht von Hesperien“, steht an der Stelle im *Brod und Wein*, wo die frühere Fassung „Orkus, Elysium“ sagt. Eine Stelle im „Homburger Folioheft“ (72) spricht von den „Unfruchtbaren“: „Und schenket das Liebste / Den Unfruchtbaren / Denn nimmer, von nun an / Taugt zum Gebrauch das Heilge.“ Nach einer Deutung dieser Stelle schreibt Hamacher: „[...] so überläßt sich [...] das hölderlin'sche Vaterland einer Sphäre, in der es als Substanz oder als autonomes Subjekt, dessen Kriterium die Fähigkeit zur Selbst-Erhaltung wäre, verloren geht: dem Orkus, Thanatos. Das Zwischen, in dem Hesperien lokalisiert ist, gehört als Ende, als Modus von Täuschung dem Aufenthaltsort der Unfruchtbaren *kat exochen*: der Toten an – denen nichts gehört“ (Werner Hamacher: „Bild und Zeichen in der späten Lyrik Hölderlins“, Magisterarbeit Freie Universität Berlin 1972, S. 107).

⁶¹ „in Arbeit wohnend, in Quaaalen wild?“ – so übersetzt Hölderlin den Vers 1232 im „Oedipus der Tyrann“.

Auf falbem Laube ruhet
 Die Traube, des Weines Hoffnung, also ruhet auf der Wange
 Der Schatten von dem goldenen Schmuk, der hängt
 Am Ohre der Jungfrau.

Und ledig soll ich bleiben
 Leicht fanget aber sich
 In der Kette, die
 Es abgerissen, das Kalblein.

Fleißig

Es liebet aber der Sämänn
 Zu sehen eine,
 Des Tages schlafend über
 Dem Strikstrumpf.

Nicht will wohllauten
 Der deutsche Mund
 aber lieblich
 Am stechenden Bart rauschen
 Die Küsse.⁶²

Und auf dem selben Blatt, im selben Ansatz, rechts, in der Mitte, in der Höhe des Worts „Fleißig“, ein Stichwort: „Cäcilia“. Vielleicht ein möglicher Titel, oder Titelentwurf⁶³. Der Entwurf lässt sich als eine Auseinanderschreibung des Worts *Orkus* zu „*Ohr - Kuss*“ lesen, indem der erste Satz vom „*Ohre*“ spricht, das letzte Wort aber, gewissermaßen um die Wortlosigkeit zu bezeichnen, „*Küsse*“ heißt. Die „eine“, die „Jungfrau“, deren Küsse „am stechenden Bart rauschen“, wäre Cäcilia, die sich nach ihrer von Herder mehrfach behandelten Legende als Jungfrau auszeichnet. Da der Entwurf über eine „Jungfrau“ spricht, und zwar in der Nähe zur „*Traube*“, die aber nach der Handschrift zuerst „*Taube*“ heißen sollte, und da „*Traube*“ ein Anagramm von „*Braut*“ ist, kann man annehmen, dass der Text es genau mit der heilig gewordenen Braut der Legende zu tun hat. Die Legende lautet in Herders Fassung:

⁶² Knaupp I, 433f.; „Homburger Folioheft“ 116; nach dem letzteren wird im korrigierten Satz nicht mehr „Kälblein“, sondern „Kalblein“ geschrieben.

⁶³ In FHA 8 schreibt Sattler zum Entwurf „Auf falbem Laube...“, der nach seiner Betrachtung zum Segment-komplex des „Doppelgesangs“ „Die Nympe“ / „Mnemosyne“ gehört: „die erste, anderthalbstrophige vorfügung Σ 77 ‚Auf falbem Laube...‘ wurde mit dem eher ironischen Herder-zitat Σ 78 ‚Cäcilia‘. verworfen [...]“ (FHA 8, 731). Er nennt den Entwurf dann einen aufgegebenen „persönlichen eingang“ (734).

Vielleicht ist keine Schutzpatronin in der Welt zu ihrem Amt unschuldiger gekommen, als *Cäcilia*, die Schutzpatronin der heiligen Tonkunst. Sie kam dazu, weil sie auf die Musik *nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte*, und mit etwas Höherem beschäftigt, sich von ihren Reizen nicht verführen ließ. So schreibt die *Legende*: „Eine edle Jungfrau, Cäcilia, hörte Gottes Stimme, und trug das Evangelium Christi verborgen in ihrer Brust. Mit Thränen bat sie den Herren, daß unter seinem Schutz sie eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüngling, Valerian, ward ihr Bräutigam, von brennender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der Tag ihrer Hochzeit bestimmt; mit Goldgestickten Kleidern ward Cäcilia bekleidet; aber an ihrem Leibe trug sie ein haarenes Gewand. Eltern und Bräutigam stürmten auf sie, daß sie die Liebe ihres Herzens, mit der sie Christum allein liebte, nicht zeigen konnte. Der Tag der Hochzeit kam, das Brautbett war gesetzt, *die Instrumente tönnten; sie aber in ihrem Herzen sang zum Herren allein* und sprach: ‚reinige mein Herz, mein Leib sei unbefleckt, daß ich nicht vor dir erröthe.‘“⁶⁴

Nach der Darstellung der festlich geschmückten bräutlichen Jungfrau spricht die zweite Strophe so: „Und ledig soll ich bleiben / Leicht fanget aber sich / In der Kette, die / Es abgerissen, das Kalblein.“ Mit dem Wort vom Ledigbleiben wird auf die Jungfrau Bezug genommen; die Heirat soll ausbleiben. Ist die Jungfrau Cäcilia, scheint der Entwurf den Sachverhalt der Legende auf seltsame Weise umzukehren: denn hier verhält sich das Ich wie Cäcilia, nämlich heiratsscheu. Als ginge es aber, so will es scheinen, nicht so sehr um Heirat als vielmehr um Scheidung, und darum, dass sich das Ich kaum scheiden kann. Oder: seltsamer noch, und genauer: Als läge nicht ein Verhältnis von Braut und Bräutigam oder von geschiedenen Ehepartnern vor, sondern zunächst eines von Mutter und Kind; dies deutet nämlich das Wort „Kalblein“ nachdrücklich an. Die *Mutter* wird aber *Jungfrau* genannt. So aber erscheint das Ich als der unbefleckt Empfangene seiner Mutter. Also imitiert dieses Paar das von *Jesus und Madonna*? Entspricht die Jungfrau Cäcilia der Madonna? (Ahmt ja die Jungfrau Cäcilia der Legende nicht die Madonna nach?) Entsprechung auf eine entstellte Weise, indem sie Frau und Gattin, d.h. *Ma Donna*, die *eigene* des Ich sein soll? Befremdend bleibt dabei, dass das Ich sich „Kalblein“ nennt, im selben Satz, indem es *nüchtern* spricht: „Und ledig soll ich bleiben“. Nüchtern ist es aber auch in dem Sinn, den das Diminutivum anzeigt: es geht nämlich um das neugeborene „Kalblein“ und dieses wird im Deutschen, nach dem „Deutschen Wörterbuch“, auch „*nüchternes Kalb*“ genannt.⁶⁵

⁶⁴ Johann Gottfried Herder: Cäcilia (Zerstreute Blätter, 1793), in: ders., Sämtliche Werke, hg. von B. Suphan, Bd. 16, Berlin 1887, S. 253-272, hier: 253f. – Siehe den Brief 127 „Cäcilia“ in Sattlers Friedrich Hölderlin – 144 fliegende Briefe (Darmstadt Neuwied 1981, S. 583ff.).

⁶⁵ Unter dem Artikel „nüchtern“, Bd. 13, Sp. 970.

– Und wie die letzte Strophe nicht nur an die Reihe *Traube–Braut–Taube* wieder ein Glied – *Bart* – lose aufschnürt, sondern im Satz „Nicht will wohllauten / Der deutsche Mund“ ausdrücklich über die Lautlichkeit reflektiert (über die eigene, indem der Satz vom Nicht-wohllauten-wollen sich auf das gleichsam zungenbrechende Wort „Strikstrumpf“ beziehen kann) und somit das den Entwurf thematisch bestimmende Verhältnis von Ich und Jungfrau als ein sprachliches exponiert – so entfaltet sich die Gestalt der Jungfrau als eine *Allegorie der deutschen Sprache*⁶⁶, d.h. der *Muttersprache*. So geht der Entwurf das Verhältnis des Ich zur Muttersprache an, die aber – denn „ledig soll ich bleiben“ – nicht „*Ma Donna*“, die eigene Frau des Sprechenden und er nicht Herr über sie werden soll. Der Entwurf behandelt aber weniger die Absage oder den Verzicht auf dieses genealogische und Besitzverhältnis; vielmehr vollzieht er ein anderes. Die Reihe der Paronomasien – eine *lose Kette* –, auf die hin sich der Entwurf in seinem Unzusammenhang öffnet, lässt hören, welcher Art das Verhältnis sein mag, das als ein *Sich-fangen* umschrieben wird. Es ist von *Anfang* an ein verwickeltes; das *Sich-fangen* ist eben ein *Sich-nicht-fangen-können*, sich weder als Anfang noch als des Anfangs ledig. „*Leicht*“ fanget sich der Entbundene in der Bindung an die Mutter. Dieses „*Leicht*“ im Entwurf bleibt aber doppeldeutig, so muss in der Schwebe bleiben, ob es überhaupt zum *Sich-fangen* kommt; fanget es aber sich, so ist es ein leichtes. Es ist ein schwebendes oder leichtes *Sich-fangen*: ein *Hängen*. Vom *Hängen* spricht die erste Strophe. Hier hängt „am Ohre der Jungfrau“ der „goldene Schmuck“ wie die *Frucht*, „die Traube“. Auf die Darstellung wirft aber, „wenn solches zu sagen erlaubt ist“, in ihr selbst Schatten: der „Schatten“ – dieser nämlich, und nicht der Schmuck, entspricht der ruhenden Frucht. Der „von dem goldenen Schmuck“ geworfene Schatten wirft die dargestellte Ruhe des Feierlichen und Gereiften auseinander. Denn das einfache Bild des doppelten Ruhens bleibt, wenn man die ihm entsprechenden räumlichen und Lichtverhältnisse zu rekonstruieren versucht, schwindelerregend, fast ein Fallen in die Höhe.⁶⁷ So wenig lässt sich nämlich bestimmen der – darum am ehesten linkische oder schiefe – Gesichtspunkt oder Blickwinkel, aus dem das Bild erscheinen möchte. Darum ist es im Begriffe, sich zu einer Brechung des Tageslichts, oder zu dessen Bastardisierung mit künstlichem zu verwandeln; so verwandelt sich das mimetische Bild zu einem phantasierten, entstaltenden. Die Reihe von losen Bildern, die zwar vom nächtlichen Lieben handeln, aber in einer frischen, eben erblickten

⁶⁶ Den Mund als Sprache nimmt z.B. eine Überarbeitung zu *Stutgard. An Siegfried Schmidt*: „So arm ist des Volks Mund.“ (Homburger Folioheft, 39)

⁶⁷ Vgl. – in der Nähe zu „Jungfrau“ Trunkenheit, Rauschen, und „Ammenkind“ auch – den Entwurf auf dem Blatt 69 des „Homburger Folioheft“: „Wenn nemlich der Rebe Saft, / Das milde Gewächs / suchet er Schatten / Und die Traube wächset unter dem kühlen / Gewölbe (Laube) der Blätter“ (zitiert nach Knaupp I, 417).

Fülle des Tageslichts scheinen und zu schweben scheinen, löst sich ins Fantastisch-Unterirdische, Grotteske⁶⁸ in dem Sinn und Maße, wie auf das darzustellende natürliche Antlitz, das vom Anfang bis zum Ende des Entwurfs eine Art Schauplatz bleibt, gleichsam von ihm selbst ein Schatten geworfen wird. Das erste verbindende Glied in der Reihe ist das Wort „ledig“, das das sich mit einem „Kalblein“ vergleichende Ich in ein vieldeutig *hängendes* Verhältnis zur Jungfrau bringt und zugleich auch den Schatten werfenden, ebenfalls *hängenden* „goldenen Schmuck“ mit dem „Kalblein“ in Berührung setzt. So kann sich eine genaue Anspielung an das *goldene Kalb* abzeichnen; genau, indem es um *Ohrgehänge* geht.

DA ABER DAS VOLCK SAHE / DAS MOSE VERZOG / von dem Berge zu komen / samlet sichs wider Aaron / und sprach zu jm / Auff / vnd mach vns Götter / die für vns her gehen / Denn wir wissen nicht was diesem Man Mose widerfaren ist / der vns aus Egyptenland gefüret hat. Aaron sprach zu jnen / Reisset ab die gülden Ohrenringe an den ohren ewr Weiber / ewr Sönen vnd ewr Töchtern / vnd bringt sie zu mir. Da reiss alles Volck seine gülden Ohrenringe von jren ohren / vnd brachten sie zu Aaron. Vnd er nam sie von jren henden / vnd entwarffs mit einem griffel / Vnd machte ein gegossen Kalb [...]. (2 Mose, 32, 1-4.)

Genau, bis auf das Wort „Abreißen“. Wie die „Traube, des Weines Hoffnung“, so wird auch der goldene Schmuck an den Ohren abgerissen, gelesen. Das goldene Kalb, die Frucht der Lese von Ohrgehängen. Was für eine Frucht ist aber das „nüchterne“ „Kalblein“ (eine Leibesfrucht) in Hölderlins Entwurf?

„Frucht von Hesperien ists!“? „[W]ir sind es, wir“? Oder: „Orkus, Elysium ists“?⁶⁹ *Frucht – Schatten – golden* –: in der Tat scheint die erste Strophe das an der zitierten Stelle von „Brod und Wein“ verdichtete Hesperische Hölderlins zu chiffrieren. Und weiter: die Rede vom „Kalblein“, das ursprünglich gekettet oder sich zu ketten scheint, bietet eine humoristische oder grotteske Entstellung des in Hölderlins Dichtung dem Hesperien-Konzept nahen anderen Grundmotivs, nämlich vom Dichter und *Halbgott*. Diese grotteske Entstellung erscheint durch das sich fangende Kalb und den allusionsmäßig assoziierten goldenen *Kalbgötzen*. Denn, wie es am prägnantesten „Der Rhein“ darstellt, *ursprünglich* gekettet, gefesselt ist der Halbgott:

⁶⁸ Vgl. Benjamins Bemerkungen zum Grottesken unterm Titel „Ursprung der neueren Allegorie“ im „Trauerspiel-buch“; vor dem Zitat von Horst stehen die Sätze: „Denn dem Barock gilt die Natur als zweckmäßig für den Ausdruck ihrer Bedeutung, für die emblematische Darstellung ihres Sinnes [...]. Es siegt das starre Antlitz der bedeutenden Natur und ein für allemal soll die Geschichte verschlossen bleiben in dem Requisit.“ (GS I/1, 347).

⁶⁹ So die letzte Strophe von „Der Weingott. An Heinze“ und die „Frucht“-Variante dann in „Brod und Wein. An Heinze“ (Knaupp I, 319 bzw. 380).

Im kältesten Abgrund hört'
 Ich um Erlösung jammern
 Den Jüngling, es hörten ihn [...]

die Eltern, doch
 Die Sterblichen flohn von dem Ort,
 Denn furchtbar war, da lichtlos er
 In den Fesseln sich wälzte,
 Das Rasen des Halbgotts.⁷⁰

An beiden Stellen – über den Halbgott bzw. das Kalblein – ist die Szene des Entspringens als eine des Hörens dargestellt. (Der Entwurf trägt ja möglicherweise als Titel den Namen der Schutzpatronin der Musik und demgemäß spricht er in der Tat vom „Ohre“ und „Wohllauten“.) Aber weniger dem Rhein als einem anderen Strom ähnelt das im oder am Sich-fangen *hängende* Kalb: dem Ister nämlich, von dem es heißt:

Und warum hängt er
 An den Bergen gerad? [...]

Aber allzuredultig
 Scheint der mir, nicht
 Freier, und fast zu spotten. Nemlich wenn

Angehen soll der Tag
 In der Jugend, wo er zu wachsen
 Anfängt, es treibet ein anderer da
 Hoch schon und Füllen gleich
 In dem Zaum knirscht er, und weithin schaffend hören
 Das Treiben die Lüfte,
 Zufrieden ist der;⁷¹

Eben der gerad Hängende scheint „nicht Freier“; krumm, schief, „fast zu spotten“; er fängt sich in den abgerissenen Fesseln des Ursprungs und „scheinet [...] fast / Rückwärts zu gehen“ (a. a. O.). Wie „Der Rhein“ skizziert auch „<Der Ister>“ das Verhältnis der Halbgötter, der Ströme, zum Hören. Wie im ersten das „Rasen“ des Rheins so ist im späteren Gedicht sein „Treiben“ *zu hören*. Die im Gegensatz zum Rhein charakteristische Zufriedenheit des Ister scheint aber mehr unhörbar zu sein. Nun macht er aber etwas Unerhörtes hörbar, indem er – fast rückwärts gehend, scheinbar verkümmert – weniger wächst als wachsen lässt:

⁷⁰ „Der Rhein“, Knaupp I, 342.

⁷¹ „<Der Ister>“, Knaupp I, 476f.

Wachstum hörbar ist
An harzigen Bäumen des Isters,

Lauter Hörbarkeit, die kein Übertönen wird. Die Natur, wo sie noch kaum auf dem Sprunge ist, zu klagen. Dank der Hörbarkeit ist dieses Wachstum kein Werden, um sich der Beständigkeit des Seins entgegenzusetzen, sondern es bleibt; vom „harzigen“ her, das zwischen Organischem und Anorganischem aussetzt, harrt es. – Wer oder was hört? Die Hörbarkeit? In „Der Ister“ hören den Rhein nicht mehr „die Eltern“ und der Dichter wie in „Der Rhein“, sondern „die Lüfte“, ohne die es ja kein Hören gibt. Wie die Hörbarkeit die Hörbarkeit – denn es gibt mehrere wie „die Lüfte“ – durchbricht, unterbricht, das ist ihre Geburt. Hören ist, anders als dem *Rhein* zufolge, agenealogisch. –

Was sagt der „Cäcilia“-Entwurf über das Hören und Ohr, wenn man all die angesprochenen intertextuellen Bezüge samt des vermutlichen Zusammenhangs von Kalb und Halbgott vor Augen hält? Der Entwurf stellt das „Kalblein“ als (Leibes-)Frucht⁷² dar; zugleich wird aus den Zusammenhängen klar, dass die Frucht nicht (nur) in ihrer Gezeugtheit und Reife, sondern (zumindest nicht weniger auch) von der Lese her als Frucht zu fassen ist. Der „goldene Schmuck“ muss gelesen werden, damit das (goldene) Kalb (bildlich die Entsprechung zum Wein) geboren wird. Die Lese geht dem Austrag voran? Ein besonderes In- und Durcheinander der Vorstellungen von pflanzlichem Früchte-tragen, tierischem Gebären, Entbinden, und technischer Herstellung (Keltern und Schmelzen des Goldes) wölkt sich in den ersten zwei Strophen. *Es bringt jeden Aufriss der Zeitigung in Verlegenheit*. Den bildlichen und emblematischen (Un-)Zusammenhängen gemäß sprechen die ersten zwei Strophen von der *unzeitigen Geburt des Dichters* (die durch die Rede vom Abreißen, zumal mit verwechselbarem Subjekt und Objekt, hervorgehoben wird). So bleibt er ausgesetzt: weder (Kalb-)Götze noch Halbgott. Seine Ausgesetztheit suspendiert aber auch den Status der „Jungfrau“: weder liebende Priesterin eines Götzen noch eine der Gottesmutter ähnliche Figur. Wer ist sie?

Und warum folgt all dem das Stichwort: „Fleißig“? Was für ein Fleiß? „Es liebet aber der Sämann / Zu sehen eine, / Des Tages schlafend über / Dem Strikstrumpf“. Demnach geht es um einen (Gewerbe-)Fleiß im *Stricken*. Dies Stricken erlaubt einen Blick zurück auf die zweite Strophe: die Kette, in der das Kalblein leicht „sich fanget“, kann als eine Art *Fangstrick* erscheinen. Daher der Imperativ: „ledig soll ich bleiben“. Im Sinne dieses Imperativs ist aber die Arbeit

⁷² Neben dem *Cäcilia*-Entwurf ist im „Homburger Folioheft“ die Strophe „Reif sind...“ des Gedichts „Mnemosyne“ (Die Nympe) entworfen: „Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet / Die Frücht und auf der Erde geprüft“.

der Strickenden (Weberin?) als die einer *Werberin* zu begreifen: sie, „eine“, *wirbt um das Ich – sie liebt es*.

Dies alles – das *müde* und/oder *träumerische Einschlafen* bei der *fleißigen* Arbeit des Gewerbs – bringt das Chorlied über Eros in Hölderlins „Antigonä“-Übersetzung in einem einzigen Zusammenhang zur Sprache; in ihm erscheint auch das Motiv der beschatteten Wange der Jungfrau (und des leichten Schwebens) wieder:

Geist der Liebe, dennoch Sieger
Immer, in Streit! Du Friedensgeist, der über
Gewerb einniket, und über zärtlicher Wange bei
Der Jungfrau übernachtet,
Und schwebet über Wassern,
Und Häußern, in dem Freien.⁷³

„über Gewerb einniket“: „des Tages schlafend über dem Strikstrumpf“. Was Eros tut, das *Werben*, ist zu einem *Gewerb*, zur *Arbeit* geworden. Der „Sieger“ hat *Triumph*⁷⁴ über sich selbst als den, der, gewerbsmäßig, „Tag und Nacht arbeitet“, er hat Triumph also nur, indem er „des Tages“ „über Gewerb einniket“, schläft, *träumt*. Die Arbeit des unablässigen Werbens trägt die *Tendenz zum Tagträumen* in sich. Ist das Im-Orkus-sein als das Eigene der Abendländer ein „Arbeiten Tag und Nacht“ – wie es der oben berührte Entwurf zu „Der Archipelagus“ darstellt –, so ist es als Schwäche eine *Tendenz zum tagträumenden Delirieren* oder – aus der Nähe zum Stricken (des Sieges über sich, aber Stricken auch von etwas [„Strikstrumpf“], was zu *tragen* ist) – eine *Tendenz zum Spinnen* (sei es als Erzählen von lauter Unglaubwürdigkeit, sei es als *Tendenz zum Tendieren* in jede Richtung).

Das schwebende, aber durch intertextuelle Bezüge reich unterstützte Gewölbe des Entwurfs (eine „Wange“) zwischen „Ohr“ und „Mund“ macht deutlich, dass er sich zwar an der Folie des Konzepts von dem Eigenen der Abendländer und dessen Entwicklung und Bewegung in der Entgegensetzung von Haben und Tendenz, von Stärke und Schwäche abzeichnet, aber vor allem einen sprachlichen Grund des Eigenen und Aneignens berührt, und somit ein mögliches anderes Verhältnis zu dem, was als Eigenes und Anzueignendes gegeben zu sein scheint. Solch anderes Verhältnis deutet sich als *Liebe* an. Der Entwurf spricht ja im

⁷³ FHA 16, 347.

⁷⁴ Eine andere entstellende Schreibweise des Worts „Triumph“ auf dem Blatt 75 des Homburger Foliohefts (101): „und kehr’ in Hahnenschrei / den Augenblick des Triumphs“, neben dem Ausruf „Werber!“. Solcherweise näher dem Strumpf, und Trumpf.

Grunde von Liebe, von einer, die die Materialität und Kreatürlichkeit der Sprache braucht. In der letzten Strophe, die in einer unerhörten Nähe spielt und die Hörbarkeit der Küsse dank der stechenden bärtigen Wange wahrnimmt, stellt sich als Inbegriff solcher Liebe der *Ohr-kuß* dar. Aber schon die erste Strophe zitiert die sprachnah wesende und webende Liebe: „*Am Ohre* der Jungfrau“ – *amore*. – Die Liebe *hört*, sie *hängt* nicht erst am Wort, sondern vor allem *am Ohre* der/des Geliebten.

„Des Tages schlafend / Über dem Strikstrumpf“ –: nach all den Bezügen beschreibt dies das „Im-Orkus“-sein: unausgesetztes Arbeiten „Tag und Nacht“ – das müßige Kontinuum der *Zeit des Gewerbes* – und, demgemäß, ein *müdes Träumen*⁷⁵. Das Wort „Strikstrumpf“ ist ohrenbetäubend, der Strickstrumpf selbst aber, wie er in der Szene des Entwurfs als *Ohr(en)kissen*⁷⁶ gebraucht wird, betäubend. Das in den ersten Zeilen der letzten Strophe in seiner Lautlichkeit reflektierte Wort „Strikstrumpf“ ist das Emblem dafür, dass die Sprache „im Orkus“ – gleichsam bloßes Nebenprodukt jenes Arbeitens – nur noch eine mimetologische Doppelung des Eigenen ist, das immer schon als *Rauschmittel* wirkt –: das ist das „Nur-sich-hören“, das Nicht-hören. Und so „ruhet / Die T[r]aube“:

Anders aber die Liebe (*amore*) als ein Hängen „am Ohre“. Sie bricht an, indem die Wange – in die die Röte steigt, die glüht und Kühlung und Küsse braucht – als Hang und Abhang, Biegung⁷⁷ zwischen Mund und Ohr wahrgenommen wird. Das umschreiben die letzten Zeilen des Entwurfs:

aber lieblich
Am stechenden Bart rauschen
Die Küsse.

Anders rauschen. „*Am [...]* Bart“ wirft das Echo von „*Am Ohre*“ als *amore*. Der Bart aber, die behaarte Haut erinnert an das Haar des Kalbs, das Kalbsfell⁷⁸.

⁷⁵ Hier darf die überraschende Formulierung im Brief an Wilmans vom „Dec. 1803“ zitiert werden: „Übrigens sind Liebeslieder immer müder Flug, denn so weit sind wir noch immer, trotz der Verschiedenheit der Stoffe“. (Knaupp II, 927)

⁷⁶ Das Wort ist im „Deutschen Wörterbuch“ in der Gestalt „Ohrkissen“ verzeichnet.

⁷⁷ Die Duden „Etymologie“ schreibt zum Wort „Wange“: „Das *altgerm.* Subst. [...] ist wahrscheinlich verwandt mit *bayr.-österr.* Wang ‚Wiesenabhang‘ [...]. Den angeführten Substantiven ist wahrscheinlich die Grund-bedeutung ‚Biegung, Krümmung‘ gemeinsam“.

⁷⁸ Die Legende der Cäcilia sagt von ihr (in der oben angeführten Übersetzung Herders): „mit Goldgestickten Kleidern ward Cäcilie bekleidet; aber an ihrem Leibe trug sie ein *haarenes* Gewand.“ Der von Herder zitierte lateinische Text der Legende lautet an dieser Stelle: „*Caecilia vero subtus ad carnem cilicio induta [...]*“. *Cäcilia*: *ad carnem cilicio* – darüber aber Goldgestickte Kleider.

Kalbfell ist aber ein anderes Wort fürs Trommelfell, das wiederum in einer Weise doppeldeutig ist, die für die Szene und somit den ganzen Entwurf konstitutiv bleibt. Die geküsste behaarte *Wange* als das *Trommelfell des Ohres*. Das geküsste Ohr.

Die letzten Zeilen nach dem Einnicken der fleißigen „einen“ stellen kein Gewerbe, sondern eine unerhörte *Werbeszene* dar: die des Anwerbens und *Sich-anwerben-lassens*. Die Gestalten des Entwurfs als Gestalten – Jungfrau und Kalblein Ich, Sämann und die eine – verschwinden hinter der Vergrößerung eines intimen Details, das durch die Vergrößerung so nahe kommt, dass es kaum mehr zu sehen, sondern nur zu hören ist: eine Einführung ins Ohr. *Die Geburt des Hörens aus der Berührung* am Bart, an der *Wange als Trommelfell* – der Küssenden sowohl als des Geküssten. Das Neugeborene der stechenden Berührung ist ein *Hören, vor jeder Sprache*, die als „deutsche“, eigene oder als fremde könnte „wohllauten wollen“.

Der so Geküsste *lässt sich* also *anwerben*. Eine andere Wendung für das *Sich-anwerben-lassen* heißt aber: „zum *Kalbfell schwören*“.⁷⁹ Aber was könnten die erörterten Verse mit dieser militärischen Redewendung zu tun haben? Nun wenn sie sich als eine subtile und subkutane Diskussion dieser Redewendung fassen lassen, so geht es darum, dass sie sie entwaffnen, indem sie sie, also die Wendung „zum *Kalbfell schwören*“, beim Wort nehmen, wörtlich nehmen und durch die dargestellte Wortlosigkeit der Szene *vor die Sprache* der Redewendungen zurückgreifen lassen. Damit entwaffnen sie zugleich auch die Vorstellungen, die die in Hölderlins früheren Gedichten bestimmende Metapher von „Waffen des Worts“⁸⁰ implizieren kann.

Nun, demnach – wer hört die Geburt der Liebe (zur Sprache) aus dem Hängen „am Ohre“? Wohl der „*alles hörende Schwur*“, der nicht spricht, sondern, fern

⁷⁹ Unter dem Artikel „Kalbfell“ zitiert „Das deutsche Wörterbuch“ zu dieser Wendung eine Stelle bei Schiller (Bd. 11, Sp. 58). – Vom Kalbfell, Trommelfell, spricht der Entwurf „Griechenland“ in einem kühnen Bild:

„O ihr Stimmen des Geschicks, ihr Wege des Wanderers
Denn an der Augen Schule Blau,
Fernher, am Tosen des Himmels
Tönt wie der Amsel Gesang
Der Wolken heitere Stimmung gut
Gestimmt vom Daseyn Gottes, dem Gewitter.
Und Rufe, wie hinausschauen, zur
Unsterblichkeit und Helden;
Viel sind Erinnerungen. Wo darauf
Tönend, wie des Kalbs Haut

Die Erde, von Verwüstungen her, Versuchungen der Heiligen [...]“ (Knaupp I, 479).

⁸⁰ So z. B. in „Am Quell der Donau“, Knaupp I, 353.

vom Willen zum Wohllauten, ein bloßer, entblößender *Aufbruch des Nur-sich-hörens* bleibt.

Ohr-kuss: Das wäre also eine letzte Fassung von Orkus in Hölderlins Dichtung. In der Nähe zum ungesprochenen Schwur mag es das Emblem für ein Verhältnis zur Sprache sein, das die sprachlichen Ketten daselbst – „Orkus, Elysium istis“⁸¹ – löse.

⁸¹ „Der Weingott“, Knaupp I, 319.

Jean-Marie Valentin (Paris)

**Den Ungeheuren, den Gigantischen [und nicht / oder doch?] den Großen: Wie hätte man ihn nennen sollen?
Corneille, Lessings Diktum und einige kritische
Reaktionen darauf¹**

I

Mit dem im Titel stehenden, von mir für die vorliegende Publikation ironisch-herausfordernd modifizierten Zitat, knüpfe ich an eine der bekanntesten Stellen an, in welchen Lessing Corneille am negativsten würdigt. Die zur Frage stehende vernichtende Kritik ist am Ende des 30. Stücks der „Hamburgischen Dramaturgie“ zu lesen. In seiner ursprünglichen Formulierung hat der ganze Satz folgenden Wortlaut: „Den Ungeheueren, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen; aber nicht den Großen“. Und dann kommt die für Lessing-Kenner nicht ganz überraschende Rechtfertigung: „Denn nichts ist groß, was nicht wahr ist“.²

Dem poetologischen, abschätzenden Urteil wird somit – und zwar apodiktisch – ein Philosophem zu Grunde gelegt, wodurch dem ästhetischen Standpunkt eine höhere Legitimierung zukommen soll – übrigens ein gutes Beispiel für die vor kurzer Zeit in Frankreich verfochtene These, der zufolge das Philosophische in Lessings mannigfaltigen Interessen das verbindende und bestimmende Moment gewesen sei.³ Ob dies hier der Fall ist und ob man auch ohne Bezugnahme auf diese grundsätzliche Position auszukommen vermag, bleibe dahingestellt. Denn Lessings Feldzug gegen die französische „haute tragédie“ lässt sich allgemeiner – und zugleich – als ein ästhetisches, nationales und sozial-philosophisches Unternehmen einstufen – der Hinweis auf „das Wahre“ verleiht folglich seiner

¹ Vorliegender Text wurde zuerst am 22. Juni 2006 an der Sorbonne als Abschiedsvorlesung, dann Ende April in Polen (Warschau, Lublin, Krakau), schließlich am 2. Mai vor der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest und am 3. Mai 2007 im Festsaal der Hochschule Eger vorgetragen.

Lessings Text wird nach folgender Edition zitiert: Lessing, Gotthold Ephraim: Werke 1767-1769. Hg. von Klaus Bohnen, Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1985 (hier S. 332, 30. Stück).

² Ebd.

³ Coulombeau, Charlotte: Individu et Vérité. Le Philosophique chez Gotthold Ephraim Lessing. Wiesbaden: Harrassowitz, 2005 (= Wolfenbütteler Forschungen Bd.105).

Kampagne vor allem eine höhere Weihe. Der Stil der ganzen Stelle bezeugt ebenso offensichtlich den Ernst einer also nicht nur literarischen Fehde. Nicht zu bestreiten ist jedenfalls, dass Lessings Diktum Corneille betreffend in diesem Passus seinen Höhepunkt erreicht. Es stellt darüber hinaus die rückblickend nachvollziehbare Gesamtstrategie des Werkes denkbar deutlich unter Beweis, die nach den anfangs noch losen, an die Vorstellungen auf der Hamburger Bühne gebundenen Kommentaren zu nicht hoch genug zu veranschlagenden Auseinandersetzungen mit der antiken und modernen Theorie und Geschichte der hohen Gattung übergeht.

Wie erinnerlich ist Lessing auf der Suche nach Regeln, die ihn in den Stand zu setzen imstande sein sollen, Richtiges und Falsches, Mustergültiges und zu Verwerfendes streng voneinander zu unterscheiden.⁴ Nicht wie seine Vorgänger *in poeticis* also, die seit der italienischen Renaissance bemüht waren, die Richtlinien der aristotelischen Dichtkunst im Zusammenhang mit der damaligen Theaterpraxis und innerhalb einer betont christlichen Kultur verbindlich auszu-legen, „legte Lessing – so Otto Mann⁵ – alles Gewicht auf die Begründung dieses Musterhaften“, *i.e.* des „Musterhaften“, wie er es als Dichter und überzeugter Anhänger der Aufklärung verstand. Es galt nämlich und vor allem, den Geist der antiken Dichtung in der Moderne und für die Moderne wieder lebendig zu machen, „das Wesen der Tragödie“ (so Lessing an mehreren Stellen⁶) gereinigt von den vermeintlichen Irrtümern der Franzosen wiederauferstehen zu lassen. Sinn, Form und nicht zuletzt Wirkung des seit der Frühen Neuzeit in jeder Nationalliteratur Europas an der Spitze der Gattungshierarchie stehenden Genus sollten für die deutsche Bühne neu definiert werden. Im Gegensatz zu Corneille geht Lessing nicht von schon verfassten und zu szenischer Gestaltung gelangten Dramentexten zu ‚Préfaces‘, ‚Examens‘ oder ‚Discours‘ über, denen bekanntlich die Funktion zukam, die sowohl vom Publikum rezipierten als auch von den damaligen Kritikern gewürdigten Inhalte in Hinsicht auf Erfindung Aufbau, Fabel, Affektdarstellung mit den nicht selten widersprüchlichen Ausführungen der Gelehrten zu konfrontieren.⁷ Lessing ist seinerseits einen entgegengesetzten Weg gegangen, der auf einigen unabdingbaren Postulaten gründet: 1. dem Primat der als unfehlbar charakterisierten aristotelischen Grundsätze, denen Lessing mathematische, sprich: geometrische Gültigkeit und Verbindlichkeit attestiert;

⁴ Mann, Otto: Einleitung zu Lessing, Gotthold Ephraim: Hamburgische Dramaturgie. Stuttgart: Kröner (= Taschenausgabe Bd. 267), S. XXI.

⁵ Ebd.

⁶ Lessing: Hamburgische Dramaturgie, z.B. 7.-8. und 81.-83. Stück.

⁷ Seine wichtigsten Widersacher waren wie erinnerlich Scudéry, Chapelain, Hédelin d'Aubignac und La Mesnardière.

2. der von ihm neu, d.h. *philologisch* interpretierten Katharsislehre; 3. dem Streben nach Allgemeingültigkeit in Bezug auf die Theorie der zu reinigenden Leidenschaften, die Wahl der Charaktere im Unterschied zum nicht mehr allein bestimmenden sozialen Status und das vorbehaltlose Sich-Einsetzen für die „gemischten Charaktere“⁸, die den konträren (und nur scheinbar paradox komplementären) Realisierungen der auf dem Ideal des Exemplarischen beruhenden Tragödie christlich-senecaïschen Typs stracks zuwiderlaufen, so dass vorbildliche Figuren (und hier sind Heilige und Bösewichte als Paradebeispiele des barocken Trauerspiels anzusehen), als jeder tragischen Wirkung wesensmäßig unfähig hingestellt werden. Dabei wäre anzumerken, dass diese sorgfältig untermauerte Auffassung der psychologischen Entwicklung der Figuren den Vorzug gibt, so dass die bislang quasi ausschließliche Vormachtstellung „höherer Standespersonen“ als überflüssige und gar störende, weil dem „wahrhaft Tragischen“ im Wege stehende Forderung, betrachtet wird; 4. als weiteres wichtiges Merkmal der so „reessentialisierten“ Tragödie wäre ebenfalls das im Lichte des Kausalitätsprinzips zu verstehende Dogma der „scenarum inter se connexio“ – „der Verkettung der Szenen miteinander“ zu nennen. Damit soll jedem möglichen Eingriff des Zufälligen in den Verlauf des dramatischen Geschehens zugunsten des überall herrschenden Notwendigkeitsgesetzes Einhalt geboten werden; als 5. (und sich daraus ergebender Punkt) wäre der Imperativ der Einfachheit zu nennen. Die auch unter Heranziehung der aristotelischen Vorschriften verstandene Fabeltheorie setzt nämlich eine übersichtlich gegliederte Dispositio voraus. Nebenhandlungen dürfen sich niemals vom Gesamtgeschehen emanzipieren. Desgleichen hat die Titelfigur, die in der Regel die Rolle der Hauptgestalt übernimmt, jederzeit im Zentrum des dramatischen Interesses zu stehen und durch ihre Vorzüge aber auch Fehler den Zuschauern nahe zu sein, so dass die erstrebenswerte, durch Täuschung und Rührung (wie Diderot hält Lessing bekanntlich an der sogenannten „vierten Wand“ fest) bewirkte Einfühlung bzw. Identifizierung Wirklichkeit werden kann. Daraus lässt sich das Verwerfen der „outrierten“ Charaktere der Senecatragödie („Phädra“, „Medea“...) ableiten, die Lessing zufolge Corneille in der Zeichnung seiner Kleopatra dazu verleitet haben, gegen die Regeln der wahren Tragödie zu verstoßen. Dass Corneille als „ungeheuer“ und nicht als „groß“ bezeichnet zu werden hat, liegt eben in dieser zum dramatischen Prinzip erhobenen Übertreibung, die jeder Identifizierung im Wege steht.⁹

⁸ Übrigens eine gesamteuropäische Tendenz der Zeit („caractères moyens“, „caratteri mezzi“).

⁹ Siehe dazu sehr den einleuchtenden Aufsatz von Kintzler, Catherine: Lessing et les monstres cornéliens. In: Théâtre et opéra à l'âge classique. Une famille étrangeté. Paris: Fayard, 2004, S.51-71.

Alle diese Forderungen laufen auf eines hinaus: Die Erfüllung des höchsten Gebotes, des der Läuterung beider tragischer Leidenschaften $\phi\omicron\beta\omicron\varsigma$ και $\epsilon\lambda\epsilon\omicron\varsigma$ durch eben diese beiden Leidenschaften. Auch wenn Lessing in den verschiedenen Texten, in denen er sich mit überaus komplexen Fragen befasst – im „Briefwechsel mit Mendelsohn und Nicolai“ etwa oder wie hier in seiner „Dramaturgie“ –, immer sichtlicher dazu neigt, das Vorherrschen des Mitleids (er selbst spricht vom *Mitleiden*, um das Aktive und Dynamische an diesem Prozess herauszustreichen) in den Vordergrund zu rücken, bleibt er der Verbindung und gleichzeitigen Läuterung *beider* voneinander nicht zu trennenden Affekte treu. Darin liegt nach seinem Dafürhalten die erhoffte – individuelle wie auch gemeinsame – Wirkung des Trauerspiels.¹⁰

Die so rekonstruierte, zugegebenermaßen etwas zugespitzte Logik einer in der eher unsystematischen Gedankenführung Lessings gestattet es, die Corneille gewidmeten Ausführungen in ihrer Kohärenz zu verstehen und zu deuten. Die Polemik, die im Geiste der von Lessing vertretenen Streitkultur¹¹ praktiziert wird, ist dann unverzichtbarer Bestandteil einer über Corneille hinausgehenden, ihn aber als alle französischen Dramatiker stellvertretenden Autor behandelnden Strategie. In Lessings Augen ist Corneille *der* französische Tragiker, an dem sich – notfalls mit Hilfe Voltaires oder Diderots,¹² aus deren Vorbehalten und Kritiken Corneilles Tragödienverständnis gegenüber Lessing ständig schöpft – alle Mängel des hohen französischen Theaters ablesen lassen sollen. So ermöglicht ihm die Infragestellung des Märtyrerdramas, von dem sich Corneille aber gleich nach „Théodore Vierge et Martyre“ (1646)¹³ unter dem Druck der im Entstehen begriffenen Kultur der französischen Klassik unter Ludwig XIII. und der vor einer Mischung aus Profanem und Sakralem zurückschreckenden kirchlichen Obrigkeit abgewandt hatte, die Ästhetik der Bewunderung des französischen Dramatikers als eine untragische, die hauptsächlichsten Ziele des Trauerspiels verfehlende, an den Pranger zu stellen.

Andererseits verortet Lessing Corneille in einer Periode, in welcher die französische Bühne sich seiner Meinung nach noch kaum vom „barbarischen“

¹⁰ Lessing, *Hamburgische Dramaturgie*, 81. Stück, insbesondere S. 588-589.

¹¹ So das Motto des vom 22. bis 24. Mai 1991 in Freiburg im Breisgau veranstalteten Kolloquiums. Vgl. *Streitkultur. Strategien des Überzeugens im Werk Lessings. Referate der Internationalen Lessing-Tagung der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und der Lessing Society an der University of Cincinnati (Ohio – USA)* [...]. Hg. von Wolfram Mauser und Günter Saße. Tübingen: Niemeyer, 1993.

¹² Man denke hier an Voltaires „*Commentaires sur Corneille*“ (1762-1764) und Diderots „*Bijoux indiscrets*“ (1748).

¹³ Uraufführung 1645 im Pariser Théâtre du Marais.

Zustand ihrer Anfangsphase in der Spätrenaissance entfernt hatte. Die Idee war schon von Fontenelle im „Éloge de M. de Corneille“¹⁴ (1685) zum Ausdruck gebracht worden, war aber vom Neffen des „grand Corneille“ als eine positive, geschichtsträchtige Leistung angesehen worden. Lessings Versuch hingegen, die Geschichte des Theaters des Nachbarvolkes zu skizzieren (ein paar Zeilen im 81. Stück genügen, um diesen Plan zu verwirklichen), mündet – wie nicht anders zu erwarten – in eine doppelte Aburteilung Corneilles, da weder, wie bei Fontenelle, von den Tragikern des 16. Jahrhunderts (an erster Stelle Garnier und Hardy) noch von Mairet, dessen „Sophonisbe“ (1634) Voltaire (und zwar mit gutem Grund) als „la première tragédie régulière“ lobend charakterisierte, die Rede ist. Nicht zu übersehen ist zuerst einmal dabei Lessings Wille, Corneille als einen christlich (= katholisch)-,barocken‘ Dichter abzustempeln. Dass eine solche Würdigung rein negativ zu deuten sei, lässt sich in zweierlei Hinsicht bestätigen. ‚Barock‘ (wie wir heutzutage das Wort als Stil- und Epochenbegriff verstehen) kommt in diesem Kontext jener vormodernen Ästhetik gleich, die sich im schlesischen Kunst drama niedergeschlagen hatte. ‚Barock‘ ist somit mit ‚voraufklärerisch‘ gleichbedeutend: Ästhetik und Einstellung zur philosophischen Suche nach der Wahrheit gehen diesbezüglich noch nicht Hand in Hand.¹⁵ Infolgedessen erscheinen Corneilles Werke als historisch überholt (durchaus im Sinne der in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ vertretenen Thesen), so dass dem immer wieder erhobenen Anspruch der französischen Tragiker auf Allgemeingültigkeit der Boden entzogen wird. Eine wirklich moderne Universalität wird erst dann Realität werden können, wenn alle Bedingungen, die vom aufgeklärten Zeitalter abhängen, erfüllt sind. Man kennt die Stelle im 81. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“, der im Blick auf unsere Fragestellung zentrale Bedeutung zukommt: „Kaum riß Corneille ihr [= der Franzosen] Theater aus der Barbarei, so glaubten sie es der Vollkommenheit sehr ganz nahe“¹⁶.

Bezeichnenderweise erwähnt Lessing Racine nur en passant, dazu noch zuungunsten Corneilles. Nach seinem Dafürhalten besteht nämlich dessen theatergeschichtliche Leistung bloß darin, Corneilles Beitrag zur Genese der französischen Tragödie in einigen wenigen Punkten ergänzt zu haben: „Racine schien ihnen [= den Franzosen] die letzte Hand angelegt zu haben“. Dass aber Racines Texte keine nennenswerten Ähnlichkeiten mit der Corneille zugeschriebenen Dramaturgie der Bewunderung aufweisen, die – wie noch auszuführen sein wird – als *die* Zielscheibe in Lessings Katharsisinterpretation zu

¹⁴ Wiederabdruck in Fontenelle: *Œuvres complètes. Corpus des œuvres de philosophie en langue française*. Paris. Bd. III. Arthème Fayard, 1989, S. 81.

¹⁵ Hierzu Coulombreau: Arthème Fayard.

¹⁶ Lessing: *Hamburgische Dramaturgie*, 81. Stück, S. 586.

gelten hat, bestätigt Corneilles Sonderstellung in dieser durchaus konsequent ausgedachten und mit extrem unbeirrbarer Logik geführten Polemik. Indem Lessing Corneille mit dem historischen Ausgangspunkt des modernen französischen Theaters identifiziert und dessen Missverständnis des griechischen, von dem Stagiriten aus der Rückschau und induktiv dichtungstheoretisch systematisierten Dramas, sich zu beweisen bemüht, versteht er pauschal die Werke von Corneilles Nachfolgern als nicht minder verwerflich als die des Meisters, der nicht von ungefähr der „Vater des französischen Theaters“ genannt wurde. Auch auf Voltaires Tragödien¹⁷ habe sich Lessing zufolge dieser schädliche Einfluss nachhaltig ausgewirkt.

Zwar wird hier nicht wie bei Herder („Journal meiner Reise aus dem Jahre 1769“) ein geschichtsphilosophisches Gesetz postuliert, laut welchem die verschiedenen europäischen Literaturen eine nach der anderen berufen sein sollten, eine führende Rolle zu spielen – Jugend, Energie, Schaffenskraft sind so von nun an ein Privileg der deutschen Dichter, während die Franzosen demselben historischen Schema gemäß zum „Wiederkäien“, zur Wiederholung des schon Gesagten und Gemachten, konkret: zur Impotenz verurteilt sind.¹⁸

Lessing geht es viel eher um das richtige Tragödienverständnis, das sich für ihn einzig und allein mittels des aristotelischen, auf dem Studium der Werke der großen attischen Dichter erdachten Regelsystems, ergibt. Dies setzt einerseits die Ablehnung jeden Kompromisses mit dem Buchstaben des Bezugstextes voraus (hier also keine „modération“, keine „favorable interprétation“, wie in Corneilles „Discours de la tragédie“ [1660] zu lesen steht.¹⁹) Andererseits betont Lessing – Aristoteles zitierend – die herausragende Bedeutung des Euripides, dessen humanisierend-psychologisierende Umdeutung der archaischen Mythen, wobei auf seine „Iphigenie“ stellvertretend zu verweisen sei, von ihm als verbindliches Gegenbeispiel herangezogen wird. Indem Lessing Corneille und die französischen tragischen Dichter des ästhetischen „Verbrechens“ zieht, „das kahlste, wäßrigste, untragischste Zeug“²⁰ hervorgebracht zu haben (übrigens ein Vorwurf, der in den

¹⁷ Ebd., S. 587.

¹⁸ Herder, Johann Gottfried: Journal meiner Reise im Jahr 1769. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Katharina Mommsen unter Mitarbeit von Momme Mommsen und Georg Wackerl. Stuttgart: Reclam [= RUB 9793], S. 92.

¹⁹ Corneille, Pierre: Œuvres complètes. Textes établis, présentés et annotés par Georges Couton. Bd. 3. Paris: Gallimard (= Bibliothèque de la Pléiade) 1987, S. 142-173. Wichtige Ausführungen zu diesem Fragenkomplex in Borchmeyer, Dieter: Corneille, Lessing und das Problem der ‚Auslegung‘ der aristotelischen Poetik. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 51 (1977), S. 422-435.

²⁰ Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 81. Stück, S.587.

folgenden Jahrzehnten bis zum Überdruß – auch von Lenz und Schiller²¹ – erhoben wurde), kehrt er das an sich euripideische Ideal eines „pathetischen [...], rührenden Theaters“ hervor, das er bei Corneille und Racine gänzlich vermisst.²²

Die in der Disposition des Textes durch ihre strenge Durchführung auffallende Auseinandersetzung mit Corneilles Deutung der seit eh und je heiklen Frage der Reinigungstheorie lässt sich aus dieser fundamentalen Gegenüberstellung ableiten. Sie zeichnet nämlich zwei voneinander stark abweichende Wege und Möglichkeiten der modernen Tragödie aus. Der Rückgriff auf, in der Tradition der renaissancesistischen und barocken Poetikkommentare oft anzutreffende, übliche *termini technici* darf beileibe nicht darüber hinwegtäuschen, dass Lessing, indem er auf die gleichzeitige Gegenwart der beiden tragischen Hauptleidenschaften „Furcht“ und „Mitleid“, deren Erregung durch eine und dieselbe Person, die Nähe der Hauptgestalt zu den Zuschauern („Menschen von gleichem Schrot und Korn“)²³ und die Vormachtstellung der psychologischen Motivierung pocht, bestimmte, d.h. genaue, an sich nicht minder kohärente, seiner Ansicht nach jedoch falsche Kategorien, als dem „wahren Wesen des Trauerspiels“ konträr kategorisch deklariert und denunziert.

An die Dramaturgie der Bewunderung ist hier erneut zu denken, aber auch an die im Guten wie im Bösen „extremen“ Helden. „Rodogune“, ein Stück, dessen wirkliche Protagonistin nicht die Titelgestalt ist, enthält in Lessings Augen ein unerträgliches Übermaß an Entsetzen einflößenden Momenten. Cleopatras Laster, nämlich der Stolz, wird in dieser Hinsicht logischerweise als „unnatürlich“ bezeichnet, so dass die wohl unvermeidliche Parallele zu Medea, dem theoretisch nicht zu übertreffenden „Idealtypus“ der weiblichen Grausamkeit, die restlose Verurteilung eines Wesens nach sich zieht, das gegen das Menschliche schlechthin verstößt und dessen Grenzen in jeder Hinsicht übertritt:

Die Cleopatra des Corneille, die so eine Frau ist, die, ihren Ehrgeiz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, sich alle Verbrechen erlaubet, die mit nichts als mit macchiavellischen Maximen um sich wirft, ist ein Ungeheuer ihres Geschlechts, und Medea ist gegen ihr tugendhaft und lebenswürdig. Denn alle die Grausamkeiten, welche

²¹ So z.B. in Schillers Essay „Über das gegenwärtige deutsche Theater“ („Die Menschen des Peter Corneille sind frostige Behorcher ihrer Leidenschaften“). In der „Unterdrückten Vorrede“ zu „Die Räuber“ steht ebenfalls zu lesen: „Seine [= Corneilles] Menschen sind (wo nicht gar Historiographen und Heldendichter ihres eigenen hohen Selbsts) doch selten mehr als eiskalte Zuschauer ihrer Wut, oder altklugen Professoren ihrer Leidenschaft“. In seinen „Anmerkungen übers Theater“ nimmt Lenz vorrangig die „große Einförmigkeit“ von Corneilles (und Voltaires!) Helden aufs Korn.

²² Lessing: Hamburgische Dramaturgie, 81. Stück, S. 586.

²³ Ähnliche Positionen im 14. Stück, Ebd., S.251.

Medea begeht, begeht sie aus Eifersucht. Einer zärtlichen, eifersüchtigen Frau will ich noch alles vergeben; sie ist das, was sie sein soll, nur zu heftig.²⁴

Just an dieser Stelle vollzieht sich mit nicht zu übersehender Deutlichkeit der Umschwung, wodurch das Große, das der „haute tragédie“ innewohnen soll, zum Ungeheuren herabgesetzt wird. Während Corneille, der im Fahrwasser Senecas steht, die Potentialitäten des menschlichen Charakters gründlich auslotet, bemüht sich Lessing, als der Euripides des Aufklärungszeitalters, um das Humane. Nicht wie in Frankreich werden unter „groß“ der moralisch-gesellschaftliche Großmut (Beispiel: „Cinna“²⁵) oder der hohe Stil verstanden, wie letzterer in den Maximen und Sentenzen gnomisch zum Ausdruck kommt, sondern das „falsche Große“, das aus lauter Exzessen besteht, und jeden positiven Gegengewichts entbehrt.

Diese unversöhnliche Differenz ist jedoch nicht nur gegen das französische Theater an sich gerichtet, zumal Lessing das hohe Niveau der Bühne des Nachbarvolkes stellenweise *expressis verbis* anerkennt. So schreibt er am Ende des 81. Stücks: „Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes wert halte [...],“²⁶ worauf er sich radikal distanzierend gleich darauf hinzufügt: „Nur daß es keine Tragödien sind“. Mit anderen Worten: Die Verwirklichung des von Lessing den Deutschen anempfohlenen Ideals beruht auf der überall gültigen Unterscheidung von Tragödienformen, die miteinander nicht zu vereinbaren sind. Das von den französischen Dichtern (Diderot wäre hier *die* große Ausnahme) praktizierte Modell – das heroische Trauerspiel – soll durch das bürgerliche *Trauerspiel* verdrängt werden. Stoffe, Form (dazu gehört der unbedingte Verzicht auf den Alexandriner), dramatisches Personal, Natur der Konflikte, Öffentliches und Privates insbesondere im Blick auf die Situationen, auf welche, Lessing zufolge, die Figuren zu reagieren haben, sind so die Momente, die für den Konflikt der Tragödienarten am charakteristischsten sind. Zu berücksichtigen wäre obendrein die Tatsache, dass sich hier etwas anderes, für das Selbstverständnis der klassischen Tragödie in Deutschland überhaup Wichtiges, ankündigt: Die Verwandtschaft der Deutschen mit der griechischen Antike und die sich daraus ergebende Verbindung der Franzosen mit dem Geist des stoisch geprägten römischen Tragödienverständnisses, wobei Racine notwendigerweise als Störfaktor angesehen wird, zumal er bekanntlich Euripides und nicht Seneca nahe stand. Sowohl

²⁴ Ebd., 30. Stück, S. 330-331.

²⁵ S. dazu Fontenelle: *Éloge de M. de Corneille*, S. 95 : „[...] toute la force du génie de M. Corneille. Après avoir, pour ainsi dire, atteint jusqu'au *Cid*, il s'éleva encore dans l'*Horace*; enfin, il alla jusqu'à *Cinna* et *Polieucte*, au-dessus desquels il n'y a rien“.

²⁶ Lessing: *Hamburgische Dramaturgie*, 81. Stück, S. 589.

Goethe (zweite Fassung seiner „Iphigenie“) und Schiller (durch die Übersetzung der „Phädra“) als auch Humboldt haben diese Bezeichnungen nicht wesentlich anders verstanden.

II

Communis opinio der Kritik in Deutschland (in Frankreich haben sich nur wenige französische Germanisten mit diesem Fragenkomplex ernsthaft befasst) war lange die von Lessing verfochtene: Ab dem 17. „Litteraturbrief“ (scharfe Kritik an Gottsched und an den Franzosen, überschwengliches Lob des Shakespeare) und vor allem in der „Hamburgischen Dramaturgie“ sei die Loslösung des deutschen Dramas von der französischen klassischen Tragödie und deren Hauptmerkmalen in Bezug auf Stil, Staatsinteressen, Charaktere, Situationen vollendete Tatsache. Von nun an setze eine erfolgreiche nationale selbständige und *lineare* Entwicklung ein. Selbst das Theater der Weimarer Klassik sei eine direkte Folge dieses epochalen Bruchs.

Als erster hat Albert Meier²⁷ gegen die These des „geradelinigen Siegeszuges“ Protest erhoben. Meier unterstreicht die nicht zu vernachlässigende Macht der „Widerstände gegen diesen Geschmackswandel“. Er macht dabei auf Autoren (z.B. Anton von Klein und Cornelius Hermann von Ayrenhoff) aufmerksam, die auch nach Lessings Diktum den Kampf zugunsten des heroischen Trauerspiels fortsetzten – übrigens weiß man, dass in Weimar das bürgerliche Trauerspiel mit allen seinen „rührenden“, genauer gesagt larmoyanten Abarten von den Dioskuren als ein entscheidender und gar auslösender Faktor des Trivialisierungsprozesses der deutschen Bühne kategorisch abgeurteilt wurde.

Ich hatte meinerseits schon 1972 die Indienstnahme Corneilles durch die süddeutschen Jesuitendichter und -theoretiker en detail dokumentiert.²⁸ Gleichfalls haben meine Forschungen zum Ex-Jesuiten Anton von Klein, der aus Molsheim im Elsaß stammte²⁹, zu Schlussfolgerungen geführt, die das Gesamtbild der

²⁷ Meier, Albert: Die Interessantheit der Könige. In: Streitkultur, S. 363-372. Der Titel des Aufsatzes weist auf den zweiten Absatz des 14. Stücks der „Hamburgischen Dramaturgie“ hin, S. 251: „Macht ihr [= der Könige] Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter, [...] ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsere Empfindungen“.

²⁸ Valentin, Jean-Marie: La fortune de Corneille en Allemagne à travers les poétiques jésuites. In: Arcadia (1972), 2-3, S. 171-199.

²⁹ Valentin, Jean-Marie: Tragédie héroïque – Tragédie bourgeoise. Anton von Klein (1746-1810) et sa critique de Lessing. In: Germanistik aus interkultureller Perspektive. Hg. von Adrien Finck und Gertrud Gréciano [= Festschrift für Gonthier-Louis Fink], Strasbourg, 1988, S. 77-92.

damaligen deutschen Bühne präziser umreißen helfen, indem dadurch deren regionalen und konfessionellen Dimensionen besser Rechnung getragen wird, indem insbesondere die sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts konstituierende kulturelle Tradition „des katholischen Teils des Reiches“³⁰ berücksichtigt wird. Zur Situation, wie sie sich *nach* Lessing feststellen lässt, schreibt Meier, dessen diesbezüglicher Standpunkt mit den vorangehenden Erträgen übereinstimmt:

Zur Hegemonie gelangte diese sensualistische Poetik aber nur im norddeutsch-protestantischen Bereich, während sich in den katholischen Gebieten Süddeutschlands und vor allem Österreichs das frühaufklärerisch-rationalistische Modell der Gottsched-Tradition bis ins 19. Jahrhundert hinein wesentlich besser behaupten konnte.³¹

Anton von Kleins Einschätzung der Werte, der (hier *wirklich* katholischen) Aufklärung³² nicht weniger als dessen virulente Angriffe gegen Lessings „Emilia Galotti“³³ und unverhohlene Inschutznahme Corneilles gegen Lessings „Parteilichkeit“ in den dem französischen Dramatiker gewidmeten „Stücken“ der „Hamburgischen Dramaturgie“,³⁴ untermauern die Legitimität dieser Korrektur. Ausschlaggebende Impulse in diese Richtung hatte schon in den 60er Jahren Roger Bauer gegeben: Ihm haben wir die Entdeckung zu verdanken, dass in Österreich die Verknüpfung von katholischem und stoisch-josephinischem Gedankengut im Mittelpunkt der dichterischen Produktion und der philosophischen Reflexion noch Anfang des 19. Jahrhunderts stand.³⁵ Nur von dieser objektiven Grundlage aus lässt sich unter anderem die radikale Kant-Kritik der Bayern und Österreicher erklären, die mit der anhaltenden, häufig begeisterten Aufnahme Leibnizens und Wolffs denkbar schroff kontrastiert. Bekanntlich waren Wolffs Prämissen für Gottscheds Ästhetik tonangebend, so dass das Erbe der katholischen Theaterpraxis (einschließlich der der Jesuiten, die ab 1720 zu einer Synthese ihrer auf

³⁰ Valentin, Jean-Marie: *Les Jésuites et le théâtre. Contribution à l'histoire culturelle du monde catholique dans le Saint Empire romain germanique*. Paris: Desjonquères, 2001.

³¹ Meier: *Die Interessantheit der Könige*, S. 253-254.

³² Vgl. dazu Valentin, Jean-Marie: *Aufklärung catholique – Aufklärung restreinte*. Anton von Klein et la définition des Lumières dans le Palatinat. In: *Études allemandes et autrichiennes. Hommage à Richard Thieberger*. Nice 1989, S. 401-418.

³³ Valentin, Jean-Marie: *Tragédie héroïque*. Von Klein, Anton: *Tagebuch der Schaubühne. „Emilia Galotti“*. In: *Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit*. Bd. 2. H. 12. Mannheim 1780, S. 528-541.

³⁴ Von Klein, Anton: *Ward Peter Corneille von Lessing unpartheyisch beurtheilt?* In: *Ders.: Dramaturgische Schriften*. Frankfurt a.M. 1809, S. 101-131.

³⁵ Bauer, Roger: *La Réalité royaume de Dieu. Etudes sur l'originalité du théâtre viennois dans la première moitié du XIXe siècle*. München: Max Hueber Verlag, 1965.

Wirkung ausgerichteten Ästhetik mit der der Gottschedianer neigten³⁶) in den dominierenden Ideologemen der Aufklärung im oberdeutschen Raum weiterlebte. Der überall festzustellende Trend zur „Verweltlichung des Denkens“ (Benno von Wiese) war auch hier präsent – er führte aber nicht zum Bruch, sondern zu einer neuen Synthese, deren Vitalität und Vielfalt sich auch außerhalb von Dichtung und Philosophie in der Architektur und Malerei jahrzehntelang niederschlug.

Das Nachleben des Gottschedianismus, der durch die Rückbindung an Opitzens Reformprogramm einen ebenso berechtigten Anspruch auf die Verwirklichung nationaler Ideale – wie das Lessings oder der Berliner – hatte, vollzog sich im Rahmen literarischer Institutionen, deren Rolle in Hinsicht auf die in die Praxis umzusetzenden Gründungsbestrebungen einer modernen deutschen Kultur bis jetzt viel zu wenig erforscht wurde. Hier hat man nicht nur an die durch Gottsched berühmt gewordene Deutsche Gesellschaft in Leipzig zu denken – Anton von Klein zum Beispiel war aktives Mitglied einer anderen „Deutschen Gesellschaft“, die in Mannheim ihren Sitz hatte, er war zugleich Professor der schönen Wissenschaften und gar zeitweiliger Dramaturg am Mannheimer Nationaltheater – alles andere also als ein spinnender Kauz oder frömmelnder Anachoret, der den Realitäten seiner Zeit fern gestanden hätte.

Dass Anton von Klein seine Laufbahn außerhalb der Gesellschaft Jesu, der er nur als Scholastiker ein paar Jahre vor der Aufhebung der Ordens 1773 angehört hatte, gestalten musste, bedeutet jedoch nicht, dass er die außerordentlich leidenschaftliche Corneille-Verehrung seiner deutschen Ordensbrüder der vorangehenden Generationen übersehen hätte. Deren Poetiklehrbücher lagen ja alle gedruckt vor.

Als erste hatten die Franzosen Charles de la Rue und Charles Porée, beide Rhetoriklehrer am Pariser Collège Louis-le-Grand, den unschätzbaren Wert des Corneilleschen Dramenschaffens für die römisch-katholische Literatur, die sie anstrebten, anerkannt. Selbstverständlich hatten sie dabei das Katholische an Corneilles Tragödien ‚senza vergogna‘ akzentuiert und das ihrer Meinung nach unannehmbare Übergewicht der Liebe als tragischer Leidenschaft beanstandet. Schließlich kam aber Corneilles Tragödienverständnis (einschließlich seiner Vorbehalte gegenüber einem strikten Aristotelismus) einer an sich gemäßigten Position gleich. Sie sahen insbesondere in Stücken wie „Polyeucte“ oder „Cinna“ mit ihrer einmaligen Verschränkung von Politik und Religion eine willkommene Synthese von profaner und religiöser Kunst, d.h. – seelsorgerisch ausgedrückt – ein willkommenes Mittel, um die weltlicher werdende Kultur ihrer Zeit im Sinne

³⁶ Valentin: Les Jésuites et le théâtre.

des Christentums zu beeinflussen. Auch das erzieherische, im Heroischen liegende Potential von Corneilles Dramen, konnten die Jesuiten nicht überschwenglich genug preisen. Die meisten von ihnen hatten das Gefühl, in den Werken ihres ehemaligen Zöglings im Collège zu Rouen Ansichten wiederzufinden, die sich mit ihren eigenen künstlerischen und pädagogischen Zielen mühelos deckten. Corneille war dann für sie – und sie wurden nicht müde dies zu wiederholen – eben der „große“ Corneille, „magnus Corneillus“, wie er in den oben erwähnten Poetiken und Kommentaren immer wieder gepriesen wird.

An dieser Stelle darf man kurz den theatergeschichtlichen Kontext in Erinnerung bringen, der diese ‚Bündnisstrategie‘, in welcher Corneille sich die Inanspruchnahme seiner Tragödien gefallen lassen musste, massiv beleuchtet. Dass die Ordensdramatik im Heiligen Reich des späten 17. Jahrhunderts immer unbedeutender wurde, ist mehrfach unter Beweis gestellt worden. Selbst an den Höfen – München, Wien, Prag, Innsbruck, Graz u.s.w. –, an denen sie die für ihr Weiterbestehen und ihre Ausstrahlung entscheidende Gunst der Machthaber jahrzehntelang genossen hatte, erwies sie sich zunehmend unfähig, mit der hier wie überall in ganz Europa siegreichen Oper zu konkurrieren. Gleichzeitig gelang es dem moralisch verpönten und an den Rand der Gesellschaft verdrängten Berufstheater der Wanderbühnen, seine Gegenwart im Zentrum eben dieser Gesellschaft zu behaupten, was zur Entstehung der nationalen dramatischen Literatur ausschlaggebend beitrug. Die Intelligenz, die ab 1740-1750 im protestantischen Deutschland den neuen Kurs bestimmte, hatte mit den Vertretern der katholischen Kirche aber nichts zu tun. Lessing zum Beispiel waren die Werke Porées, Brumoys oder du Cerceaus – um nur einige Namen unter den prominentesten Pariser Jesuiten zu nennen – bekannt. Mit den religiösen und kulturellen Belangen der Societas Jesu hatte er selbstverständlich jedoch nichts gemeinsam. Beim großen Rivalen Voltaire standen die Dinge durchaus anders, da einige seiner Trauerspiele auf der Bühne des Collège Louis-le-Grand aufgeführt worden waren. Die „Opuscula poetica“, die vom französischen Ordensbruder François Noël verfasst 1717 in Frankfurt am Main verlegt worden waren, ferner die „Animadversiones“ zu den „Tragoediae autumnales“ (1741) des in Kempten im Allgäu geborenen und in München wirkenden Anton Claus, schließlich die „Idea Poeseos“ (1751) des Münchener Franz Neumayr und ein Kommentar zur Horazischen Poetiklehre (1758) des ansonsten im gesamten oberdeutschen Raum auch bei den Gottschedianern hochgeschätzten Ignaz Weitenauer bringen die Überzeugung all jener Autoren zum Ausdruck, dass nur Corneilles Texte und Theorien das im deutschen Sprachraum bedrohte christlich-katholische Drama vor dem Verfall zu retten vermochten. Bei allen wird der „admiratio“, dem „hohen Ton“ und dem Heroischen das Wort geredet. Auch das Märtyrerdrama – im Grunde genommen eine Repristinatio des Passionsspiels im Rahmen des humanistisch-barocken Trauerspiels – findet ihre vorbehaltlose Zustimmung. Am interessantesten ist wohl

Ignaz Weitenauer, der sich in seinen deutsch geschriebenen Werken (darunter eine damals weit verbreitete Grammatik) zu Gottscheds wichtigsten Lehrsätzen bekannte, jedoch – davon abweichend – zur Humanisierung der tragischen Gestalten neigte, was sich wohl auf Lessings Ideen zurückführen lässt. Eine solche Stellungnahme rüttelt jedoch kaum am erhaltenen Primat des heroischen Trauerspiels, da letzteres die Ständeklausel eben im Lichte der über die sozialen Stände erhabenen christlichen Lehre nicht mehr als unumstößliche Regel betrachtet. Dass diese Tendenz sich in bedeutenden Zentren des bairisch-österreichischen Raums auch im 19. Jahrhundert behauptete, berechtigt zu der Annahme, dass wir – mindestens in diesem Licht – mit keinem bloßen Rückzugsgefecht zu tun haben. Den dann und dort zur Aufführung gebrachten Trauerspielen kommt eine durchaus positive Bedeutung zu. Eigentlich waren sie Träger einer lebendigen, selbstbewussten Tradition, die von der Literaturgeschichtsschreibung lange übersehen und vernachlässigt wurde.

III

Gerade vor diesem Hintergrund lässt sich Anton von Kleins Kritik an Lessings Tragödiendefinition und -praxis deuten. Im verhältnismäßig kurzen Aufsatz „Ward Peter Corneille von Lessing unpartheyisch beurtheilet?“, der „in den kurfürstlichen gelehrten Gesellschaft“ in Mannheim „vorgelesen“ wurde, prangert von Klein Lessings Diktum an, das doch spätestens Anfang der 80er Jahre die öffentliche Meinung im literarischen System geprägt haben soll. Von Klein schreibt mit bissiger Ironie:

In seinem [= Lessings] Werk liegt alles, was die meisten deutschen Dramaturgen, was manche Schriftsteller, die Corneillen nicht kennen, Schauspieler, die ihn nicht verstehen, und ein großer Teil vom Publikum, das immer und nie selbst urteilt, von ihm sprechen.³⁷

Von Klein geht es sichtlich um die „Rettung“ eines „großen Mannes“, um „die Erhöhung und Ehre einer der edelsten Künste“. Symptomatischerweise übernimmt er Lessings philologische Verfahrensweise, um sich ihm effektiver entgegenzusetzen. Um die „ungerechte Methode“ seines Widerparts ins Licht zu setzen, stützt er sich mithin auf Corneilles Originaltext. Er übersetzt die in der „Hamburgischen Dramaturgie“ herangezogenen Stellen neu, und zitiert ausführlich aus den „Examens“, „Préfaces“ und „Discours“. Als zweisprachig erzogener Elsässer verfügt er über eine unbestreitbare Sprachkompetenz, deren

³⁷ Von Klein: Ward Peter Corneille..., S. 102.

er sich bedient, um Corneilles seiner Meinung nach nicht zu leugnende Aktualität herauszustreichen. So scheint ihm Corneilles Auffassung der Leidenschaften der modernen Erfahrungsseelenkunde und Anthropologie überlegen, da sie der christlichen Erbsünden- und Erlösungslehre treu bleibt. In Bezug auf seine Gestalten, denen Lessing (Cléopâtre!) Unnatürlichkeit vorwirft, besteht von Klein darauf, dass Corneille immer im Bereich des im christlichen Sinne verstandenen Menschlichen geblieben sei und in keinem Fall gegen die Humanität seiner Gestalten verstoßen habe. In einer geschickten Parallele zwischen Voltaire und Lessing zeigt von Klein, dass Lessing einerseits Voltaires Kritiken an mehreren Stellen wortwörtlich übernommen habe („une femme, qui de sang froid se résout à assassiner un de ses fils, et à empoisonner l'autre, n'est pour moi qu'un monstre qui me dégoûte“³⁸), während Voltaire andererseits, bei aller Kritik an Corneille, dem „père du théâtre français“, Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, was bei Lessing nie der Fall gewesen sei.

Da von Kleins kritische Würdigung der „Emilia Galotti“ andernorts Gegenstand mehrerer Darlegungen gewesen ist, darf man sich hier darauf beschränken, auf die für unsere Belange bedeutendsten Punkte aufmerksam zu machen. In seinen Auseinandersetzungen mit Lessings kunsttheoretischen Thesen verbindet von Klein seinen Verriss der „Emilia Galotti“ mit einer strikten Ablehnung des bürgerlichen Trauerspiels. Für ihn sind die die Hauptperson *und* die Gesellschaft verbindenden Sujets die einzigen, die eine tragische Wirkung hervorrufen (am „interessantesten“ sind die Könige) und eine „seelenschütternde Kraft“ besitzen. „Private, häusliche Konflikte“ entbehren hingegen dieser Kraft. Am überzeugendsten sei in diesem Zusammenhang der Fall des Sophokles, der mit seinem „Ödipus Tyrann“ das Beispiel katexochen der Tragödie geliefert habe, da er dem unauflöselichen Knoten seiner Handlung Familie *und* Staat zugrunde legte:

Wenn Sophokles seinen Oedip zeigt, den Vater eines Volkes, den besten Regenten, den Glücklichen aller Sterblichen durch ein unvermeidliches Verhängnis in wenig Stunden in den äußersten Abgrund alles Elendes gestürzt; können wir uns ein Schicksal eines gemeinen Menschen denken, das diesem beikömmt, das so Mitleid erregen, so Schrecken verbreiten könnte?³⁹

Implizit wird in diesem Passus der später von Schopenhauer formulierten These der tragischen „Fallhöhe“ das Wort gesprochen, deren erschütternde Wirkung Lessing grundsätzlich negiert hatte. Es stimmt also nicht ganz, wenn bei von Klein vom Festhalten an der „Ständeklausel“ oder von einer Bindung an das

³⁸ Ebd., S. 128. Siehe auch Lessing: Hamburgische Dramaturgie, 32. Stück.

³⁹ Vgl. Anm. 37

traditionelle (französische) Modell der heroischen Tragödie gesprochen wird.⁴⁰ Mit dem Rekurs auf „hohe Standespersonen“ beansprucht von Klein vielmehr die potenzierte Darstellung des Menschlichen an sich. Ihm geht es um das dadurch gesteigerte „Interesse“, das der Aufführung entgegengebracht wird, sowie um die beim Zuschauer anzustrebende Wirkung. Durchaus logisch ist dann von Kleins Kampfansage an die Lessingsche Sicht des allzu „abstrakten“ Charakters des Staatsbegriffs⁴¹, da der Staat dem aristotelisch-scholastischen politischen Denken zufolge als *der* Ort in der Welt zu verstehen ist, wo das menschliche Zusammenleben konkrete soziale Form annimmt, oder: christlich ausgedrückt, wo die geprüften Menschen ihr Seelenheil erlangen können. Von Klein äußert sich dazu folgendermaßen:

Ist das Vaterland ein zu abstrakter Begriff dem Manne? Dem edeln Jüngling? Dem Weibe, das Ehre fühlt? Wehe uns, wenn dieser Grundsatz in unsern Zeiten wahr ist. Wehe der Nazion, bei der er wahr werden könnte! Aber nein, so weit wird mit keinem kommen. Der Name Vaterland weckt die letzte Kraft eines Volkes auf,

worauf die letzte Pointe folgt: „Nazionalinteresse ist das Interesse eines jeden“.⁴² Mit anderen Worten: nicht die Psychologie, nicht die Regungen und Schwingungen der Gefühle sind für die Tragödie wichtig, wohl aber die gesellschaftliche Natur des Menschen, der auf diesem Wege im Sinne diesmal des Staatstheoretikers aus Stagira und von dem heiligen Thomas von Aquin als ‚zoon politikon‘ bzw. ‚animal sociale‘ angesehen wird – eine umso fundamentalere Position, als die scholastische Tradition in der Familie eine ‚communitas perfecta‘, im Staat aber eine ‚communitas imperfecta‘ sieht – nur letztere darf laut Aristoteles und seinen Nachfolgern Autarkie beanspruchen. Die festzustellenden, diametral entgegengesetzten Positionen lassen sich noch einmal (und letztendlich) anthropologisch deuten. Nur so wird klar, warum von Klein zufolge, die ständisch gebundenen Kategorien der Ästhetik, über die er sich hinwegsetzte, von untergeordneter Bedeutung sind: Das „an den tragischen Gegenständen“ empfundene „Vergnügen“ war in jedem dieser beiden feindlichen Lager anderer Natur. Deswegen versteht man, warum von Klein keine Zeit mit der Interpretation des Katharsis-Begriffs verliert: Die Läuterung der Leidenschaften, wie sie Lessing moralisch auslegt,

⁴⁰ Meier: Die Interessantheit der Könige, S. 304.

⁴¹ Lessing: Hamburgische Dramaturgie, S. 251.

⁴² Vgl. auch von Klein: Tagebuch der Schaubühne, S. 537: „Die Umstände eines Privatmenschen stimmen nur mit den Umständen von sehr wenigen überein. Der Roman, den Mis Sara spielt, kann nur eine Gattung Menschen sehr intereßiren. Die Umstände der Grossen, so wie sie zum heroischen Trauerspiele erfordert werden, intereßiren alle“.

ist bei ihm kein erstrebenswertes Ziel, sondern bloß der Anfang eines Prozesses, der über die Versöhnung aller Individuen mit der Gemeinschaft zur wiederhergestellten politischen Ordnung führen soll, so dass die von Lessing so hochgerühmte Rührung sich quasi automatisch daraus ergibt, da sie mit der Freude am universell geteilten Zusammengehörigkeitsgefühl identisch ist.

In diesem Punkte geht von Klein über Corneille hinaus. Manche seiner Äußerungen lassen sich eher mit denen des Pietro Metastasio gleichsetzen. Dies hätte aber zu bedeuten, dass das ‚Wesen‘ des Trauerspiels, wie es von Corneille und seinen deutschen bzw. im Reich wirkenden katholischen gleichgesinnten ‚Erben‘ und Nacheifern verstanden und praktiziert wurde, lange alles andere als ‚marginal‘ war, was seine Reintegration in das Gesamtbild des literarischen Theaters im deutschen Sprachraum als um so dringender erscheinen lässt.

Anna Zsellér (Veszprém)

Aneignung statt Treue in der Übersetzung

Das literarische Übersetzen am Beispiel
von R. M. Rilkes „Erste Elegie“ im Ungarischen

„So etwas, wie ein Original, gibt es nicht“ – schreibt Raoul Schrott in einem kurzen Essay über das Übersetzen. So einfach dieser Satz klingt, genauso skandalös will er wirken, um Einsicht zu erzielen und um die Sicht des Autors auf das Übersetzen möglichst klar und bündig auszudrücken. Ist diese paradox – und damit vielleicht auf den ersten Blick sinnlos – scheinende Meinung über das Übersetzen mit Schrott zu vertreten? Wenn wir dem Satz von Gadamer, dass Lesen bereits Übersetzen (da eine Art von Interpretation) ist¹, Wahrheit beimessen, können wir dem Satz von Schrott zustimmen. Keine einzige Lesart eines Textes kann das Vorrecht auf Originalität für sich beanspruchen. Nicht einmal *der* Text, den der Autor aufs Papier gebracht hat – da er ja nur in den zahlreichen Lesarten von späteren „Autoren“, d.h. Lesern, erst richtig existieren wird. Dies scheint ganz in Übereinstimmung mit dem zu sein, was Henri Meschonnic durch sein großes übersetzungstheoretisches Lebenswerk ausdrücken will: Die Frage der Treue ist nur eine Scheinfrage, solange der Fragende vergisst, seine eigene Situationalität in der Zeit und in Hinsicht auf die Sprache zu vergegenwärtigen. Eine der Hauptthesen von Meschonnic verweist darauf, dass niemand einen direkten Zugang zur Sprache [langage!] besitze.² Aus diesem fehlenden direkten Zugang kann abgeleitet werden, dass es

¹ Hans-Georg Gadamer: Lesen ist wie Übersetzen. In: Ders.: Gesammelte Werke. Band 8: Ästhetik und Poetik I. Kunst und Aussage. Tübingen 1993.

² Vgl. Henri Meschonnic: Poétique du traduire. Lagrasse 1999, S. 88. „Aussi faut-il examiner la notion de fidélité, qui est censée être le critère de bonnes ou des mauvaises traductions. Si la fidélité est l'exactitude dans l'équivalence, on suppose qu'elle a accès au fonctionnement du texte. Mais on oublie alors que ni le lecteur, ni le traducteur n'ont un accès direct au texte. On oublie que *nul n'a un accès direct au langage*: mais toujours à travers les idées qu'on en a, et qui sont situées. Car le texte ne fonctionne qu'à travers la lecture, et celle-ci comporte un élément qui lui est invisible à elle-même, mais qui n'est pas transparent, qui est d'ordre historique: l'idée qu'on a du fonctionnement du langage, et du texte. Et qu'on ne peut pas ne pas avoir.“

selbst bei so etwas Profanem, wie einem Gedicht [...] kein Original [gibt]. Mit Manuskriptfassungen, Editionen und Druckfehlern hat das am wenigsten zu tun; es beginnt wieder mit den Wörtern, die nicht auf einen einzigen Sinn festzulegen sind, sondern von Mund zu Mund gehen und jedes Mal unterschiedliche Akzente erhalten, verschiedene Betonungen und andere Bedeutungen, weil sie eines einzelnen und doch jeden Sache sind.³

Die Frage der übersetzerischen Treue, die Jahrhunderte lang die wichtigste Frage der Übersetzung und deren Theorie gewesen war, scheint damit ein für allemal überwunden, aus dem Kreis der relevanten Fragen verbannt zu sein.⁴ Damit ergibt sich aber eine neue Frage: Wenn nicht die Treue, welches Kriterium dann, kann die Qualität einer Übersetzung ermessen? Diese Frage stellt sich im Falle der Lyrikübersetzung nur teilweise modifiziert und verliert gar nicht an Bedeutung. *Wenn nicht mit dem Kriterium der Treue, mit welchem Kriterium dann, kann die Schönheit – besser gesagt das richtige Maß der Aufbewahrung von der Schönheit des Originals – ermessen werden?* Dies ist die erste Frage, die in diesem Aufsatz mittels praktischer Analysen beantwortet, besser gesagt erprobt werden will.

Hat sich die ungarische Literatur Rilkes „Duineser Elegien“ – fast schon hundert Jahre nach der Entstehung – angeeignet? Dieser Frage nachzugehen ist die zweite Zielsetzung meiner Arbeit.

Bereits am Anfang sollten wir aber den spezifischen Sinn dieser Frage klären, um die Härte späterer Missverständnisse schon im Vorhinein zu nehmen. Unter *Aneignung* verstehe ich nicht so etwas wie die *Einverleibung* der größten Werke der einen Literatur auf dem Wege der Übersetzung durch eine andere, fremdsprachige Literatur. *Aneignung* möchte ich vorerst im Sinne Paul Ricceurs

³ Raoul Schrott: Exemplarisches zum Übersetzen. Am Beispiel H.M. Enzensbergers. In: Ders.: Handbuch der Wolkenputzerei. München; Wien 2005, S. 96.

⁴ Vgl. Mihály Szegedy-Maszák: Fordítás és kánon. In: A fordítás és intertextuális alakzatai. Hg. Kabdebó Lóránt u.a., Budapest 1998, S. 70-71. „Lehetne arra hivatkozni, hogy a Babits által fémjelzett hagyomány egyoldalúsága arra vezethető vissza, hogy képviselői csak általunk ismert európai nyelvekhez mérték a magyar örökséget. Tágabb összefüggésrendszer nyilvánvalóan megkönnyíti annak a fölismerését, hogy a formahű fordítás egyszerűen megvalósíthatatlan. *Akár még úgy is lehet fogalmazni, hogy aki a fordítás hűségét emlegeti, akaratlanul is saját maga elfogultságai alapján dönti el, mikor felel meg átköltése az eredeti szövegnek. A célszöveg elsődlegességét mi sem bizonyítja jobban annál, hogy a fordítás éppúgy nem létezik előföltevések nélkül, mint az értelmezés. [...]*

Aki megfelelést keres a forrás- és célszöveg között, a fordítást az alkotástól világosan elkülöníthetőnek tartja.“ [Hervorhebung A.ZS.]

⁵ „Schönheit“ kann hier mit anderen zusammenfassenden Begriffen beliebig ersetzt werden: „der Sinn“, „die Aussage“, „der ästhetische Wert“ usw.

verstehen. In seinem Aufsatz „Die hermeneutische Funktion der Distanzierung“⁶ spricht er darüber, dass nur im *vis-à-vis* der Aneignung sich die „Sache des Textes“ erfüllen kann. Textverstehen bedeutet immer Selbstverstehen, aber ein Moment der Distanzierung ist in diesem Selbstverstehen auch impliziert, der den dialektischen Schwung dieses „Aneignung“-Begriffs bietet. Vorerst spricht Ricœur aus, dass wir unsere Humanität zuerst auf dem langen Weg des Verstehens sprachlicher Zeichen erlangen können. Dies geschieht „in front of the text“ – angesichts von Texten – durch den Prozess der Rekonstruktion der Welt (literarischer) Texte.⁷ Diese „Welt des Textes“ ist nicht irgendwo versteckt *hinter* dem Werk zu suchen, sondern ist dasjenige Gesagte, was das Werk von der realen Welt expliziert, aufdeckt und entdeckt.⁸ „Henceforth, to understand is to *understand oneself in front of the text*.“⁹ Durch das Verständnis einer neuen (Text-)Welt wird die Welt des Lesers erweitert. Das dialektische Moment ist aber an diesem Punkt sehr wichtig: Die Selbst-Erweiterung, die durch das Verstehen – und hier könnten wir bereits den einzuführenden Begriff verwenden – durch die *Aneignung* geschieht, ist immer zugleich ein Selbstverlust. Verlust des früheren, ohne den Text (weil noch vor der Kenntnis des Textes) existierenden Selbst. Es ist hier die Metamorphose des Selbst durch das Textverständnis gemeint. Also um noch einmal eine wichtige Schlussfolgerung des Ricœur-Textes zu zitieren: „[H]ence understanding is as much disappropriation as appropriation.“¹⁰

Wenn wir dieses Modell der Aneignung auf die Literatur einer Nationalsprache, diesmal auf die Literatur der heutigen ungarischen Sprache applizieren, lautet meine einführende Frage wie folgt: Können wir von einer Aneignung der „Elegien“ durch die ungarische Literatur sprechen? Wenn ja, durch welche übersetzerische Leistungen und vor allem: *Wie* ist diese Aneignung zustande gekommen? Besser gesagt: welche Übersetzung(en) ermöglichen eine Lesart, die die Aneignung durch den heutigen ungarischen Leser im bestmöglichen Grade unterstützt?

⁶ Paul Ricœur: The Hermeneutical Function of Distanciation. In: Ders.: Hermeneutics and the Human Sciences. Essays on language, action and interpretation. Cambridge 1990, S. 131-144.

⁷ Vgl. Paul Ricœur: The Hermeneutical Function of Distanciation, S. 143. „[I]t must be said that we understood ourselves only by the long detour of the signs of humanity deposited in cultural works. What would we know of love and hate, of moral feelings and, in general, of all that we call *self*, if these had not been brought to language and articulated by literature.“

⁸ Vgl. Ebd., S. 143. „the *vis-à-vis* of appropriation is what Gadamer calls ‚the matter of the text‘ and what I call here ‚the world of the work‘. [...] [Das ist nicht hinter dem Werk, sondern] in front of it as that which the work unfolds, discovers, reveals“

⁹ Ebd., S.144.

¹⁰ Ebd.

Da – wiederum mit Henri Meschonnic gesagt – bei der literarischen Übersetzung nicht Sprachen [langues], sondern Literaturen aufeinander treffen,¹¹ ist anzunehmen, dass eine Übersetzung ihre *eigentliche* Entstehung auch erst bei ihrer literarischen Rezeption (in der Zielsprache) erreicht.¹² Die vorliegende Arbeit versteht sich also nicht als eine in die Praxis eingepfropfte „Übersetzungstheorie“, sondern als eine besondere – da der Wissenschaftlichkeit nicht ganz entbehrende – Weise der literarischen Rezeption der Übersetzungen.

Rilkes „Erste Elegie“ in den ungarischen Übersetzungen

Im Folgenden habe ich vor, zu untersuchen und zu zeigen, wie die ungarischen Übersetzungen die Aneignung von Rilkes „Erster Duineser Elegie“ ermöglichen, und natürlich *ob* eine solche Aneignung in den einzelnen Fällen erreicht werden kann. Ich werde die Übersetzungen von Ágnes Nemes Nagy, Dezső Tandori und Gyula Tellér analytisch-vergleichend darstellen.

Da der Satz von Mihály Szegedy-Maszák, dass „derjenige, der zwischen dem Quellen- und dem Zieltext eine Entsprechung sucht, die Übersetzung von der Produktion klar unterscheiden zu können meint“,¹³ bereits zustimmend zitiert wurde, soll hier angemerkt werden, dass ich die radikale Produktivität der Übersetzungstätigkeit nicht leugne. Aber einer möglichen Implikation des ungarischen Satzes, dass nämlich die Übersetzung (als Produkt) vom Originalwerk nicht so einfach unterscheidbar sei, stimme ich nicht zu. Meines Erachtens ist das übersetzte Werk gegenüber dem Originalwerk zwar ungebunden und muss in einer freizügigen und schweren Freiheit (nämlich in einer neuen Nationalliteratur) bestehen, dies besagt aber noch nicht, dass es mit dem Text in der Originalsprache nicht in der unauflösbaren Beziehung der Entsprechung stehen sollte. Die Aufgabe der Übermittlung ist die wichtigste Aufgabe der Übersetzung.

Rilkes „Erste Elegie“ kann und muss im Rahmen des ganzen Zyklus’ und des Lebenswerks gelesen werden. Keine andere Lesart als eine globale, kann die Rilkeschen Forderungen in den „Elegien“, die ästhetische und ernst gemeinte Forderungen sind, verstehen helfen. Folgende Methode, die die Übersetzungs-

¹¹ Meschonnic: Poétique, S. 95. „La traduction ne fait pas que mettre des littératures en contact. Elle ne met pas des langues en contact. Quand il est question de littérature. C’est le travail des œuvres sur les langues, et des langues sur les œuvres, que la traduction traduit quand elle s’invente comme rapport.“

¹² Vgl. Mihály Szegedy-Maszák: Fordítás és kánon, S. 67. „A fordított szöveg éppúgy csak befogadása révén válhat irodalomká, mint az eredetinek tekintett alkotás.“

¹³ Ebd., S. 71. „Aki megfélemlést keres a forrás- és célszöveg között, a fordítást az alkotástól világosan elkülöníthetőnek tartja.“

rezeption und -kritik (angelehnt an die bisher umfassendste Deutung der „Elegien“ von Jacob Steiner) anhand von einigen Schlüsselstellen der „Ersten Elegie“ versucht, legitimiert sich dadurch, dass sie diese einzelnen Stellen immer in den Zusammenhang des ganzen Zyklus' stellt.

Die erste Stelle, die sich für den Vergleich anbietet, ist I 8 (ich benutze im Folgenden die Markierung von Steiner: „Erste Elegie“, Zeile 8): „Und so verhalt ich mich denn“. Die Zweideutigkeit des Verbs *sich verhalten* ist in den Übersetzungen Tandoris und Tellérs schön zu verfolgen.

Das Verb *verhalten* ist mehrdeutig. Es kommt auch in den zwei folgenden Elegien in mehreren Bedeutungen vor. Zunächst kann sich *verhalten* synonym sein zu *sich benehmen*; so aufgefasst bedeutete der Satz: Und dementsprechend benehme ich mich.¹⁴

Diese Bedeutung lässt sich aber noch in zwei feiner differenzierbare Bedeutungen aufspalten. Tandori sagt mit seiner Übersetzung „S ehhez tartottam magam“, dass das „sich benehmen“ als eine Folge, als Schlussfolgerung des in den Zeilen I 2-7 Gesagten gemeint ist. So schließt sich seine Übersetzung organisch der ersten Zeile an: „Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn...?“ Da die Antwort negativ ausfällt – niemand erhört aus der Ordnung der Engel den weinenden Menschen –, *benimmt sich* das lyrische Ich *anders*, als wenn sie positiv ausfallen würde. Bei Tellér lautet die Übersetzung „Ekképp visszafogom magam én is“ – d.h. dass bei ihm der Rilkesche Ausdruck „so verhalt ich mich denn“ eigentlich nur eine Verdoppelung des unmittelbar danach Gesagten ist: „und verschlucke den Lockruf dunkelen Schluchzens“. Tellérs lyrische Ich „benimmt sich“ also (und zwar gut und stark) wie ein braves Kind.

In der Übersetzung von Tandori enthält das „Sich-Benehmen“ („S ehhez tartottam magam“) einen rationalen Zug als logische Folgerung, als eine Erkenntnis aus den vorangehenden Ausführungen: Und zwar besagen diese, dass die Engel solche Wesen sind, die ein „stärkeres Dasein“ besitzen als die Menschen. Deshalb sind sie auch für den im Weinen und im Klagen sensibler, für sie anfälliger gewordenen Menschen von Gefahr. Steiner führt eine weitere Deutungsmöglichkeit der Stelle heran, die wir aber den ungarischen Übersetzungen keinesfalls entnehmen können:

Diese Bedeutung kann aber nur der äußere allgemeine Rahmen für bestimmteren anderen Sinn sein. II 56 ist das Verb, allerdings nicht reflexiv, vor allem als dauern aufgefaßt; wenn wir das heranziehen, heißt es, daß meine Reaktion mich vor dem Vergehen am Herzen des Engels bewahrt und daß ich somit als Mensch noch dauere.¹⁵

¹⁴ Steiner, Jacob: Rilkes Duineser Elegien. Bern; München 1969, S. 18.

¹⁵ Ebd., S. 18f.

Diese erste Schlüsselstelle, die auch von den verschiedenen Arbeitsweisen der Übersetzer zeugen könnte, lässt uns noch keine weitgehenden Folgerungen ziehen. Tandoris Übersetzung legt den Akzent auf das logische Bindewörtchen „so“ im Satz: „Und so verhalt ich mich denn“, während Tellér eine traditionellere, stilisiertere Lesart des Rilke-Satzes zur Geltung kommen lässt: „Und so verhalt ich *mich* denn“ – deshalb benehm’ ich mich also.

Die nächste Belegstelle, die die unterschiedliche übersetzerische Leistung sichtbar macht, enthalten die Zeilen 9-10 in der „Ersten Elegie“: „Ach, wen vermögen / wir denn zu brauchen?“ (I 9-10) An dieser Stelle zeigt sich eine Tendenz der Tandorischen Übersetzung zum ersten Mal. Diese Tendenz bewerte ich als eine positive Tendenz, da Tandoris Übersetzung – im Gegensatz zu der Übersetzung von Tellér und in Übereinstimmung mit der Praxis von Ágnes Nemes Nagy – die Mehrdeutigkeit des Originals in der Übersetzung zu bewahren versucht. Das heißt, dass seine Übersetzung dem Leser in der Regel nicht mit einer allzu frühen Interpretation entgegenkommt, sondern die Mehrdeutigkeit der Ausdrücke auch im Ungarischen zu erhalten versucht. So lautet die oben zitierte Stelle bei Tandori: „Ah, hiszen az ki / lenne, ki kellene nékünk.“ Tellér gibt die Stelle anders – und zwar stärker deutend – wieder: „Ó, hát végezetül / kire támaszkodhatnánk?“ Bei Nemes-Nagy liest sie sich, ähnlich wie bei Tandori, folgendermaßen: „Ki volna az hát, / aki kellene nékünk?“

Das Verb *brauchen* ist – wie Steiner anmerkt¹⁶ – nur scheinbar grau und unbedeutend, da diese Stelle eine der wichtigsten Fragen der „Elegien“, die Frage der Verwandlung betrifft. Obwohl das Hilfsverb *kellene* im Ungarischen nicht die bei Steiner angeführte Doppeldeutigkeit besitzt, sondern mehr von der ersten Bedeutung „angewiesen sein auf etwas, etwas nötig haben“ in sich trägt, ist es als Lösung dennoch nicht von der interpretierenden Eindeutigkeit, die für die Lösung von Tellér „kire támaszkodhatnánk“ typisch ist – die eindeutig diese Variante suggeriert. „Ki kellene nékünk“ lässt die Frage im Rilkeschen Sinn mehrdeutig.

Die Frage der Verwandlung ist an dieser Stelle in dem Sinne berührt, dass der Mensch nicht mit allen „Dingen“ in das Verhältnis des „Brauchens“ kommen kann. Die „gedeutete Welt“ lässt es nicht zu, dass wir mit Engeln, Tieren oder

¹⁶ Ebd., S. 18-19. „Das Thema der Verwandlung wird mit der Frage, wen wir denn zu brauchen vermöchten, neu und entscheidend angeschlagen. (...) Im Wort *brauchen* verbirgt sich wieder eine ganze Skala von Bedeutungen. Es kommt allein in der ersten Elegie viermal vor. (...) Brauchen hat in der Alltagssprache zwei Grundbedeutungen: entweder heißt es angewiesen sein auf etwas, etwas nötig haben, oder es heißt allgemein etwas seinem Zweck gemäß verwenden, der in seinem Wesen begründet liegt. Hier das Wesen des uns Umgebenden einzugehen und es seinem Zweck entsprechend, d.h. für anderes fruchtbar zu machen vermögen.“

Menschen im gleichen Sinn in einen Bezug kommen können, wie mit den „vertrauteren“ Dingen. Es entsteht nur dort „richtige Welt“, wo der Mensch in seinem Schauen die Dinge zu verwandeln fähig ist. „Die Dinge sind auf unser Schauen angewiesen wie wir auf das Vermögen, sie zu schauen.“¹⁷ Nur durch dieses Schauen, aber leider nur in unbedeutenden, kleinen Bereichen des Alltagslebens, kommen wir dazu, die Dinge zu „brauchen“ und zwar richtig zu gebrauchen, d.h. zu verinnerlichen und dadurch schließlich ins Unsichtbare zu verwandeln.

Der Begriff „Weltraum“ (I 18) – Es ist aber keineswegs nur eine abwertende Alltäglichkeit, die an den aufgezählten Dingen („Baum“, „die Straße von gestern“, „das verzogene Treusein einer Gewohnheit“) in Rilkes „Erster Elegie“ haftet. All diese Dinge befinden sich nämlich in *einem* Raum mit dem Weltraum, den der Mensch aber erst durch die dichterisch-schöpferische Verinnerlichung in den Rilkeschen „Weltinnenraum“¹⁸ zu verwandeln fähig ist. Da der Begriff des „Weltraums“ in Zeile 18 der ersten Elegie den verwandelten Weltinnenraum vorwegnimmt, ist es eine grobe Vereinfachung vonseiten des Übersetzers, wenn er diesen Begriff als den standarddeutschen Begriff wahrnimmt und ihn mit dem ungarischen Wort „világűr“ übersetzt. Siehe bei Tellér: „mikor arcon fűj / a világtűrrel teli szél“. Tandori ist mutig genug, den Begriff als einen Rilkeschen Neologismus zu lesen und ihn in das ungarische Gedicht auf diese Weise zu übersetzen und damit hinüberzuretten: „Ó, meg az éj, csak az éjszaka, hogyha a szél, a világtűr / arcunkba nyomul“ [Hervorhebung Zs.A.].

Die Rilkesche „Elegie“ spielt hier an den unvollendeten Zyklus „Gedichte an die Nacht“ an, in dem das Erhabene der Nacht immer etwas vom Erhabenen des „Weltraums“ spüren lässt, wodurch auch der Raum des Alltäglichen berührt wird. Das Erhabene lässt sich *nur* und *erst* in dieser Spannung der Berührung zwischen Unendlichem (Weltraum im kosmologischen Sinne) und Alltäglichem wahrnehmen.

„Weißt du's noch nicht?“ (I 23) Diese rhetorische Frage leitet die Beschreibung der (potenziellen) Verwandlung des Weltraums in Weltinnenraum ein. Die Frage ist bei Tellér äußerst seltsam übersetzt: „Eddig nem tudtad?“ – da diese Übersetzung bereits eine mögliche Antwort vorwegnimmt. Die Antwort beinhaltet, dass das angesprochene Du, eigentlich das lyrische Ich, *jetzt schon* in den Besitz der neuen Erkenntnis gekommen ist. Die Übersetzungen von Tandori und Nemes Nagy lassen dagegen die Offenheit des Originals gelten: *Weißt du's noch nicht?* – „Még

¹⁷ Steiner: Rilkes..., S. 20.

¹⁸ Das Wort „Weltinnenraum“ taucht zuerst im Gedicht „Es winkt zu Fühlung...“ auf (Entstehung August/September 1914); d.h. erst zwei Jahre nach der Entstehung der „Ersten Elegie“. Dennoch sehen wir in I 23-25 eine Vorwegnahme des später in einem Begriff ausgedrückten Gedankens.

nem tudod?“ (Nemes Nagy) – und etwas dringender bei Tandori: „*Most se tudod még?*“ Die positive Antwort ist hier nicht inbegriffen, da die nächsten Zeilen eigentlich nur Anweisungen zu einem möglichen Versuch sind, der die Existenz des zusammenhängenden Welt(innen)raums entweder verifizieren oder aber unbewiesen lassen wird: „vielleicht daß die Vögel / die erweiterte Luft fühlen mit innigerm Flug“. Die Betonung liegt also in den Lesarten von Tandori und Nemes Nagy auf dem Wort *vielleicht*.

„Ja, die Frühlinge brauchten dich wohl“ (I 26) – In dieser Zeile und in den ihr folgenden werden „Dinge“ aufgezählt, die auf das Subjekt angewiesen sind, die die Kraft dieser Verwandlung unbedingt *brauchen*. In dieser Aufzählung verstärkt sich das dichterische Subjekt in dem Glauben, dass die ganze Theorie der Verwandlung nicht ohne „materielle“ Beweise bleibt. Deshalb ist es meines Erachtens wiederum wichtig, dem Verb „brauchen“ in der Übersetzung keine vorschnelle Bedeutung beizumessen. Diesmal ist es aber den Übersetzern nicht gelungen, die Neutralität des Originals zu bewahren. Bei Tandori lesen wir: „Nos, tavaszok számítottak rád.“ Bei Tellér wiederum viel stärker – und m.E. diesmal auch allzu scharf – betont: „*áhítoztak rád tavaszok*“. Die Stärke des ungarischen Verbs „*áhítoztak*“ ist gar nicht begründet, zumal das Rilkesche Original sogar die relativierende Partikel „wohl“ im Satz enthält. Nemes Nagy bleibt bei der einfachsten (und m.E. schönsten) Lösung der Stelle: „*Jó – tavaszoknak kellettél*.“ Auch ist es sie (damit in Übereinstimmung mit Gyula Tellér), die den genauso wichtigen Rilkeschen Begriff des *Auftrags* mit dem schönen, seltenen ungarischen Wort wiedergibt: „*megbízatus*“.

Die Stelle „Sehnt es dich aber, so singe die Liebenden“ (I 36) ist eine der seltenen Lösungen, die für die Strategie von Tellér spricht. Diese Strategie kann damit beschrieben werden, dass sie oft das stark Interpretierende anstrebt – nämlich immer wenn das Wortwörtliche sich für ihn als unmöglich erweist. Diese Übersetzungs- und Interpretationspraxis von Gyula Tellér ist in Zeile 36 der Elegie im Gegensatz zu den einfacher – und deshalb dichterisch auch genialer – arbeitenden Übersetzern dennoch erfolgreicher gewesen.

Sehnt es dich aber – das Verb *nach etwas sehnen* könnte hier grammatisch wahrhaft im Zusammenhang mit dem Singen stehen, wie Tandori und Nemes Nagy es angenommen haben: „*Ám ha a vágyad ez, énekelj szeretőkről*“ (Tandori). „*De ha vágyol rá, hát szólj szeretőkről...*“ Dennoch ist diesmal die vielleicht weniger (alltags)logische, dennoch wortwörtlichere Übersetzung von Tellér die näherliegende Lösung der Stelle: „*Mégis vágy fűt? Dícsérd a szeretőket*.“ Diese Lösung stimmt nämlich auch mit der Interpretation der vorhergehenden Zeilen überein, die den Prozess beschreiben, bei dem das Sehnen des Subjekts immer objektloser wird.¹⁹ Der Auftrag ist deshalb unbewältigt, besser gesagt, er lässt

¹⁹ Vgl. Steiner: Rilkes..., S. 26. „das Sehnen ist aber auf dem Weg, objektlos zu werden“

sich subjektiv als unbewältigt wahrnehmen, weil das Subjekt immer noch „von Erwartung zerstreut“ ist, „als kündigte alles eine Geliebte dir an“. „Geliebte“ bedeutet hier aber keine reale Frau, sondern funktioniert als *reine* Anspielung an das potenzielle Gefühl der Verliebtheit. Dieses Gefühl in seiner ganzen Objektlosigkeit ist es, das das Singen, das Preisen der ewigen Kraft der Liebe beim dichtenden Subjekt hervorrufen kann. Aus diesen Gründen ist die Übersetzung von Tellér an dieser Stelle die dem Original näher stehende Variante, die folgende Interpretation der Stelle suggeriert: Wenn nach den mehrmaligen Versuchen, den Auftrag der „Dinge“ zu erfüllen, das dichtende Ich dennoch für ein objektloses Sehnen die Fähigkeit besäße, dann sollte es als dichterisches Thema endlich wieder das alte, scheinbar verbrauchte Thema der Liebe aufnehmen.

Die nächste Zweideutigkeit bringt der Ausdruck „die Gestillten“ (I 39), der das bei Rilke oft wiederkehrende Thema der besitzlosen Liebe wiederaufnimmt. Dezső Tandori und Ágnes Nemes Nagy sehen die Gestillten als „elégültek“ (TD) und als „beteltek“ (NNA), was keinesfalls mit dem Begriff „kihültek“, der bei Tellér das deutsche Wort vertritt, zusammenfällt. Der Interpret Jacob Steiner meint auch: „wer das Ziel seiner erwartenden Liebe erreicht habe, liebe nicht mehr“²⁰, da die Liebenden in der Stillung der Liebe deren Kraft verlieren, wie Dürstende den Durst.²¹ Meines Erachtens ist diese Bedeutungsnuance im Wort „die Gestillten“ natürlich präsent, aber es ist nicht völlig berechtigt, die Gestillten im Sinne von „kihültek“ zu nehmen und in demselben Sinn zu übersetzen. Obwohl die erfüllte Liebe wirklich nicht die Kraft der sehrenden Liebe, und somit die Gestillten und die Geliebten nicht die Kraft der Liebenden besitzen (diejenigen, die noch in der Phase der Liebe stehen, wo alles offen ist), dennoch sind die Gestillten auch *noch nicht* in der Phase der „Auskühlung“. Sie sind nicht die Menschen, die nach einer ausgelebten Liebe wieder völlig nüchtern an das Erlebte zurückdenken. Vielmehr erhält der Rilkesche Gedanke seine Stärke dadurch, dass sogar die *jetzt* Liebenden im Vergleich mit den Sich-nach-Liebe-Sehrenden ärmer ausfallen würden. So steht also die Möglichkeit einer Liebe höher als ihre Wirklichkeit. Dieser Gedanke ist der poetische Gedanke, der diesen Zeilen ihre Kraft verleiht.

Ein interessanter Chiasmus ist in der nächsten Stelle in den Übersetzungen von Tellér und Tandori bzw. Nemes Nagy wahrzunehmen. Dieser Chiasmus berührt wieder verschiedene Interpretationsmöglichkeiten und damit die „Erste Elegie“ Rilkes in ihrem Kern.

„Sollen nicht endlich uns diese ältesten Schmerzen / fruchtbarer werden?“ (I 48-49)

²⁰ Ebd., S. 26.

²¹ Vgl. Ebd., S. 27.

Das Fruchtbare werden der ältesten Schmerzen der Menschheit, der Liebeschmerzen, geschieht im Zurückbiegen dieser Kräfte auf sich selber, so daß sie nicht verflüchtigen (II 18), sondern hart sich in die Worte verwandeln.²²

Der Gedanke der Verwandlung, der wichtigste Gedanke der *Duineser Elegien*, steht also auf dem Spiel. Schauen wir uns die drei Übersetzungsvarianten näher an:

Sollen nicht endlich uns diese ältesten Schmerzen / fruchtbarer werden?

Vajon nem tesznek-e minket ez ősi gyötrelmek / termőbbé? (Gy. Tellér)

Íme, a legrégibb gyötrelmeink sose lesznek / termékenyebbek? (D. Tandori)

Legrégibb gyötrelmünk hát ne teremjen / végre gyümölcsöt? (Á. Nemes Nagy)

Solange Tellér den Gedanken dadurch entkräftet, dass er Subjekt und Objekt in der Übersetzung umkehrt (nicht „unsere Schmerzen“ werden bei ihm fruchtbarer, sondern „wir“), beantwortet Tandori die Rilkesche offene Frage mit seiner Übersetzung verneinend. Nemes Nagy läßt die Frage offen, indem sie auch die grammatische Form bewahrt: „Sollen nicht...?“

Die Umwandlung der Liebe ins Unsichtbare ist die höchste Forderung, die die *Elegien* immer wieder umschreiben. Eine Schlüsselstelle ist: „daß wir liebend / uns vom Geliebten befreien“ (I 50-51), deren Forderungsgedanken von den unterschiedlichen Übersetzern sehr verschieden wiedergegeben wird.

Nem legfőbb ideje vajon, hogy / megszabaduljunk a kedvestől, s ezt reszketve kibírjuk? (D. Tandori)

Nincs épp ideje, hogy akit szeretünk, / elhagyjuk szeretettel, s reszketve megálljuk a válást, (Gy. Tellér)

Nincs-e a perc itt, hogy szeretettel / váljunk meg szeretónktől s álljuk is ezt remegőn (Á. Nemes Nagy)

Tellér und Nemes Nagy lassen mit ihren Übersetzungen die „Erste Elegie“ beinahe christlich klingen: Die Befreiung vom Geliebten soll „mit Liebe“ („szeretettel“) vollzogen werden – der christlichen Feindesliebe ähnlich. Für mich und auch für Tandori klingt die Zeile ganz anders. Bei ihm erscheint die rilkesisch paradoxe Situation als möglich. Man befreit sich vom Geliebten gerade in dem Augenblick

²² Ebd., S. 28.

(„liebend“ also „noch in der Liebe stehend“), in dem man ihn am stärksten liebt, so dass damit die Liebe zur besitz- und objektlosen und dadurch zur verwandelten Liebe wird. Auch in der Deutung Steiners „haben diese Verse nichts Anstößiges mehr“, wenn der Leser das vorgängig Gesagte im Auge behält: Es geschieht gerade durch diese Befreiung vom Geliebten „ein Zuwachs an Welt“ in der Liebe.²³ Weiterhin sagt er:

In diesem Sinne muß auch das großartige und für das Verständnis gefährliche Vergleichsbild verstanden werden: der auf den Bogen gelegte Pfeil sammelt die potentielle Energie der gespannten Sehne; im Absprung bebt er; er ist in diesem Augenblick mehr als er selbst ist, dann ist er aber erst, weil der Pfeil sein Wesen im Flug findet.²⁴

„Denn Bleiben ist nirgends.“ (I 52) Diese Zeile als Schlüsselzeile der „Ersten Elegie“ macht eine metaphysische Voraussetzung des ganzen Zyklus’ sichtbar. Diese Voraussetzung wird in der Übersetzung von Gyula Tellér chiastisch umgekehrt, als er „A maradás sehol-lét“ schreibt, was aber beinahe parodistisch klingt. Tandori stellt die Tatsache, dass die Welt im Sinne der „Ersten Elegie“ dynamisch, aktiv und als das fortwährend im Akt des Schöpfens Seiende vorgestellt werden muss, durch seine Übersetzung subjektiv und auf den Menschen bezogen dar: „Mert úgysincs maradásunk.“ Nemes Nagy gibt dagegen den Rilkeschen Gedanken als objektives Naturgesetz wieder: „Mert nincs sehol maradás.“

Die ewige Strömung
reißt durch beide Bereiche alle Alter
immer mit sich und übertönt sie in beiden. (I 82-84)

Metaphysisch genauso wichtig sind diese Zeilen, die in der Tellérschen Übersetzung als das Schulbeispiel der grammatischen Treue in der Übersetzung dienen könnte:

Mert az örök sodor átvisz
minden kort mindkét birodalmon
túlharsogva a hangjukat itt is, amott is.

²³ Vgl. Steiner: Rilkes... , S. 29f. „Wenn man 50f. auf diesem Hintergrund sieht, der durch das vorgängig Gesagte genügend gestützt sein dürfte, dann haben diese Verse nichts Anstößiges mehr, sondern bedeuten im Gegenteil, daß dann in der Liebe ein Zuwachs an Welt möglich wird. Es geht als gar nicht um das Verlassen oder Nichtverlassen dessen, was man liebt.“

²⁴ Ebd.

Diese *genaue* und *treue* Übersetzung vergisst aber die Forderung der übersetzerischen Aneignung: Sie vergisst, dass der Übersetzer den neuen Text im Sinne des Alten mit Akzenten versehen soll. Die Aussage dieses Satzes hat seinen Akzent nicht auf „alle Alter“ und auf „beide Bereiche“, sondern darauf, dass *eine* „ewige Strömung“ diese beiden verknüpft. Allein so bleibt der Satz kohärent mit den vorgängigen metaphysischen Implikationen.

Örök áramlás

fut át a két birodalmon, sodorja magával az összes

kort, s mindkettőben túl is harsogja a hangjuk. (D. Tandori)

Oder wie es am schönsten bei Nemes Nagy erklingt:

Fut a szüntelen áram,

mindkét birodalmon örökre sodorva magával

minden kort s szavukat túlzúgja örökre.

Das Ende der Zeilen in der Übersetzung von Nemes Nagy ist sogar in seinem Rhythmus elegisch gestimmt, da es mit einem Daktylus einen Hexameter vortäuscht.

Zum Schluss bleiben die letzten fünf Zeilen der „Ersten Elegie“, die mit den Worten „Ist die Sage umsonst, ... (I 90-94) beginnen. Die mythologische Figur Linos ist die Allegorie des Gesangs im mehrfachen Sinn.

Die Mythologie weist darauf hin, daß der Mythos ‚aus dem Refrain des Klageliedes den Namen eines bekannten Sängers gebildet hatte‘, daß dieser, übrigens aus dem Semitischen stammende, Refrain zunächst der personifizierte Klagegesang gewesen sei, dann zum Repräsentanten des sprossenden, blühenden Lebens geworden und schließlich in höchster Beziehung einerseits zu Orpheus, anderseits zu Apoll gebracht worden sei. Die Stelle bei Homer, die offenbar über die Ilias hinaus eine gewisse Allgemeingültigkeit beanspruchen darf, unterstreicht den Zusammenhang von Tod und Trost, von Trauer und Freude, indem sie zeigt, wie dieser Klager refrain (ob er nun als solcher empfunden wurde oder nicht) bei fröhlichen Anlässen gesungen wurde.²⁵

Linus als Gesalt und Linus als der Klager refrain eines Liedes ist nicht zu unterscheiden. Dies zeigt sich in der mythischen Realität, die Rilke in die „Erste Elegie“ hineinzuwoben bemüht ist.²⁶ Die rhetorische Frage I 91 (bei Rilke fehlt das Fragezeichen bewusst, was von allen drei ungarischen Übersetzern übersehen

²⁵ Steiner: Rilkes..., S. 35.

²⁶ Vgl. Ebd.

wurde) wäre also mit nein zu beantworten. Tellér übersetzt die Frage wiederum zu stark interpretierend: „Téved-e vajon a monda, hogy...“ Über eine mögliche Falschheit der Sage ist nämlich im deutschen Text nicht die Rede. Die rhetorische Frage will uns auf die Probe stellen, ob wir der Sage ihren richtigen Wert zuzusprechen fähig sind oder nicht.

Unter *Musik* darf möglicherweise Gesang im antiken Sinn verstanden werden, was auch die Dichtung einschliesse: so wiese das in die Dichtung aufgenommene Motiv auf die Dichtung selber zurück, erhalte also den höchsten narzisstischen Rang, der auch den Engeln zugesprochen wird. Die Sage belegt des weitern die Einheit von Leid (*Klage*) und Freude (*hinreißt und tröstet und hilft*), die für Rilke so wichtig ist, daß der ganze Elegienzyklus in ihren Aufweis mündet. [...] Und schließlich eignet sich die Linossage dazu, das Durchbrechen der Krusten der gedeuteten Welt zu veranschaulichen: Der Raum um Linos ist der von den Lebenden erfüllte. [...] Sein Enttreten erschrickt, und in diesem Erschrecken bricht das Festgelegte, Erstarrte ein. In diesem Einbruch aber wird das Schöpferische möglich: Musik, Gesang, Dichtung – das Sagen entsteht. Und darin ist das Dasein erst eigentlich: Gesang ist Dasein.²⁷

Dieses „Dasein durch den Gesang“ in der (ungarischen) Übersetzung gelingt m.E. den Übersetzern Ágnes Nemes Nagy und Dezső Tandori und wird an manchen Stellen durch seine interpretatorischen Bemühungen um Treue des Übersetzers Tellér stark gestört. Die Tendenz, die wir durch die bisherigen Beispiele und Schlüsselstellen aus den Übersetzungen zeigen wollten und die wir bei Tandori und bei Nemes Nagy wahrgenommen haben, könnte zusammenfassend so beschrieben werden, dass die Rilkesche Sprache in ihrer relativen Einfachheit und Vieldeutigkeit erhalten wurde. Die Gegenteilstendenz der Tellérschen Übersetzung ist nämlich m.E. eine dauernde Überinterpretation der „Elegie“, die oft zu allzu starken Deutungen und Missdeutungen des Textes führt.

Fazit

Bisher haben wir den Weg der vergleichenden Übersetzungsanalyse Zeile für Zeile zurückgelegt. Auf diesem Weg war es unentbehrlich, einer möglichen Lesart des Originals (d.h. der „Ersten Elegie“ in der Originalsprache) zu folgen. Diese Lesart wollen wir natürlich als eine *minimale Lesart* begreifen. Unter minimaler Lesart verstehen wir eine reduzierte Lesart der „Ersten Elegie“, die den Originaltext nicht (oder nur äußerst begrenzt) weiterdenkt. Sie ist bemüht – die

²⁷ Ebd.

interpretatorische Produktivität möglichst zurückdrängend – den Text in ihren wichtigsten Voraussetzungen, Implikationen und Zusammenhängen zu erforschen, aber nur in dem Maße, welches für den Vergleich der Übersetzungen erforderlich ist. Natürlich bleibt eine solche Betrachtung des Textes interpretatorisch unausgearbeitet, aber sie dient als unentbehrliche Grundlage des Übersetzungsvergleichs.

Dazu muss noch bemerkt werden, dass die Sprache von Rilke stark stilisiert ist, d.h. an vielen Stellen durch eine eigenartige Rhetorik gehoben ist.²⁸ Diese Stilisierung konnte in den Übersetzungen nicht ausgespart bleiben. Auf diese Weise muss die Übersetzungskritik auch mit ihr rechnen. Doch sollte die Plastizität des Originals in den Übersetzungen bei der Bemühung um die Erhaltung und Nachahmung der Stilisierung gewahrt bleiben. Was verstehen wir unter Plastizität im Falle der „Ersten Elegie“? Tandori spricht von „gedankliche[r] Figurativität“²⁹, die wir bei Henri Meschonnic als den „poetischen Gedanken“ wiederfinden.³⁰ Aber gerade diese Plastizität, die sich in der gedanklichen Figurativität der „Elegien“ ausdrückt, macht eine Aneignung im Sinne der Aktualisierung durch Übersetzen möglich. Tandoris Ziel der Übersetzung ist das „Lebendig-Halten“ des Werkes durch das Ermöglichen eines frischen Leseerlebnisses auf dem Weg einer neuen Lesart. „[A]z élményszempont keresése – a műéltetés része csupán.“³¹ Was Tandori hier kursiv hervorhebt, also mit Nachdruck betont, das

²⁸ „Rilke költészete is stilizáció. Csak formára nézve épp: a stilizációk által az, ezek elsődleg eszközei. S persze, másként, mint stilizációval, hogyan is lehetett volna a Rilke által vállalt végső témákról szólni?“ Tandori: A végső érvény s az élő anyag avagy Rilke a kályhától. In: Rainer Maria Rilke: Duinói elégiák, Gyomaendrőd 1988, S. 47.

²⁹ Vgl. Tandori: A végső érvény..., S. 45. „Talan mégis a plaszticitás az, aminek felületi és alaki eleme is egyszerre képes tovább hatni bennünk és általunk, olyképp, hogy a felszín a megfoghatatlan változások, a fogalmilag ki nem fejezhető 'érzetek' együttese, az alaki elem pedig, itt Rilkenél legalábbis, a *gondolati figurativitás*... amit senki a *képpel* össze ne vétsen. A gondolati vagy fogalmi alakosság olyasmi inkább, mint a 'képlet', a 'mondás', a tömörítés, a hasonlatos összefoglalás – de valami 'cselekvénnyel' okvetlenül.“

³⁰ Vgl. Meschonnic: Poétique du traduire, S. 30. „Ce qui restait encore confondu avec le contenu, avec le sens – l'essentiel – dans le cadre du signe, mérite pourtant d'être pensé distinctement. À la différence du vers – mais non sans rapports avec lui – et à la différence de la poésie, il y a quelque chose de spécifique. Je l'appelle la pensée poétique. La pensée poétique est la manière particulière dont un sujet transforme, en s'y inventant, les modes de signifier, de sentir, de penser, de comprendre, de lire, de voir – de vivre dans le langage. C'est un mode d'action sur le langage. La pensée poétique est ce qui transforme les mathématiques. C'est cela que est à traduire. C'est cela qui fait la modernité d'une pensée, même pensée il y a très longtemps. Car elle continue d'agir. D'être active au présent.“

³¹ Tandori: A végső érvény..., S. 43.

„Lebendig-Halten“ (*műéltetés*) des Werks, haben wir im Vorwort vorliegender Arbeit mit Ricœur „Aneignung“ (*appropriation*) genannt.

Az Elégiák világa: élő anyag s nem végeredmény, költőileg, mert minden színpadossága, fennköltsege ellenére... ezzel az önmaga iránti kíméletlenséggel, amilyen csak az anyagé lehet, a csak hasadva törő anyagé, az ereztetés a törésben is, éppen ezzel lendül túl anyagként az örök-érvény mindennapian élhető idejébe.³²

Die „ewige Gültigkeit“ der „Elegien“ ist in diesem Sinn nicht eine Ewigkeit, die im Gegensatz zur Alltäglichkeit gemeint ist, sondern eine dialektische: Gerade durch die Möglichkeit seines Lebendigwerdens an einem beliebigen Tag des Alltags in der neuen Lesart der Übersetzung kann die „Elegie“ diesen Alltag in einen größeren Welt-Zusammenhang erscheinen lassen. Mit dieser Übersetzungspoetik berührt Tandori m.E. die Poetik von Rilke in den „Elegien“: Das Dasein im Weltinnenraum ist dann erreicht, wenn ein beliebiger, alltäglicher Punkt des Raumes (eine Straßenecke oder ein beliebiges Segment eines Parks) im Zusammenhang mit dem Weltraum erscheint.

In dieser Übersetzungspoetik, die von Dezső Tandori expliziert wurde, sehen wir die poetologische Bedingung der Möglichkeit einer gelungenen Übersetzung der „Ersten Elegie“. Auch nach der Befragung konkreter Textstellen zeigte sich die Möglichkeit der Aneignung dieser „Elegie“ durch die ungarischsprachige Literatur.

³² Ebd., S. 44.

Sprachwissenschaft

Viktória Dabóczy (Szeged)

Lapsus linguae – Versprecher in der deutschen und ungarischen gesprochenen Sprache¹

0. Einführung

Schule, Arbeitsplatz, Geschäfte, zu Hause, Straßen, Verkehrsmittel usw. sind verschiedene Orte in unserer künstlich gebauten Welt mit der Gemeinsamkeit, dass sich an diesen Plätzen Menschen begegnen, die durch Interaktionen ständig Sprache produzieren und rezipieren, ohne darüber nachzudenken, was sie machen und wie sie es genau durchführen. Der Grund dafür ist, dass erwachsene² Sprachbenutzerinnen und Sprachbenutzer in der Muttersprache (und eventuell in einer oder in mehreren Fremdsprachen) „über gewisse sprachliche Fertigkeiten, ein gewisses Sprachgefühl und ein gewisses Maß an sprachlichen Intuitionen“ verfügen, die von Rickheit, Sichelschmidt und Strohner zusammenfassend als „naive Linguistik“³ bezeichnet werden (2002: 11). Sprache ist also ein Medium, das die Kommunikation der Menschen in verschiedenen Situationen mit verschiedenen Partnern ermöglicht (vgl. Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2002: 12).

Die Sprache (zumindest die des literaten Menschen) ist medial⁴ gesehen entweder gesprochen oder geschrieben. Im vorliegenden Beitrag wird nur die gesprochene Sprache behandelt.

Die gesprochene Sprache wird aus zwei Gesichtspunkten und von zwei linguistischen Disziplinen erforscht: Einerseits von der Psycholinguistik, die die

¹ An dieser Stelle möchte ich mich für ihre wichtigen Hinweise und Ratschläge bei Mária Gósy und für die konstruktive Kritik bei einem anonymen Gutachter bedanken.

² Die Sprachproduktion und -rezeption funktioniert bei Kindern hinsichtlich der Speicherung und Aktivierung in der Erwerbsphase deutlich anders als bei Erwachsenen (vgl. Aitchinson 1982: 238).

³ „Naive Linguistik“ darf nicht mit dem Begriff „Laien-Linguistik“ verwechselt werden. Die Laien-Linguistik ist als Teildisziplin der Sprachwissenschaft „eine an die breite Öffentlichkeit gerichtete praxisorientierte Sprach- und Kommunikationslehre zur Lösung muttersprachlicher Probleme“ (Antos 1996: 13).

⁴ Die Begriffe „Medialität“ und „Konzeptionalität“ haben Koch und Oesterreicher etabliert. Unter Medialität verstehen sie die Realisierungsform sprachlicher Äußerungen (graphisch vs. phonisch), während unter Konzeptionalität die „Konzeption sprachlicher Äußerungen“, also ein Kontinuum zwischen Nähe (konzeptionelle Mündlichkeit) und Distanz (konzeptionelle Schriftlichkeit) verstanden wird (1985: 17, bzw. 1994: 594 f.).

Phase von der Vorstellung bis zu der Äußerung im Gehirn also das sprachliche Verhalten untersucht, und andererseits von der Gesprochenen-Sprache-Forschung, die die phonetischen, morphologischen, syntaktischen, semantischen und pragmatischen Eigenschaften all dessen beschreibt, was sozusagen aus dem Mund herauskommt. Diese Eigenschaften werden mit der sog. geschriebenen Sprache verglichen, woraus sich die Charakteristika der gesprochenen und der geschriebenen Sprache ergeben.⁵ Die Gesprochene-Sprache-Forschung erforscht also eher das Was, während im Mittelpunkt der Psycholinguistik das Wie steht. Im Folgenden wird die gesprochene Sprache aus psycholinguistischer Sicht untersucht.

Wie oben erwähnt versucht die Psycholinguistik die verschiedenen Momente und Ebenen der Sprachproduktion zu beschreiben, was eine schwierige Aufgabe ist, weil es dabei um unbewusste Prozesse geht. Die Forschung muss sich deshalb einerseits mit unterschiedlichen Experimenten, und andererseits mit dem fertigen Produkt bzw. mit den Fehlern des fertigen Produkts, d.h. mit den sog. Versprechern, beschäftigen, mit deren Hilfe Rückschlüsse in Bezug auf die Sprachproduktion gezogen werden können (vgl. u.a. Aitchinson 1982 und Gósy 2005). In diesem Sinne kann man keine scharfen Grenzen zwischen den Untersuchungsgebieten der Psycholinguistik und der Gesprochenen-Sprache-Forschung ziehen. Die Ergebnisse der einen Disziplin wirken unmittelbar auf die des anderen Forschungszweiges. Aus diesem Grund können psycholinguistische Analysen Aspekte und Methoden der Gesprochenen-Sprache-Forschung nicht entbehren.

Vorliegender Beitrag setzt sich zum Ziel, die Versprecher in der deutschen und ungarischen gesprochenen Sprache zu untersuchen. Dabei werden die Typen und die Anzahl der unterschiedlichen Versprecher in den zwei Sprachen im Rahmen einer empirischen Analyse untersucht, wobei im Mittelpunkt der Vergleich des gesprochenen Deutschen und Ungarischen hinsichtlich der Versprecher steht. Bei der Klassifikation der Versprecher werden auch die etablierten Ergebnisse der Gesprochenen-Sprache-Forschung berücksichtigt.

Vor der empirischen Analyse werden im Folgenden die Ebenen und Modelle der Sprachproduktion (Kapitel 1.1) und die möglichen Versprechertypen (Kapitel 1.2) als theoretischer Hintergrund kurz dargestellt. Der Schwerpunkt des Beitrags liegt auf dem empirischen Teil.

⁵ In der Gesprochenen-Sprache-Forschung wird debattiert, ob die gesprochene Sprache als homogener Untersuchungsgegenstand mit typischen oder weniger typischen Vertretern betrachtet werden kann (vgl. Hennig 2000) oder eher eine Reihe von sog. „kommunikativen Praktiken“ ist (vgl. Fiehler 2000a und b). Im vorliegenden Beitrag wird die gesprochene Sprache als homogener Untersuchungsgegenstand angesehen.

1. Theoretischer Hintergrund

1.1. Die Produktion gesprochener Äußerungen

Äußerungen, sei es im familiären Kreis oder im Rahmen eines Vortrags vor einem großen Publikum, werden geplant. Dieser Planungsprozess ist im Falle von wissenschaftlichen Vorträgen relativ leicht nachzuvollziehen. Die Existenz der Planung bei kurzen spontanen Äußerungen kann nach Hörmann an Fällen gesehen werden, „in denen wir während der Äußerung merken, dass wir nicht in der beabsichtigten Weise ‚hinkommen‘ und eine Änderung vornehmen müssen“ (Hörmann 1991: 103).

Der Planungsprozess, d.h. die Sprachproduktion bis zur Artikulation, verläuft auf mehreren Ebenen, von der pragmatischen Ebene über Semantik und Syntax zur Laut- und im Falle der Schriftsprache zur Schriftebene (Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2002: 79).

Auf der pragmatischen Ebene werden die Äußerungen zunächst in der jeweiligen Kommunikationssituation verankert. Das bedeutet so viel, dass Sprecher ihre Sprechpartner und die Vorkenntnisse der Partner berücksichtigen müssen. Diesen Prozess stellt Hörmann wie folgt dar:

Wissen, was der Hörer in der Situation will und was er über die Situation weiß – das geht als Voraussetzung und Basis in die Genese der meisten Äußerungen eines Sprechers ein. Der Sprecher baut [...] seine Äußerung auf Präsuppositionen auf (Hörmann 1991: 104f).

Darüber hinaus sind hinsichtlich der pragmatischen Phase auch die sozialen Rahmenbedingungen, die Gruppengröße sowie die kulturellen Einflüsse relevant (vgl. Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2002: 80f).

Auf der zweiten, semantischen Ebene wird der Inhalt der zu produzierenden Äußerung in zweierlei Weise geplant: Die erste Phase ist die sog. Makroplanung, wobei eine grobe Thematik meistens noch bildhaft geplant wird. Der Makroplanung folgt die Mikroplanung, in deren Rahmen die einzelnen Basisaussagen vorbereitet werden. In dieser Phase werden also Wissensausschnitte aktiviert bzw. beginnt bei der Mikroplanung die Auswahl der Elemente aus dem mentalen Lexikon sowie die zeitliche Planung der Äußerung (vgl. Gósy 2005: 85 f. und Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2002: 79).

Die dritte Ebene ist die morphosyntaktische Ebene, auf der drei Unterphasen der Planung „erschlossen werden können“: Erstens muss der Sprecher die geeigneten Wörter finden, das ist die sog. lexikalische Selektion. Zweitens muss er diese Wörter mit grammatischen Funktionen versehen, d.h., jedem Wort wird eine syntaktische Funktion im Satz zugeordnet. Schließlich müssen Zusammenhänge zwischen den Wörtern hergestellt werden. Dies besteht einerseits aus der

Zuweisung der syntaktischen Positionen, andererseits müssen die Wörter flektiert werden. Auf dieser Ebene geht es also um die genaue Formulierung der Äußerung (vgl. Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2002: 80 und 85 f.).

Auf der letzten Ebene erfolgt die tatsächliche Realisierung der Äußerung, die im Falle von gesprochener Sprache die Artikulation bedeutet.⁶

Der ganze Sprachproduktionsprozess verfügt über zwei wichtige Eigenschaften: Die erste ist die sog. „Top-down-Orientierung“, die sich darauf bezieht, dass „der Informationsfluss prinzipiell von oben nach unten, also von der pragmatischen Ebene über die semantische und die syntaktische zur motorischen Ebene verläuft“ (Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2002: 85 f.). Die zweite Eigenschaft ist die inkrementelle Verarbeitung während der Sprachproduktion. Hinter dem Begriff ‚inkrementelle Verarbeitung‘ steckt das Phänomen, dass im Verarbeitungsprozess gleichzeitig mehrere Ebenen aktiv sind, d.h. die unteren Ebenen können bereits aktiv sein, auch wenn die Verarbeitung der höheren Ebene noch nicht abgeschlossen ist (ebd.). Diese Inkrementalität ermöglicht die Schnelligkeit der Sprachproduktion, verhindert sie aber paradoxerweise auch: Die inkrementelle Verarbeitung ist für einige Typen der Versprecher verantwortlich (s. ausführlicher in Kapitel 1.2) (vgl. Gósy 2005: 85).

Anhand der oben thematisierten Ebenen kamen in der Forschung mehrere Theorien und Modelle der Sprachproduktion zu Stande, von denen an dieser Stelle die Charakteristika von zwei Theorien kurz dargestellt werden:

1. In der sog. autonomen Theorie wird angenommen, dass die einzelnen Ebenen der Sprachproduktion unabhängig voneinander arbeiten und der Verarbeitungsablauf eindeutig von oben nach unten gemäß der Hierarchie gerichtet ist. Die Verarbeitung ist nach dem Modell inkrementell (s. oben). Die bis heute am detailliertesten ausgearbeitete autonome Theorie stammt von Levelt (1989).
2. Im Gegensatz zu der autonomen Theorie ist die sog. Regulationstheorie interaktiv. Nach diesem Ansatz können die Ebenen der Sprachproduktion miteinander interagieren, also die „Verarbeitungsergebnisse von unteren Ebenen auf Verarbeitungsprozesse auf höheren Ebenen zurückwirken“ (Rickheit/Sichelschmidt/Strohner 2002: 89 f.).

Anhand der autonomen Theorie von Levelt hat Gósy (2004a) ein autonomes Modell der Sprachproduktion angefertigt, das schematisch wie folgt dargestellt werden kann:

⁶ Bei der geschriebenen Sprache erfolgt auf der letzten Ebene die motorische Realisierung des Schreibens.

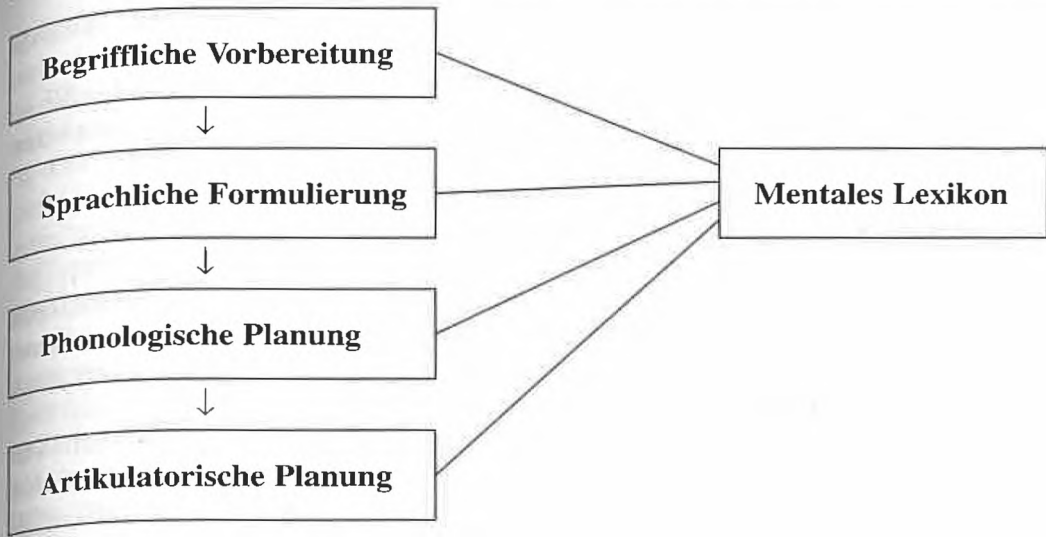


Abb. 1. Das Sprachproduktionsmodell von Gósy (2004a: 6)

Die begriffliche Planung entspricht der pragmatischen Phase, der die grammatische und inhaltliche Planung folgt. In dieser Phase werden die Elemente aus dem mentalen Lexikon ausgewählt und die zeitliche Abfolge der Äußerung wird bestimmt. Nach der sprachlichen Formulierung kommen die Prozesse in Bezug auf die phonetische Struktur und schließlich wird die Artikulation vorbereitet. Auch wenn dies in der Abbildung nicht zu sehen ist, funktionieren die Ebenen gewissermaßen parallel nebeneinander, die Verarbeitung läuft also inkrementell (vgl. Gósy 2004a: 7)⁷.

Das Modell von Gósy (2004a) zeigt – und darin sind sich die meisten Theorien einig –, dass das mentale Lexikon eine zentrale Rolle in der Sprachproduktion hat. Daraus folgt, dass das mentale Lexikon eine nicht zu vernachlässigende Ursache von Versprechern sein kann. Das mentale Lexikon ist als ein gewisses Lexikon im Gehirn vorzustellen, dessen Größe und Funktionieren veränderlich und sprecherspezifisch ist (vgl. Gósy 2005: 193). Darüber hinaus ist der Aufbau des Lexikons, nach den Erkenntnissen der Psycholinguistik, sprachenspezifisch, d.h., er hängt gewissermaßen von der Struktur der gegebenen Einzelsprache ab (vgl. Miller 1992: 166 f.). Da vorliegender Beitrag die Versprecher im Deutschen und Ungarischen untersucht und die Versprecher mit dem mentalen Lexikon

⁷ zum Modell ausführlicher Gósy (2005)

zusammenhängen können, ist diese Erkenntnis hinsichtlich dieses Beitrags relevant.⁸

Nach der Skizzierung der Ebenen und Modelle der Sprachproduktion sollen im Folgenden die Typen und möglichen Ursachen der Versprecher dargestellt werden.

1.2. Versprecher in der gesprochenen Sprache

Spontane Äußerungen verlaufen nicht hundertprozentig flüssig, normalerweise sprechen Menschen mehr oder weniger stockend. Das Gespräch kann in mehreren Weisen stocken, die einzelnen Typen dieser Phänomene haben jedoch keine einheitliche Benennung und keine einheitliche Klassifikation.

Aitchinson unterscheidet bspw. Pausen und Sprachfehler. Innerhalb von Pausen unterscheidet er die sog. Atempausen und Zögerpausen, die durch *hm*, *äh* usw. gefüllt sind (Aitchinson 1982: 217). Die Sprachfehler unterteilt er als Auswahlfehler, wobei ein schlechtes Wort gewählt wird und Programmierungsfehler, wobei zwar das richtige Wort selegiert, aber das dazugehörige Programm falsch ausgeführt wird. Zu den Auswahlfehlern gehören die Benennungsfehler (Fehler wegen ähnlicher Bedeutung) z.B. *Artischocken* vs. *Auberginen*, die Wortverwechslungen (Fehler wegen ähnlichen Klangs) z.B. *Alligator* vs. *Allegorie* und Mischformen (Kontamination von zwei Wörtern) z.B. *krucklich* aus *krum* und *bucklich*. Als Programmierungsfehler klassifiziert Aitchinson die Transpositionen (Wörter tauschen ihren Platz im Satz), die Antizipationen (Vorwegnahme von Lauten) z.B. *ganz wuchtigen P(←)unkt* und die Wiederholungen oder Perseverationen (Beibehaltung einer Einheit, die sich auf etwas später zu Sagendes auswirkt) z.B. *das Buch von Ch(→)omsky und Challe/Halle/* (1982: 223 ff.).

Keller und Leuninger beschäftigen sich lediglich mit sog. Versprechern, die den Sprachfehlern bei Aitchinson entsprechen. Dabei behandeln sie die gleichen Kategorien wie Aitchinson (2004: 229 ff.).

Hörmann unterscheidet Pausen und Versprecher. Letztere bezeichnet er auch als Fehlleistungen. Im Gegensatz zu Aitchinson verteilt Hörmann die Pausen in Planungspausen, die leer sind [aber länger dauern als normale Atempausen – V.D.], und gefüllte Pausen, die mit den Zögerpausen von Aitchinson gleichzusetzen sind (vgl. Hörmann 1991: 118 f.).

Bei Schwitalla sind ebenfalls verschiedene Arten von Versprechern und Pausen bzw. Verzögerungsphänomenen zu finden. Als Versprecher listet er Wortstamm-

⁸ Da das mentale Lexikon und sein Funktionieren ein umfangreiches Thema ist, dessen ausführliche Thematisierung jedoch für diesen Beitrag nicht relevant erscheint, wird an dieser Stelle auf das mentale Lexikon nicht näher eingegangen.

vertauschungen, Antizipationen, Perseverationen, freudsche Versprecher und phonetische Versprecher auf (vgl. Schwitalla 2003: 41 ff.).

Was die Pausen betrifft unterscheidet er gefüllte und stille Pausen. Der wichtigste Unterschied im Vergleich zu den bisher erwähnten Klassifikationen ist, dass nach Schwitalla die gefüllten Pausen „zu den Gesprächspartikeln gehören“ (Schwitalla 2003: 76). Sie üben die folgenden Funktionen aus: „Vor dem Sprechensatz oder während des Sprechens signalisieren sie, dass der Sprecher die Sprecherrolle ergreifen bzw. behalten will“ (Schwitalla 2003: 76). Kurz nach dem Redeeinsatz, wenn die Sprecherrolle bereits ergriffen wurde, signalisieren sie eindeutig Wortfindungsprobleme (ebd.). Als Untergruppe der Gesprächspartikeln verfügen gefüllte Pausen eindeutig über eine diskursorganisierende Funktion, wodurch sie funktional m.E. als Diskursmarker⁹ zu werten sind. Andererseits geht es bei allen Varianten unabhängig von der Stellung – primär oder sekundär – darum, Zeit für die Planung der Äußerung zu gewinnen (vgl. Schwitalla 2003: 89). In diesem Sinne signalisieren gefüllte Pausen Zögerungen in der Planung. Bei solchen gefüllten Pausen könnte man also über eine Multifunktionalität sprechen.

Neben Pausen listet Schwitalla auch andere Verzögerungsphänomene wie Wiederholungen und Wort- und Konstruktionsabbrüche auf. Sie hängen unmittelbar mit Planungsprozessen zusammen und dauern vor einem neuen, zu planenden Thema eindeutig länger als zwischen thematisch zusammengehörenden Einheiten. Dies ergibt sich daraus, dass der Sprecher bei einem neuen Thema mehr Zeit braucht, die entsprechenden Wissensauschnitte zu aktivieren (vgl. Schwitalla 2003: 89 f.). Die gefüllten Pausen und die anderen Verzögerungsphänomene behandelt Schwitalla als typische prosodische bzw. syntaktische Phänomene der gesprochenen Sprache und klassifiziert sie nicht als Versprecher.

Hoffmann (1991) beschreibt auch ausführlich die unterschiedlichen Anakoluthformen (Abbrüche). In seinem Ansatz erscheinen Anakoluthformen, genauso wie bei Schwitalla, als Merkmale der gesprochenen Sprache und werden nicht als Versprecher klassifiziert, auch wenn sie teilweise während der laufenden Verbalisierung auftreten, sich also eindeutig auf den Planungsprozess beziehen (vgl. Hoffmann 1991).¹⁰

Die ungarische Forschung folgt einer anderen Annäherungsweise als die oben erwähnten Autoren. Gósy unterscheidet zwei große Gruppen: die Unsicherheit und den Fehler. Beide Gruppen sieht sie als Phänomene des Stockens an, die

⁹ Unter Diskursmarker werden in diesem Beitrag in Anlehnung an Gohl/Günthner (1999) solche Elemente verstanden, die als Hauptfunktion eine starke kohärenzschaffende und diskursorganisierende Funktion haben. Sie sind eindeutig Merkmale der gesprochenen Sprache.

¹⁰ Auf die Anakoluthformen wird ausführlicher in der Analyse eingegangen.

unmittelbar auf mentale Prozesse zurückzuführen sind. Zu der Unsicherheit gehören die leeren Planungspausen, die Zögerungen, die Wiederholungen, die Füllwörter, die Verlängerungen und der Neustart des Wortes (Gósy 2004b: 233). Diese Typen ergeben sich aus der Unsicherheit der Planung. Wie zu sehen ist, behandelt Gósy die Zögerungen nicht als Pausen.

Zu den Fehlern werden die folgenden Typen gezählt: Freudscher Versprecher, morphosyntaktischer Fehler, Mischformen oder Kontamination, Benennungsfehler, das Auf-der-Zunge-Liegen, Antizipation, Perseveration, Pause innerhalb des Wortes und artikulatorische Versprecher¹¹ (Gósy 2004b: 234 und Gósy 2005: 96 ff.). Da die sog. freudschen Versprecher schwer zu identifizieren sind, werden sie im Folgenden außer Acht gelassen.¹²

Es ist ersichtlich, dass die sog. Unsicherheiten in der Klassifikation von Gósy etwa den Pausen und Verzögerungsphänomenen entsprechen, die bei Gesprochenesprache-Forschern als typische Merkmale der mündlichen Kommunikation, nicht aber als Versprecher erscheinen (s. weiter oben). Hinsichtlich der sog. Fehler lassen sich keine gravierenden Unterschiede zwischen den Ansätzen der Psycholinguistik und der Gesprochenesprache-Forschung feststellen.

Gósy beschreibt die Ursachen von Unsicherheiten und Fehlern mithilfe der Produktionsebenen der Sprache (s. Kapitel 1.1) wie folgt: Die einzelnen Typen sind zu unterschiedlichen Ursachen zu knüpfen und erscheinen auf mehreren Ebenen der Sprachproduktion. Zu der pragmatischen Ebene sind die schwer identifizierbaren freudschen Versprecher zu rechnen. Auf der Ebene der sprachlichen Formulierung lassen sich einerseits die morphosyntaktischen Fehler, andererseits die lexikalischen Fehler wie die Benennungsfehler und das Auf-der-Zunge-Liegen¹³ u.a. finden. Diese Erscheinungen hängen eng mit dem mentalen Lexikon zusammen, da der „Fehler“ bei der Aktivierung des Wortes aus dem

¹¹ Bei der Aufzählung wurde auf die einzelnen Untertypen verzichtet, da sich die Analyse auch auf die Haupttypen der Versprecher beschränkt.

¹² Die freudschen Versprecher sind solche Fehler, die angeblich den Wunsch der Sprecher signalisieren. Die Identifizierung ist deshalb schwierig, weil man, ohne beim Fehler anwesend zu sein, schwer beurteilen kann, ob es dabei um einen Benennungsfehler oder tatsächlich um einen freudschen Versprecher geht (vgl. Gósy 2005).

¹³ In ihrer Analyse untersucht Iványi (2003) das Phänomen des Auf-der-Zunge-Liegens bei Muttersprachlern und Nicht-Muttersprachlern des Deutschen bzw. Muttersprachlern des Ungarischen. Dabei verwendet sie die Methode der Konversationsanalyse. Nach ihren Ergebnissen weist das Auf-der-Zunge-Liegen sowohl in der Muttersprache als auch in der Fremdsprache ähnliche Eigenschaften auf. Da vorliegender Beitrag die Versprecher ausschließlich in Bezug auf Muttersprachler und statistisch untersucht, wird auf die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Muttersprachlern und Nicht-Muttersprachlern nicht näher eingegangen.

Lexikon erscheint. Auf der Ebene der artikulatorischen Planung treten Antizipationen und Perseverationen auf.

Einige Versprecher ergeben sich aus dem inkrementellen Verarbeitungsablauf der Sprachproduktion, d.h., sie knüpfen gleichzeitig an mehrere Ebenen an: Wegen der Unsynchonie der lexikalischen Aktivierung und der artikulatorischen Planung treten Verlängerungen und Pausen im Wort auf, aus der Unsynchonie der artikulatorischen Planung und Durchführung ergeben sich die artikulatorischen Versprecher (vgl. Gósy 2005: 100 ff.).

Die einzelnen Typen der Versprecher werden während der Sprachproduktion entweder korrigiert oder nicht. Im Falle von Korrekturen spielt eine Wahrnehmungskomponente mit einem Monitor mit, die Korrektur erfolgt jedoch oft unbewusst (vgl. Keller/Leuninger 2004: 240).¹⁴

In dieser kurzen Darstellung der Versprechertypen konnte man sehen, wie heterogen die Termini und Kategorien sind. Auf der begrifflichen Ebene ist festzustellen, dass die Termini Versprecher, Fehler, Sprachfehler und Fehlleistung nur in gewissem Maße einander entsprechen, sie decken je nach Autor unterschiedliche Typen des Stockens ab. Darüber hinaus kann der Terminus Fehler oder Sprachfehler m.E. irreführend sein, da die oben erwähnten Phänomene einen ganz normalen Teil der Sprachproduktion ausmachen.¹⁵ Auf der kategorialen Ebene gehen die Meinungen hauptsächlich hinsichtlich der Klassifikation oder Nichtklassifikation von Unsicherheiten bzw. Zögerungsphänomenen als Versprecher stärker auseinander. In diesem Beitrag wird dafür plädiert, Zögerungsphänomene als Art von Versprechern aufzunehmen, da sie neben ihrer diskursorganisierenden Funktion mit dem Planungsprozess der Sprache zusammenhängen und oft über die Zögerung hinaus Signale für weitere Probleme sind (s. dazu die Analyse). Dabei gibt es einen nicht unbedeutenden Berührungspunkt zwischen der Psycholinguistik und der Gesprochenen-Sprache-Forschung.

Aus den erwähnten Gründen wird an dieser Stelle der folgende vorläufige terminologische und Klassifikationsvorschlag gemacht: Im Anschluss an Gósy (2005) ist m.E. die Einteilung in Unsicherheiten und Fehler sinnvoll, weil es bei den zwei Gruppen um völlig verschiedene Arten von Erscheinungen geht, die aber meiner Ansicht nach als Versprecher zu werten sind. Bei Unsicherheiten ist das Stocken auf die Unsicherheit der Planung zurückzuführen, im Gegensatz

¹⁴ Der Prozess der Korrektur ist in sich ein komplizierteres und breiteres Thema, das den Rahmen dieses Beitrags überschreitet. Aus diesem Grund werden die Korrekturen in diesem Beitrag nicht weiter thematisiert.

¹⁵ An dieser Stelle muss bemerkt werden, dass diese Phänomene des Stockens lediglich in einer gewissen Anzahl als normal betrachtet werden können. Durch Experimente konnte Aitchinson zeigen, dass Aphasiker die gleichen Auswahlfehler treffen wie gesunde Sprecher, bloß in einer wesentlich größeren Anzahl (1982: 222 f.).

dazu ist bei Fehlern die Ursache die „falsche“ Leistung der einen oder anderen Ebene innerhalb der Sprachproduktion. Wie oben erwähnt, muss jedoch der Begriff Fehler m.E. ausgetauscht werden. Da bei Fehler-Typen die Ursache in der Leistung der Ebenen zu suchen ist, würde ich im Anschluss an Hörmann (1991) statt Fehler „Fehlleistungen“ vorschlagen.

Das Wort Versprecher erscheint im Vergleich zu den Begriffen Unsicherheit und Fehlleistung weniger spezifiziert und kann m.E. die Erscheinungen der beiden Gruppen abdecken. Aus diesem Grund wird in diesem Beitrag der Begriff Versprecher als Oberbegriff für alle Typen der Unsicherheiten und Fehlleistungen vorgeschlagen. Die Zusammenfassung der erwähnten Vorschläge und die einzelnen Typen der Versprecher stellt die folgende Tabelle dar¹⁶:

VERSPRECHER	
UNSICHERHEIT	FEHLLLEISTUNG
leere Planungspause (länger als normale Atempausen)	Mischformen
Zögerungssignale	Benennungsfehler
Wiederholung	das Auf-der-Zunge-Liegen
Füllwort	artikulatorische Versprecher
Neustart des Wortes	Antizipation
Verlängerung	Perseveration
	Pause innerhalb des Wortes
	morphosyntaktische Fehler

Tab. 1. Die Klassifikation der Versprecher

Wie in der Tabelle zu sehen ist, wird die Zögerung (vgl. Gósy 2005) nicht als Pause betrachtet. Der Terminus „gefüllte Pause“ (vgl. Schwitalla 2003) erscheint mir fraglich, weil es dabei nicht um eine richtige Pause, sondern um Subkategorien von Gesprächspartikeln geht (vgl. Schwitalla 2003: 76). Der Begriff „Zögerung“ (vgl. Gósy 2005) ist m.E. auch nicht glücklich, weil Zögerungen auch andere

¹⁶ Die Tabelle enthält nur Haupttypen der Versprecher, die hinsichtlich der empirischen Untersuchung relevant sind (s. auch weiter oben).

Typen der Unsicherheiten abdecken. Aus diesem Grund schlage ich den Begriff „Zögerungssignal“ vor.

Die Wiederholung ist nicht identisch mit der Perseveration (vgl. Aitchinson 1991), sie ergibt sich aus der Unsicherheit der Planung, wobei das ganze Wort wiederholt wird, um dadurch Zeit für die weitere Planung zu gewinnen.

Nach dem kurzen Überblick und der vorläufigen „Neuklassifizierung“ der Versprecher werden im Folgenden Vorbemerkungen in Bezug auf die Analyse der deutschen und ungarischen gesprochenen Sprache skizziert.

1.3. Versprecher im Deutschen und im Ungarischen

Die Sprachproduktion ist universal, woraus folgt, dass die Versprecher als Phänomene ebenfalls universal sind. Dies bedeutet so viel, dass Versprecher in allen Einzelsprachen vorkommen können (vgl. Gósy 2005: 106). Es gibt jedoch Parameter, wonach Versprecher in mehrerer Hinsicht Unterschiede aufweisen:

1. Unabhängig von der jeweiligen Einzelsprache können in unterschiedlichen Textsorten unterschiedliche Versprechertypen auftreten. Dies zeigt die Untersuchung von Horváth (2004) in Bezug auf narrative Texte und Dialoge des Ungarischen bzw. das Experiment von Szabó (2004), in dem die Versprecher während eines Sprachspiels untersucht wurden. Die Untersuchung von Horváth konnte zeigen, dass es in Dialogen mehr Fehlleistungen gibt, während narrative Texte eher Unsicherheiten aufweisen (vgl. 2004).
2. Die gesprochene Sprache verändert sich im Laufe der Zeit, d.h., die Menschen sprechen heute anders als vor fünfzig Jahren. Die Veränderung der gesprochenen Sprache kann sich auch auf die Typen und Anzahl der Versprecher auswirken, wie die Fallstudie von Vallent (2005) hinsichtlich des Ungarischen zeigt.
3. Wenn man die Sprache von älteren und jüngeren Menschen beobachtet, kann man bemerken, dass ältere Personen anders sprechen als bspw. ihre Enkelkinder. In ihrer Untersuchung in Bezug auf das Ungarische konnte Menyhárt (2003)¹⁷ darstellen, dass nicht nur die Sprache, sondern auch die Versprechertypen bzw. ihre Anzahl altersabhängig sind.
4. Neben Altersunterschieden gibt es auch sprecherspezifische Unterschiede hinsichtlich der Versprecher. D.h., für Äußerungen von Sprechern einer beliebigen Sprache sind unterschiedliche Typen und Häufigkeiten von Versprechern charakteristisch, unabhängig davon wie alt sie sind (vgl. Gósy 2005).

¹⁷ Bei Menyhárt (2003) wurde die Online-Version des Artikels verwendet, der am 25. 06. 2007 von http://fonetika.nytud.hu/menu_hu.htm heruntergeladen wurde.

5. Oben wurde bereits erwähnt, dass das mentale Lexikon sprachenspezifisch ist, d.h., seine Funktionen hängen von der Struktur der jeweiligen Einzelsprache ab. Aus dieser Tatsache folgt unmittelbar, dass Versprecher, die auf den Aktivierungsprozess des mentalen Lexikons zurückgeführt werden können, auch sprachenspezifisch sind. Darüber hinaus kann man auch bei den anderen Typen der Unsicherheit oder Fehlleistung einen gewissen Unterschied je nach Einzelsprache prognostizieren. Während die Versprecher als Phänomene universal sind, können die einzelnen Typen der Versprecher durchaus sprachenspezifisch sein.

Von den erwähnten Parametern ist hinsichtlich dieses Beitrags die Sprachenabhängigkeit besonders relevant. In diesem Sinne kann vorausgesetzt werden, dass im gesprochenen Deutschen und Ungarischen andere Typen der Versprecher vorkommen werden, die auch hinsichtlich der Frequenz Unterschiede aufweisen können.

2. Die empirische Analyse

Nach der Darstellung des theoretischen Rahmens und der Hypothesenstellung werden die konkreten Typen der Versprecher und ihre Anzahl in der deutschen und ungarischen gesprochenen Sprache im Rahmen einer empirischen Analyse untersucht. Dabei wird in der Untersuchung die oben vorgeschlagene Klassifikation anhand von Beispielen geprüft. Im Folgenden wird zuerst kurz das Korpus (Kapitel 2.1) dargestellt. Danach werden die einzelnen Versprechertypen mithilfe von Ansätzen der Gesprochenen-Sprache-Forschung geprüft (Kapitel 2.2). Schließlich werden die Versprechertypen und ihre Anzahl im Deutschen und Ungarischen miteinander verglichen (Kapitel 2.3).

2.1. Das Korpus

In der vorliegenden Analyse werden zwei Radio Phon-ins¹⁸ miteinander verglichen. Das Thema der Sendungen ist ähnlich, in beiden Fällen geht es um Partnerbeziehungen bzw. um Probleme in Partnerbeziehungen. Die Ähnlichkeit des Themas ist m.E. relevant, weil es die Diskussionsteilnehmenden beeinflussen und sich somit auch auf die Versprecher auswirken kann (vgl. oben).

¹⁸ Das deutsche Radio Phon-in und seine Transkription stammt von Susanne Günthner, die ungarische Sendung ist eine Aufnahme von mir. Die Analyse erfolgt in beiden Fällen anhand der „schriftlichen Abbildung“ der Gespräche.

Das Radio Phon-in als Untersuchungsgegenstand hat m.E. zwei große Vorteile im Gegensatz zu früheren „Versprecherkorpora“ wie z.B. dem ungarischen Korpus von Gósy (2004a): Einerseits sind die Sprecher in diesem Korpus nicht Lehrende und Studierende, sondern normale Alltagssprecher, die in der Sendung ihre Meinung zum Thema äußern. Andererseits besteht das Korpus nicht aus einer Sammlung von Versprechern, wobei der Sammler einige Versprecher verpassen kann und nur die Typen ohne ihre Frequenz gesammelt werden (vgl. Gósy 2004a und 2005). Die Transkripte ermöglichen, dass die Versprecher mehrmals kontrolliert und in ihren Kontexten untersucht werden können bzw. die Möglichkeit besteht, auch Frequenzunterschiede zu messen. Auch wenn diese Vorgehensweise die Einordnung der einzelnen Versprecher erleichtert und objektiver macht, muss man zugeben, dass die Klassifikation dennoch gewissermaßen subjektiv bleibt.

Das Radio Phon-in ist als typischer Vertreter der gesprochenen Sprache¹⁹ durch dynamischen Rollenwechsel, Rederechtsignale, Zögerungen, Unterbrechungen und Pausen u.a. charakterisiert. Dies zeigt das folgende deutsche Beispiel:

- (1)
 966 Da: dann sagt sie JA,
 967 (0,6 = Pause) es ist ihr eigentlich egal ich soll mir mal was EINfallen lassen
 968 Do: hm=hm
 969 (.)
 970 Da: und da hab ich gesagt ja is in ORDnung,
 971 (0,8) hab dann dann überLEGT,
 972 bin auf kein erGEBnis [gekommen]
 973 Do: [hm=hm]
 974 Da: und ähm (.) da ich mich mal mit ihrer besten Freundin

Sowohl der deutsche als auch der ungarische Text sind hauptsächlich Dialoge mit kürzeren oder längeren narrativen Sequenzen. Da das Thema gegeben ist und die Sprecher „nur“ ihre Äußerungen versprachlichen müssen, kann man im Einklang mit Horváth (2004) in beiden Sprachen mit mehr Unsicherheiten als Fehlleistungen rechnen.

Das deutsche Korpus besteht aus 7640, das ungarische aus 7703 Wortformen. Im deutschen Radio Phon-in gibt es insgesamt fünf ältere und jüngere Sprecher

¹⁹ Im Falle eines Radio Phon-in sehen die Gesprächspartner einander zwar nicht, dies beeinflusst die Dialogizität jedoch nicht (vgl. Beispiel 1). Die räumliche Distanz kann sich auf die Frequenz der Sprecher- und Hörersignale auswirken, da in diesem Fall ein Kopfnicken das Signal nicht ersetzen kann. Auf die Versprecher hat das jedoch m.E. keine Auswirkung.

bzw. Sprecherinnen. An der ungarischen Sendung beteiligen sich acht Sprecher und Sprecherinnen jüngeren und mittleren Alters.

Die Sprecher der deutschen Sendung sind grundsätzlich jünger als die der ungarischen, in beiden Fällen gibt es aber ältere und jüngere Diskussionsteilnehmer bzw. Diskussionsteilnehmerinnen. Dies ist wichtig, da der Altersparameter, d.h. die Verfälschung der Ergebnisse wegen Altersunterschieden, ausgeschlossen werden kann (vgl. weiter oben).

Im Folgenden sollen die einzelnen vorläufig klassifizierten Versprechertypen mithilfe von Beispielen thematisiert werden.

2.2. Klassifikation der Versprecher auf empirischer Basis

Oben wurde bereits erwähnt, dass in die Analyse lediglich die Haupttypen der Versprecher einbezogen werden. Darüber hinaus werden die schwer identifizierbaren freudschen Versprecher und die sog. leere Pause, die vom Atmen bis zur Planung viele Rollen erfüllen kann (vgl. Gósy 2004a und 2005), außer Acht gelassen.²⁰

Im Folgenden sehen wir uns die Kategorien der Analyse mit jeweils einem deutschen und ungarischen Beispiel an.²¹

2.2.1. Unsicherheiten

a) Zögerungssignale

(2a) S: und (-) der Alkohol ja; mein ich hab (mer) ne Arbeit gesucht
ich habe früher **äh** Briefträger gemacht,
ähde beziehungsweise **äh** wie sach mer (-) FHRRADkurier. (.)

(2b) A: tehát abszolút abszolút abszolút ötletes a történet, **öö** és igazából nem lehet szétválasztani, tényleg ahogy beszéltük a műsor előtt, nem lehet szétválasztani a kettőt

In beiden Fällen kommen die Zögerungssignale nach dem Redeeinsatz vor, der Sprecher hat also die Sprecherrolle bereits ergriffen (vgl. Schwitalla 2003: 76). Die Zögerungssignale signalisieren in diesen Fällen zwei voneinander nicht scharf zu trennende Tatsachen: Einerseits zeigt die Verwendung von Zögerungssignalen,

²⁰ Die Nichtbetrachtung der leeren Pausen ist eine übliche Verfahrensweise bei der Untersuchung der Versprecher (vgl. Gósy 2004a und Horváth 2004 u.a.).

²¹ Die Beispiele stammen grundsätzlich aus dem Korpus. Bei Fällen, wo es im Korpus keinen entsprechenden Beleg gibt, werden die Quellen angegeben.

dass der Sprecher das Rederecht behalten will, er braucht nur Zeit für die Planung seiner Äußerung. In dieser Funktion sind Zögerungssignale Diskursmarker, da sie die Kohäsion im Diskurs schaffen (vgl. Gohl/Günthner 1999). Andererseits zeigen die Belege, dass beide Sprecher auch Aktivierungsschwierigkeiten haben. Im Deutschen Korpus sehen wir zusätzlich ein Beispiel für das Auf-der-Zunge-Liegen (Briefträger und Fahrradkurier), im ungarischen Korpus wird an der Stelle die Konstruktion abgebrochen und komplett wiederholt. Zögerungssignale sind in diesem Sinne multifunktional: Sie verfügen über eine diskursorganisierende Funktion, können aber auch andere Zögerungsphänomene bzw. Versprecher im Voraus anzeigen. Sie können also m.E. durchaus auch als Versprecher (Unsicherheit) bewertet werden.

b) gesichtsschonende Zögerung

(3a)

S: na ja; (.)

wie soll ich sagen;

D: also du hast deine Frau quasi **äh** –
bedroht

S: ja genau

(3b) A: mert ahhoz, hogy én hagyjam magam meghódítani, az **hát hogy is mondjam**, ahhoz ahhoz egy kölcsönös szimpátia kell

Die Kategorie „gesichtsschonende Zögerung“ wird in den bisher erwähnten Ansätzen nicht aufgenommen. Die Beispiele sind den Belegen (2a) und (2b) sehr ähnlich. Der Sprecher sucht anscheinend nach einem Wort, er hat Aktivierungsschwierigkeiten und signalisiert mit Füllelementen („wie soll ich sagen“, „hát hogy is mondjam“) bzw. mit Zögerungssignalen, dass er das Rederecht weiterhin behalten will. In der zweiten Hälfte der Äußerung stellt sich aber heraus, dass er keine Aktivierungsschwierigkeit im herkömmlichen Sinne hat, bloß den Inhalt der Äußerung verfeinern möchte, damit das nicht so grob oder direkt klingt. Aufgrund der Ursache der Zögerung und der Verwendung von mehreren Elementen als Marker der Aktivierungsschwierigkeiten, halte ich die gesonderte Klassifikation von „gesichtsschonenden Zögerungen“ für sinnvoll.

c) Wiederholung

(4a)

S: wir hatten uns geSTRITten und;
(.) ja meine frau ist ziemlich NACHtragend;
also **wenn wenn** man sich da

D: [hm=hm]

S: streitet kann man sex verGESSen

(4b) A: **de de** igen **szerintem a szerintem** a nő választ mindig, tehát az mindig is így van

Wiederholungen sind Begleiter von Abbrüchen. Nach Schwitalla kommen sie dann vor, wenn „einem Sprecher ein Wort oder die weitere syntaktisch-semantische Konstruktion nicht einfällt, dann bricht er/sie die begonnene Konstruktion ab und beginnt von neuem [...]“ (Schwitalla 2003: 119). Der Sprecher braucht also, wie dies auch die Belege zeigen, Zeit für die Planung (eventuell Umplanung) der begonnenen Äußerung.

In seinem Ansatz über Anakoluthen beschreibt Hoffmann sog. Restriktionen, d.h. solche Arten von Anakoluthen, bei denen der Sprecher aus verschiedenen Gründen (Modifizierung des Äußerungsplans, Nicht-Entsprechung von Wahl des Mittels und Plan, Defekt in der Verbalisierung) Reparaturen vornehmen muss (vgl. Hoffmann 1991: 102). Wiederholungen ordnet Hoffmann auch den Retraktionen zu. Sie dienen ihm zufolge „dem Gewinn von Planungszeit oder einer besseren Platzierung der Äußerung im Diskurs“ (Hoffmann 1991: 110).

In Kapitel 1.2 wurde bereits erwähnt, dass die Gesprochene-Sprache-Forschung Anakoluthen (und ihre Begleiter) nicht als Versprecher klassifiziert. Da aber Wiederholungen implizit gewisse Aktivierungsschwierigkeiten signalisieren, können sie m.E. als Versprecher (Unsicherheit) bewertet werden.

d) Füllwort

(5a)

S: is mer ehr peinlich **also** is ehr; (.)
SCHEIße was ich gemach. (.)
Bin ich ganz ehrlich

(5b)

A: az utódoknak a nemzésért **ugye** vívott harcban;
a a hímek egymást, **ugye** fitogtatják az erejüket;
és nem csak egymás ellen vannak,

Füllwörter stehen auch mit Abbrüchen zusammen. Nach Fabulya kommen sie dann vor, wenn in der Planung ein Fehler auftritt und die Konstruktion umgeplant wird. Sie wertet Füllwörter eindeutig als Korrekturmarker (vgl. Fabulya 2007: 324). Schwitalla spricht im Zusammenhang von Anakoluth und Korrektur über typische Korrektursignale, wie z.B. gefüllte Pausen, oder Lexeme wie *also*, *vielmehr*, *nein* usw. (Schwitalla 2003: 121). Hoffmann wertet Lexeme wie *also* u.a. als Mittel, das der Sprecher vor einer Reparatur als Zeitgewinnungsinstrument verwendet (vgl. Hoffmann 1991: 105).²²

Als Korrekturmarker kennzeichnen Füllwörter Unsicherheiten in der Planung und Umstrukturierungen im Diskurs. So erscheint mir ihre Zuordnung zu den Versprechern plausibel.

²² *Also* kann auch andere Funktionen im Diskurs erfüllen, im Korpus wurde also jedoch lediglich als Füllwort belegt.

e) Neustart des Wortes

(6a)

S: aus wut **un und** aus frust,
(0,8) bin nach HAUse gekommen

(6b)

A: **hogy adjunk magunkra, te tetszünk** neki, kell, hogy büszkék lehessenek ránk, meg mi is órájuk

f) Neustart einer Konstruktion mit Veränderung

(7a)

D: wie wie es **dann (.) hat deine** frau sich von dir getrennt?
oder wie es WEItergegangen

(7b)

A: azt hiszem a múltkor **akik (.) ha hallgatták** az első részét ennek a műsornak, akkor

Im Falle von einem Neustart des Wortes und einem Neustart einer Konstruktion geht es um einen Neuanfang nach dem Abbruch. Der Grund des Neuanfangs ist, dass eine Konstruktion umgeplant werden muss. Hoffmann (1991) nennt diese Art von Anakoluth Retraktion.

Wie die Belege zeigen, ähnelt der Vorgang der Äußerung den Fällen, wo auch ein Füllwort als Korrekturmarker auftritt: Eine Konstruktion wird abgebrochen und neu geplant. Der Unterschied besteht darin, dass im Gegensatz zu Füllwort-Konstruktionen in den obigen Beispielen keine gesonderten Korrekturmarker auftreten. Beim Neustart des Wortes kann der Neustart selbst als Korrekturmarker angesehen werden. Im Falle von einem Neustart einer Konstruktion markiert nur eine kurze Pause den Abbruch, die Äußerung wird direkt neu angefangen. Wegen dieser Unterschiede werden die drei Typen getrennt behandelt und im Gegensatz zu den Kategorien von Gósy (2005) einzeln als Unsicherheiten aufgenommen.

g) Verlängerung²³

(11b) öö a következő miatt telefonálok **aaz** az igazság

Verlängerungen werden in der Fachliteratur kaum behandelt. Gósy (2005) beschreibt sie als Marker der Unsicherheit der Planung, weil der Sprecher durch die Verlängerung des Lautes eine kurze Zeit für die Planung der Konstruktion gewinnt. Dies zeigt der Beleg (11b). Diese Strategie der Zeitgewinnung erscheint im Vergleich zu den anderen Typen eher selten, weil sie im deutschen Korpus überhaupt nicht und im ungarischen Korpus auch eher selten belegt worden ist.

²³ An dieser Stelle kann kein deutsches Beispiel für Verlängerung gezeigt werden, weil es im Korpus nicht belegt wurde und die deutschen Klassifikationen die Verlängerung als Versprecher nicht behandeln.

Nach dem Überblick über die Unsicherheiten kann zusammenfassend gesagt werden, dass alle behandelten Typen eines gemeinsam haben: Ihre Erscheinung im Diskurs ist auf Planungs- und Aktivierungsschwierigkeiten zurückzuführen. Sie sind entweder selber Umstrukturierungen oder Signale für verschiedene Korrekturprozesse. Sie sind sowohl typische Merkmale der gesprochenen Sprache als auch verlauchtete Marker von mentalen Prozessen, die die Sprachproduktion begleiten. In diesem Sinne stellen sie einen gemeinsamen Forschungsgegenstand der Gesprochenen-Sprache-Forschung und der Psycholinguistik dar. Aus psycholinguistischer Sicht können sie im Einklang mit Gósy (2005) wegen ihrer produktionsbegleitenden Funktion m.E. als Subtyp der Versprecher klassifiziert werden.

2.2.2 Fehlleistungen

a) Mischform

(8a) **krucklich** krum x bucklich (Aitchinson 1982: 224)

(8b) A braziloknak **durkolt!** drukkolt x szurkolt (Gósy 2004a: 37)

b) Benennungsfehler

(9a) das jetzt (.) **der kindergarten die kindergartenzzeit** vorbei ist

(9b) és **mind a kettőnek mind a két oldalnak**

c) das Auf-der-Zunge-Liegen

(10a) ich habe früher äh **briefträger** gemacht, ähde beziehungsweise äh wie sach mer **fahrradkurier**

(10b) A CD-t vagy minidiszket izé ... flopit értetted? (Gósy 2004a: 85)

d) Antizipation

(12a) das hat **se** sie **se**(←)lber hat mir das nie erzählt nein

(12b) lenne egy pár kérdésem, hogy **kisz** kicsit **tisz**(←)tábban lássuk a dolgot

e) Perseveration

(12a) das Buch von **Ch**(→)omsky und **Challe** /Halle/. (Aitchinson 1982: 223)

(12b) s(→)ok mindent s előrelátóbban

f) Pause im Wort

(13a) hat mir das messer **weg _ genommen**

(13b) azért kell mondjuk jó munkahely és egy jó kocsi, hogy a hogy a **nő _ nek**

g) artikulatorischer Fehler

(14a) das sie **de** das sies sie äh sie kann's nicht vergessen

(14b) mennyi idős vagy, ha nem **sz** sértelek meg

h) **morphosyntaktischer Fehler**

(15a) das hätte (.) ih wär behindert gewesen

(15b) a férfiak egész addig nem nagyon tudunk (Kongruenzfehler zwischen dem Verb und dem Nomen)

Bei den genannten Typen von Fehlleistungen handelt es sich um die etablierten Versprecher-Kategorien der Psycholinguistik, die teilweise (z.B. bei Benennungsfehlern) von Unsicherheiten begleitet auftreten können (vgl. weiter oben). Die einzelnen Kategorien und der Grund ihrer Erscheinung wurden bereits ausführlich behandelt (Kapitel 1.2). In Bezug auf die Analyse und die aufgelisteten Beispiele müssen jedoch zwei Bemerkungen gemacht werden: Erstens ist es auffällig, dass die sog. Mischformen weder im deutschen noch im ungarischen Korpus belegt worden sind. Man kann also damit rechnen, dass Sprecher selten neue Wörter produzieren. Die Aktivierung eines anderen Wortes als des erwünschten kommt viel häufiger vor.

Zweitens muss bemerkt werden, dass die Zuordnung der Belege zu der einen oder anderen Kategorie oft Schwierigkeiten hervorbringt, wie es die folgenden drei Fälle zeigen:

1. Die Beurteilung von artikulatorischen Versprechern bedeutet immer immense Probleme (vgl. Gósy 2004a). Die Lösung besteht grundsätzlich in der Strategie, dass man versucht Antizipation und Perseveration auszuschließen. Wenn man die Fehlleistung nicht anders erklären kann, wird der Beleg als artikulatorischer Versprecher eingeordnet.
2. Bei Benennungsfehlern und dem Neustart einer Konstruktion ist die Entscheidung auch oft problematisch. Z.B. beim Beleg (16) [der schwieg (.) mein eigener schwiegervater hat se vergewaltigt] kann man sich lediglich anhand des Kontextes für den Benennungsfehler entscheiden, da im Text klar ist, dass es um den Vater von der Frau geht, der der Schwiegervater des Sprechers ist. Dabei geht es also nicht um eine Umplanung der Konstruktion, sondern das falsche Wort (*Schwiegervater* statt *Vater*) wurde aktiviert und dann so korrigiert.
3. Bei morphosyntaktischen Fehlern ergeben sich Schwierigkeiten bereits bei der Identifizierung des Fehlers. Wegen der Charakteristika der gesprochenen Sprache muss man bei der Beurteilung des Fehlers vorsichtig sein, damit man nicht etwa durch die Brille der schriftlichen Norm falsche Entscheidungen trifft. Aus diesem Grund werden in der Analyse nur solche Fälle als morphosyntaktische Fehler eingeordnet, die ganz eindeutig sind oder von den Sprechern korrigiert werden (vgl. Beispiel 15a und 15b). Elliptische Konstruktionen werden nicht als Fehlleistung betrachtet.

Nach der Darstellung der Kategorien der Analyse sollen im Folgenden die Ergebnisse thematisiert werden.

2.3. Versprecher in der deutschen und ungarischen gesprochenen Sprache

Die folgende Übersicht stellt die Versprecher und ihre Frequenz im deutschen und ungarischen Radio Phon-in in absoluter Anzahl sowie in prozentualen Werten²⁴ dar:

Versprecher	Anzahl der Belege im Deutschen	Anzahl der Belege im Ungarischen	Prozentuale Werte im Deutschen zu 7640 Wortformen	Prozentuale Werte im Ungarischen zu 7703 Wortformen
UNSICHERHEIT				
Zögerungssignale	144	82	1,88%	1,06%
Gesichtsschonende Zögerung	2	2	0,03%	0,03%
Wiederholung	110	187	1,44%	2,43%
Füllwort	41	44	0,54%	0,57%
Neustart des Wortes	22	13	0,29%	0,17%
Neustart einer Konstruktion	26	29	0,34%	0,38%
Verlängerung	-	17	-	0,22%
Total	345	374	4,52%	4,86%
FEHLLLEISTUNG				
Mischformen	-	-	-	-
Benennungsfehler	11	26	0,14%	0,34%
das Auf-der-Zunge-Liegen	1	-	0,01%	-

²⁴ Die prozentualen Werte sind auf zwei Stellen gerundet.

Antizipation	3	2	0,04%	0,03%
Perseveration	-	2	-	0,03%
Pause innerhalb des Wortes	5	2	0,07%	0,03%
artikulatorische Versprecher	6	6	0,08%	0,08%
morphosyntak- tische Fehler	18	17	0,24%	0,22%
Total	44	55	0,58%	0,71%
Gesamtanzahl der Versprecher	389	429	5,09%	5,57%

Tab. 2. Versprecher in der deutschen und ungarischen gesprochenen Sprache

Wie die Werte zeigen, weist die Gesamtanzahl der Versprecher keine gravierenden Unterschiede auf. Die Verteilung der Versprecher im Deutschen und Ungarischen divergiert aber.

Bei den Unsicherheiten zeigen die Zögerungssignale, die Wiederholungen, die Neustarts von Wörtern und die Verlängerungen größere Unterschiede: Während die Zögerungen und die Neustarts von Wörtern im Deutschen wesentlich öfter belegt wurden, ist die Anzahl der Wiederholungen im Ungarischen größer als im Deutschen. Die Verlängerungen wurden nur im ungarischen Korpus belegt. Zögerungssignale und die Neustarts von Wörtern scheinen für die deutsche gesprochene Sprache charakteristisch zu sein, während die Wiederholungen und die Verlängerungen für das Ungarische typisch sind.

Die weiteren Kategorien der Unsicherheit weisen keine bzw. keine großen Divergenzen auf.

Im Falle von Fehlleistungen können Unterschiede nicht nur hinsichtlich der Token, sondern auch der Types gefunden werden: Im Ungarischen wurden Mischformen und das Auf-der-Zunge-Liegen, im Deutschen Mischformen und Perseverationen nicht belegt. Da das Auf-der-Zunge-Liegen auf der einen, und die Perseverationen auf der anderen Seite nur sporadisch belegt wurden, kann jedoch nicht gesagt werden, dass diese für die eine oder andere Sprache charakteristisch wären.

Die weiteren Typen der Fehlleistungen weisen hinsichtlich ihrer Frequenz bis auf die Pause innerhalb des Wortes keine gravierenden Divergenzen auf. Zwar kommen im deutschen Korpus mehr als doppelt so viele Pausen innerhalb eines

Wortes als im Ungarischen vor, man kann aber diesen Typ wegen der geringen Anzahl der Belege nicht als Charakteristikum dem Deutschen zuschreiben.

Die eben erläuterten Ergebnisse soll die Abbildung 2 auch bildhaft veranschaulichen:

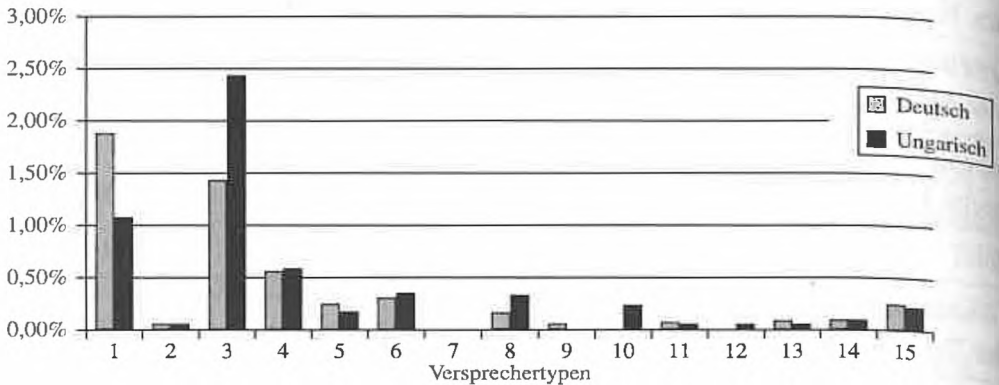


Abb. 2. Versprecher im deutschen und ungarischen Korpus

1. Zögerungssignale, 2. gesichtsschonende Zögerung, 3. Wiederholung, 4. Füllwort,
5. Neustart eines Wortes, 6. Neustart einer Konstruktion, 7. Mischformen,
8. Benennungsfehler, 9. das Auf-der-Zunge-Liegen, 10. Verlängerung, 11. Antizipation,
12. Perseveration, 13. Pause innerhalb des Wortes, 14. artikulatorischer Versprecher,
15. morphosyntaktischer Fehler

Die folgende Abbildung zeigt eine Statistik der Versprecher in Bezug auf ihre Anzahl pro Wortform:

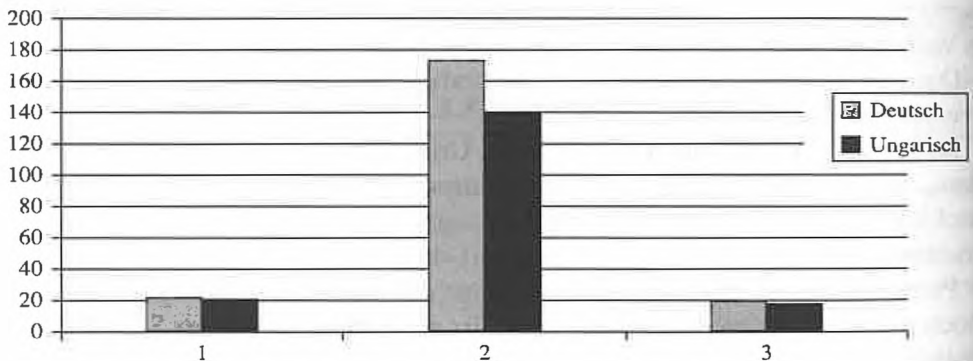


Abb. 3. Versprecher pro Wortform im Deutschen und Ungarischen

1. Unsicherheit pro Wortform, 2. Fehlleistung pro Wortform, 3. Versprecher pro Wortform.

Anhand der Abbildung kann man sehen, dass im deutschen Korpus auf jede 22. Wortform eine Unsicherheit, auf jede 174. Wortform eine Fehlleistung und auf jede 20. Wortform ein Versprecher kommt. Im Ungarischen ist jedes 21. Wort eine Unsicherheit, jedes 140. Wort eine Fehlleistung und jedes 18. Wort ein Versprecher.

Nach der Darstellung der Ergebnisse können die folgenden Konsequenzen gezogen werden:

- Die Frequenz der Versprecher insgesamt und der Unsicherheiten zeigen keine großen Divergenzen im deutschen und ungarischen Korpus, die Fehlleistungen sind aber eher für das Ungarische charakteristisch.
- Anhand der Ergebnisse dieser exemplarischen Analyse erscheinen einige Versprechertypen als sprachenspezifisch: Wiederholungen und Verlängerungen scheinen spezifisch ungarische Erscheinungen, Zögerungssignale und Neustarts von Wörtern dagegen spezifisch deutsche Phänomene zu sein.

3. Fazit und Ausblick

Im vorliegenden Beitrag wurden die deutsche und die ungarische gesprochene Sprache zum ersten Mal hinsichtlich der in ihnen vorkommenden Versprecher miteinander verglichen. Der Vergleich erfolgte im Rahmen einer exemplarischen Analyse von zwei Radio Phon-ins, wobei die Sprache von Alltagssprechern als Material benutzt wurde. Mithilfe von Ergebnissen der Gesprochenen-Sprache-Forschung bzw. anhand der Belege der Analyse ist im Einklang mit der ungarischen psycholinguistischen Tradition der Begriff „Versprecher“ erweitert worden.

Das Ergebnis der Analyse konnte die Hypothese bestätigen, dass einige Versprechertypen sprachenspezifisch sind.

Da in der Untersuchung nur wenige Sprecher und eine Textsorte berücksichtigt werden konnten, kann die Analyse keine endgültigen Ergebnisse präsentieren. Aus diesem Grund wäre es wünschenswert, die Analyse in mehrfacher Hinsicht auszuweiten:

- Ausweitung der Probandenzahl: Um sprecherspezifische Unterschiede endgültig ausschließen zu können, sollte ein größerer Kreis von Sprechern unterschiedlichen Alters in die Analyse einbezogen werden.
- Ausweitung des Korpus: Um eventuelle gesprächsspezifische Unterschiede auszuschließen, müssten neben dem Radio Phon-in auch weitere Vertreter der gesprochenen Sprache sowohl im Deutschen als auch im Ungarischen untersucht werden.
- Darüber hinaus wäre es interessant, im Rahmen einer größeren Analyse nicht nur die Versprecher, sondern auch ihre Korrektur oder Nicht-Korrektur zu untersuchen.

Bibliographie

- Aitchinson, Jean 1982: Der Mensch – das sprechende Wesen. Eine Einführung in die Psycholinguistik. Tübingen.
- Antos, Gerd 1996: Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag; am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen.
- Fabulya, Márta 2007: *Izé, hogyhívják, hogymondjam*. Javítást kezdeményező lexikális kötélemek. In: Magyar Nyelvőr 2007/3, 324-342.
- Fichler, Reinhard 2000a: Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. In: Sprache und Literatur 31, 23-42.
- Fichler, Reinhard 2000b: Gesprochene Sprache – gibt's die? In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2000, 93-104.
- Gohl, Christiane/Günthner, Susanne 1999: Grammatikalisierung von weil als Diskursmarker in der gesprochenen Sprache. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 18.1, 39-75.
- Gósy, Mária 2004a: A spontán magyar beszéd megakadásainak hallás alapú gyűjteménye. In: Beszédkutatás 2004, 6-18.
- Gósy, Mária 2004b: Fonetika, a beszéd tudománya. Budapest.
- Gósy, Mária 2005: Pszicholingvisztika. Budapest.
- Iványi, Zsuzsanna 2003: A „nyelvemen van“ - jelenség német és magyar nyelvű beszélgetésekben. Nyelvészeti vizsgálatok a konverzációelemzés módszereivel. In: Magyar Nyelvőr 2003/1, 76-91.
- Hennig, Mathilde 2000: Können gesprochene und geschriebene Sprache überhaupt verglichen werden? In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2000, 105-125.
- Hoffmann, Ludger 1991: Anakoluth und sprachliches Wissen. In: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 2/91, 97-119.
- Horváth, Viktória 2004: Megakadásjelenségek a párbeszédekben. In: Beszédkutatás 2004, 187-199.
- Hörmann, Hans 1991: Einführung in die Psycholinguistik. 3., unv. Aufl. Darmstadt.
- Keller, Jörg/Leuninger, Helen 2004: Grammatische Strukturen – Kognitive Prozesse. Ein Arbeitsbuch. 2., überarb. und aktual. Aufl. Tübingen.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1985: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15-43.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1994: Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Harmuth/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Halbbd. 1. Berlin/New York, 587-604.
- Levelt, W. J. M. 1989: Speaking. From intention to articulation. Cambridge.
- Menyhárt, Krisztina 2003: A spontán beszéd megakadásjelenségei az életkor függvényében. In: Hunyadi, László (Hg.): Kísérleti fonetika, laboratóriumi fonológia. Debrecen. 125-138. Online: http://fonetika.nyud.hu/menu_hu.htm
- Miller, George A. 1992: Wörter. Streifzüge durch die Psycholinguistik. Heidelberg/Berlin/New York.
- Rickheit, Gert/Sichelschmidt, Lorenz/Strohner, Hans 2002: Psycholinguistik. Tübingen.
- Schwitalla, Johannes 2003: Gesprochenes Deutsch. 2., überarb. Aufl. Berlin.
- Szabó, Eszter 2004: „öhm, na hiszen, hogy is mondjam“ – Megakadásjelenségek nyelvi játék közben. In: Beszédkutatás 2004, 200-208.
- Vallent, Brigitta 2005: A spontán beszéd ötven éve és ma. (Esettanulmány). In: Beszédkutatás 2005, 99-111.

Jiří Pilarský (Debrecen)

Ausdrucksmittel personaler Bezugnahme: Das deutsche und das ungarische Anredesystem

1. Vorbemerkungen und Aufgabenstellung

Die sprachliche Kommunikation besitzt eine deutliche soziale Dimension, die besonders spürbar in der mündlichen Alltagssprache zum Ausdruck kommt, wo der Sprecher immer wieder Formen gebraucht, die den Hörer benennen, auf ihn bzw. auf andere potenzielle Gesprächspartner verweisen, die Eröffnung oder den Abschluss eines Kommunikationsereignisses signalisieren usw. Zum Teil handelt es sich dabei um fest grammatikalisierte, d.h. obligatorisch zu wählende Formen, die der Sprecher nicht ohne Weiteres und vor allem nicht ständig vermeiden kann. Die Distribution dieser Formen folgt einer festen Normierung, die sich ein nativer Sprecher bereits während seiner Sozialisierung aneignet und deren Nichteinhaltung als gravierender sozialer Fehlgriff empfunden wird. Dass es in diesem Bereich, aber insbesondere auf dem Gebiet der sog. Anredeformen (AM) erhebliche interlinguale Unterschiede gibt, muss nicht eigens betont werden. Man denke nur an das sprichwörtliche *Du-Sie*-Dilemma eines Angelsachsen, der sich auf das dünne Eis einer Fremdsprache wagt, oder eben an das (zumindest aus europäischer Sicht) überkomplizierte und quer durch die gesamte Verbmorphologie gehende System der japanischen Höflichkeitsformen.

Der Vergleich der anderen Sprachrelationen bleibt gewissermaßen im Schatten dieser eindrucksvollen Paradebeispiele. In besonderer Weise gilt das für die Sprachen Mitteleuropas, deren gewaltige historisch und kulturell bedingte Konvergenz zu der Annahme verführen könnte, dass sie in diesem Bereich der Sprachpragmatik keinerlei wesentliche Unterschiede aufwiesen, was im Übrigen (zumindest auf den ersten Blick) zahlreiche interlinguale Parallelen aus dem Bereich der Anredeformen sowie der Grußformeln zu bestätigen scheinen. Ein gründlicherer Vergleich legt jedoch bemerkenswerte Differenzen bloß, die im Zweitspracherwerb Interferenzen implizieren, die sich nur mühsam (wenn überhaupt) abbauen lassen. Eine ganze Bündelung solcher interferenzstiftender Kontraste kommt in der Relation Deutsch-Ungarisch (Dt.-Ung.) zum Vorschein. Die historischen Ursachen dieses Zustands sind einleuchtend. Das Ung. ist eine ursprünglich allochthone Sprache uralischer Herkunft mit altaischem Adstrat, die zwar durch jahrhundertelange Interaktion mit den Nachbarsprachen in mancher Hinsicht assimiliert wurde, doch andererseits bis heute markante Abweichungen von den Kontaktsprachen aufweist. Zu diesen (überwiegend genealogisch bedingten) Besonderheiten, die das gesamte Sprachsystem durchziehen, treten

enorme Kontraste im Bereich der Sprachmittel der Sprecher-Hörer-Relation hinzu.¹

Aus diesem Grund müsste dieses pragmatisch hochrelevante Subsystem eine verbindliche Komponente jeder Grammatik darstellen, was für kontrastive Grammatiken angesichts ihres impliziten sprachdidaktischen Anliegens noch verstärkt gilt. Trotz der scheinbaren Selbstverständlichkeit dieser Erwartung ist die reale Sachlage eher trist, was schon ein flüchtiger Blick in die gängigen beschreibenden und kontrastiven Grammatiken verrät. Auf jeden Fall handelt es sich um einen stark defizitären Teil der Grammatikschreibung. Selbst wissenschaftlich fundierte und maßgebliche ung. Grammatiken beschränken sich in dieser Hinsicht nur auf wenige Pauschalitäten (vgl. Keszler 2000: 160) oder lassen diesen gesamten Bereich aus Konzeptionsgründen sogar völlig unberücksichtigt (z.B. Kiefer 2000). Dabei kann man keineswegs behaupten, dass es an Einzelstudien zu diesem Thema mangeln würde – gegen diese Annahme sprechen zahlreiche aufschlussreiche Abhandlungen, Monographien, z.T. auch Lehrwerke, die in den letzten Jahrzehnten sowohl im dt. als auch ung. Sprachgebiet erschienen sind (für das Dt.: Besch 1998, Lüger 1993, besonders aber Simon 2003; für das Ung.: Bíró/Huszár 1985, Fülel-Szántó 1994, Guskova 1978 und 1981, Jakab 1995, Tolcsvai Nagy 1985 – aber vor allem Domonkosi 2002, um nur einige wichtigere zu nennen). Die bekanntesten dt. Grammatiken bieten jedoch in dieser Hinsicht ein enttäuschendes Bild, indem sie die Beschreibung der Anredeformen auf ein mehr oder weniger vertretbares Mindestmaß reduzieren (Drosdowski et alii 1984: 317; Helbig/Buscha 2001: 28, 173, 226; Engel 2004: 365). Etwas mehr Raum wird dieser Problematik in der Textgrammatik der dt. Sprache gewidmet, wo die „pronominalen Höflichkeitsformen“ atypischerweise in einem ganzen Kapitel behandelt werden (Weinrich 1993: 102-108). Zu einem wirklichen Durchbruch kommt es aber erst in der IDS-Grammatik, die den gesamten Bereich der Sprecher-Hörer-Relation, der personalen Bezugnahme und der Beziehungskonstitution getreu ihrer pragmatischen, funktionalen Perspektive als ein relativ autonomes, strukturiertes Teilsystem in einem abgesonderten und inhaltsreichen Abschnitt systematisch und detailliert beschreibt (Zifonun et alii 1997: 913-952).

In der neuerdings viel diskutierten „Deutsch-polnischen kontrastiven Grammatik“ werden die Vertraulichkeits- und die Distanzform zwar erwähnt, aber nur beim Imperativ (Engel 1999: 612 ff.) und z.T. auch bei den Partnerpronomina (ebd. 948); die Beschreibung beschränkt sich dabei nur auf die Formenbildung, ohne die Distribution dieser Formen in den Objektsprachen zu thematisieren. Noch spürbarer kommt dieses Defizit in Lehrmaterialien für Dt.

¹ In diesem Aufsatz sollen die Ursachen der letzteren Unterschiede nicht thematisiert werden, vermutlich liegen sie jedoch mehrheitlich im außersprachlichen Bereich.

als Fremdsprache zum Ausdruck, die dem Lernenden so gut wie keine einschlägigen Anhaltspunkte bieten.

Der vorliegende Aufsatz setzt sich zum Ziel, das dt. und das ung. Anredesystem mit besonderer Rücksicht auf die einzelnen AM und deren Distribution in seiner Dynamik, d.h. einschließlich jüngster Entwicklungstendenzen, kontrastiv zu beschreiben. Das Hauptaugenmerk richtet sich dabei auf die Phänomene der direkten Interaktion. Eigentümlichkeiten der Anrede bei nicht-direkter Interaktion (wie etwa schriftlicher Kommunikation, Werbung u. dgl.) werden hier nicht thematisiert. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht also nur das Anredesystem als Kernbereich der sog. „Ausdrucks Mittel personaler Bezugnahme“. Die Untersuchung basiert auf einer streng synchronen Perspektive und abstrahiert von allen archaischen und archaisierenden Formen. Die Sprachmittel der Bezugnahme auf Dritte als ein Nebenbereich dieser Problematik werden hier aus Platzgründen programmatisch nicht behandelt.

2. Terminologisches

Derjenige Bereich der Sprachpragmatik, der die uns interessierenden sprachlichen Formen („duzende“ und „siezende“ Pronominal- und Verbformen, adressative Sprechakte wie Gruß und Anrede bzw. Sprachmittel der Bezugnahme auf Dritte) umfasst, wird traditionell – anscheinend mangels eines anderen angemesseneren Begriffs – als *Anrede* bezeichnet. Auf dieser Basis wurden verschiedentlich auch abgeleitete Termini wie *Anredeform*, *Anredewort* u.a. geprägt (vgl. Helbig/Buscha 2001: 28, 173; Drosdowski 1984: 317; Weinrich 1993: 105 ff.). Dasselbe betrifft die ung. Äquivalente *megszólítás*, *megszólító névmás* (Bíró/Huszár 1985: 31 ff.) oder *megszólításforma* (Balázs 2001: 153 f.). Dadurch gerät jedoch der Terminus in Konflikt zur Anrede im Sinne von Engel (2004: 50), nämlich als Sprechakt der Kontaktumgrenzung mit der Funktion, Anfang oder Ende eines Gesprächsereignisses zu signalisieren. Aus diesem Grund habe ich früher (Pilarský 2004a: 217; 2004b: 36 f.) diesen terminologischen Gebrauch abgelehnt und Ersatztermini wie *sprachliche Behandlung der 2. Person* bzw. *az interlokutor verbális érintése* vorgeschlagen bzw. z.T. übernommen. Im Laufe der Zeit hat sich jedoch herausgestellt, dass sich die traditionelle Terminologie trotz all ihrer Mängel durchsetzt und zu einer allgemein etablierten Norm avanciert, sodass auch hochrangige und terminologisch ausgereifte Werke (wie die IDS-Grammatik) den Terminus *Anrede* bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung gebrauchen. Auch Domonkosi (2002: 4 ff.) verwendet diesen Terminus und fügt außerdem eine durchaus akzeptable Begründung dieses terminologischen Gebrauchs hinzu (Domonkosi 2002: 5). Mit Rücksicht auf diese Entwicklungen passe ich mich der altneuen Terminologie an und verwende den Begriff *Anrede* in beiden unterschiedlich definierten Bedeutungen.

Ein anderes Problem terminologischer Natur hängt mit Begriffen wie *höfliche Höflichkeitsform*, *Höflichkeitsanrede*, *vertrauliche/Vertraulichkeitsform* u.a. zusammen, die vielfach als Bezeichnungen für AM gebraucht werden (z.B. Helbig/Buscha 2001: 226 oder Weinrich 1993: 102 ff.), was wissenschaftlich nicht vertretbar ist, weil „die Form Sie [...] kein Ausdruck der Höflichkeit [ist], sie hat mit Höflichkeit im Grunde gar nichts zu tun: Man kann per *du* sehr höflich, per *Sie* sehr unhöflich sein.“ (Engel 1992: 652). Auch die IDS-Grammatik stellt fest, dass „Höflichkeit [...] kein Fachterminus der Grammatik [ist]“ (Zifonun et alii 1997: 934), und verwendet den Terminus *Höflichkeitsformen* nicht für den höher spezifizierten Bereich, sondern reserviert ihn für solche sprachlichen Formen, die Höflichkeit in ihrer gemeinsprachlichen Bedeutung reflektieren (wie etwa höfliche Frage, höfliche Aufforderung usw.). Wengleich Simon das oben zitierte Gegenargument von Engel kennt (und sogar selbst darauf hinweist – Simon 2003: 15), operiert er mit den Termini *Respekt* bzw. *Honorativ*, die er in Anlehnung an Haase (1994) als grammatikalisierte Form einer aus dem sog. Face-Modell sozialpsychologisch abgeleiteten Höflichkeit betrachtet (Simon 2003: 64ff.).

Der terminologische Gebrauch dieses Aufsatzes wird im Übrigen aus praktischen Gründen weitgehend auf den Usus der IDS-Grammatik abgestimmt, deren Terminologie vielseitig durchdacht und wissenschaftlich fundiert scheint. Um eine terminologische Vereinheitlichung bemühe ich mich natürlich auch in den Passagen über das ung. Sprachsystem.

3. Das dt. und das ung. Anredesystem

Es wäre eine Vereinfachung anzunehmen, der Hauptunterschied zwischen den beiden Anredesystemen bestehe nun darin, dass den zwei dt. Formen (*du/Sie*) im Ung. drei (*te/magal/ön*) gegenüberstehen. Die Unterschiede sind mehrschichtig und umfassen faktisch die ganze Hierarchie der einschlägigen Sprachmittel, die sich in beiden Sprachen analog gestaltet: Das Anredesystem ist zusammen mit den Referenzformen für Dritte² in einen übergeordneten Bereich eingebettet, den ich mit *Ausdrucksmittel personaler Bezugnahme* (APB) bezeichne. Die primäre Differenzierung des Anredesystems ist in beiden Sprachen zweigliedrig und umfasst im Dt. den *du-* und *Sie-*Modus, im Ung. den Modus der 2. und der 3.

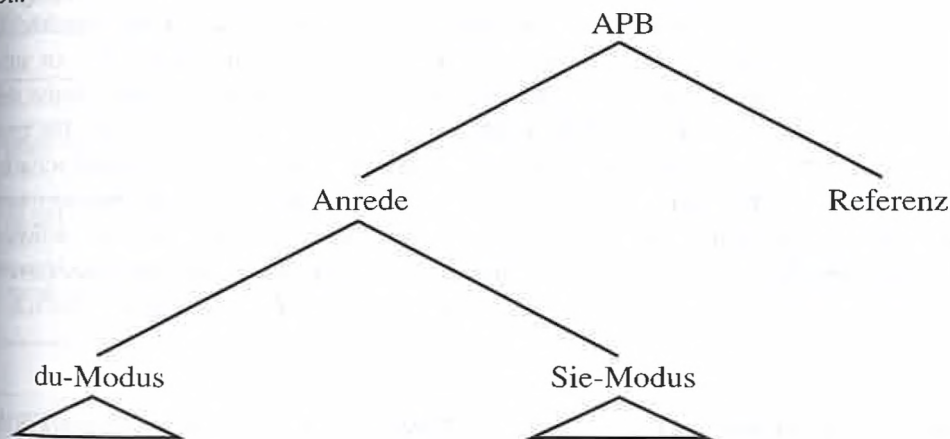
² Obwohl die Sprachmittel der Bezugnahme auf Drittpersonen mit den Anredeformen ziemlich eng zusammenhängen und in mehreren Quellen in Zusammenhang damit untersucht werden (so Zifonun et alii 1997: 932 ff.), werden sie in diesem Aufsatz, der sich auf das Anredesystem beschränkt, nicht thematisiert.

Person – die ung. Modi bezeichne ich in Anlehnung an die Terminologie U. Engels (2004: 213) als *allokutiven* bzw. *delokutiven Modus*.

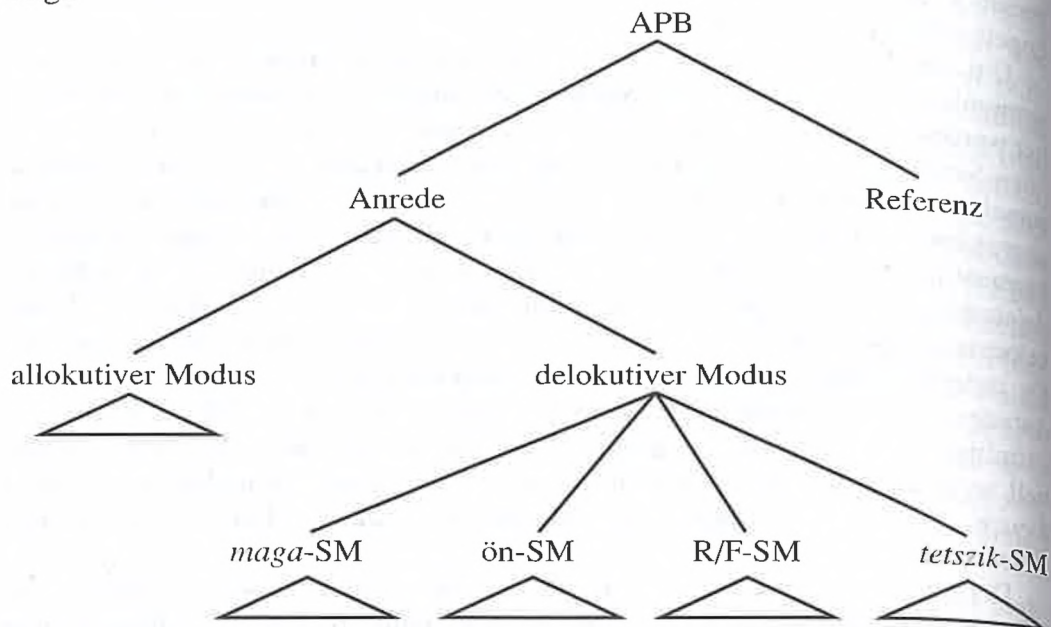
Um mögliche Missverständnisse von vornherein auszuräumen, soll diese terminologische Wahl an dieser Stelle durch folgende Überlegungen gerechtfertigt werden: Während die dt. AM auf Grund der charakteristischen Hörerdeixis (*du* – *Sie*) relativ einfach benannt werden können, ist dies im Ung. nicht möglich, zumal der delokutive Modus weiter differenziert ist (siehe unten). Da seine angesichts der Hörerdeixis recht heterogenen Submodi als einziges einigendes Moment formal die 3. Person des Finitums aufweisen, erscheint mir der Terminus *delokutiver Modus* angemessen. Die Termini *allokutiv* und *delokutiv* sind also keineswegs in ihrem ursprünglichen, etymologischen Sinne als Bezeichnungen für unterschiedliche Rollendeixis zu interpretieren, wenden sich doch *alle Anrede Modi* (einschließlich des dt. *Sie*-Modus – vgl. Simon 2003: 136 ff.) per definitionem an die 2., d.h. *angesprochene* Person. Sie sollen also nicht referentiell verstanden werden; vielmehr sollen sie als bloße terminologische Labels dienen, die *rein formal*, ausdrucksseitig auf die 2. bzw. 3. Person des Finitums abheben.

Der ung. delokutive Modus differenziert sich weiter in zwei Submodi (SM) mit pronominaler (*magalón*), einen mit nominaler Hörerdeixis (Rollen- und Funktionsbezeichnungen: R/F) und einen meist subjektlosen mit dem Modusverb *tetszik*. Die jeweils zwei Modi sowie die ung. SM lassen sich durch weitere fakultative Anredeformen und Grußformeln ergänzen, die die personale Bezugnahme weiter nuancieren. Die oben skizzierte Hierarchie lässt sich folgendermaßen grafisch darstellen:

Dt.:



Ung.:



3.1. Anredemodi und Anredeformen

Diese Auffassung des Anredesystems weicht von den bisherigen Konzepten insofern ab, als sie in Übereinstimmung mit der IDS-Grammatik (Zifonun et alii 1997: 914 f.) konsequent zwischen AM und Anredeformen (AF) unterscheidet. AM sind obligatorisch zu wählende Arten expliziter, impliziter oder erschließbarer Bezugnahme auf Gesprächspartner (vgl. Zifonun et alii 1997: 916).³ Demgegenüber sind AF im Prinzip fakultative, d.h. frei hinzufügbare, sprachliche Ausdrücke, die unter den Sprechakt ‚Kontaktumgrenzung‘ (vgl. Engel 2004: 50) zu subsumieren sind und in Form von Grüßen oder Anreden (im engeren Sinne des Wortes) realisiert werden. Dazu zählen die pronominale Hörerdeixis (*du, Sie*, ung. *te, ti, maga, önök...*), Vor-, Zu-, Kose- und Spitznamen, Verwandtschaftsbezeichnungen, „zivile“ AF (wie *Herr, Frau*, ung. *úr, néni...*), Titel, Rollen- und Funktionsbezeichnungen (*Kollege, Direktor, junger Mann...*, ung. *tanár úr, művész-nő*, aber auch *angyalom, aranyos ...*), Gruppenanreden (*meine Damen und Herren, Leute...*) und diverse Kontaktformeln wie *he, Achtung, Entschuldigen Sie* u.a.

³ Anredemodus gilt also als rein „funktionale Kategorie“ (so Zifonun et alii 1997: 916) und hat mit dem Verbmodus (Indikativ, Konjunktiv, Konditional usw.) nichts zu tun. Simon (2003: 134-167) geht dabei sogar so weit, für das Dt. eine besondere grammatische Kategorie „Respekt“ („Honorativ“) zu postulieren.

3.2. Status der AM

Obwohl die beiden primären AM ursprünglich die Opposition *vertraulich ~ distanziert* (bei Simon 2003: 158ff. *non-honorativ ~ honorativ*) vertreten haben dürften, wird im Ung. in den letzten Jahrzehnten eine Verschiebung in Richtung einer nur scheinbar⁴ verwandten Opposition *informell/solidarisch ~ formell/statusbetont* beobachtet (vgl. Domonkosi 2002: 148). Diese Umwertung wird von manchen Autoren (z.B. Besch 1998: 24; Lüger 1993: 42f.; Helbig/Buscha 2001: 226) auch für das gegenwärtige Dt. vorausgesetzt. Die IDS-Grammatik hingegen charakterisiert diese Dichotomie etwas konturärmer mit den Ausdrücken „Nähe“ und „Distanz“, wobei die beiden Letzteren zusätzlich bipolar charakterisiert werden (vgl. Zifonun et alii 1997: 926; tabellarische Systematisierung: J.P.):

	<i>positiv</i>	<i>negativ</i>
<i>Du</i> (Nähe)	Intimität und Solidarität	Mangel an bürgerlicher Mündigkeit, Geringschätzung
<i>Sie</i> (Distanz)	Anerkennung der relativen Gleichberechtigung bzw. Respekt	fehlende Intimität/Solidarität, Formalität, Unpersönlichkeit

Im Ung. scheint diese sekundäre Polarisierung immer mehr an Boden zu verlieren. Die beiden Grundmodi sind vor allem gegenseitig polarisiert: Der allokutiv Modus stiftet immer deutlicher positive, der delokutive Modus hingegen zunehmend negative Konnotationen. Was die ung. delokutiven SM betrifft, ist ihre soziale Bewertung gegenwärtig im Wandel begriffen und gestaltet sich stark generationsabhängig. In Anlehnung an Domonkosi (2002: 151 ff.) lässt sich dieser Prozess etwa auf folgende Weise veranschaulichen (die generationsabhängigen Schwankungen sind bei dem *ön*-SM besonders bemerkenswert):

	unter 18	18-35	über 35
<i>maga</i> -SM	grob, beleidigend, arrogant	degradierend pejorativ bzw. bäuerlich	neutral, alltäglich angemessen
<i>ön</i> -SM	respektvoll bis vertraulich	gewählt, höflich	formell, distanziert, gestelzt
<i>tetszik</i> -SM	gegenüber Erwachsenen einzig „normal“	vertraulich distanziert	verstärkt respektvoll

⁴ Trotz aller Ähnlichkeit ist der Unterschied zwischen den beiden Oppositionen unübersehbar: Bei der Ersteren geht es um die Beziehung zwischen den beiden Gesprächspartnern, bei der Letzteren ist dagegen der Situationsrahmen des Kommunikationsereignisses maßgeblich.

Die Autorin der der obigen Tabelle zugrunde liegenden Untersuchung hält die delokutiven Formen mit Rollen- und Funktionsbezeichnungen für keinen selbstständigen AM. Für ein Subsystem von nicht drei, sondern vier SM und für eine Autonomie des R/F-SM spricht v.a. die Tatsache, dass für viele Relationen (Studierende gegenüber Dozenten, Patienten gegenüber Ärzten u.a.) gerade diese Art der Bezugname als einzig angemessen in Frage kommt und einmal gebraucht nicht gut im selben Kommunikationsereignis durch *ön* oder gar *maga* ersetzt werden kann. Die Statusbewertung dieses SM bei den einzelnen Altersgruppen ist m.E. durchaus vergleichbar mit dem *ön*-SM.

4. Kontrastivität des dt. und ung. Anredesystems

Die eigentliche Quelle aller einschlägigen Kontraste ist in einer erheblich anders gearteten Distribution der primären AM (*du*- und *Sie*- bzw. allokutiver und delokutiver Modus) zu sehen. Die hier herrschende Sachlage impliziert eine Anzahl von sekundären Divergenzen, u.z. im Bereich der Kontaktumgrenzung (v.a. der Realisierung der Sprechakte ‚Gruß‘ und ‚Anrede‘), die die personale Bezugnahme tiefer nuancieren.

4.1. Die Distribution der AM

Für das Ung. ebenso wie für das Dt. ist eine Grundopposition zwischen vertraulichen und Distanzformen charakteristisch, die sowohl im Verbal- als auch im Pronominalsystem, im Ung. zusätzlich durch gewisse Nominalphrasen, zum Ausdruck kommt. Im Vergleich zu den Verhältnissen im Dt. ist das ung. Anredesystem insofern differenzierter, als der delokutive Modus in Form von vier verschiedenen SM realisiert wird, deren gemeinsamer Nenner ein Finitum in der 3. Person Sg. ist. Da der dt. *Sie*-Modus keine SM besitzt, liegt der Kern der dt.-ung. Kontrastivität auf der primären Ebene, wobei die gegenseitigen Verhältnisse sowie die Distribution der vier ung. Modi Gegenstand einer deskriptiv orientierten Untersuchung ist.

In der Distribution der ung. primären AM zeichnen sich enorme Unterschiede sowohl gegenüber dem Dt. als auch gegenüber den übrigen Sprachen der mitteleuropäischen Region ab. Diese Unterschiede manifestieren sich ausschließlich bei der Altersgruppe über 18 Jahren, da unterhalb dieser Altersgrenze in beiden Sprachgemeinschaften ein vollreziproker *du*-Modus als Normalfall gilt. Die markantesten Unterschiede bei Sprechern über 18 Jahren lassen sich in folgenden Punkten zusammenfassen:

- Während der dt. *du*-Modus das Vorhandensein eines spezifischen, Vertrautheit rechtfertigenden Sozialverhältnisses (Weinrich 1993: 104; Lüger 1993: 37 ff.) voraussetzt, wird im Ung., außer in „statusbetonten“ Sprechsituationen bzw. sofern kein deutliches soziales Gefälle vorliegt, zunehmend vollreziprok geduzt. In solchen Fällen vermisst dieser Modus das Merkmal „vertraulich“ und vermittelt nur ein (überwiegend altersbedingtes) Solidaritätsgefühl (vgl. Domonkosi 2002: 148 f.). In diesem Sinne scheint der dt. *du*-Modus, im Ung. **hingegen** der delokutive Modus, das merkmalfache Glied der Opposition zu sein (vgl. auch Lüger 1993: 40).⁵
- Im Dt. impliziert das Duzen einen gewissen Grad von Intimität (Liebe, Freundschaft oder zumindest Solidarität, vgl. Weinrich 1993: 106; Helbig/Buscha 2001: 226; Besch 1998: 24), im Ung. demgegenüber schwingen derartige Implikationen nicht unbedingt mit.
- Ein Moduswechsel (Übergang zu einem vereinbarten *Du*) verlangt im Dt. eine Art metakommunikatives Ritual (vgl. Lüger 1993: 37; Zifonun et alii 1997: 928), im Ung. jedoch tendenziell nicht mehr. Der Wechsel geschieht zunehmend unvermittelt und beiläufig, in der Regel bereits bei der ersten Begegnung (naturwüchsiges *Du*). Während die Gründe für einen Moduswechsel im Dt. ganz unterschiedlich sein können (Zugehörigkeit zu bestimmten Sozialgruppen, gemeinsame Freizeitbeschäftigung, emotionale Annäherung usw.), wird diese Vereinbarung zwischen den Partnern im Ung. durch einen dominierenden Faktor beschleunigt: Vereinfachung der Kommunikation, Behebung von Anrededilemmas.

Etwas detaillierter betrachtet und auf verschiedene Sprechsituationen und Altersgruppen projiziert lassen sich mehrere Einzelunterschiede konstatieren, die in den folgenden Abschnitten skizziert werden sollen.

4.1.1. Oberes Alterslimit für den *du*-Modus

Während im Dt. der vollreziproke *du*-Modus unter Kindern und Jugendlichen bis zum Ende der Schulausbildung üblich ist, liegt im Ung. die obere Altersgrenze

⁵ Dass Simon (2003: 158 ff.) für das Dt. zu einem diametral entgegengesetzten Schluss kommt, erklärt sich m.E. aus der Tatsache, dass er seine „Respektkategorie“ vorzugsweise aus grammatischen, z.T. diachronen bzw. diatopischen Fakten sowie auf der Basis von typologischen Parallelen zu nicht-indogermanischen Sprachen ableitet und den pragmatischen Mechanismen ihres Funktionierens in der Gegenwartssprache nur minimal Rechnung trägt.

für das automatische gegenseitige Duzen wesentlich höher, u.z. nach Erhebungsdaten aus dem Jahr 2002 bei etwa 35 Jahren, was heute mittlerweile schon 40 bedeutet (vgl. Domonkosi 2002: 148).

4.1.2. AM in „solidarischen“ Sozialgruppen

Das „Solidaritäts-Du“ ist im Dt. in der Regel auf einen mehr oder weniger engen Kreis von Arbeitskollegen beschränkt, wobei es jedoch nicht selten vorkommt, dass man gegenüber gewissen Erwachsenen (Bekanntem, Kollegen, Geschäftspartnern und Hausgenossen) auch nach langjähriger Bekanntschaft einen gewissen sozialen Abstand wahrt, was im gegenseitigen Siezen zum Ausdruck kommt (vgl. Weinrich 1993: 104). Im heutigen Ung. würde in solchen Fällen der delokutive Modus vermutlich als feindseliger Akt interpretiert. In der ung. Arbeitssphäre gilt das vollreziproke Duzen üblicherweise für alle Branchenkollegen unabhängig von Rang, Funktion und Bekanntschaftsgrad, bisweilen sogar ohne Rücksicht auf das Alter, als quasi verbindlich.

4.1.3. Die Rolle des Geschlechtsfaktors

Während im Dt. die Distribution der AM im Grunde geschlechtsunabhängig erfolgt, spielt dieser Faktor im Ung. (in einem gewissen Zusammenspiel mit dem Generationsfaktor) offensichtlich eine bedeutende Rolle (vgl. Domonkosi 2002: 106) und könnte u.U. sogar als eine Art Sexismus interpretiert werden. Die Neigung zu dem z.T. naturwüchsigen vollreziproken Du besteht bei der mittleren und älteren Generation einerseits unter Männern, andererseits unter Frauen, aber deutlich weniger zwischen Sprechern unterschiedlichen Geschlechts.

4.1.4. Nicht-reziprokes Duzen

Wesentlich verbreiteter als im Dt. ist im Ung. das teil- bzw. nicht-reziproke Duzen, das nicht nur gegenüber Kindern und Jugendlichen praktiziert wird, sondern einen viel größeren Umfang aufweist. Mit einem jovial-herablassenden Unterton nicht-reziprok geduzt werden Jüngere, Rangniedrigere oder überhaupt Personen, die aus anderen Gründen auf einer tieferen Stufe der sozialen Hierarchie stehen, z.B. Studierende von (besonders älteren) Dozenten, Angestellte von Chefs usw.

4.1.5. Ung. R/F- und *tetszik*-Modus vs. dt. Paraphrasen des *Sie*-Modus

Außer den beiden SM mit Hörerdeixis (*ön, maga*) besteht im Ung. auch die Möglichkeit, auf den Gesprächspartner in der 3. Pers. Sg./Pl. ohne Hörerdeixis mit einer Nominalphrase als Rollen-/Funktionsbezeichnung Bezug zu nehmen. Es handelt sich faktisch um syntaktisch integrierte AF:

Konstruktion	wörtliche Bedeutung	kommunikative Geltung
<i>A tanár úr egyetért ezzel?</i> ⁶	„Ist damit Herr Professor einverstanden?“	<i>Sind Sie damit einverstanden (, Herr Professor)?</i>
<i>Ahogy a hölgy kívánja.</i>	„Wie die Dame wünscht.“	<i>Wie Sie wünschen (, Frau Y.).</i>
<i>Kérjük kedves vendégeinket, hogy ...</i>	„Wir bitten unsere lieben Gäste, ... “	<i>(Verehrte Gäste,) Sie werden gebeten, ...</i>

Dieser SM ist v.a. für statusbetonte Sprechsituationen charakteristisch und kommt als Nebenvariante auch für alle Kinder und Jugendlichen unter etwa 18 Jahren in Frage, die typischerweise eine Konstruktion mit der nominalen Hörerdeixis *bácsi/néni* (,Onkel‘/,Tante‘) + (optional) Vorname, verwenden:

Konstruktion	wörtliche Bedeutung	kommunikative Geltung
<i>János bácsi is jön velünk?</i>	„Kommt auch Onkel Johann mit?“	<i>Kommen Sie auch mit (, Herr Y.)?</i>
<i>Nem láttam a nénit.</i>	„Ich habe die Tante nicht gesehen.“	<i>Ich habe Sie nicht gesehen (, Frau Y.).</i>

Solche in den Satz integrierten AF gelten im Dt. als eigenartige Reliktparaphrasen des *Sie*-Modus und kommen im Gegensatz zum Ung. nur peripher, i.d.R. in Dienstleistungssituationen (beim Friseur, in einem exklusiven Geschäft o.Ä.) vor (vgl. Zifonun et alii 1997: 919; Simon 2003: 152 ff.).⁷ Ihr Reliktcharakter ist besonders deutlich, wenn sie durch fehlende⁸ Kongruenz nur teilweise integriert sind (1, 2); im Plural hingegen, wo die flexematische Kongruenz realisiert wird, ist der archaisierende Eindruck weniger spürbar (3):

⁶ Zu unterscheiden von *Tanár úr, (ön) egyetért ezzel?* mit einer syntaktisch nicht integrierten (und deshalb artikellosen) AF und (elliptischer) pronominaler Hörerdeixis.

⁷ Aus diesem deutlich peripheren Reliktcharakter dieser Konstruktionen erklärt sich auch, warum ich für das Dt. (im Gegensatz zum Ung.) mit keinem SM mit nominaler Hörerdeixis rechne.

⁸ Simon (2003: 154) plädiert hier in dieser Hinsicht für eine „Respektkongruenz“.

- (1) *Was wünschen (sic!) der Herr?*
 (2) *Wenn gnädige Frau mir bitte nach hinten folgen würden (sic!).*
 (3) *Was wünschen die Herrschaften?*

Als eine v.a. für Kinder und Jugendliche charakteristische Art der Bezugnahme auf Erwachsene ist der sog. *tetszik*-SM zu betrachten. Das ursprünglich subjektlose Modusverb *tetszik* verbindet sich mit einem Infinitiv und schließt Hörerdeixis aus (4), lässt aber zunehmend syntaktisch integrierte AF, ggf. sogar im Plural, zu (5):

- (4) *Meg tetszik látogatni minket ma délután?* ‚Besuchen Sie uns heute Nachmittag?‘
 (eigentlich: ‚Geruhen Sie uns heute Nachmittag zu besuchen?‘)
 (5) *Kati néniék is el tetszenek menni?*
 (eigentlich: ‚Geruhen Sie und Ihre Familie auch schon zu gehen, Tante Kati?‘)

Für diesen ung. SM findet man im heutigen Dt. kaum mehr Parallelen, zumal das Verb *geruhen* selbst stark archaisch und heute höchstens nur noch in ironischen Kontexten denkbar ist.

4.1.6. Einstellung zum *Sie*-Modus und ihre Konsequenzen

Die Gründe für die bei Ungarn markant und fast generell hervortretende Unlust zum delokutiven Modus liegen allem Anschein nach in unterschiedlichsten Bereichen und haben historische, sozialpsychologische und soziokulturelle Wurzeln. Offensichtlich wirkt sich darauf aber auch ein innersprachlicher Faktor aus, nämlich das Vorhandensein von mehreren delokutiven SM, von denen alle negative/unangenehme sozialpsychologische Konnotationen haben (siehe 3.2.) und keiner generell verwendet werden kann (Domonkosi 2002: 151). Eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung dieser Einstellung spielt die sprachliche Erziehung in der ung. Familie und z.T. auch in der Schule, wo Kinder zum Gebrauch des unpersönlichen *tetszik*-SM angehalten werden und somit zu wenig Gelegenheit bekommen, die Verwendung der SM mit Hörerdeixis zu praktizieren. Dies hat zur Folge, dass es die heutigen Jugendlichen nicht mehr schaffen, sich diese Formen (mit Ausnahme des *tetszik*-SM) zu eigen zu machen, und sie praktisch lebenslang unnatürlich und fremd finden.

Da der ung. delokutive Modus heutzutage überwiegend als „formell“ bzw. „statusbetont“ bewertet wird (siehe 3.2.), lässt sich in letzter Zeit auch eine vollends deformierte Einstellung zu den Distanzformen beobachten, die darin besteht, dass viele Sprachbenutzer diesen Modus zunehmend mit „negativen“ oder zumindest unangenehmen Kontexten wie Meinungsverschiedenheit, Streit, Konfrontation mit staatlichen Organen usw. verknüpfen. Aus diesem Grund fühlen

sie sich in Situationen, wo sie diesen Modus gebrauchen müssen, veranlasst, einen offensiven, konfliktuellen bzw. belehrenden Ton anzusetzen. Diese Einstellung zum *Sie*-Modus als einer „verpönten“ sprachlichen Form ist dem Dt. dagegen völlig fremd.

Die Ressentiments gegen den ung. delokutiven AM und die generelle Verunsicherung in Bezug auf den Gebrauch der einzelnen SM münden in diverse Fluchtstrategien, von denen v.a. folgende zwei zu nennen sind: 1. Tendenz zum generellen Duzen und 2. verschiedene Ausweichstrategien.

4.1.6.1. Tendenz zum generellen Duzen

In den letzten Jahrzehnten lässt sich in Ungarn ein unaufhaltsamer Trend zum generellen Gebrauch des allokutiven Modus erkennen, der dadurch immer deutlicher seinen ursprünglich merkmalfhaften Charakter verliert. Die delokutiven Formen werden von immer mehr Menschen als unnatürliche Pose bzw. stilisiertes Verhalten empfunden, was einen spontanen Drang nach dem Du auslöst. Der allokutiv Modus wird somit in allen Kommunikationssituationen verwendet, wo es „nur ein wenig möglich ist“. Eine Ausnahme von dieser Tendenz bildet faktisch nur der Sprachgebrauch in offiziellen Situationen (Interview mit einem Politiker, Gespräch mit einem Arzt, Verhör, Prüfung, Gerichtsverfahren u. dgl.) oder bei erheblichem Altersunterschied zwischen den Partnern. Allerdings ist dieser Übergangsprozess noch nicht ganz vollzogen, was bei der Moduswahl zu einem folgenschweren Dilemma führt: Der delokutive Modus wäre gewissermaßen peinlich und der allokutiv Modus auch nicht gut möglich. Daraus ergeben sich verschiedene unsichere metakommunikative Reaktionen der Sprecher, die weder im Dt. noch in den meisten anderen Sprachen üblich sind und einen Ausländer äußerst eigenartig anmuten, wie etwa: *Hogyan szólítsam?* („Wie soll ich Sie anreden?“), *Hát mi most magázódunk?* („Siezen wir uns eigentlich oder was?“).

Die in 4.1.1. angegebene Altersgrenze für ein naturwüchsiges *Du* wird sich naturgemäß weiter erhöhen und den jüngsten verfügbaren Forschungsdaten zufolge (Kemény 2002: 5) könnte der fortschreitende Prozess einer generellen Verbreitung des allokutiven Modus bereits gegen Ende der 20er Jahre dieses Jahrhunderts zum Abschluss kommen. Dieser Zustand erstreckt sich gegenwärtig noch nicht auf Situationen, die als ausdrücklich „offiziell“ oder „statusbetont“ empfunden werden (Kommunikation mit Behörden und Institutionen, z.B. im Dialog mit Politikern, Polizisten, Ärzten, Beamten u.ä.). Vermutlich wird jedoch der allokutiv Modus früher oder später auch diesen Kommunikationsbereich erobern (vgl. Domonkosi 2002: 168). In anderen, als „statusneutral“ empfundenen Situationen (z.B. zwischen Bedienungspersonal und Kunden) wird dagegen schon heute unterhalb der oben genannten Altersgruppe anstandslos geduzt.

Im Dt. gibt es dagegen gegenwärtig keine Anzeichen für solche Entwicklungen. Der *Sie*-Modus als stilistisch neutrale Form ist eine feste und stabile Komponente des Sprachsystems.

4.1.6.2. Ausweichstrategien

Das in 4.1.6. erwähnte Dilemma hat außerdem mitunter zur Folge, dass ein Sprecher eine direkte Bezugnahme auf die angesprochene Person umgeht, indem er von einer unpersönlichen Konstruktion Gebrauch macht oder eben den Redehalt in die unproblematische 1. Pers. transponiert. Dieses Verfahren ist heute im gesamten öffentlichen Bereich weit verbreitet v.a. bei Aufforderungen, die im delokutiven Modus noch bedenklichere Konnotationen aufweisen als andere Äußerungen:

Konstruktion	annähernde wörtliche Bedeutung	kommunikative Geltung
<i>A 3-as ablakhoz kell menni.</i>	„Man soll zu Schalter 3 gehen.“	<i>Gehen Sie zu Schalter 3. / Sie sollen zu Schalter 3 gehen.</i>
<i>Hadd kérdezem már meg, ...</i>	„Man erlaube mir zu fragen, ...“	<i>Sagen Sie bitte, ...</i>
<i>Lehet valamit kérdezni?</i>	„Darf man etwas fragen?“	<i>Darf ich Sie etwas fragen?</i>
<i>Hadd kérjek egy tasakot.</i>	„Man lasse mich um eine Plastiktüte bitten.“	<i>Ich möchte / geben Sie mir eine Plastiktüte.</i>
<i>Oda mi lesz?</i>	„Was soll dort sein?“	<i>Was darf ich Ihnen geben? / Was wünschen Sie?</i>

Man könnte sich dazu veranlasst fühlen, die in 4.1. festgestellten Unterschiede in tabellarischer oder algorithmisierter Form (etwa als zwei unterschiedliche Flussdiagramme) zu veranschaulichen. Da jedoch alle einschlägigen Faktoren nur tendenziell und okkasionell⁹ wirken und darüber hinaus von unzähligen Nebenfaktoren in ihrem Endeffekt modifiziert werden, erweisen sie sich keineswegs als operationalisierbar.

4.2. Erweiterung der AM durch Kontaktumgrenzung

Beide primären AM können in beiden Sprachen durch verschiedene Sprechakte aus dem Bereich ‚Kontaktumgrenzung‘ erweitert werden, was Stil und Ton der

⁹ Die IDS-Grammatik (Zifonun et alii 1997: 927) zählt Faktoren auf, die im Dt. einen *du*-Modus begründen, begünstigen oder ermöglichen.

personalen Bezugnahme weiter zu differenzieren vermag. Im Gegensatz zu den AM selbst handelt es sich um relativ freie Formen, auf die der Sprecher im Laufe der Kommunikation verzichten kann. In den folgenden Abschnitten soll demonstriert werden, dass die dt.-ung. Kontrastivität in diesem Bereich kaum weniger dramatisch ist als im Bereich der AM selbst.

4.2.1. Gruß

Die Funktion des Grußes besteht darin, dem Partner Beginn oder eben Ende des Kommunikationsereignisses zu signalisieren. In jeder Sprache, die zwischen mindestens zwei AM unterscheidet, scheint es zwei oder mehrere mehr oder weniger diskrete Inventare von Grußformeln zu geben, die den vorhandenen AM entsprechen. So verfügt das Dt. beim Sie-Modus über Grußformeln vom Typ *Guten Tag. Guten Abend. Grüß Gott. – Auf Wiedersehen.* u.a., beim du-Modus wird jedoch i.d.R. ein anderes Arsenal an Grußformeln eingesetzt: *Hallo. Grüß dich. – Tschüss. Ciao.* u.a.¹⁰ In der dt. Sprachgemeinschaft sind Eröffnungsgrüße in der mündlichen Kommunikation mit Bekannten obligatorisch, i.d.R. kommen sie jedoch auch zwischen Unbekannten vor. Bei mehrfachem Treffen am selben Tag und am selben Ort wird lediglich bei der ersten Begegnung ein Gruß erwartet. Isolierte GrüÙe ohne Anrede können u.U. unhöflich wirken.

Auch das Ung. verfügt über zwei unterschiedliche Inventare von Grußformeln; beim delokutiven Modus sind es: *Jó napot kívánok.* ‚Guten Tag.‘ *Jó estét kívánok.* ‚Guten Abend.‘ – *Viszontlátásra.* ‚Auf Wiedersehen.‘; beim allokutiven Modus: *Szia. Helló. Csá.* (Eine Besonderheit besteht darin, dass beim letzteren Inventar zwischen Eröffnungs- und AbschiedsgrüÙen nicht unterschieden wird.) Interessanterweise ist im Ung. für die dem delokutiven Modus entsprechenden Grußformeln dieselbe Abneigung bezeichnend, die diesen AM selbst begleitet. Die den Tageszeiten entsprechenden Grußformeln, aber auch *Viszontlátásra.* ‚Auf Wiedersehen.‘ sind besonders bei jüngeren Sprechern (unter etwa 35 Jahren) enorm unbeliebt¹¹ und werden bei Bedarf (wenn der delokutive Modus unabwendbar ist) durch akzeptablere Paraphrasen oder Kurzformen substituiert (*Üdvözlöm.* ‚Ich begrüÙe [Sie].‘ *Tiszteletem.* ‚Meine Hochachtung.‘ – *Viszlát.* [etwas vertrauliche Kurzform für *Viszontlátásra.* ‚Auf Wiedersehen.‘]). Eine Ausnahme bildet paradoxerweise nur ein wahrhaftes Rudiment der kleinbürgerlichen Etikette,

¹⁰ In der Alltagskommunikation setzt sich neuerdings die Tendenz durch, einige solche Grußformeln (v.a. *Hallo* und *Tschüss*) auch beim Sie-Modus zu verwenden. Im Ung. hingegen kann man keine Ansätze dazu beobachten.

¹¹ Dazu trägt zweifellos auch die maniert wirkende formale Umständlichkeit dieser Formen mit dem verbalen Element *kívánok* ‚ich wünsche‘ bei.

u.z. die Grußformel (*Kezét csókolom*. ‚Küss‘ die Hand.‘, die bislang als fast einzig möglicher Eröffnungs- und Abschiedsgruß von Männern gegenüber Frauen sowie von Kindern gegenüber Erwachsenen verwendet wird.

Die Antipathie gegen die oben genannten Grußformeln erklärt sich nicht nur aus den negativen Konnotationen im Hinblick auf den entsprechenden AM und aus ihrer umständlichen Struktur (siehe Fn. 11), sondern auch aus der Erziehung der ung. Kinder, die gegenüber Erwachsenen auch in diesem Bereich besondere Formen (überwiegend die Kurzform *Csókolom*. ‚Küss‘ [die Hand].‘) verwenden müssen und sich die übrigen Distanzformen des Grußes frühestens zu Beginn der Volljährigkeit aneignen.

Auch in diesem Bereich besteht bei den Sprachbenutzern oft eine erstaunliche Unsicherheit, die im Endeffekt zu allerlei Kurzschluss-Reaktionen führt; z.B. werden Grußformeln durch Entschuldigungsformeln oder andere Mittel ersetzt (wie etwa *Elnézést*. ‚Entschuldigung.‘). Im noch schlimmeren Fall wird die heikle Grußsituation einfach vermieden, indem man nonchalant in eine andere Richtung blickt oder „zufällig“ die Gangrichtung plötzlich ändert...

4.2.2. Anrede

Eine Anrede wirkt einerseits kontaktfestigend, indem sie den zum konkreten Partner bestehenden kommunikativen Kontakt verdeutlicht. Andererseits legt sie, ähnlich wie der Gruß, Anfang oder Ende des Kommunikationsereignisses fest (vgl. Engel 2004: 51). Auch die Anredewahl hängt mit der Moduswahl eng zusammen. Im Dt. überwiegen beim *Sie*-Modus AF, die durch eine Kombination aus Anredenomen und Familiennamen/Titel entstehen: *Herr Müller! Frau Wagner! Herr Direktor! Frau Professor(in)!* Im Ung. hingegen sind solche AF nur in ausgesprochen offiziellen Situationen (*Miniszterelnök úr!* ‚Herr Premierminister!‘ *Tanszékvezető asszony!* ‚Frau Lehrstuhlleiterin!‘) sowie in einigen traditionellen Verbindungen wie etwa *Tanár úr!* ‚Herr Professor!‘ üblich. Im Alltag wirken diese Formen unnatürlich (oder merkwürdigerweise sogar beleidigend – vgl. Balázs 2001: 153; Domonkosi 2002: 118) und werden weitgehend auch beim delokutiven Modus durch einfache Vornamen ersetzt. Beim allokutiven Modus sind dafür, entgegen dem dt. Usus, auch die für den delokutiven Modus charakteristischen AF möglich, z.B. *Té is jössz, tanár úr?* ‚*Kommst du auch, Herr Professor?‘. Solche Asymmetrien dienen als ein weiterer Beweis für die schrittweise Monopolisierung des allokutiven Modus. Des Weiteren fällt im Ung. auf, dass bei der Anrede üblicherweise keine Titel berücksichtigt werden¹², und

¹² Bei Balázs (2001: 161) wird vor dem Gebrauch von Titeln im Namen einer Art akademischer Bescheidenheit geradezu gewarnt.

insbesondere die folgenschwere Tatsache, dass keine distanzierten, stilistisch neutralen AF für weibliche¹³ Gesprächspartner vorhanden sind (vgl. Balázs 2001: 153). Wo eindeutig kein *Du*-Verhältnis besteht, wird eine Anrede im Gespräch mit Frauen i.d.R. vermieden.

Auch in diesem Bereich machen sich also Ausweichstrategien bemerkbar, die darin bestehen, eine problematische Anrede durch direktes Ansprechen (z.B. eine Frage) zu ersetzen, z.B. *Kérdezhetek valamit?* ‚Darf ich etwas fragen?‘.

Die Gruß- und Anredevermeidung ist neben der Tendenz zum allgemeinen Duzen ein anderes charakteristisches Merkmal des heutigen ung. Anredesystems. Hinter diesem massenhaft nur im Ung.¹⁴ vorkommenden Phänomen stecken mindestens zwei Ursachen: 1. Es gibt keine stilistisch neutralen AF, die in verschiedenen Relationen generell verwendet werden könnten; 2. Der Gesprächspartner bemüht sich darum, durch eine minimale „verbale Berührung“ des Partners den Grad seiner eigenen „Verwicklung“ in die Sprechsituation auf ein noch vertretbares Minimum zu reduzieren (vgl. Domonkosi 2002: 111). Kommunikationsereignisse ohne Gruß und Anrede sind in besonderer Weise für die zeitgenössischen ung. Funkmedien charakteristisch, wo des Öfteren lange Interviews ausgestrahlt werden, in denen der Partner an keiner Stelle angeredet oder begrüßt wird. Ein Dialog wird üblicherweise durch direktes Ansprechen eröffnet und ein Abschiedsgruß wird durch den Sprechakt „Dank“ ersetzt, was im Zusammenspiel mit den weiter oben beschriebenen allgemeinen Besonderheiten des Gebrauchs der AM dem Interview einen seltsamen, unpersönlichen Charakter verleiht.

5. Fazit

Die primäre Differenzierung des Anredesystems ist in beiden Sprachen zweigliedrig und umfasst im Dt. den *du*- und *Sie*-Modus, im Ung. den Modus der 2. und der 3. Person, die ich hier als *allokutiven* bzw. *delokutiven* Modus bezeichne.

¹³ Die Möglichkeit, im Ung. eine Frau anzusprechen, wird außerdem durch den Umstand beschränkt, dass nach der traditionellen ung. Namensgebung viele verheiratete Frauen keinen eigenen Vor- und Nachnamen haben, sondern den vollen Namen ihres Mannes tragen mit einem teilweise grammatikalisierten Suffixoid mit der Bedeutung ‚Frau von‘. Z.B.: *Dr. Kovács Miklósné* ‚Ehefrau von Dr. Miklós Kovács‘ (auch der Dokortitel gehört in diesem Fall dem Ehemann!).

¹⁴ Im Dt. tritt dieses Phänomen nur in einer Relation zum Vorschein, u.z. beim Anreden von namentlich Unbekannten (vgl. Zifonun et alii 1997: 924 f.). Die Ursache dafür ist also ausschließlich eine lexikalische Lücke und hat im Gegensatz zum Ung. keine Stützen im ethnopsychologischen Bereich.

Die weitere Differenzierung des ung. delokutiven Modus umfasst zwei SM mit pronominaler (*magalön*), einen mit nominaler Hörerdeixis (Rollen- und Funktionsbezeichnungen) und einen meist subjektlosen mit dem Modusverb *tetszik*. Die Hauptquelle der dt.-ung. Kontrastivität besteht in einer unterschiedlichen Distribution der primären AM. Die einschlägigen Unterschiede können in folgender Weise zusammengefasst werden:

Merkmal	Dt.	Ung.
<i>du</i> -Modus als merkmalshaftes Glied der AM-Opposition	+	-
<i>du</i> -Modus vermittelt Vertrautheit, Intimität	+	±
Moduswechsel erst nach metakommunikativem Ritual	+	±
Oberes Alterslimit für das naturwüchsige vollreziproke <i>Du</i> (unter Ausschluss anderer begünstigender Faktoren)	ca. 18	ca. 35-40
<i>du</i> -Modus in „solidarischen“ Sozialgruppen	±	+
Geschlechtszugehörigkeit als Faktor der AM-Wahl	-	+
Nicht-reziprokes Duzen von Rangniedrigeren	tendenziell -	+
Paraphrasen des <i>Sie</i> -Modus (ung. <i>tetszik</i> -Modus, R/F Modus)	nur in Relikten +	+
<i>Sie</i> -Modus als überwundene „Auslauform“	-	+
Ausweichstrategien: Ersatz eines AM durch unpersönliche Ausdrucksform	-	+

Die primären AM können in beiden Sprachen durch verschiedene Sprechakte aus dem Bereich ‚Kontaktumgrenzung‘ erweitert werden, die Stil und Ton der personalen Bezugnahme weiter differenzieren. Im Bereich dieser frei wählbaren Formen besteht der Hauptkontrast in einer massiven Vermeidung von Grüßen und AF im Ung.

Abschließend kann man konstatieren, dass der synchrone Vergleich des dt. und ung. Anredesystems in der mündlichen Kommunikation von Sprechern über 18 Jahren zwei dominierende Kontraste aufgezeigt hat: 1. einen unaufhaltsamen Vorstoß des ung. allokutiven Modus zuungunsten der delokutiven SM, 2. die für die ung. Sprachgemeinschaft typische Tendenz zur Gruß- und Anredevermeidung zugunsten verschiedener unpersönlicher Ausdrucksformen und einer quasi-Nullbezugnahme auf den Partner. Ungeachtet der unzähligen sekundären Kontraste und der hohen sprachpragmatischen Relevanz dieses Systembereichs ist seine Reflexion in der Grammatikschreibung einschließlich der verfügbaren kontrastiven Grammatiken immer noch unzureichend.

Literatur

- Balázs, Géza 2001: Magyar nyelvhelyességi lexikon. Budapest.
- Besch, Werner 1998: Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern. 2. erg. Auflage. Göttingen.
- Bíró, Ágnes/Huszár, Ágnes 1985: Te, Maga, Ön. In: Bíró, Ágnes/Tolcsvai Nagy, Gábor (Hg.): Nyelvi divatok. Budapest, 31-39.
- Domonkosi, Ágnes 2002: Megszólítások és beszédpartnerre utaló elemek nyelvhasználatunkban. Debrecen. [A Debreceni Egyetem Magyar Nyelvtudományi Intézetének Kiadványai, 79]
- Drosdowski, Günter (Hg.) et alii 1984: Grammatik der deutschen Sprache. Duden Band 4. Mannheim/Wien/Zürich.
- Engel, Ulrich 1992: Deutsche Grammatik. Budapest. [Originalausgabe 1991 Heidelberg]
- Engel, Ulrich 1999: Deutsch-polnische kontrastive Grammatik. [2 Bände.] Heidelberg.
- Engel, Ulrich 2004: Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. München.
- Fülei-Szántó, Endre 1994: A verbális érintés. Budapest (=Linguistica, Series C, Relationes 7).
- Guszkova, Antonyina 1978: A tegezés és a tegeződés a mai magyar nyelvben. In: Magyar Nyelv 74, 303-316.
- Guszkova, Antonyina 1981: A társadalmi kapcsolatteremtés eszközei a mai magyar nyelvben. In: Nyelvtudományi Értekezések 106, 8.
- Haase, Martin 1994: Respekt: Die Grammatikalisierung von Höflichkeit. München/Newcastle.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim 2001: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin/München/Wien/Zürich/New York.
- Jakab, István 1995: Tegezés, magázás, önözés. In: Jakab, István (Hg.): Értsünk szót egymással! Bratislava (Pozsony), 111-113.
- Kemény, Gábor 2002: Tegezés és magázás. In: Édes Anyanyelvünk 1, 5.
- Keszler, Borbála (Hg.) 2000: Magyar grammatika. Budapest.
- Kiefer, Ferenc (Hg.) 2000: Strukturális magyar nyelvtan. Bd 3. Morfológia. Budapest.
- Läger, Heinz-Helmut 1993: Routinen und Rituale in der Alltagskommunikation. Berlin/München/Wien/Zürich/New York.
- Pilarský, Jiří 2004a: Interkulturelle Probleme bei der sprachlichen Behandlung der 2. Person im ungarischen DaF-Unterricht. In: Engel, Ulrich (Hg.): Sprachwissen in der Hochschulgermanistik/Interkulturelle Kommunikation (Referate von den Konferenzen in Karpacz 2001/in Słubice 2002), 217-229.
- Pilarský, Jiří 2004b: Az interlokutor verbális érintésével kapcsolatos interkulturális eltérések a közép-európai térségben. In: Fórián, Éva (Hg.): Multikulturalitás, nemzeti identitás, kisebbségek Magyarországon és Lengyelországban. Nyelv – irodalom – kultúra. Debrecen, 35-60.
- Simon, Horst J. 2003: Für eine grammatische Kategorie ‚Respekt‘ im Deutschen. Synchronie, Diachronie und Typologie der deutschen Anredepronomina. Tübingen.
- Tolcsvai Nagy, Gábor 1985: Hogyan köszönjek? – Hogyan szólítsam? In: Bíró, Ágnes/Tolcsvai Nagy, Gábor (Hg.): Nyelvi divatok. Budapest, 13-23.
- Weinrich, Harald 1993. Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- Zifonun, Gisela (Hg.) et alii 1997: Grammatik der deutschen Sprache. Bd 1. Berlin/New York (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7.1).

Heinz Vater (Köln)

Veränderungen der Kasusformen im gegenwärtigen Deutschen

„Die deutsche Sprache wird so schlampig gesprochen und geschrieben wie wohl nie zuvor“ (Schreiber 2006: 182)

1. Allgemeines

Es ist streng zu unterscheiden zwischen Kasuswahl und Wahl der Kasusform. Bei der Kasuswahl geht es darum, welchen Kasus ein Verb, ein Adjektiv, ein Substantiv oder eine Präposition regiert bzw. welcher Kasus sich in Appositionen oder koordinierten NPs findet. Bei der Kasusform dagegen geht es darum, welche Endung einem gewählten Kasus zugeordnet wird (vgl. Vater 2007). Im Folgenden konzentriere ich mich auf Veränderungen in den Kasusformen: In 2. behandle ich den Wegfall des Genitiv-*s* bei Maskulina und Neutra, in 3. Schwanken zwischen starker und schwacher Flexion,¹ in 4. Veränderungen in der Pluralflexion der Substantive, in 5. sonstige (marginale) Änderungen in der Nominalflexion und in 6. Änderungen in der Adjektivflexion. Einige dieser Veränderungen, wie z.B. das Schwinden des Genitiv-*s*, haben schon vor längerer Zeit begonnen (vgl. 2). Andere sind jünger bzw. erst seit kurzem zur Kenntnis genommen worden, so z.B. der Schwund des Dativ-*n* im Plural.

In seiner scharfsinnigen Analyse der „Flexion in der DP“ führt Gallmann (1996: 284) „die unterschiedlichen Gründe, die zum Vorhandensein oder Fehlen von Kasussuffixen führen“ auf und erläutert sie anhand von Beispielen.² Er stellt fest:

- 1 Ich behalte die traditionellen Termini „stark“ und „schwach“ bei, obwohl nach Augst (1979: 220) diese Unterscheidung „für das gegenwärtige Deutsch sinnlos“ ist. Auch bei Verben gibt es im heutigen Deutschen erhebliche Schwankungen zwischen starker und schwacher Flexion. Ich habe Belege für *preiste* (statt *pries*), *schwörte* (statt *schwur*), *verlierte* (statt *verlor*), *geflechtet* (statt *geflochten*), *entgeltet* (statt *entgolten*); *glimmte* (statt *glomm*). Die Verben *hängen_{tr}* (*hängte*, *gehängt*) und *hängen_{intr}* (*hing*, *gehangen*) werden oft verwechselt, ebenso *erschrecken_{intr/refl}* (*erschreckte*, *erschreckt*) und *erschrecken_{intr}* (*erschrak*, *erschrocken*): *Er hat den Schlüssel neben den Briefkasten gehangen und Nachbarn hatten sich beim Anblick Juhnkes zutiefst erschrocken.*
- 2 Gallmann (1996) nimmt, neueren Ansätzen der Generativen Grammatik entsprechend, an, dass eine Nominalphrase (NP) Bestandteil einer Determinansphrase (DP) ist, d.h., dass in *das alte Haus* das D(eterminans) *das* eine NP *kleine Haus* regiert und mit ihr

Die Gründe für das Vorhandensein oder Fehlen von Kasussuffixen sind zahlreicher, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. Die bisherige Grammatikschreibung ist dieser Vielfältigkeit nicht gerecht geworden – wer in einer Grammatik des Deutschen nachschlägt, stößt auf ein erhebliches Durcheinander. (Gallmann 1996: 284)

Gallmann (1996: 284) geht von folgenden Grundannahmen aus:

- (1-01) a Es ist zu unterscheiden zwischen dem abstrakten Kasus einer Phrase und der morphologischen Realisierung dieses Kasus im Kern der Phrase.³
 b Wenn eine Phrase ein spezifisches (abstraktes) Kasusmerkmal aufweist, impliziert dies nicht notwendig, dass auch deren Kern ein entsprechendes spezifisches Kasusmerkmal aufweist – der Kern kann vielmehr auch kasusindifferent sein.
 c Syntaktische Wörter, die einen kasusindifferenten Phrasenkern besetzen, tragen nie Kasusendungen, das heißt, sie sind nie overt kasusmarkiert.
 d Syntaktische Wörter mit Kasussuffix sind immer hinsichtlich Kasus spezifiziert.

Innerhalb der suffixlosen Nominalformen unterscheidet Gallmann (1996) zwei Fälle:

- (1-02) a Morphologisch-lexikalisch gesteuerte Suffixlosigkeit: Die Wortform ist hinsichtlich Kasus spezifiziert, trägt aber wegen ihrer Zugehörigkeit zu einem bestimmten Flexionsparadigma keine Endung.
 b Syntaktisch gesteuerte Suffixlosigkeit: Die Wortform ist kasusindifferent und kann deshalb kein Kasussuffix tragen (vgl. (1-01)c).

Ob ein kasusspezifiziertes Nomen ein Kasussuffix erhält, hängt unter anderem vom Flexionsparadigma ab, dem es angehört. Gallmann (1996: 285) nimmt fürs Deutsche sechs Paradigmen der Kasusflexion an. Die Wahl des Paradigmas ist lexikalisch gesteuert. Paradigma 1 umfasst die Feminina, die alle im Singular endungslos sind, Par. 2 traditionell als „stark“ eingestufte Maskulina wie *Wald* und Neutra wie *Muster*.⁴ Par. 3 umfasst alle Pluralformen (als Beispiele werden

zusammen eine DP bildet (vgl. dazu Haider 1988, Olsen 1991, Vater 1991 und 2000). Der DP-Ansatz wird im Folgenden nicht berücksichtigt. Die Flexionsregularitäten, die Gallmann (1996) feststellt, können aber auch als innerhalb einer NP gültig angesehen werden. Müller (2002) reanalysiert den Ansatz von Gallmann (1996) und entwickelt ihn weiter auf Grundlage der Optimalitätstheorie (OT), wobei er sich auf syntaktisch determinierten Kasuswegfall beschränkt.

³ „Kern einer Phrase“ nennt Gallmann die Konstituente einer Phrase, die Wortart, Kasus, Genus und Numerus der Phrase bestimmt. In der Generativen Grammatik wird dafür meist „Kopf“ (engl. „head“) gesagt.

⁴ Bei Feminina sind auf Konsonant auslautende wie *Frucht* und auf –e auslautende wie *Straße* unterscheidbar.

Tage und *Tests* aufgeführt⁵), Par. 4 artikellose Eigennamen wie *Anna* und *Frankreich*, Par. 5 traditionell als „schwach“ eingestufte Maskulina wie *Planet* und *Bote*. Par. 6 enthält nach Gallmann (1996: 286) „aufzählbar wenige maskuline Nomen und das Unikum *Herz*“. Sie bilden Dativ und Akkusativ wie Par. 5, haben aber im Genitiv die Endung *-ens*.

Gallmann (1996: 286) erwähnt drei Phänomene, die die aufgezeigten Regularitäten stören: a) Paradigmenwechsel, b) Trend zur generellen Aufgabe der Kasusflexion, c) morphophonologisch gesteuerte Verschmelzungen. Die ersten beiden Phänomene betreffen meine im Folgenden beschriebenen Beobachtungen. Gallmann (1996: 288 ff.) stellt im Deutschen einen Trend zur Suffixlosigkeit fest. Eine merkwürdige, syntaktisch gesteuerte Distribution in der Kasusmarkierung erfasst er in folgender Regel (Gallmann 1996: 290):

- (1-03) Suffixregel: Nomen sind kasusindifferent, außer wenn sie mit einer adjektivischen Wortform mit Kasussuffix kongruieren.⁶

Die Suffixregel (1-03) ist insofern merkwürdig, als sie wie eine Art Prinzip des „Doppelt oder nichts“ wirkt (Gallmann 1996: 289). Die Regel erklärt das Vorkommen von Nominalphrasen ohne Kasusmarkierung wie *wegen Schneefall* (vs. *wegen starken Schneefalls*). Die darauf aufbauende Genitivregel „Eine Genitivphrase muss mindestens einen hinreichend kasuspezifischen Kern haben“ (Gallmann 1996: 293) verbietet Fälle wie **die Verarbeitung Holz* und fordert eine präpositionale Alternative: *die Verarbeitung von Holz*. Gallmanns Suffixregel und Genitivregel versagen in Fällen, wo eine Kasusmarkierung stattfindet, ohne dass eine adjektivische Wortform mit Kasussuffix vorhanden ist.⁷

⁵ Der Dativ endet im Plural auf *-n*, „sofern der Nominativ auf *-e*, *-er*, *-el* ausgeht“, sonst ist er endungslos.

⁶ Zu den „adjektivischen Wortformen“ rechnet Gallmann (1996: 289) auch Artikelwörter (die ich im Einklang mit der gängigen Terminologie als „Determinantien“ bezeichne). Für Genitivphrasen gilt eine besondere Regel.

⁷ So kann die Suffixregel (und die auf ihr aufbauende Genitivregel) nicht Fälle wie *Petras Zimmer*, *das Zimmer Petras*, *die längste U-Bahn-Linie Berlins* und *außerhalb Stuttgarts* (vgl. Gallmann 1996: 294) erklären. Ich glaube nicht, dass beim pränominalen Genitiv eine „Uminterpretation in eine Art Adjektiv“ stattfindet (ebd.) und dass der postnominale Genitiv (z.B. in *die längste U-Bahn-Linie Berlins*) stilistisch markiert ist. Kritik übt Thieroff (2006: 334): „Gallmann versucht an mehreren Stellen, die Daten nach seinen Wünschen zu beeinflussen, doch wenn man [...] die real existierenden Sprachdaten nicht ignoriert, muss man [...] zugeben, dass es sehr wohl auch Vorkommen von flektierten Substantiven gibt, die ohne Begleiter stehen“.

Anders geht Thieroff (2006: 329) vor, der überlegt, dass die traditionellen, meist noch heute in gängigen Grammatiken des Deutschen präsentierten Deklinationsparadigmen (mit vier Kasus im Sg. und Pl.) „in Wahrheit nur so viele Positionen haben, wie sie Formen haben“. Er nimmt ein Schema mit fünf Mustern an, die sich hinsichtlich dreier Merkmale unterscheiden:

Tab. 1 Merkmale der 5 Paradigmenmuster (Thieroff 2006: 331, modifiziert nach Thieroff 2002)⁸

	FEM unmarkiert	FEM markiert	N-FEM gemischt	N-FEM stark	MASK schwach
GenSg	–	–	+	+	+
DatPl	–	+	–	+	–
ObjSg	–	–	–	–	+

Ein Substantiv kann also entweder gänzlich kasuslos sein (unmarkiertes FEM wie *Frau*), es kann nur im Pl Kasus haben, was dann notwendig der Dat ist (markierte FEM wie *Hand*), es kann nur im Sg Kasus haben (Gen der gemischt deklinierenden N-FEM wie *Staat* oder Obj und Gen der MASK wie *Mensch*), und es kann maximal zwei Kasus haben – entweder einen im Sg und einen im Pl, wobei dann im Sg nur der Gen, im Pl nur der Dat möglich ist (stark deklinierende N-FEM wie *Mann*) oder die Kasus Gen und Obj im Sg (schwach deklinierende Maskulina).

In diesem Schema, das anders als die traditionellen Schemata ohne Synkretismen auskommt, steht (außer bei schwachen Maskulina) jeder Kasusform genau eine für Kasus unterspezifizierte Form gegenüber. Es ist m.E. das geeignetste zur Erklärung der Deklinationsverhältnisse bei deutschen Substantiven und kann als Ausgangspunkt für die im Folgenden behandelten Veränderungen in der Deklination deutscher Substantive dienen, so z.B. Wegfall des Genitiv-*s* und des Dativ-Plural-*n* als weitere Reduzierungen dieses Minimalschemas.⁹

⁸ N-FEM = Nicht-Feminina; ObjSg = Objektkasus (bei FEM und N-FEM fallen Dativ und Akkusativ zusammen).

⁹ Mit Thieroff (2006: 352) gehe ich davon aus, dass das Deutsche nicht über „infinite“ Substantive verfügt, wie Ágel (1996) annimmt, die in Kombination mit einem Begleiter (wie dem definiten Artikel) „finit“ werden. Zur Argumentation gegen die Annahme finiter Muster, die aus dem Suffix des Begleiters und dem Stamm des Substantivs gebildet sind (vgl. *r Mann* und *n Mann*) verweise ich auf Thieroff (2006: 332).

2. Wegfall des Genitiv-s und andere Veränderungen der Genitivform

Im Folgenden geht es um den Schwund des Genitiv-s, nicht den Schwund des Genitivs.¹⁰ Den Schwund des Genitiv-s beschrieb bereits Elsbeth Appel (1941) ausführlich. Nach Weiss (1955: 168) begann der Abfall des -s bei Personennamen bereits Ende des 18. Jahrhunderts „and was with a few exceptions completed in the early part of the nineteenth century“. Weiss (1955: 168) stellt fest, dass Paul (1920, Bd. III, §104–115) und Wilmanns (1877, Bd. III, §194) diesen Flexionswandel gar nicht konstatieren und Curme (1922, §84, §86 und §89) nur festhält, dass das Genitiv-s in den fraglichen Fällen in der Zeit der Klassik noch im Gebrauch war.¹¹ Jellinek (1968, II, §387–392) gibt zwar einen kurzen Abriss der Deklination von Personennamen, hört aber bei Adelnung auf – gerade da, wo es interessant wird. Einzig Blatz (1895³, Bd. I, § 161) notiert den Wandel und empfiehlt den Wegfall des Genitiv-s nach dem Artikel (+ Adjektiv). Wie die folgenden Beispiele zeigen, betrifft der Genitivschwund mittlerweile nicht nur Personennamen, sondern auch andere Namen (vgl. *des Nil*) und sehr häufig auch Gattungsbezeichnungen, darunter nicht nur Komposita wie (*des*) *Eröffnungsgedicht/Finanzbedarf/Führerschein/Opernhaus/Kursaal/Unterrichtsminister*, (*Ihres*) *Club-Magazin* und (*eines*) *Verkehrsunfall*, sondern auch Ableitungen wie (*seines*) *Anhänger*, (*des*) *Attentäter/Internet/Baltikum* und sogar Simplizia wie (*des*) *Markt/Mosaik/Ring/Skorpion/Sturm*.¹²

¹⁰ Ein Substantiv regiert – innerhalb einer Nominalphrase (NP) im Standarddeutschen gewöhnlich eine NP im Genitiv. In der Umgangssprache gibt es seit längerem einen Übergang zur Dativrektion. Dabei ist eine „gehobenere“ Variante, in der *von* + Dativ den Genitiv ersetzt, von einer „niedrigeren“ Variante aus Dativ-NP + Possessivum zu unterscheiden, vgl. *meinem Vater sein Haus*, eine Fügung, die nach Henn-Memmesheimer (1986) im gesamten deutschen Sprachraum auftritt. Hier seien nur zwei Beispiele (beide aus dem musikalischen Bereich) für *von* + Dativ angeführt: [...] *und vier Aufführungen von dem amerikanischen Komponisten Gordon Sherwood* (WDR 3, Mosaik, 2.2.07, 8⁵⁰) und [...] *welches sich in der Imitation und Variation von den Motiven, die im Wechsel mit der Flöte auftreten, zeigt* [...] (Programm z. *Konzert in der Kölner Philharmonie am 20.4.2007*, 18). Die Beispiele verstoßen nach Duden, RGD (2007⁶: 363) gegen die Regelung „Standardsprachlich ist der Genitiv vorzuziehen, wenn er formal gut erkennbar und stilistisch unauffällig ist: *das Haus meiner Eltern* (nicht: *von meinen Eltern*)“. Erwartbar wäre [...] *des amerikanischen Komponisten* / [...] *der Motive, die* [...] *auftreten*.

¹¹ Als Beispiel für diesen älteren Gebrauch diene der Titel von Goethes Roman *Die Leiden des jungen Werthers*.

¹² *Internet* kann man als Präfigierung ansehen, *Mosaik* als Simplex, denn *mosaisch* ist von *Moses* abgeleitet, also keine Ableitung von der gleichen Wurzel (anders als bei *Musik*, das als Derivat von einer Wurzel *mus-* gerechnet werden kann, die z.B. auch in *mus-isch* erscheint).

2.1. Fehlendes -(e)s

Die folgenden Beispiele für fehlendes -(e)s betreffen praktisch alle Substantivgruppen: native wie nicht-native (vgl. *des Anhänger/Kursaal/Versprechen* vs. *des Internet/Minister/Varieté*), einfache wie komplexe (vgl. *des Dollar/König/Pirol* vs. *des Attentäter/Kursaal/Finanzbedarf/Unterrichtsminister*). Integrierte Fremdwörter wie Kilo und General und deutsche Ableitungen von Fremdwörtern wie *Attentäter* sind im gleichen Maße betroffen wie nicht-integrierte oder weniger integrierte Fremdwörter (vgl. *Ensemble, Varieté* und *Magazin*).

- (2-01) Der Fahrer des zweiten Fahrzeugs wich nach links aus und riss sich dabei den Aufbau seines Anhänger an einer Wand [...] auf. (KStA 14.7.06: 24)
- (2-02) Der Kopf des Attentäter wurde am Tatort gefunden. (Internet, Akt. Nachr., „Selbstmordattentäter von Dahab identifiziert“, 30.4.06)
- (2-03) Einzigartige Sehenswürdigkeiten sind hier zu entdecken. Die besterhaltene Burganlage des Baltikum etwa in Saaremaas Inselhauptstadt Kuressaare [...] In dieser „Perle des Baltikum“ haben einst dänische, schwedische, deutsche, russische und auch estnische Herrscher regiert. (G. Müller-Jänsch, „Naturwunder[...]“, KStA 12.7.06: R1)
- (2-04) Herzlich willkommen in der aktuellen Ausgabe Ihres Club-Magazin! (ADAC Motorwelt, Internet, 27.2.07)
- (2-05) Bleibt die Frage offen, ob die Selektion [...] als ein erster Schritt zur Internationalisierung des österreichischen Deutsch gewertet werden kann [...] (Barb. Kronsteiner, „Sprachpolitik in Österreich“, DUFU II/1997: 17)
- (2-06) Der Wertverlust des Dollar beschäftigt die Experten (Überschr. P. de Thier, Gen-Anz. 5.12.06: 22)
- (2-07) Rund ein Jahr nach der Verurteilung eines Ex-Söldners wegen eines Dreifachmord in Overath [...] ist der Schuldspruch rechtskräftig. (KStA 7.12.05: 16)
- (2-08) [...] in der Interpretation des Ensemble Wien – Berlin [...] (WDR 3 am Mittag, 28.2.07, 12⁴⁰)
- (2-09) Von der ersten Zeile des Eröffnungsgedicht „Valuta“ an [...] spielte Achterberg mit Verschiebungen in Raum und Zeit [...] (D. Draaisma, *Warum das Leben schneller vergeht* [...], dt. Übs. Verena Kiefer, Mch.: Piper, 209)
- (2-10) [...] des christlichen Europa [...] (WDR 3, Zeitzeichen, 20.1.07, 11¹⁵)
- (2-11) [...] Ermittlung des Finanzbedarf der Rundfunkanstalten[...] (ARD, Tagesschau 15.9.06, 20⁰⁰)
- (2-12) [...] weil die New York Yankees 1979 ihren Spieler Thurmon Munson beim Absturz eines von ihm gesteuerten Flugzeug verloren. (Internet-Mitteilung in Yahoo, 12.10.06)
- (2-13) Es sind die Memoiren des Förster Fleck. (Arte, 10.12.06, 21⁴⁰, „Themenabend Napoleon“)
- (2-14) Entzug des Führerschein genau geprüft (Überschrift, KStA, 27./28.8.05: K1)
- (2-15) China als UN-Vetomacht [...] lässt auf die Regierung des General Omar al-Bashir nichts kommen. (Rup. Neudeck, „Mörderischer Unfug“, SZ 11.12.06: 35)

- (2-16) Jack Straw – Außenminister Großbritannien (Bilduntertitel in Tagesschau, *ARD*, 27.1.03, 20⁰³)
- (2-17) Eine damals 30 Jahre alte Frau hatte das Neugeborene am Morgen des Gründonnerstags auf einer Fußmatte vor einem Reihenhaus in Höhenhaus ausgesetzt. (Morchner, „Simons Pflegeeltern [...]“, *KStA*, 7./8.4.07: 31)
- (2-18) Geben Sie die saure Sahne als Nocke geformt in die Mitte des angerichteten Szegediner Gulasch. (*Yahoo-Magazin*, „Gesund kochen“, 1.10.07)
- (2-19) Es wurde ein Ermittlungsverfahren wegen Hausfriedensbruch eingeleitet. („Nasse Männer erwischt“, *KStA* 27.7.06: 37)
- (2-20) [...] rund 40 Kilometer außerhalb von Indonesien zweitgrößter Stadt Surabaya [...] (W. Germund, „Flut [...]“, *KStA* 10.10.06: 3)
- (2-21) Ich habe an der Entwicklung des Internet von Anfang an mitgearbeitet. Schön, dass Unternehmen endlich die vielen Möglichkeiten des Internet zu nutzen wissen. (Yahoo-Mail-Nutzer, *Internet* 3.9.06)
- (2-22) Der Salzburger Medienforscher Stefan Weber, 36, über [...] den Verfall der akademischen Bildung im Zeitalter des Internet (Lead zu: „Kopieren statt studieren“, *Spiegel* 12.2.07: 146)
- (2-23) Die Afghanen müssten das Recht erhalten, [...] über die ihnen gemäße Regierungs- und Gesellschaftsform zu bestimmen, fordert der Paschtune: „Die Mehrheit will das System des Islam.[...]“ (Olaf Ihlau, „Afghanistan“, *Spiegel* 7.4.07: 99)
- (2-24) Sie wollen einerseits alle Vorzüge des modernen Israel nutzen, andererseits uns von innen heraus zerstören. („Irgendwann allein handeln“, *Spiegel* 12.2.07: 136)
- (2-25) Ein Papageienzüchter hatte das Gericht bemüht, weil die Naturschutzbehörde die Einziehung eines Fächer-Papageis und dessen Jungtier angeordnet hatte. („Nachzuchten [...]“, *Weser-Kurier* 8.3.07: 16)
- (2-26) Am Abend des Karfreitag wird für den traditionellen Kreuzweg [...] ein Kreuz angezündet. (Bildunterschr. *KStA* 7./8.4.07: 5)
- (2-27) Das Urteil des Pariser Kassationshof steht übrigens noch aus [...] (*KölnR*, rpl03b)
- (2-28) Ihr Verschwinden gibt keine Rätsel auf wie das sagenhafte Reich des König Minos. (R. Heimlich, „[...] Alexandria“, *KStA*, 5./6.4.07: 30)
- (2-29) Am Strand vor der Kulisse des Kursaal, eines leicht schrägen [...] Glaskubus, werden Tausende seinen [Bob Dylans; HV] weltbekannten Fragen lauschen [...] (Hel. Zuber, „Waffenstillst. der Eta [...]“, *Spiegel* 19.6.06: 116)
- (2-30) Sie sollten als Privatanleger genaue Kenntnis des Markt haben. (*ARD*, „Börse im Ersten“, 22.8.06, 19³⁷)
- (2-31) In der zweiten Stunde des „Mosaik“ geht es weiter mit einem Walzer [...] (*WDR* 3, „Mosaik“, 19.9.2006, 7¹³)
- (2-32) [...] die Wassermenge liefern für die große Flut des Nil. (*3 Sat*, „Der Nil“ (2), BBC-Dokumentation, 27.5.07, 20⁰⁰).
- (2-33) Papyrus gehört zu den wunderbaren Gaben des Nil. (*3 Sat*, „Der Nil“ (2), BBC-Dokumentation, 27.5.07, 20³⁰).
- (2-34) Vom gesamten Hochland strömen weitere Flüsse in die Schlucht des blauen Nil. (*3 Sat*, „Der Nil“ (2), BBC-Dokumentation, 27.5.07, 20⁵⁻)
- (2-35) Chor und Orchester des Opernhaus Zürich (Vorspann zu Verdis *Macbeth*, *3Sat*, 2.9.06, 20¹⁵)

- (2-36) Die Besatzung des „Pirol“, dem Hubschrauber der Bundespolizei, entdeckte den Brand. (Julia Hohenadel, „[...] Siebengebirge“, *KStA*, 30.4.07: 18)
- (2-37) Nicht einig sind sich die vier Autoren in der Wertung des 0-Plural. (Augst 1979: 223)
- (2-38) [...] denn zum ersten Mal fand die Veranstaltung zwar in der ‚guten Stube‘ des Rathaus, dem Kapitelsaal, statt, [...] (Alexa Jansen, „Stadt Brühl verlieh [...]“, *KStA*, 4.4.07: 40)
- (2-39) Bei Bergungsarbeiten kamen 3 Mitarbeiter des Rettungsdienst ums Leben. (*WDR 3, Nachrichten*, 1.9.07, 8⁰²)
- (2-40) Ruhe herrscht damit auf der A3, dem östlichen Teil des Kölner Ring, [...] (I. Keller, „Auf acht Spuren [...]“, *KStA* 7.12.05: 8)
- (2-41) Viele der gewaltfreien Teilnehmer wirken immer noch geschockt von den Ereignissen des Samstag. (H. Biskup, „Plötzlich fliegen Steine [...]“, *KStA* 4.6.07: 2)
- (2-42) Im Laufe des September wird dann eine Entscheidung fallen, wo Verbotsschilder aufgestellt werden. (Ingmar Keller, „Laster [...]“, *KStA* 27.7.07: 12)
- (2-43) Der Stich des Skorpion (Filmtitel, zit. nach dem Wochenmagazin *Prisma*, 15.9.06; *WDR*)
- (2-44) „Downgeloaded“ und „geforwarded“ – Sprecherverhalten in morphologischen Zweifelsfällen am Beispiel des Sprachgebrauch im Internet. (Titel von *Arbeitspapier* Nr. 50 von Dagmar Hausmann, Univ. zu Köln, Institut für Linguistik).
- (2-45) Eine Bergung mit Hubschraubern wäre wegen des Sturm nicht möglich gewesen. („Gefangen in Gondel“, *KStA* 2.1.07: 18)
- (2-46) Hinsichtlich des Tathergangs gab es ja [...] deutliche Parallelen. (de.news.yahoo.com, „Mord an Kasseler Schülerin“, 28.7.06, 13⁵⁸)
- (2-47) Der spätere Lehrer wird zu einem engen Freund des Turnvater Jahn. (*Arte*, 10.12.06, 21¹⁵, „Themenabend Napoleon“)
- (2-48) Also blieb Craig nur die Rolle des Tüchtigut; darin war er unschlagbar. (Rafaela von Bredow, „[...] Craig Venter“, *Spiegel*, 29.10.07: 171)
- (2-49) Nach der öffentlichen Äußerung des türkischen Unterrichtsminister Heseyin Cern im Jahre 2003 [...] ist festzustellen [...] (Aufruf in *Für die Menschenrechte* 5/2006: 2)
- (2-50) Mit 18 wurde sie Opfer eines Verkehrsunfall, der ihre Wirbelsäule brach. (*W. Sauerländer*, „Sprachrohr der Schmerzen – Frida Kahlo“, *SZ*, 4.7.05:13)
- (2-51) Ein Einlösen dieses Versprechen sei jedoch seither nirgends zu erkennen. (J. Loreck, „Ein Ex-Minister [...]“, *KStA* 11.10.06: 7)
- (2-52) *Holger Sonnabend macht Pompeji, das im Jahr 79 unter dem Steinraub des Vesuv verschwand, wieder lebendig*. Am 24. August des Jahres 79 ging [...] die Stadt Pompeji zugrunde. Für viele Jahrhunderte verschwand sie unter den Massen von Asche und glühendem Steinraub, die der Ausbruch des Vesuvs emporgeschleudert hatte. (Ulrich Baron, „Als Kuchenhändler Pudens verewigt wurde“, *Die Zeit* 18.10.07: 66)
- (2-53) Fritz Pleitgen (68) ist seit 1995 Intendant des Westdeutschen Rundfunks. [...] Von 1970 bis 1988 arbeitete er in Moskau, bis er zum Chefredakteur WDR-Fernsehen berufen wurde. („Verkehrsinfo kostenlos [...]“, *ADAC motorwelt* Sept. 2006: 54)

Eine Bevorzugung peripherer Bereiche des Wortschatzes, wie sie Gallmann (1996: 287) konstatiert, lässt sich beim Wegfall der Kasusmarkierung nicht erkennen.¹³ In meiner Beispielsammlung sind alle Bereiche betroffen. Durch Gallmanns Suffixregel werden keine Fälle erfasst, wo beim Substantiv die Kasusmarkierung fehlt, obwohl ein Adjektiv oder Determinans vorhanden ist, wie in *seines Anhänger* in (2-01) oder *eines von ihm gesteuerten Flugzeug* in (2-12). Was besonders verblüfft, sind Fälle, wo in artikellosen Nominalphrasen keine weitere Kennzeichnung des Genitivs stattfindet; vgl. *Chefredakteur WDR-Fernsehen* und *außerhalb von Indonesien zweitgrößter Stadt Surabaya*.¹⁴ Bei *wegen Hausfriedensbruch* in (2-19) gilt, dass sich nach einigen Präpositionen – darunter *wegen* – offenbar eine kasuslose Form des Substantivs eingebürgert hat, die weitgehend akzeptiert wird (vgl. Vater 2007). Nach Gallmann (1996: 292) ist *wegen Schneefalls* als „sprachpflegerisch bedingtes Residuum“ zu betrachten, *wegen Schneefall* als (neuerer) Standard.¹⁵

2.2. Genitivmarkierung nur einmal in einer Koordination

In (2-54) liegt offenbar nicht Schwund des Genitiv-*s* (bei *Bulgarien*) vor, sondern Gruppenflexion: *[[Bulgarien und Rumänien]s]*; d.h., -*s* am Schluss der NP bezieht sich nicht nur auf *Rumänien*, sondern auf *Bulgarien und Rumänien*.¹⁶ Anders liegt der Fall in (2-55), wo der Artikel *der*, der hier den Genitiv Plural markiert, sich nur auf den pluralischen Ländernamen *USA* beziehen kann, nicht aber auf die neutralen Ländernamen *Japan* und *(Süd-)Korea*.¹⁷

¹³ Zum peripheren Wortschatz rechnet Gallmann (1996: 287 f.) „nichtintegrierte Fremdwörter“ und „eigennamenähnliche Nomen“ (*des Fin-du-siecle, des Barock*), Fremdwörter, die auf unbetonte Silbe mit s-Laut ausgehen (*des Journalismus, des Atlas* neben *des Atlases*), Eigennamen, die normalerweise Artikel haben (*des Tiber(s), des Jangtsekiang(s)*), aber noch meist *des Rheins*) – hier ist wohl die nichtnative Herkunft relevant – sowie „normalerweise artikellose Eigennamen, wenn sie den Artikel bekommen“: *des heutigen Frankreich*.

¹⁴ *Chefredakteur WDR-Fernsehen* kann nach Meinung einiger Befragter als appositives Gefüge aufgefasst werden, wie es in der Verwaltungs- und Militärsprache üblich ist (vgl. *Kommandeur Eingreiftruppe, Google, 7.2.2008*, und *Sprecher Außenministerium China, Ankündigg. im ARD, Tagesthemen, 27.3.08, 22³⁵*).

¹⁵ Dieser Fall unterliegt ebenso der Kritik von Thieroff (2006: 334) wie die in Fn. 7 zitierten Fälle.

¹⁶ „Gruppengenitiv“ kommt im Englischen und Skandinavischen vor; vgl. dän. *Det er dem, der ikke kom's egen skyld* (Diderichsen 1966: 112), in wörtlicher Übersetzung „das ist denen, die nicht kamen's eigene Schuld“.

¹⁷ Nur maskuline, feminine und pluralische Ländernamen haben Artikel: *der Kongo, die Schweiz, die Niederlande*.

- (2-54) Für 2007 ist schließlich der Beitritt Bulgariens und Rumäniens zur EU geplant. (M. Lüdke, „Auf nach Plovdiv“, *FR* 24.9.05: 17)
- (2-55) Nach Angaben der USA, Japan und Südkorea [...] (H. Maas, „Kim schießt [...]“, *KStA* 6.7.06: 2)

2.3. -es an falscher Stelle

Einen seltsamen, aber hochinteressanten Fall bietet folgendes Beispiel, wo offenbar ähnlich wie in 2.2 Phrasen-Flexion stattfindet, nur dass hier nicht Koordination innerhalb der Phrase vorliegt, sondern Subordination, wobei der exotische Effekt wohl noch dadurch erhöht wird, dass das abhängige Glied dieser Konstruktion, das Genitivattribut *der Jugend*, ein Femininum ist, wo sich ein *s*-Genitiv an sich verbietet (vgl. jedoch 5.2). Der Kopf der Phrase (*Haus*) bleibt unflektiert.

- (2-56) [...] ein Liedermachertreffen, das auf dem Vorplatz des Haus der Jugends stattfand. (*SWF* 2, 22.10.1988, 14^b)

2.4 -ens statt -en

Nach Gallmann (1996: 286) handelt es sich beim Paradigma 6, dessen auffälligstes Kennzeichen die Genitivendung *-ens* ist, „um einen durch Sprachpflege künstlich erhaltenen Anachronismus“. Die Deklination müsse hier „wortweise auswendig gelernt werden“: „Es erstaunt denn auch nicht, dass bei Nomen der Paradigmen 5 und 6 weitaus mehr Instabilitäten auftreten als bei Nomen, die den anderen Paradigmen zugeordnet sind.“¹⁸ Erwartbar wäre, dass Sprecher des Deutschen Substantive des Typs 6 entweder meiden oder die ungewöhnliche Endung *-ens* bei *Friedens*, *Glaubens*, *Haufens*, *Herzens* usw. durch die Endung *-en* oder Endungslosigkeit ersetzen. Interessanterweise gibt es jedoch Fälle der entgegengesetzten Art, wo ein schwaches Maskulinum (mit regulärem *-en*-Genitiv) ein zusätzliches *-s* angehängt bekommt, worauf bereits Thieroff (2003: 114 f.) eingeht, dem ich Beispiel (2-58) verdanke.

- (2-57) Nähme man an, dass mit dem Fortschreiten des Stückes auch das Fortschreiten des Alters des Jungens einhergeht, [...] (*Programm zum Konzert in der Kölner Philharmonie am 20.4.2007*, 16)

¹⁸ Ich selbst gebrauche übrigens nur den Plural *Nomina*; der Duden, *Richtiges und gutes Deutsch* (2007^o: 652) lässt beide Pluralformen, *Nomen* und *Nomina*, zu.

- (2-58) Sicherheitsdenken ist die älteste Überlebentechnik des Menschens, nur haben wir heute mehr zu bedenken als Nüsse zu sammeln und möglichst einen großen Bären zu erlegen. (*Die Welt*, 3.1.2000: 31, zitiert in Thieroff 2003: 106)
- (2-59) [...] des Energieriesens [...] (*WDR 3*, Themen des Tages, 26.7.02, 7¹⁵)
- (2-60) Die vom „Klinsmann-Supporter-Klub“ eingerichtete Seite bietet Fans die Möglichkeit, Gründe für das Verbleiben des Schwabens als Nationaltrainer einzubringen. (*KStA* 6.7.06: 2)

Thieroff (2003: 114) konstatiert:

Offensichtlich ist es normal, dass der Genitiv nicht mit Akkusativ und Dativ homonym ist. [...] Wenn der Genitiv (gegenüber den anderen Kasus) markiert ist, dann ausnahmslos mit s. Das s ist ganz offensichtlich das Genitivzeichen par excellence, und das s ist so stark, dass es sogar bei einigen schwachen benutzt wird, nämlich [...] beim Typ *Name*. Wer also *des Mohrs* statt *des Mohren*, *des Bärs* statt *des Bären* sagt, der tut wiederum nichts anderes, als *Mohr* und *Bär* wie normale Substantive zu behandeln.

Ich halte Thieroffs Erklärung für diesen Sonderfall des Übergangs von der schwachen zur starken Flexion für sehr plausibel.

2.5. Wucherungs-es

Gelegentlich kommen auch Fälle mit einer Genitivendung *-(e)s* vor, wo sie nicht hingehört, wie in (2-61) bei einem aus dem Lateinischen kommenden Wort auf *-us*:¹⁹

- (2-61) Das seltsame, tranceartige Gefühl [...] ist im achten Gedicht des Zyklusses eingefangen. (D. Draaisma, *Warum das Leben schneller vergeht* [...], dt. Übs. Verena Kiefer, Mch.: Piper, 209)

3. Schwanken zwischen starker und schwacher Flexion

Nach Gallmann (1996: 286) „tendieren Nomen des Paradigmas 5 (schwache Deklination) zum Übergang ins Paradigma 2 (starke Deklination).“ Das ist jedoch

¹⁹ Nach *RGD* (2007^o: 329, §3.2) haben „Fremdwörter auf *-ismus* und (bis auf wenige Ausnahmen) *-us* im Singular keine Flexionsendungen.“; es heißt also *des Emeritus/Exitus/Koitus/Lapsus/Oktopus/Sinus/Zirkus*. Das gilt auch für Nomina mit dt. Wurzel wie *Luftikus, Pfiffikus*, *RGD* (2007^o: 330, §3.3) lässt neben *des Globus* auch *des Globusses* zu und vermerkt bei *Kaktus* (S. 495): „In Österreich sagt man *des Kaktus* oder *des Kaktusses*.“

anscheinend nur die halbe Wahrheit: In den von mir gesammelten Beispielen aus dem gegenwärtigen Deutschen kommen in der Nominalflexion zwei einander entgegengesetzte Tendenzen vor: Übergang von der schwachen zur starken Flexion (3.1) und Übergang von der starken zur schwachen Flexion (3.2).

3.1. Starke statt schwacher Endung (Wegfall des *-en*)

Der Übergang von schwacher zu starker Flexion betrifft sowohl native Substantive wie *Bär* und *Held* als auch nicht-native Substantive (Fremdwörter) wie *Dirigent*, *Partikel* und *Präsident*.

- (3-01) [...] von Felix Motta, dem großen Dirigent [...] (WDR 3, „Mosaik“, 24.8.06, 7¹⁰)
- (3-02) [...] eine Ausstellung des Kölner Galerist Maser [...] (WDR 3, „Mosaik“, 10.4.07, 8⁴⁵)
- (3-03) Die USA haben einen neuen Überlebensheld. (KStA 27.9.02: 44)
- (3-04) [...] den Held (M. Struck-Schlohn, WDR 3, 4.1.04)
- (3-05) Neben dem Herz entwickelt s. als eines der ersten Organe das Gehirn („Flirt, Sex, Geburt“, WDR, 3.4.07, 21⁰⁵)
- (3-06) Hamburger Traditionsparterie sucht Spitzenkandidat (m/w) (nicht ernst gem. Stellenanzeige, *Hamb. Abendbl.* 7.3.07: 14)
- (3-07) [...] Information von unserem Südostasiakorrespondent [...] (ZDF, Marietta Slomka, „Heute-Journal“, 19.9.06, 21⁵⁵)
- (3-08) [...] muss man die richtige Substanz finden, die zu dem Patient passt. (RBB, „Quivive [...]“, 22.6.05, 20⁵³)
- (3-09) Komplizierter ist die Nahrungsbeschaffung bei einem Polyp. (WDR, „Quarks & Co“, 17.8.04, 21¹⁰)
- (3-10) Ich hab dem griechischen Präsident gratuliert. (DFB-Präsident Mayer-Vorfelder, ZDF, *heute*, 5.7.04, 21⁵⁰)
- (3-11) Und dann wird der amerikanische Präsident den russischen Präsident treffen. (U. Deppendorf in d. Tagesschau, ARD, 5.6.07, 20⁰⁵)
- (3-12) Diesen Ministerpräsident haben wir schon in vielen Rollen gesehen. (Hannelore Kraft in WDR *Aktuell*, 21.2.07, 22¹⁵)
- (3-13) Wo habe ich nur meinen Bär hingelegt? (Hörbeleg Christin H., 10 Jahre, 17.3.07)

Gallmann (1996: 288 ff.) fasst die Aufgabe der Endung *-en* als einen Fall des im Deutschen allgemein zu beobachtenden Trends zur Suffixlosigkeit auf. Er erklärt das durch seine Suffixregel (vgl. oben, (1-03)). Die Regel gilt für die schwache Endung *-en* in Dativ- und Akkusativphrasen, wofür er die Beispiele in (3-14) und (3-15) anführt:

- (3-14) a Nomen mit Kasussuffix: ein Orchester ohne **eigenen Dirigenten**
 b Nomen ohne Kasussuffix: ein Orchester ohne Dirigent
- (3-15) a Nomen mit Kasussuffix: von diesem Planet**en**
 b Nomen ohne Kasussuffix: von E.T.s Planet

c Nomen mit Kasussuffix:	von E.T.s rotem Planeten
d Nomen ohne Kasussuffix:	von E.T.s lila Planet

Die Suffixregel – die außer für dativische und akkusativische Phrasen mit *-en*-Endung auch für Dativ-*e*, für Dativ-Plural-*n* und für Genitiv-*s* gilt (vgl. Gallmann 1996: 289 f.) – ist aber offenbar nur bei *-en* in Phrasen ohne Adjektiv wie (3–06) obligatorisch.²⁰ Bei hinzugesetztem adjektivischem Wort gibt es jedoch beide Möglichkeiten, wie (3-01), (3-03) und (3-07) bis (3-13) zeigen. In all diesen Fällen enthält die NP ein Adjektiv bzw. ein Determinans oder einen Quantor.²¹ Zu erwarten wäre nach Regel (3-14)a beim Substantiv die Endung *-en*, also *dem griechischen Präsidenten* statt *dem griechischen Präsident* in (3-10). Ich schließe daraus, dass (3-14)a wohl als „rigoroses Standarddeutsch“ gilt, nicht aber als ein gemäßigtes (gelockertes) Standarddeutsch, wie die zahlreichen Beispiele – die größtenteils von Journalisten (für Tageszeitungen bzw. Rundfunk- und Fernsehanstalten) produziert wurden – beweisen. Zudem gibt es eine sehr starke entgegengesetzte Tendenz: parasitäres *-en* im Singular (vgl. 3.2).

3.2. Schwache statt starker Endung (parasitäres *-en* im Singular)

Der Übergang zur schwachen Flexion im Singular betrifft überwiegend Fremdwörter auf *-or* und *-ar* (darunter ganz besonders oft den *Autor*). Nach RGD (20076: 329, §3.2) gilt:

Bei den Fremdwörtern mit der Endung *-or* ist die Wahl des Flexionstyps von der Betonung abhängig. Wird die Grundform auf der vorletzten Silbe betont, gehören sie zur gemischten Deklination, werden also im Singular stark und im Plural schwach dekliniert: *der Autor, des Autors, dem, den Autor*; Plural: *die, der, den, die Autoren*. (Dabei wird der Akzent im Plural wieder auf die vorletzte Silbe verschoben). Wird die Grundform auf *-or* jedoch auf der letzten Silbe betont, hat auch der Plural starke Formen: *der Major, des Majors, dem, den Major*; Plural: *die Majore* [...].

²⁰ Gallmann (1996: 289) führt den ungrammatischen Dativ **aus Holze* (im Gegensatz zu *aus diesem Holze*) an. Zum Dativ Plural vgl. 4.4, zum Genitiv 1.1. Wahrscheinlich ist ein Wegfall des *-en* notwendig, da man bei Formen wie *mit/ohne Dirigenten* den Numerus nicht erkennt.

²¹ Ich zähle *ein* zu den Quantoren, nicht den Determinantien, meine also, dass es im Deutschen keinen „unbestimmten Artikel“ gibt (vgl. Vater 2000).

Bei den folgenden Beispielen handelt es sich um Belege für den Übergang von der gemischten Deklination (mit starken Endungen im Sg. und schwachen im Pl.) zur durchgehend schwachen Deklination.²²

- (3-16) [...] steht der politisch-religiösen Stiftung „15-Chordad“ nahe, die ein Kopfgeld in Millionenhöhe auf den indischstämmigen Autoren ausgesetzt hat. (KStA 14.2.02: 28)
- (3-17) Wenn wir nicht ein Jahr lang hier Samuel Beckett vor 4 Zuschauern gespielt hätten, hätten wir diesen Autoren niemals durchgesetzt. (WDR3, 1.9.04, 815, Intendant des Theaters *Der Keller*)
- (3-18) Liebe Frau S., was sollen wir unserem Autoren antworten? Gruß U. Schn. (E-mail 18.8.04)
- (3-19) Gemeinsam mit seinem Ko-Autoren Christian Lerch scheut sich Marcus M. Rosenmüller nicht, Töd und Teufel als Schubkräfte der Handlung einzuspannen [...] (M. Kohler, „Liebe, Töd [...]“, KStA 26.10.06: Mag. 4)
- (3-20) Den Koautoren, der seine Lebensbeichte zu Papier bringen sollte, schickte Jagger nach Hause. („Mick Jagers langweiliges Leben“, KStA, 1./2.5.07: 16)
- (3-21) Das Team um den Psychologen und Bestsellerautoren John Gottman kann es sogar beweisen. („Zuhören [...]“, KStA 16.2.04: 16)
- (3-22) [...] so aufgewühlt hätte ihn die These des italienisch-deutschen Autoren Francesco Carotta, einem Philosophen und Linguisten, der Beweise [...] zu haben glaubt [...] (Sus. Hengesbach, „Jesus“, KStA 7.2.06: 25)
- (3-23) Fliegender Wechsel zu dem anderen Jubilaren dieses Jahres [...] (WDR 3, „Mosaik“, 25.9.06, 7³⁰)
- (3-24) [...] berichtet der Tagesspiegel über den Jubilaren [...] (WDR 3, „Mosaik“: H. Feuerstein, 15.6.07, 7¹⁵)
- (3-25) Erwischen kann es jeden: „Das reicht vom Arbeiter bis zum Akademiker, vom Jugendlichen bis zum Senioren“, so die Erfahrungen des Kripo-Beamten. (Bettina Jochheim, „Böses Erwachen nach dem Surfen“, KStA 16.12.03: 23)

3.3. Prototypische Organisation der schwachen Maskulina

Köpcke (1995) erklärt die Organisation der schwachen Maskulina und gleichzeitig den Übergang zur starken Deklination mithilfe der Prototypentheorie. Schwache Maskulina des Prototyps I haben das semantische Merkmal [+menschlich], lauten auf Schwa aus, haben Penultimabetonung und sind mehrsilbig; schwache Maskulina des Prototyps II haben das Merkmal [+menschlich], Ultimabetonung und sind mehrsilbig. In einer Tabelle zeigt Köpcke (1995: 170) die „Relationierung der Schwachen Maskulina zum Prototyp“:

²² Im Duden-Fremdwörterbuch (2007ⁿ) wird bei *Autor*, *Jubilare* und *Senior* nur gemischte Deklination angegeben; oblique singularische Kasus auf *-en* werden nicht erwähnt.

Tab. 2 Interagierende Kontinua für die Gruppierung der schwachen Maskulina

mehrsilbig	Penultimabetong.	Schwa	[+menschlich]	[+belebt]	[-belebt]
+	+	+	I	II	III
			Matrose	Oktopode	Gedanke
-	+	+	IV	V	VI
			Kurde	Falke	Glaube
-	-	-	VII	VIII	IX
			Mensch	Bär	-

In dieser Tabelle nimmt die Prototypizität von links nach rechts und von oben nach unten ab. In Zelle I finden sich 280 Wörter (80 native und 200 nichtnative), die alle oben genannten Merkmale erfüllen.²³ Zelle II umfasst nur 5 Wörter (darunter *Schimpanse*) und ist weniger prototypisch, da die Substantive nur das Merkmal [+belebt], nicht [+menschlich] haben. Zelle III enthält nur das Substantiv *Gedanke*, das mit dem Merkmal [-belebt] noch weniger prototypisch ist als die Substantive in Zelle II. IV enthält 70 zumeist alte Nomina wie *Hüne*, *Bube* und *Junge*. Gruppe IV ist nur beschränkt ausdehnungsfähig.²⁴ V unterscheidet sich von IV dadurch, dass es sich – wie in II – um Tierbezeichnungen handelt (vgl. *Falke*, *Rabe* und *Krake*). VI umfasst unbelebte Maskulina, „die ausnahmslos von massiven Abbautendenzen bedroht sind“ (Köpcke 1995: 172). Forciert wird der Übergang dadurch, dass in allen Fällen der Gen. Sg. mit -s gebildet wird.²⁵ Zu VII zählen nur noch ca. 15 Substantive wie *Mensch*, *Mohr*, *Fürst* und *Graf*, zu VIII ca. 20 Tierbezeichnungen wie *Bär*, *Spatz* und *Greif*, für die ebenfalls Abbautendenzen feststellbar sind (vgl. (3-13): *meinen Bär*).²⁶ IX ist am weitesten

²³ Köpcke (1995: 171) rechnet *Matrose* zu den nativen Wörtern, behandelt das Wort also wie *Genosse*.

²⁴ *Kurde* ist eine relativ neue Bildung. Köpcke (1995: 171) vermerkt, „dass nicht alle Nomina, die die für diese Zelle relevante Merkmalkombination aufweisen, auch notwendig schwach dekliniert werden. So werden *Piefke*, *Steppke* und *Vize* stark dekliniert und *Fatzke* schwankt zwischen starker und schwacher Deklination.“

²⁵ Nach Köpcke (1995: 172 f.) gingen schon im Mhd. Nomina dieser Gruppe zur schwachen Deklination über, die dann „durch Epithese des -n in der Grundform aus dieser Klasse wieder ausgestoßen werden, um wiederum in die Klasse der starken Maskulina aufgenommen zu werden; dies gilt etwa für *rücke*, *weize*, *friede*, *schate*.“

²⁶ Thieroff (2003: 108) kritisiert RGD (2001⁵), wo beim Typ *dem/den Bär*, *des Bärs*, *die Bären* ein Wechsel in die starke Deklinationsklasse angenommen wird: „Solange [...] der Plural auf -(e)n gebildet wird, liegt das Muster der gemischten Deklination vor [...]“.

vom Prototyp entfernt und im Gegenwartsdeutschen nicht belegt. Paul (1968: 49 ff.) führt mehr als 20 (unbelebte) monosyllabische Nomina an, die von der schwachen in die starke Klasse übergewechselt sind, z.B. *Blitz, Keim, Kern, März, Mai, Mond* und *Stern*.

Prototyp II unterscheidet sich von Typ I durch das Fehlen des auslautenden Schwas. Hierzu gehören vor allem Substantive mit den Suffixen *-ist, -at, -(i)ent, -ant* und *-it* (vgl. *Journalist, Legat, Rezipient, Laborant, Sodomit*) sowie mit *-graph* (das wohl nicht als Suffix zu rechnen ist).²⁷ Auch hier spielt die Demantisierungsskala eine Rolle bei der Entfernung vom Prototyp. So sind Bezeichnungen für nicht-menschliche Konkreta und für Abstrakta typischerweise stark; vgl. *Aorist, Granat, Akzent, Krokant, Transit* (Köpcke 1995: 175).

4. Ungewöhnliche Flexion im Plural

4.1. Pluralbildung allgemein

Bei vielen Substantiven des Deutschen – meist Maskulina und Neutra – besteht Unsicherheit in Bezug auf die Pluralbildung. Besonders häufig findet sich 0-Plural, wo standardsprachlich an sich *-s*-Plural gefordert ist (vgl. *die Auto, mit den Dollar, die Interregio, viele Regime, mit vielen Wenn und Aber*), aber auch 0-Plural statt *n*-Plural (vgl. *die Partikel* statt *die Partikeln*).²⁸ Bei einigen (meist griechischen) Fremdwörtern, wo standardsprachlich der Plural der Ursprungssprache vorge-schrieben ist, wird im heutigen Deutschen oft ein *s*-Plural gebildet, so *Themas* statt *Themata* und *Kommas* statt *Kommata*; hier kommen auch Mischformen wie *Kommatas* vor; vgl. (4-07).²⁹ Die italienische Pluralform *Graffiti* bekommt oft genug ein zusätzliches *-s*: *Graffitis*.

²⁷ *Graph* ist zwar reihenbildend wie in *Stenograph, Photograph* (nach Duden, *Rechtschreibung* 2006²⁴: 416 überwiegend *Fotograf*), kommt aber selbständig vor: *Graph/Graf* ‚grafische Darstellung‘ (Duden 2006²⁴: 465).

²⁸ Der Plural *viele Regime* in (4-11) ist als *-e*-Plural zu werten, falls der Schreiber das *-e* im Plural mit ausspricht.

²⁹ Wegener (2004: 51) sieht den *-s*-Plural bei Fremdwörtern als „Zwischenstufe im Assimilationsprozess“ an. Bei Gallizismen kann das *-s* nicht entlehnt sein, weil es im Frz. nicht gesprochen wird; bei Anglizismen geht die Verf. ebenfalls davon aus, „dass der im Deutschen gebrauchte *s*-Plural von deutschen Sprechern ausgebildet oder zumindest bestätigt wird“, da er im Dt. „im Gegensatz zum englischen weder ein stimmhaftes noch ein silbisches Allomorph hat, engl. *jobs* [dʒɔbz] – dt. *Jobs* [dʒɔps], *couches* – *Couchs*.“

Unsicherheiten in Bezug auf den Plural gibt es nicht nur bei Fremdwörtern (nicht: *Fremdworten!*), sondern auch bei nativen deutschen Wörtern, vor allem bei *Wort*, das im Deutschen normalerweise den Plural *Wörter* bildet, während der Plural *Worte* nur von *Wort* im metaphorischen Sinne (etwa gleichbedeutend mit „Rede“) bildbar ist: *Ich erinnere mich an seine (weisen) Worte*. Das Gefühl für diesen Unterschied ist den meisten Sprechern des Deutschen abhanden gekommen. So treten (noch) nicht standardgemäße Plurale *Schimpfworte* (vgl. (4-14)) und *Fremdworte* auf oder *gespeicherte Worte* – aus denen dazu noch ein *Begriff* herausgesucht wird (vgl. (4-14)) –, wo es *Schimpfwörter*, *Fremdwörter*, *gespeicherte Wörter* heißen muss.³⁰

Das Neutrum *Mal* bildet normalerweise Plural auf *-e*,³¹ Doch die Komposita *Denkmal* und *Grabmal* in (4-03) bilden verschiedene Plurale: *Denkmäler* vs. *Grabmale*.³²

- (4-01) Das zeigen auch die vielen, oft sehr alten Auto, die mit einer Panne am Straßenrand stehen. (M. Lüdke, „Auf nach Plovdiv“, *FR* 24.9.05: 17)
- (4-02) Wahrscheinlich ist etwa die Hälfte aller Kubaner im Besitz von Dollar [...] (*Die Zeit* 11.11.04: 10)
- (4-03) Wir setzen Denkmäler, Grabmale. (Anzeige Fa. Hasenberg, *Pulh. Sonntags-Post* 10.3.07: 1)
- (4-04) „Mit den eingetauschten Dollar“ sagt Manuel Cuesta, „kann der Staat kurzfristig Engpässe in der Liquidität überbrücken.“ (*Die Zeit* 11.11.04: 10)
- (4-05) „Wir ‚löschen‘ täglich 30 Graffitis durch heißen Wasserdampf aus Hochdruckgeräten mit 360 bar.“ (*Extra*, Köln, 15.5.2001: 08)
- (4-06) Das Aus für die Interregio-Züge ab kommenden Sonntag wird den Pendlern [...] Nachteile bescheren. Die Interregio werden durch Intercity und ICE ersetzt. (Peter Berger „Engpässe“, *KStA* 11.12.02: 10)
- (4-07) „[...] ist Buchstabe für Buchstabe bis hin zu den letzten Kommatas genau das, was die bayerische Landesregierung [...] gebilligt hat.“ (Gesundheitsministerin Ulla Schmidt, *ARD-Tagesschau*, 18.12.06, 20⁰⁶)
- (4-08) 340 Eichen wurden gefällt, [...] gewaltige Stämme für Maste und Planken [...] (H. Gamillscheg, „Wikinger der Moderne“, *KStA* 29.6.07: 3)

³⁰ Zur Vermengung von *Wort* und *Begriff* vgl. Vater (1999), wo ich zahlreiche Beispiele dafür anbringe, dass *Begriff* – der an sich eine gedankliche, nicht sprachliche Einheit bezeichnet – zunehmend statt *Wort* (bzw. *Fachwort*, *Terminus*, aber auch statt *Ausdruck* bzw. *Bezeichnung*) verwendet wird.

³¹ Vgl. *einige, etliche, mehrere, [...] unzählige, viele [...] Male* (Duden, *Rechtschreibung*, 2006²⁴: 663).

³² Duden, *Rechtschreibung*, 2006²⁴: 309) notiert Pl. *Denkmäler* mit dem Zusatz „österr. nur so, auch [...]male“. Für *Grabmal* gibt Duden, *Rechtschreibung* (2006²⁴: 464) entsprechend *Grabmäler*, doch mit dem Zusatz „geh. [...] male“ („geh. = „gehoben; HV“). Wie (4-03) zeigt, herrscht hier offenbar Verwirrung,

- (4-09) Denn wie weit eine Staubwolke getragen wird, hängt [...] davon ab, wie hoch die Partikel [...] schweben. (L. Haas, „Wüstenstaub [...]“, *KStA* 10.2.04: 36)
- (4-10) Gelangen große Mengen Staub in die Luft, verteilt s. der kondensierte Wasserdampf auf so viele Staubpartikel [...] (L. Haas „Wüstenstaub [...]“, *KStA* 10.2.04: 36)
- (4-11) Abhängigkeit von billigem Öl auf der einen und von den USA auf der anderen Seite müssen viele Regime berücksichtigen. (Lead zu „Zwischen Saddam[...]“, *KStA*, 1./2.03: 5)
- (4-12) Mit den Watt vom Wasser, preisen russische Experten das Konzept, könnten Küstenstädte mit bis zu 200000 Einwohnern mit Energie versorgt werden. (Ulr. Jaeger, „Bomben-Idee“, *Spiegel* 19.6.06: 132)
- (4-13) Die Empfehlung zur Aufnahme der Gespräche ist mit vielen Wenn und Aber gepflastert. (M. Winter, „Ein Ja mit Bedingungen“, *KStA* 7.10.04: 2)
- (4-14) Anschließend sucht das Gerät aus 200 gespeicherten Worten den passenden Begriff heraus, zeigt ihn auf einem LCD-Lichtschirm an – oder teilt dem Besitzer mit, was sein Hund sagen will. („Was der Hund sagen will“, *KStA* 1.10.02: 18)
- (4-15) Etwa 750 Schimpfworte und Redewendungen sind darin zusammengetragen. („Wenn der ‚Herrjottsöppe den Mölpupper‘ trifft“, *KStA* 15.3.2001: 14)

Eine deutliche Tendenz betrifft die Ersetzung des s-Plurals durch 0-Plural bei Abkürzungen:

- (4-16) Das sogenannte „Kleine Deutsche Eck“, die Straßenverbindung von Salzburg über Bad Reichenhall nach Lofer (B 21/ B 178) soll schon bald für LKW über 7,5 Tonnen gesperrt werden. (www.adac.de, Aktuelle Meldungen, 5.3.07, 14⁹⁰)

Über falsche – bzw. irreguläre und ungewöhnliche – Pluralmarkierungen hinaus sind noch irreguläre Kasusformen im Plural zu verzeichnen, die in 4.2 – 4.4 vorgestellt werden. Dabei sind die Abweichungen im Nominativ, Genitiv und Akkusativ wohl als Entgleisungen (Versprecher bzw. Verschreiber) aufzufassen, während Abweichungen im Dativ eher einen Trend anzeigen.

4.2. Nominativ Plural

- (4-17) Zeichnen können seine steifen Händen nicht mehr. (Überschrift, *General-Anz.* 8.12.06: 7)

4.3. Genitiv Plural

- (4-18) Zum Alter diese „Altertümlichen“ kann ich hier nichts sagen. (RTL, „Extra: Versteigern im Internet“, 9.12.02, 22⁹⁰)
- (4-19) Zwölf Beamte des Bundesgrenzschutz zeigten gestern unter den kritischen Augen ihrer Ausbildern auf dem Otto-Maigler-See, was sie gelernt hatten. (*KStA* 29.8.01: SKL11)

- (4-20) Pakistan will in Kürze mit der Abschiebung Hunderter ausländischer Koranschülern beginnen. („Koranschüler sollen gehen“, *KStA* 1.8.2005: 7)
- (4-21) Das hatte eine Frau mitbekommen, die sich der völlig verstörten Kindern annahm [...] (Harriet Drack, „Opfer [...]“, *KStA* 23.10.02: 11)

4.4. Dativ Plural

Beim Dativ Plural finden sich besonders viele Abweichungen – vor allem nach *mit* –, was wohl schon jeder einmal festgestellt hat, der auf einer Speisekarte *Sauerbraten mit Klöße* (oder *Sauerbraten mit Eierspätzle*) oder *Rindsroulade mit Rote Beete* gefunden hat.³³

- (4-22) Ich möchte den Kinder erklären, dass Sprache lebendig ist und sich immer verändert. („Denglisch/Englisch“, Sendung für LILIPUZ auf WDR 5, Sa. 6. Oktober 2001 14⁰³-15⁰⁰)
- (4-23) Unten, in einem der Büros, sitzt ein Hooligan vor dem Videobildschirm [...] und ist dabei, allen verummten Kumpel auf den Bildern der Überwachungskameras Namen zu geben. (A. Smolczyk, „[...] sauwütend“, *Spiegel* 12.2.07: 130)
- (4-24) Die Zeit hinter Gitter sei für ihn zumindest am Anfang sehr schwer gewesen, erzählt B.: [...] (Harriet Drack, „[...] aus Habgier“, *KStA* 18.2.04: 32)
- (4-25) Die Gelenkflächen – z.B. in Knie, Ellbogen oder Finger – sind von einem Knorpel umhüllt [...] (*Zirkulin*, Gelenk-Fit mit Glucosamin, Gebrauchsanweisung)
- (4-26) *Sauerbraten mit Eierspätzle* (Packungsaufschrift Fa. Bassermann)
- (4-27) Eis mit Früchte [...] (Gallmann 1996: 289)
- (4-28) Reis mit Meeresfrüchte (Speisekarte im Restaurant *Heuwägelchen*, Pulheim-Stommeln)
- (4-29) Das im Vergleich zu Indien kleine Pakistan mit seinen rund 140 Millionen Einwohner will [...] mit Neu-Delhi über die Kaschmirfrage reden. (W. Germund, „Vorsichtige Annäherung [...]“, *KStA* 6.1.04: 3)
- (4-30) *Du fehlst uns und wir sind sehr traurig.*
Ingrid Becker [...] mit Kinder und Enkelkinder. (*Weser-Kurier* 22.8.07, Familienanzeigen, S.21)
- (4-31) Die PDS [...] hat mit 10500 Mitglieder im Lande mehr als alle anderen Parteien zusammen [...] (St. Sauer: „Keiner will gewinnen“, *KStA* 13.9.04: Blick3)
- (4-32) Wie die Polizei [...] mitteilte, soll die Jugendliche unter persönlichen Probleme leiden. (*KStA* 9.1.04: 32)

³³ Nicht berücksichtigt wurden Fälle wie *Im Jahr 1960 stand Roy Black – den Namen verdankte er seinen schwarzschimmernden Haare – erstmals auf der Bühne* (N. Dominik, „Ein Idol[...]“, *KStA* 27.1.03: 33) und *Ein Gesangbuch von 1545 mit den geistlichen Lieder des Reformators Martin Luther [...]* (*KStA* 3./4.10.02: 36), wo die Endung *-(e)n* nur beim Nomen, nicht beim Adjektiv fehlt, so dass es sich offenbar um Verschen („Verschreiber“) handelt.

- (4-33) Wobei von den insgesamt 301 kontaktierten Männer und Frauen 91 eine Bonner Adresse [...] haben. (F. Vallender, „Bonner Loch“, *Gen-Anz.* 14.12.06: 7)
- (4-34) Verkauf und Vermietung von Drucker – Kopierer – Faxgeräte.
(Türschild vom *Colex-Kopierservice*, Köln)
- (4-35) Hunderte von Passagiere seien verletzt worden [...] (*KStA*, 27.1.05: 20)
- (4-36) Und die Kluft, die Russen von Westeuropäer trennt, ist in den letzten Jahren spürbar größer geworden. (Florian Hassel, „Die Russen begreifen s. nicht als Europäer“, *KStA*, 13.3.07: 3)
- (4-37) Wer Lust auf Deftiges hat, kann unter anderem zwischen Champignonrahmschnitzel mit Pommes frites und [...] 21 verschiedenen Pizzen (8 bis 14 Mark) wählen. (*KStA* 7.9.01: 17)

Gallmann (1996: 289) konstatiert, dass von normativen Grammatiken nur in einigen Sonderfällen (wie *in drei Meter Höhe* und *mit einem Paar Schuhe*) ein Wegfall des Dativ-Plural-*n* anerkannt wird, dass sich aber nach seinen Beobachtungen die von ihm postulierte Suffixregel auch in diesem Bereich immer mehr durchsetzt. Er führt folgende Beispiele an (wo „§“ „real vorkommende, von den normativen Grammatiken aber abgelehnte Bildungen“ kennzeichnet):

- (4-38) a Mit Kasussuffix: Unseren Wäldern droht der Tod.
b Ohne Kasussuffix: * Unseren Wälder droht der Tod.
c Mit Kasussuffix: Europas Wäldern droht der Tod.
d Ohne Kasussuffix: § Europas Wälder droht der Tod.
- (4-39) a Mit Kasussuffix: Eis mit kandierte(n) Früchten
b Ohne Kasussuffix: * Eis mit kandierte(n) Früchte
c Mit Kasussuffix: Eis mit Früchten
d Ohne Kasussuffix: § Eis mit Früchte

In Fällen wie (4-38)d ist Gallmann (1996) ziemlich weit vorgeprescht, doch ist die von ihm festgestellte Tendenz (die er durch die Suffixregel erklärt) zum mindesten im Dativ bei *mit* real, wie sein Beispiel *Eis mit Früchte* zeigt, das meinem Beispiel *Reis mit Meeresfrüchte* entspricht.

4.5. Akkusativ Plural

Selten kommt der umgekehrte Fall vor: Wucherungs-(e)n beim Akkusativ Plural, der an sich (wie alle anderen Kasus im Plural außer dem Dativ) endungslos ist. Dieser Fall kann als Lapsus (Ausrutscher) betrachtet werden, eventuell auch als Überkompensation; der Sprecher (bzw. Schreiber) könnte das Gefühl haben, dass „irgendwo im Plural“ ein *-n* vorkommen sollte:

- (4-40) [...] der Bund wolle viel zu wenig Transfermittel für die ostdeutschen Ländern herausrücken. (Christiane Kohl, Milbradt [...], *SZ* 8.12.06: 1)

5. Sonstige Veränderungen in der Nominalflexion

5.1. Ungewöhnliche Flexion bei Maskulina

Die hier angeführten Fälle ungewöhnlicher Flexion können natürlich als „Flüchtigkeitsfehler“ bzw. „Versprecher/Verschreiber“ angesehen werden. Sie werden jedoch aufgeführt, weil sie m.E. als zusätzliche Anzeichen für Unsicherheit im Kasusgebrauch bei vielen Deutschen angesehen werden können. In (5-01) ist die *-en*-Endung der obliquen Kasus in den Nominativ eingedrungen. In (5-02) findet Vermengung von Dativ und Genitiv statt (eine intendierte Dativform wird mit Genitiv-*s* versehen), in (5-03) Vermengung von (veraltetem) Dativ und Akkusativ; hier ist das (heute seltene) Dativ-*e* in den Akkusativ eingedrungen.

- (5-01) Der langjährigen bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß beriet sich gern mit Flick. (Th. Ramge, Bildunterschr. in *Die Welt*, 7.10.06, Magazin 10)
- (5-02) Gemäß einem „Bellona“-Reports über die russische Nordmeerflotte hat es bisher noch keine vergleichbaren U-Boot-Unfälle bei der sowjetischen oder russischen Marine gegeben. (*KStA* 15.8.00: 32)
- (5-03) „Er hat die Caritas an den Rande des Ruins gebracht“ (*ARD* Tagesschau, 4.2.01, 20⁰⁵)

5.2. Ungewöhnliche Flexion bei Feminina

Feminina haben ihre Flexion im Singular praktisch schon vor längerer Zeit aufgegeben und sind in ihrer Endungslosigkeit im großen und ganzen stabil. Gelegentlich kommen Vermengungen mit maskulinen Endungen vor, die wohl ungewollte Entgleisungen darstellen. Hier ein Fall für Anhängen der maskulinen Genitivendung *-(e)s* an eine feminine Form:

- (5-04) Die Hilfe des technischen Unterstützungs von Symantec können Sie in Anspruch nehmen [...] (*Computer-Anzeige von Symantec*)

RGD (2007⁶: 371) listet Fälle von Feminina mit *-s*-Endung auf:

Manche feminine Substantive zeigen in festen Wendungen im Genitiv Singular ein *-s* [...] in Analogie zu ähnlichen Fügungen mit einem starken Maskulinum/Neutrum auf *-s*. Die Feminina verhalten sich in diesen Fällen wie Bestimmungswörter von Komposita: *an Zahlungs statt* (analog zu: *an Kindes statt*) [...] Zu den Formen (*Groß*)mutter/*Tantes Geburtstag* ↑ Verwandtschaftsbezeichnungen.

6. Veränderungen in der Adjektivflexion

6.0. Allgemeines

Die Adjektivflexion ist weniger Veränderungen ausgesetzt als die Substantivflexion, doch herrscht hier Unsicherheit in Bezug auf die Wahl der Endung nach Determinantien (die eine schwache Endung des Adjektivs fordern) und nach Quantoren wie *all-*, *viel* und *einig-* (die oft fälschlich mit Determinantien gleichgesetzt werden) sowie in Adjektivsequenzen, wo sich offenbar eine neue Regel herausgebildet hat, nach der das erste Adjektiv (genau wie ein Determinans) die schwache Flexion bei den folgenden Adjektiven bewirkt (vgl. (6-14) – (6-16)). Auch der umgekehrte Fall – eine starke Endung des Adjektivs bei vorangehendem Determinans – kommt vor; vgl. (6-24). Zudem findet sich relativ oft ein Eindringen obliquier Endungen in den Nominativ und umgekehrt eine Ausdehnung der Rectus-Endung auf oblique Kasus.

6.1. Singular

6.1.1. Nominativ

Charakteristisch für die Adjektivflexion im Singular ist ein ziemlich starkes Schwanken zwischen starker und schwacher Flexion, besonders nach Quantoren (inkl. *ein*).³⁴ So fand ich bei Google ziemlich viele Belege für ein alte Mann, von denen ich hier drei anführe:³⁵

- (6-01) Erfrischend fächelt hier oben ein sanfter Wind. Auf einer Bank hoch über dem Tal sitzt ein alte Mann. „Darf ich mich zu Ihnen setzen?“ „Bitte“, lächelt er [...] (Lothar Leienecker, *Des Sommers Abschied*, zit. nach Google).
- (6-02) Und ein alte Mann dehnt sich im täglichen Frühsport. („China ungeschönt. Die Frankfurter Ausstellung ‚Humanismus in China‘“, biggs.hr-online.de).
- (6-03) „Mir haben sie das Getreide weggenommen, ich musste betteln gehen“ klagt ein alte Mann. (www.ndrtv.de)

³⁴ In Vater (2001; 2002a/b) habe ich dargelegt, dass *ein* Quantor, nicht ein Determinans („unbestimmter Artikel“) ist.

³⁵ In Google finden sich auch zahlreiche Beispiele mit *ein große*, merkwürdigerweise besonders bei Feminina: *ein große Auswahl/Bitte/Familie/Flotte/Katze/Malheur/Party/Saison*, daneben auch einige Maskulina (*ein große Unterschied/Pluspunkt*) und Neutra (*ein große Stück/Abendessen*).

Bei quantifizierten Nominalphrasen findet sich in allen singularischen Kasus ein starkes Schwanken. Laut Duden, *RGD* (2007^o: 264) überwiegt nach *einig-* im Nom., Gen. und Akk. Mask. die starke Flexion des Adjektivs (*einiger poetischer Geist, das Vorhandensein einiger poetischer Begabung*), wogegen im Nom./Akk. Neutrum die schwache Flexion überwiegt (*einiges alte Gerümpel*), doch kommt starke Flexion ebenfalls vor (*einiges altes Gerümpel*). In Google fand ich Beispiele für die starke Flexion, darunter sogar für *einiges altes Gerümpel*:

- (6-04) Dahin, wo so einiges altes Gerät und Gerümpel lag. Zu zweit oder gar zu dritt stürmten sie dann auf Gacka los, bis sie die Flucht ergriff und sich in ihrem [...] (www.abenteuer-literatur.de/index)

Auch nach *etwas* kommt schwache Flexion vor; vgl. folgenden Google-Beleg:

- (6-05) Übrigen die Freundschaft ist etwas schöne, oder? (www.philtalk.de/msg)

Gelegentlich findet sich das Eindringen der obliquen (schwachen) Endung *-en* in den Nominativ, wenn auch folgender Beleg wohl als Ausrutscher bzw. Verschreiber gewertet werden muss:

- (6-06) Der langjährigen bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß beriet sich gern mit Flick. (Th. Ramge, Bildunterschr. in *Die Welt*, 7.10.06, Magazin 10)

6.1.2. Dativ

Hier findet sich häufig die schwache Flexion, wo standardmäßig die starke verlangt wird, besonders nach pränominalen Genitiv (vgl. *in Roths neuen Kurzroman*). Das gilt auch für Ordinalia (vgl. *bei Bruckners Vierten* in (6-14)), die sich in ihrer Flexion ja wie Adjektive verhalten.

- (6-07) Der amerikanische Schriftsteller Norman Mailer hat den deutschen Literaturnobelpreisträger Günter Grass gegen die Kritik an dessen autobiografischen Werk „Beim Häuten der Zwiebel“ verteidigt. (dpa; „Mailer [...]“, *KStA* 29.6.07: 23)
- (6-08) 1988 kam man in Helnweins damaligen Schloss im Eifelörtchen Burgbrohl zusammen. (Th. Kliemann, „Tanz d. Todesengel“, *Gen-Anz.* 9./10.12.06: 23)
- (6-09) Ihre Schallzentrifuge aus Zahnarztstuhl und sich drehenden Klangkuppel [...] soll zur Aufhebung des gewohnten Raumgefühls führen. (J. Kisters, „Raum aus Klängen“, *KStA* 20.7.01: 8)
- (6-10) [...] TV Europa, dessen Programm die ganze Zeit, mit – zum Glück – gedämpften Ton, auf dem großen Bildschirm [...] lief. (M. Lüdke, Auf nach Plovdiv, *FR* 24.9.05: 17)
- (6-11) In Roths neuen Kurzroman „Das sterbende Tier“ wird Kepesh reaktiviert: [...] (Mark. Schwering, „Der emanzipierte Mann“, *KStA* 1./2.2.03: 22)

- (6-12) Ein Satz aus „Märchen für irgendwann“, einer wenig bekannten Erzählung von Louis-Ferdinand Céline, Frankreichs umstrittensten Schriftsteller der Moderne. (W. Scheller, Kein Blatt vor den Mund, *KStA* 16.12.03: B3)
- (6-13) Die Richter [...] könnten Hilfe in deren Werken finden. Etwa in Hofmannsthals „Ungeschriebenen Nachwort“ zum „Rosenkavalier“. (E. Müller-Jentsch, Deins, meins [...], *SZ* 8.12.06: 13)
- (6-14) Um eine Programmsinfonie im engeren Sinne [...] handelt es sich bei Bruckners Vierten aber nicht. (Seb. Loelgen über Bruckners Sinf. Nr. 4 Es-Dur im Programm Kurt Masur zum 80., 24.2.08: 13)

Schwache statt starker Flexion findet sich auch in Adjektivsequenzen, wo das erste Adjektiv fälschlich wie ein (schwache Flexion auslösendes) Determinans behandelt wird (vgl. 6.0):

- (6-15) Mit massivem diplomatischen Druck [...] versucht die Türkei ein in Frankreich diskutiertes Gesetz abzublöcken, das die Leugnung des Völkermords an den Armeniern unter Strafe stellen soll. (G. Höhler, Türkei droht, *KStA* 10.10.06: 4)
- (6-16) Volle spielt brillant und mit kernigem, reich schattierten Bariton den verklemmten Regelfuchser Beckmesser [...] (M. Struck-Schloen, Bayreuth wird weiblich, *KStA* 27.7.07: 30)
- (6-17) Gefährlich sind die Raketendrohungen von Nordkoreas selbsternanntem „Lieben Führer“ Kim Jong Il dennoch. (H. Maas, „Kim schießt[...]“, *KStA* 6.7.06: 2)
- (6-18) [...] mit dickem kristallinen Besatz versieht [...] (Das kälteste Dorf der Welt, *DB-mobil*, 01/03: 67)

Gelegentlich findet sich die starke Flexion nach dem Dativ des Quantors *ein*, wo standardmäßig schwache Flexion gefordert wird (vgl. *einem Bekannten* vs. **einem Bekanntem*), so in (6-19), das interessanterweise von einem Linguisten stammt:

- (6-19) Kasusrektion wird [...] als Relation zwischen einem Regens und einem Regiertem (Rectum) aufgefasst (Abraham 1995: 32).

In (6-20) handelt es sich nicht um starke Flexion statt schwacher, sondern um die Ausdehnung der Nominativendung *-e* auf einen obliquen Kasus, die Umkehrung des in (6-06) exemplifizierten Falls:

- (6-20) Während des Kalten Krieges halfen zuerst die damalige Sowjetunion und später China der Demokratische Volksrepublik Korea [...] (H. Maas, Kim schießt [...], *KStA* 6.7.06: 2)

6.1.3. Akkusativ

Auch hier gibt es offenbar Unsicherheit, die jedoch meist nicht ein Schwanken zwischen starker und schwacher Endung betrifft, da beide im Akkusativ zusammenfallen; vgl. *Der Film hat großen Erfolg/den großen Erfolg, den er verdient hat*. Meine Beispiele betreffen andere Abweichungen: Rectus- statt Obliquusendung in (6-21) und (6-22) und Genitiv- (bzw. Dativ-)Endung im Akkusativ eines Femininums, wo an sich der Akkusativ mit dem Nominativ übereinstimmt in (6-21):³⁶

- (6-21) [...] brachte die Feuerwehr am Mittwoch den letzte Brandherd unter Kontrolle. (KStA 17.8.06: 16)
- (6-22) Mit der Maßnahme wollen die Behörden den in letzter Zeit stark gestiegene LKW-Verkehr auf dieser wichtigen Transitroute reduzieren. (www.adac.de, Akt. Meldungen, 5.3.07, 14⁴⁰)
- (6-23) „Sie vermarkten das Schicksal des Kindes“, hielt sie dem Hannoveraner Anwalt vor und spielte auf Fernsehauftritte bei „Kerner“ und eine ausführlichen Schilderung des fünfwöchigen Martyriums im „Spiegel“ an. (B. Honnigfort, Mario M. [...], KStA 13.12.06: 16)

6.2. Plural

Oft findet sich die schwache Flexion statt der starken bei nicht-determinierten Adjektiven:

- (6-24) Deren erzürnte Angehörigen zündeten Geschäfte und Restaurants beim Tempel an. (KStA, Pilger [...], 26.1.05: 16)
- (6-25) [...] und mit schweren Truhen beladenen Knappen gingen umher und sammelten Geld ein. (Anne Burgmer, Kämmerer [...], KStA 23./24.8.03: 11)

Andererseits kommt nach Determinantien starke Flexion statt schwacher vor:

- (6-26) Die demokratische Grundrechte werden diesem Ziel untergeordnet. (Anne Grüttner, Machtlose Multis, *Die Zeit*, 8.3.07: 31)

Starkes Schwanken ist nach Quantoren feststellbar, besonders nach *all-* wo laut Duden, *RGD* (20076: 53) das „folgende Adjektiv oder Partizip heute gewöhnlich

³⁶ Dieser Fall ist dem in (6-06) demonstrierten Eindringen der Obliquusendung in die Rectusendung ähnlich, aber insofern anders zu deuten, als bei den Feminina nicht alle obliquen Kasus die gleiche Endung haben; Nom./Akk. haben (normalerweise) die Endung *-e* und Gen./Dat. die Endung *-en*.

schwach dekliniert“ wird (*aller übertriebene Aufwand; trotz allem guten Willen*), während starke Deklination des Adjektivs nach *all-* als veraltet gilt und „heute nur noch selten“ vorkommt (RGD 2007⁶: 53). Doch ist es nicht schwer, Gegenbeispiele zu finden; hier zwei Belege für die starke Flexion:

- (6-27) „Hier spielen fast alle türkische Mädchen ab einem bestimmten Alter Basketball“ erzählt Trainerin Ebru Köse. (Alexandra Ringendahl, „[...] Ballgefühl“, *KStA* 20.4.07: 48)
- (6-28) [...] Verzeichnis aller ungedruckter Schriften von Else Lasker-Schüler [...] (E. Weimer in Mosaik, *WDR* 3, 15.6.04, 7¹⁵)

Kompliziert sind die Verhältnisse beim Quantor *viel*. Hier gilt nach Duden, RGD (2007⁶: 964):

Nach flektiertem *viel* wird das folgende Adjektiv im Singular überwiegend parallel flektiert: *Vieler schöner Putz wurde entfernt*. Im Nominativ und Akkusativ Neutrum Singular und im Dativ Maskulinum und Neutrum Singular wird jedoch meistens schwach flektiert: *vieles überflüssige Verhandeln, mit vielem unnötigen Fleiß, Zögern* (aber feminin: *mit vieler natürlicher* [nicht: *natürlichen*] *Anmut*). Im Plural wird das folgende Adjektiv gewöhnlich stark flektiert: *vielen hohe Häuser; viele kleine Kümmernisse* (L. Rinser). Nur gelegentlich tritt im Genitiv Plural schwache Flexion auf: *Das Ergebnis vieler genauen* (häufiger: *genauer*) *Anfragen* [...]. Die schwache Flexion im Nominativ Plural ist ganz veraltet: *vielen verdeckten Tränen* (Jean Paul). Steht nach *viel* ein substantiviertes Adjektiv, wird im Singular durchweg die schwache Flexion gebraucht: *vieles Unbekannte* [...] Im Plural dagegen werden meist starke Formen verwendet: *vielen Angehörige* [...].

Trotz der Einschätzung als „veraltet“ findet sich die schwache Flexion bei pluralischen Adjektiven nach *viel* in der Tagespresse:³⁷

- (6-29) Anders verhalten sich viele afrikanischen Länder. (Cornelia Bolesch, „[...] Migration“, *SZ* 1.12.06: 7)

Für *einig-* gilt nach Duden, RGD (2007⁶: 264): „Das Adjektiv nach *einige* wird im Plural in der Regel parallel (also stark) flektiert, während die Flexion im Singular nicht einheitlich ist.“

³⁷ Möglicherweise wurde die schwache Flexion nach den Quantoren *viele/einige/mehrere* dadurch ausgelöst, dass nach dem Quantor *alle* heute überwiegend schwach flektiert wird: *alle Abgeordneten, Anwesenden*. Vgl. Duden, RGD (2007⁶: 53), wo vermerkt wird: „Die starke Deklination des Adjektivs nach *all-* ist veraltet und kommt heute nur noch selten vor: *aller übertriebener Aufwand; die Beteiligung aller interessierter Kreise*.“

Doch ist es nicht schwer, Belege für die schwache Adjektivflexion im Plural zu finden:

- (6-30) Auch wenn in diesem Jahr wieder einige großen Unternehmen (Canon, Nokia, Sony) der CeBIT die kalte Schulter zeigen, wird dem Besucher gleichwohl ein guter [...] (pcvideo.schiele-schoen.de/zeitschrift).

Auch im Akkusativ kommt schwache Flexion vor; sie ist nach Quantoren wie in (6-31)/(6-32) ungewöhnlich und nach Kardinalia wie in (6-33) sogar (noch) ungrammatisch.

- (6-31) In der Welt der Informationstechnologie gibt es einige großen Namen, die weltweit Standards gesetzt [...] haben. (www.digitalo.de/shop/konica_toner).
- (6-32) Sie veröffentlichen mehrere großen Projektpläne nach Project Server 2003. Projektpläne können Sie jedoch nach einiger Zeit nicht länger veröffentlichen. (support.microsoft.com).
- (6-33) Sommerlich leger gekleidet, radelte die CDU-Bundesvorsitzende [...] von Haan ins rheinische Hilden – zwei kleinen Städte zwischen Düsseldorf und Wuppertal. („Angela Merkel [...]“, KStA 17.7.03: 10)

6.3. Neu flektierte (nicht-native) Adjektive

Zu erwähnen sind hier die Eingliederungsversuche bei nicht-nativen Adjektiven. So findet man im Internet *beige Blusen* und *pinke Ostereier* (und auch mit schwacher Flexion: *die pinken*):

- (6-34) Biete beige Bluse von C& A (Jessica) ; Gr. 40/ 42; kann geschnürt werden, passt sich so jeder Bauchgröße an. [...] (www.flohwiese.de/anzeige_lesen).
- (6-35) Morgen krieg ich pinke Ostereier*freu*. ich mag ostereier aber gar nicht, nur die pinken...yeahh [...] (123gb.de/gb.php?start=20&user=ginnie; gefunden in Google).³⁸

Allerdings scheitern die Integrationsversuche manchmal:

- (6-36) chicc bluse, Damenbekleidung, Kinder Teens - Mädchen, Bekleidungspakete bei eBay. Melden Sie sich kostenlos an, um chicc bluse zu kaufen [...] (search.ebay.de).

³⁸ Die idiosynkratische (Groß- und Klein-)Schreibung und Artikelsetzung wurden beibehalten.

Hier wollte der Anbieter (bzw. die Anbieterin) zwar die französische Herkunft des Adjektivs markieren, hat aber nicht beachtet, dass bei Anfügung eines *-e* der Buchstabe <c> nicht mehr als velarer Plosiv ausgesprochen wird, sondern als Frikativ (wie im Auslaut von dt. das). Hier hilft nur totale orthographische Eindeutschung, die sich denn auch findet:

- (6-37) Schicke Bluse von Zero gr.38. Anzeigennummer:10926437. Preis: VB [...] (braunschweig.kijiji.de/c-Kleidung-Accessoires-Damenbekleidung).
- (6-38) Hat die taffe Nachfragemaschine Christiansen wirklich einen Hundesalon mit Udo Walz? (Internet-Nachrichten, 3.2.07)

Insgesamt scheinen jedoch bei der Integration nicht-nativer Adjektive weniger Probleme aufzutreten als bei der Integration nicht-nativer Verben.³⁹ Natürlich findet man nicht-native Adjektive mit deutschen Endungen auch in Presse und Fernsehen, nicht nur bei Farb-Adjektiven:

- (6-39) „Als die beiden mit ihren orangenen T-Shirts reinkamen, dachte ich sofort, die machen Promotion oder wollen was verkaufen. Wahrscheinlich ist das aber nur so ‘ne typisch deutsche Denke.“ (Uli Kreikebaum, Komische Sprüche [...], *KStA*, 24./25.3.07: 37)⁴⁰
- (6-40) Wo heute das hippe Großstadtvolk sich herumtreibt, waren zunächst die Tölpel und Taugenichtse zu Hause. (L.-O. Beier, St. Berg u.a., „Berlin – Wiederkehr einer Metropole“, *Spiegel* 19.3.07, 12: 33)
- (6-41) Momentan sind wir nicht auf dem soften Trip.(Fernsehmoderator, *ARD*, Juni 1999)

Noch andere Probleme betreffen die Komparation (die m.E. eher zur Derivation als zur Flexion zu rechnen ist). So findet sich zuweilen doppelte Komparation wie in (6-42), wo dem Superlativ *best* ein Superlativ des Partizips folgt. Beispiele dieser Art sind nicht auf den Genitiv beschränkt:

³⁹ Vgl. dazu die Untersuchung von Hausmann (2006), die bereits im Titel problematische Partizipien wie *downloaded* und *geforwarded* enthält, sowie von mir gefundene Präteritalformen wie *castete* und die zahlreichen Google-Beispiele für *piercte* (z.B.: *Ein Pfuscher piercte meine Tochter, jetzt ist sie entstellt.*)

⁴⁰ Allerdings gibt es bei Farb-Adjektiven fremder Herkunft auch Abneigung gegen die Anfügung deutscher Flexive: *Das Echo der orange Revolution in der Ukraine sieht Politirowskaja als Hoffnungssignal [...]* (W. Templin, Sie starb für die Freiheit, *RM* 5.4.07: 6). Auch gibt es Fälle, wo man nicht entscheiden kann, ob das Adjektiv flektiert ist, wie ein Beispiel aus dem gleichen Artikel zeigt: [...], *dass es bei größeren sozialen Spannungen in Russland keine friedliche orange, sondern eine blutige ‚rote‘ Revolution geben könne* (W. Templin, Sie starb f. d. Freih., *RM* 5.4.07: 6). Hier kann selbst die Aussprache nicht entscheiden: Nach Duden, *Aussprachewörterb.* (1990³: 551) wird auch die unflektierte Form von *orange* mit auslautendem [ə] gesprochen.

(6-42) Der Übergang Nablus ist einer der best überwachten im Westjordanland. (Arte-Info 1.1.07, 2035)

7. Fazit

Die im gegenwärtigen Deutschen festgestellten Veränderungen betreffen alle Bereiche der Nominalflexion (d.h. der Substantiv- und Adjektivflexion): Im Singular der Substantivflexion sind vor allem starke Maskulina (seltener Neutra) betroffen, die entweder im Genitiv die Endung *-(e)s* verlieren (vgl. 1) oder aber zur schwachen Flexion übergehen, d.h. im Genitiv *-s* durch *-en* ersetzen bzw. im Dativ und Akkusativ ein *-en* hinzufügen (vgl. 3.2). Aber genau so ist eine Veränderung in umgekehrter Richtung zu beobachten: Starke Maskulina (seltener Neutra und Feminina) verlieren oft genug die *en*-Endung (vgl. 3.1), was Köpcke (1995) gut mit seiner Prototypentheorie (bei der das Merkmal $[\pm\text{menschlich}]$ eine Rolle spielt) erklären kann.

Im Plural sind ebenfalls Veränderungen in verschiedener Richtung feststellbar (vgl. 4): Man findet den Übergang zur 0-Endung (*die Auto, die Dollar, die Partikel*), wobei sowohl pluralisches *-s* (das an sich häufig ist und sogar zunimmt) verloren geht als auch *-(e)n*.

Doch findet man ebenso – zum mindesten (regional) umgangssprachlich – den Übergang vom 0-Plural zum *s*-Plural (*die Knüppel* → *die Knüppels*), vom *s*-Plural zum *e*-Plural (*die Labors* → *die Labore*) oder vom *-e*-Plural zum *-er*-Plural (*Steine* → *Steiner*).⁴¹ Zudem sind Veränderungen in den einzelnen Kasus feststellbar. Das betrifft besonders den Dativ, wo zunehmend Endungslosigkeit anzutreffen ist, besonders nach der Präposition *mit* wie in *Eis mit Früchte, Sauerbraten mit Spätzle* etc. (vgl. Gallmann 1996: 289).

Bei Feminina hat sich die Flexion schon seit längerem vereinfacht; im Singular sind sie durchweg endungslos (vgl. *Frau* oder *Blume*), was auch für die ursprünglich schwachen gilt, die im Sing. die Endung *-en* verloren haben. Hier können Neuerungen nur Unregelmäßigkeit schaffen, wie z.B. in 5.2, wo eine maskuline *-s*-Endung eingedrungen ist (vgl. dazu die zitierte Passage aus RGD 2007⁶). Das ist mit Sicherheit ein Ausnahmefall. Auch bei Maskulina kommen neben den häufigeren Veränderungen einige marginale vor (vgl. 5.1), die als „Ausrutscher“ bezeichnet werden können. Insgesamt ergibt sich ein Bild zunehmender Unsicherheit in Bezug auf die Flexion der Substantive (im Singular und Plural).

⁴¹ Die Plurale *Knüppels, Bengels, Steiner* habe ich in der Berliner Umgangssprache des Öfteren gehört; *die Labore* findet man (standardsprachlich) oft in Tageszeitungen und anderen Medien. Das Duden-Fremdwörterbuch (2007⁹: 397) lässt den Plural *Labore* zu.

Die Adjektivflexion unterliegt weniger starken Veränderungen als die Substantivflexion, was wohl daran liegt, dass sie bereits im Laufe der letzten Jahrhunderte zunehmend vereinfacht worden ist. Doch findet sich auch hier ein Schwanken zwischen starker und schwacher Flexion, besonders bei vorangehendem Quantor oder Determinans oder in Ketten koordinierter Adjektive, sowie ein Eindringen der Endung des Casus rectus in oblique Kasus und umgekehrt. Man kann Gallmann (1996: 287) wohl zustimmen, wenn er konstatiert:

Viele Sprecher des Deutschen bilden keine okkasionellen Wortformen mit Kasussuffix mehr, sondern verwenden suffigierte Formen nur noch, wenn sie sie aus ihrem mentalen Lexikon abrufen können. Dabei nimmt die Zahl der von allen Sprechenden der deutschen Sprachgemeinschaft memorierten Kasusformen ständig ab. Es besteht daher der Trend, allgemein keine Kasussuffixe mehr zu setzen. Dieser Wandel zielt auf ein einziges suffixloses Paradigma – und das heißt hier wohl besser: Der Wandel führt zur gänzlichen Aufgabe der nominalen Kasusflexion.

Gallmann (1996) verweist darauf, dass dieser Wandel von der normativen Grammatik zum Teil anerkannt worden ist, so beim Dativ-*e*, das heute stilistisch markiert ist (vgl. *im Walde* vs. *im Wald*).⁴² Gallmanns – als (1-03) zitierte – Suffixregel kann einen Teil dieser Veränderungen erklären, jedoch bei weitem nicht alle. So wird der prä- und postnominale Genitiv in Fällen wie *Peters Zimmer*, *Mutters Hände*, *die längste U-Bahnstrecke* Berlins nicht erfasst, wo nach wie vor die Kasusendung *-s* gefordert ist, obwohl kein Adjektiv bzw. Determinans in der betreffenden NP vorhanden ist.⁴³ Andererseits habe ich zahlreiche Beispiele angeführt, wo die Kasusmarkierung fehlt (besonders im Genitiv!), obwohl ein Adjektiv, der *ein*-Quantor oder ein Determinans in der gleichen Phrase vorhanden ist. Hier einige charakteristische Fälle:

- (2-01) seines Anhänger
- (2-02) des Attentäter
- (2-06) des Dollar
- (2-11) des Finanzbedarf
- (2-12) eines von ihm gesteuerten Flugzeug
- (2-21) des Internet
- (2-23) des Islam

⁴² Vgl. dazu: *Zum Tode* von Ulrich Mühe, *KStA* 26.7.07: 1.

⁴³ Fälle wie *Omas Katze*, *Mutters Hände* (Titel eines Gedichts von Tucholsky) – ebenso wie *Nachbars Garten*, *(auf) Schusters Rappen* u.a. – zeigen, dass diese Genitivmarkierung nicht auf Eigennamen beschränkt ist, wie Gallmann (1996: 294) behauptet. Andererseits erklärt Olsen (1989) diese Fälle nicht als Genitive, sondern als Nomina mit Possessivsuffixen (vgl. *Omas Haus* vs. *das Haus der Oma*).

- (2-28) des König Minos
- (2-30) des Markt
- (2-35) des Opernhaus
- (2-46) des Tathergang
- (2-50) eines Verkehrsunfall

Besonders schön ist (2-37) *des 0-Plural* aus einem linguistischen Aufsatz. Daneben fand ich Beispiele dafür, dass Genitiv-*s* nur einmal in einer koordinierten Phrase gesetzt wird; vgl. (2-54) *der Beitritt Bulgarien und Rumäniens*. Genügend Beispiele fanden sich auch für fehlende *-en*-Endung bei schwachen Maskulina; vgl. (3-01) *dem großen Dirigent*, (3-03) *einen neuen Überlebensheld*, (3-07) *von unserem Südostasienkorrespondent*. Diese Fälle sind nicht mit Gallmanns Suffixregel vereinbar und auch Köpckes Belebtheitsmerkmal – das ja eher Verbleiben bei der schwachen Deklination garantiert – greift hier nicht. Andererseits gibt es auch nicht wenige Beispiele, wo eine „übermäßige Kasusmarkierung“ stattfindet, vor allem da, wo die Endung *-en* an starke Maskulina (wie *Autor* und *Senior*; vgl. 3.2) tritt. Das auffällige Phänomen eines zusätzlichen *-s* im Genitiv schwacher Maskulina – wie (2-59) *des Energieriesens* – kann Thieroff (2003) gut erklären durch die Wahl des auffälligsten (und verbreitetsten) Suffixes zur Markierung des Genitivs gegenüber den anderen singularischen Kasus, die bei starken Maskulina üblich ist, bei schwachen Maskulina aber ausbleibt.

Nach Mathesius (1911) ist Sprache durch „Potenzialität“ gekennzeichnet; darunter versteht er ein Schwanken (Oszillieren), das Veränderungstendenzen anzeigt. Ein solches Oszillieren charakterisiert zweifelsohne die Nominalflexion im gegenwärtigen Deutschen; es kündigt möglicherweise die von Gallmann angenommene Aufgabe der Kasusflexion an.

Literatur

- Abney, Steven 1987: *The English Noun Phrase in its Sentential Aspect*. (Ph.D.Diss.) Cambridge/MA.
- Abraham, Werner 1995: *Deutsche Syntax im Sprachenvergleich. Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen*. (= SDG 41) Tübingen.
- Ágel, Vilmos 1996: *Finites Substantiv*. ZGL 24, 16–57.
- Appel, Elsbeth 1941: *Vom Fehlen des Genitiv-s*. München.
- Augst, Gerhard 1975: *Zum Pluralsystem*. In: Augst, Gerhard 1975: *Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen (= *Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache* 25).
- Augst, Gerhard 1979: *Neuere Forschungen zur Substantivflexion*. ZGL 7, 220–232.
- Bach, Emmon 1968: *Nouns and Noun Phrases*. In: Bach, E./Harms, R. T. (Hg.) (1968): 91–122.
- Bach, Emmon/Harms, Robert T. (Hg.). *Universals in Linguistic Theory*. New York/Chicago.
- Bhatt, Christa 1990: *Die syntaktische Struktur der Nominalphrase im Deutschen*. Tübingen (= SDG 38).

- Blatz, Friedrich 1879: Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache. Tauberbischofsheim. 1970 Nachdruck der 3., völlig neubearb. Aufl. (Karlsruhe 1895). Hildesheim.
- Bußmann, Hadumod (Hg.) 1983, 2002³: Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart (= Kröner Taschenausg. 452).
- Chomsky, Noam 1965: Aspects of the Theory of Syntax. Cambridge/MA. Dt. Übers. 1969: Aspekte der Syntaxtheorie. Frankfurt am Main.
- Chomsky, Noam 1970: Remarks on Nominalization. In: Jacobs, R.A./Rosenbaum, P.S. (Hg.): Readings in English Transformational Grammar. Waltham/MA, 184-221.
- Curme, George O. 1922; 1970²: A Grammar of the German Language. Revised and enlarged edition. New York: Macmillan. Second revised edition 1970. New York: Ungar Publishing Co.
- Debrunner, Albert 1939: Aus der Krankheitsgeschichte des Genitivs. Vortrag gehalten im „Verein für deutsche Sprache“ in Bern am 10. Nov. 1939. Separatabdruck aus den Nrn. 39, 40, 41 des Berner Schulblattes 1939/40. Bern.
- Di Meola, Claudio 2000: Die Grammatikalisierung deutscher Präpositionen. Tübingen (= SDG 62).
- Diderichsen, Paul 1966: Elementær Dansk Grammatik. København.
- Duden 2007: Fremdwörterbuch. 9., Aufl. Mannheim/Zürich. (= Der Große Duden 5).
- Duden 1990: Das Aussprachewörterbuch. 3., Aufl. Mannheim/Wien/Zürich (= Duden Bd. 6).
- Duden 2006: Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 7., Aufl. [Autoren: Peter Eisenberg, Peter Gallmann, Cathrine Fabricius-Hansen u.a.]. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (= Duden Bd.4).
- Duden 2006: Die deutsche Rechtschreibung. 24., völlig neu bearb. und erw. Aufl./hg. von der Dudenredaktion auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln [red. Bearb.: Werner Scholze-Stubenrecht u.a.]. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (= Duden Bd.1).
- Duden 2007: Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 6., Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (= Duden Bd.9). Abk.: RGD.
- Eisenberg, Peter 1998/1999: Grundriss der deutschen Grammatik. Bd 1: Das Wort. Bd 2: Der Satz. Stuttgart.
- Engel, Ulrich 2004: Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. München.
- Erben, Johannes 1972: Deutsche Grammatik. Ein Abriß. 11., Aufl. München.
- Fanselow, Gisbert/Felix, Sascha 1987, 1993: Sprachtheorie. Eine Einführung in die Generative Grammatik. 2 Bde. 3., Aufl. Tübingen (= UTB 1441/ 1442).
- Fuhrhop, Nanna 2006: Nominale flektiert und unflektiert. ZGL 34, 267-285.
- Gallmann, Peter 1996: Die Steuerung der Flexion in der DP. LB 164, 283-314.
- Glinz, Hans 1952: Die innere Form des Deutschen. Bern/München.
- Glinz, Hans 1970: Deutsche Grammatik I. Satz - Verb - Modus - Tempus. Frankfurt am Main.
- Glück, Helmut (Hg.) 1993: Metzler-Lexikon Sprache. Stuttgart.
- Grewendorf, Günther 1988: Aspekte der deutschen Syntax. Eine Rektions-Bindungsanalyse. Tübingen (= SDG 33).
- Haider, Hubert 1988: Die Struktur der deutschen NP. ZS 7, 32-59.

- Hausmann, Dagmar 2006: „Downgeloaded“ und „geforwarded“ – Sprecherverhalten in morphologischen Zweifelsfällen am Beispiel des Sprachgebrauch im Internet. Universität zu Köln: Inst. f. Linguistik (= Arbeitspapier Nr. 50 – Neue Folge).
- Heidolph, Karl Erich et al. 1981: Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin.
- Henn-Memmesheimer, Beate 1986: Nonstandardmuster. Ihre Beschreibung und das Problem ihrer Arealität. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik 66).
- Henschel, Elke 2004: Flexionsverfall im Deutschen? Die Kasusmarkierung bei partitiven Genetiv-Attributen. ZGL 21, 320–333.
- Hinrichs, Uwe/Büttner, Uwe 1999: Handbuch der Südosteuropa-Linguistik. Wiesbaden.
- Jelinek, Max 1968: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Heidelberg.
- Jung, W. 1984: Grammatik der deutschen Sprache. 3., Aufl. bearb. v. G. Starke, Leipzig.
- Klappenbach, Ruth/Steinitz, Wolfgang (Hg.) 1968: Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 2., Aufl. Berlin.
- Kniffka, Gabriele 1996: NP-Aufspaltung im Deutschen. Hürth (= KLAGE 31).
- Köpcke, Klaus-Michael 1995: Die Klassifikation der schwachen Maskulina in der deutschen Gegenwartssprache. Ein Beispiel für die Leistungsfähigkeit der Prototypentheorie. ZS 14, 159–180.
- Köpcke, Klaus-Michael 2000: Starkes, Schwaches und Gemischtes in der Substantivflexion des Deutschen. Was weiß der Sprecher über Deklinationsparadigmen? In: Thieroff, R. et al. (Hg.), 156–170.
- Krischke, Wolfgang 2006: „Ich geh Schule“. In: Die Zeit, 29.6.06: 71.
- Lawrenz, Birgit 1993: Apposition. Begriffsbestimmung und syntaktischer Status. Tübingen (= SDG 44).
- Lawrenz, Birgit 1995: Kasus und syntaktischer Status der Als-Phrasen. Papiere zur Linguistik 50 (1/94): 12–22.
- Leirbukt, Oddleif 1978: Über dativische Appositionen bei akkusativischem Bezugswort im Deutschen. Linguistische Berichte 55, 2–17.
- Leirbukt, Oddleif 1983: Über einen Genetiv besonderen Typus. Muttersprache XCIII, 104–119.
- Leiss, Elisabeth 1987: Grammatische Kategorien und sprachlicher Wandel: Erklärung des Genetivschwunds im Deutschen. In: Bahner, Werner/Schildt, Joachim/Viehweger, Dieter (Hg.). Proceedings of the Fourteenth Internat. Congress of Linguists Berlin/GDR, Aug. 10 – Aug. 15. Berlin: Akademie-Verlag, Bd. II: 1406–1409.
- Molitor, Friedhelm 1979: Zur Apposition im heutigen Deutsch. Eine Vorstudie. (Diss. Köln 1977) Siegen.
- Mugdan, Joachim 1977: Flexionsmorphologie und Psycholinguistik. Tübingen (=Tübinger Beiträge zur Linguistik 82).
- Müller, Gereon 2002: Syntaktisch determinierter Kasuswegfall in der deutschen NP. LB 189, 89–114.
- Olsen, Susan 1989: Das Possessivum: Pronomen, Determinans oder Adjektiv? Linguistische Berichte 120, 133–153.
- Olsen, Susan 1991: Die deutsche Nominalphrase als „Determinansphrase“. In: Olsen, S./Fanselow, G. (Hg.) 1991, 35–56.
- Olsen, Susan/Fanselow, Gisbert (Hg.) 1991: >DET, COMP und INFL<. Zur Syntax funktionaler Kategorien und grammatischer Funktionen. Tübingen (= LA 263).

- Paul, Hermann 1920, 1968: Deutsche Grammatik. Bd III. 6., Aufl. Halle (Saale).
- Pérennec, Marie-Hélène 1990: Mutmaßungen über als-Präpositionen. *Cahiers d'Etudes Germaniques* 18, 127–140.
- Reutig, Wolfgang 1972: Sprachsystem und Sprachnorm in der deutschen Substantivflexion. Tübingen (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 32).
- Rowley, Anthony 1988: Zum Genitiv des ganz besonderen Typ. *Muttersprache* 98/1, 58–68.
- Teuber, Oliver 2000: Gibt es zwei Genitive im Deutschen? In: Thieroff, R. et al. (Hg.), 172–183.
- Thieroff, Rolf 2003: Die Bedienung des Automaten durch den Mensch. Deklination der schwachen Maskulina als Zweifelsfall. *Linguistik online* 16, 4/03, 106–117.
- Thieroff, Rolf 2004: Feminine vs. Non-Feminine Noun Phrases in German. In: Müller, Gereon/Gunkel, Lutz/Zifonun, Gisela (Hg.) 2004: *Explorations in Nominal Inflection*. Berlin/New York, 302–320.
- Thieroff, Rolf 2006: Unflektierte Substantive sind nicht infinit. *ZGL* 34, 328–353.
- Thieroff, Rolf/Tamrat, Matthias/Fuhrhop, Nanna/Teuber, Oliver (Hg.) 2000: *Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis*. Tübingen.
- Vater, Heinz 1986: Zur NP-Struktur im Deutschen. In: Vater, H. (Hg.) 1986: *Zur Syntax der Determinantien*. Tübingen (= SDG 31), 123–145.
- Vater, Heinz 1991: Determinantien in der DP. In: Olsen, S./Fanselow, G. (Hg.) 1991, 15–34.
- Vater, Heinz 1994, 2002: *Einführung in die Sprachwissenschaft*. 4. Aufl. München (= UTB 1799).
- Vater, Heinz 2000: „Pronominantien“ – oder: Pronomina sind Determinantien. In: Thieroff, R. et al. (Hg.), 186–199.
- Vater, Heinz 2001: Die Einsamkeit des ‚unbestimmten Artikels‘. In: Adamzik, Kirsten/Christen, Helen (Hg.): *Sprachkontakt, Sprachvergleich, Sprachvariation*. Festschrift für Gottfried Kolde zum 65. Geburtstag. Tübingen, 379–397.
- Vater, Heinz 2002a: The word class ‚Article‘. In: Cruse, D. Alan et al. (Hg.). *Lexicology. An internat. handbook on the nature and structure of words and vocabularies*. Berlin, 621–628.
- Vater, Heinz 2002b: The magical number one. In: Scholz, S. et al. (Hg.): *Context & Cognition. Papers in Honour of Wolf-Dietrich Bald's 60th Birthday*. München, 309–325.
- Vater, Heinz 2006: Kasus in Appositionen. In: *LYLIA* [= *Lyon Linguistique Allemande*] 8, 2–18.
- Vater, Heinz 2007: Kasusgebrauch im gegenwärtigen Deutschen. Erscheint in *Estudios Filológicos Alemanes*.
- Wegener, Heide 2004: Pizzas und Pizzen – die Pluralformen (un)assimilierter Fremdwörter im Deutschen. *ZS* 23, 47–112.
- Weiss, Gerhard 1955: The dropping of the genitive-s in personal names. *Monatshefte für den deutschen Unterricht* 47, 168–174.
- Wiedenmann, Nora 1999: Versprecher: Dissimilation von Konsonanten. *Sprachproduktion unter spatio-temporalem Aspekt*. Tübingen (= LA 404).
- Wiedenmann, Nora 2004: Versprechen – oder der Verlust des Genitiv-s im Deutschen als einsetzender Sprachwandel? *Estudios Filológicos Alemanes* 4, 337–374.
- Wiese, Bernd 2000: Warum Flexionsklassen? In: Thieroff, R. et al. (Hg.), 139–153.
- Wilmanns, Wilhelm *Deutsche Grammatik: Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch (1877)*. Berlin: Wiegandt. Neuauflage 1967 Berlin: de Gruyter.

- Wunderlich, Dieter 1984: Zur Syntax der Präpositionalphrasen im Deutschen. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 3, 66–69.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno u.a. 1997: *Grammatik der deutschen Sprache*. Bd. 3. Berlin/New York.

Abkürzungen und abgekürzte Beleg-Quellen

- ADAC *motorwelt*. Mitteilungsblatt des ADAC e.V. München: Allg. Deutscher Automobil-Club e.V.
- ARD (*Das Erste*). Fernsehsender.⁴⁴
- Arte. Fernsehsender
- forsch* / *Bonner Universitäts-Nachrichten*. 1/2004.
- FR = *Frankfurter Rundschau*. Tageszeitung.
- Gen-Anz = *General-Anzeiger*. Bonner Tageszeitung.
- KölnR. = *Kölnische Rundschau*. Tageszeitung. Köln: Neven DuMont.
- KStA = *Kölner Stadtanzeiger*. Kölnische Zeitung seit 1802. Köln: Neven DuMont.
- LA = *Linguistische Arbeiten*. Tübingen: Niemeyer.
- LB = *Linguistische Berichte*. Hamburg: Buske.
- RBB = *Radio Berlin Brandenburg*. Fernsehsender.
- RGD = Duden 2007: *Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. 6., Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (= Duden Bd.9).
- SDG = *Studien zur deutschen Grammatik*. Tübingen: Narr (ab Bd. 26: Tübingen: Stauffenburg).
- Sick, Bastian 2004; 2006: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. 29., Aufl. Köln.
- Spiegel = *Der Spiegel. Das deutsche Nachrichten-Magazin*. Hamburg: Spiegel-Verlag
- SZ = *Süddeutsche Zeitung*. Tageszeitung. München: Verlagsgesellschaft Süddeutsche Zeitung.
- SWF 2 = *Südwestfunk 2*. Rundfunksender.
- Vater, Heinz 2006: Kasus in Appositionen. In: *LYLIA* [= *Lyon Linguistique Allemande*] 8, 2–18.
- WDR. = *Westdeutscher Rundfunk*. Fernsehsender. (Aktuell = Spätnachrichten).
- WDR 3 = *Westdeutscher Rundfunk*, 3. Programm. Köln.
- ZDF = *Zweites deutsches Fernsehen*.
- ZGL = *Zeitschrift für germanistische Linguistik*.
- ZS = *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*.

⁴⁴ Ich verwende die Bezeichnungen und Abkürzungen für Fernsehsender und von ihnen ausgesendete Programme, wie sie im Wochenmagazin *Prisma* (Beilage zum *Kölner Stadtanzeiger* und zu anderen Zeitungen) erscheinen.

Deutsch als Fremdsprache

Ilona Feld-Knapp (Budapest)

Humor aus DaF-Perspektive¹

1. Einleitung

In diesem Beitrag geht es um die Arbeit mit humorvollen literarischen Texten im DaF-Unterricht. Zunächst soll ein allgemeiner Überblick über die Bedeutung literarischer Texte im Fremdsprachenunterricht, die besonderen Anforderungen beim Lesen fremdsprachlicher Texte und die Vermittlung von Lesestrategien gegeben werden, um am Beispiel der Erzählung „Sex“ von Kishon aufzuzeigen, wie humorvolle Elemente erfasst und für den Unterricht genutzt werden können.

2. Die Bedeutung literarischer Texte im Fremdsprachenunterricht

Im Laufe der Geschichte des Fremdsprachenunterrichts nahmen literarische Texte unterschiedliche Funktionen ein, dementsprechend änderte sich auch ihr Stellenwert (vgl. Krumm 2000).

Die Texte haben besondere Eigenschaften im Vergleich zu Sachtexten, durch diese Merkmale bieten sie für den Fremdsprachenunterricht eine große Chance, die nicht genug geschätzt werden kann. Sie involvieren ihre Leser, da sie nicht nur über fremde Sachverhalte informieren, sondern ihre Lebenserfahrungen und Wertstellungen ansprechen. Literarische Texte regen ihre Leser einerseits dazu an, die dargestellte Welt aus verschiedenen Perspektiven zu erleben, andererseits aber auch dazu, das in ihnen implizit oder explizit enthaltene Weltbild zu erkennen. Die Lektüre literarischer Texte erfordert somit zwei Formen des Verstehens: das direkte Verstehen der in der fiktiven Welt dargestellten Handlungen und das indirekte, reflexive Verstehen des in dem literarischen Text inhärenten Weltbildes. Das erklärt, warum der Autor Handlungen und Charaktere so entworfen hat, wie er sie entworfen hat. Dieses Verstehen ist auch für das fremdkulturelle Verstehen von großer Bedeutung.

Beim Textverstehen muss der Rezipient die Perspektive des anderen übernehmen und in der Spannung zwischen Innen- und Außenperspektiven die Bedeutung einer Erfahrung oder Handlung erfassen. Literarische Texte sind zum Verstehen des Fremden besonders geeignet, weil sie konkrete Situationen dar-

¹ Der vorliegende Beitrag ist eine überarbeitete Version meines Vortrages, den ich auf der Humor-Konferenz am 14. September 2007 in Szekszárd gehalten habe.

stellen, auf die der Leser mit seinen kognitiven und emotionalen Fähigkeiten reagiert. Er richtet seine Aufmerksamkeit auf das Besondere, er erlebt, wie sich Charaktere in konkreten Situationen mit Zufällen, Ungerechtigkeiten, widersprüchlichen Wünschen und Werten auseinandersetzen und wie sie dabei von ihrer Kultur beeinflusst werden (vgl. Hermanns 1987; Bredella 2002; Heringer 2007).

Der Lesende muss sich gleichzeitig selbstständig im Text orientieren und Distanz zum Text halten. Dabei sind dem Verstehen und dem auf den Leseerlebnissen aufbauenden Sprechen aufgrund der eingeschränkten fremdsprachlichen Kompetenz und der andersartigen Verstehensmöglichkeiten der Lernenden enge Grenzen gesetzt.

3. Das fremdsprachliche Lesen

Die Lesefähigkeit in der Fremdsprache ist nicht automatisch vorhanden, deshalb muss das fremdsprachliche Lesen erlernt und eingeübt werden. Das Sprachenlernen und das fremdsprachliche Lesenlernen sind eng miteinander verbunden, die beiden Bereiche bauen aufeinander auf und bedingen einander. Die Fremdsprachenkompetenz bildet die Grundlage für das fremdsprachliche Lesen. Dabei ist die Leseflüssigkeit meistens verringert, das verlangsamte Lesen hängt mit einer mangelnden Automatisierung von Grundfertigkeiten zusammen und kann dazu führen, dass das Leseverstehen beeinträchtigt wird. Oft verfügt der Leser nicht über das für das Verstehen notwendige kulturelle Wissen. Beim fremdsprachlichen Lesen ist immer eine Erstsprache involviert. Lesefähigkeiten in der Muttersprache lassen sich potenziell auf die Fremdsprache übertragen (vgl. Ehlers 1998).

Beim Lesen hängen sprach- und lesebezogene Prozesse und allgemein kognitive Prozesse zusammen. Der Leseprozess wird durch das allgemeine Vorwissen des Lesers, seine Vorkenntnisse über die Organisation des Textes und auch die Erzählstrukturen und -strategien dadurch beeinflusst, wie thematisch wichtige Inhalte sprachlich ausgedrückt und signalisiert werden. Auch die Leseziele und die Lesesituation spielen dabei eine wichtige Rolle. Um einen literarischen Text zu verstehen, sollte der Leser unbedingt in der Lage sein, Wörter und deren Bedeutungen nicht von den Satzbedeutungen getrennt aufzufassen, sondern er muss Wörter und Sätze untereinander verknüpfen und zu einem kohärenten Ganzen integrieren können. Das bedeutet, dass der Leser zum einen die wörtliche, also rein semantische Bedeutung eines Wortes, und zum anderen die spezifische Bedeutung eines Wortes im Satz, also auf pragmatischer Ebene, verstehen muss. Das Wechselspiel von aufsteigender und absteigender Verarbeitung des Textes führt zum erfolgreichen Textverstehen. Bei absteigenden Prozessen werden die vorhandenen Wissensbestände aktiviert, bei aufsteigenden Prozessen werden die sprachlichen Stimuli des Textes realisiert (vgl. Westhoff 1987; Feld-Knapp 2005).

4. Zur Vermittlung von Lesestrategien im Fremdsprachenunterricht

Für den Lese- und Literaturunterricht ist die Vermittlung von Lesestrategien ein zentraler Baustein. Lesestrategien werden im Rahmen der Textarbeit gefördert.

Die Textarbeit ist die Arbeit an, mit und nach Texten (vgl. Piepho 1990), die in den Dienst kommunikativer Zielsetzungen des Unterrichts gestellt wird. Die Textkompetenz, geschriebene Texte eigenständig zu erarbeiten und zu verstehen, das Verstandene zu verarbeiten und zum Ausgangspunkt eigener, mündlicher wie schriftlicher Textproduktion zu machen (vgl. Solmecke 1993), kann durch systematische Erweiterung der Textaufgaben oder durch explizite Vermittlung von Lesestrategien aufgebaut werden. Jede Textarbeit schließt auch über den einzelnen Text hinausgehende Zielsetzungen ein, wie: Vermittlung von Kenntnissen über den Leseprozess, Vermittlung von Lese- und Verstehensstrategien, die von den Lernenden persönlich-affektiv erfahren, reflektiert und so erworben werden. Ziel ist die Förderung einer größeren Selbstständigkeit gegenüber unbekanntem Texten sowie einer zunehmenden Leichtigkeit und Gelassenheit im Erschließen von Bedeutungen und Zusammenhängen. Dem Leser wird beim Lesen in der Fremdsprache eine enorme Bewusstheit abverlangt, um Texte einschätzen zu können (vgl. Krumm/Mummert 2001). Diese Bewusstheit stärkt seine Haltung, Strategien zu beherrschen und zu benutzen, die ihm beim Lesen fremdsprachiger Texte immer helfen, seinen Bedürfnissen und Interessen anhand von fremdsprachlichen Texten gerecht zu werden.

Für die Verwirklichung dieser Zielsetzungen in der Textarbeit hat sich in der Lesedidaktik ein Vorgehen in drei Phasen durchgesetzt: In der Phase vor dem Lesen zielen die Aufgaben auf die Motivierung des Lesers und die Aktivierung seines Wissens zum Thema, somit auf die Aktivierung seiner schon vorhandenen sprachlichen Mittel. Geeignete Aufgaben sind z.B. Nutzen von Kontextinformationen, wie Bild und Titel bzw. von Hintergrundwissen.

Bei der Arbeit mit und an dem Text können die in der ersten Phase aktivierten Kenntnisse und die aufgrund derer entstandenen Vorerwartungen genutzt werden. Durch gut ausgewählte Aufgaben können die Lernenden zu einer Arbeit angeregt werden, mit der sie auch emotional zu tun haben; hier kann auf die Entfaltung der Kreativität der Lernenden großer Wert gelegt werden. Entsprechende Aufgaben können die Lesestrategien der Lernenden fördern, z.B. das Wichtige vom Unwichtigen unterscheiden, einen Text gliedern, unbekannte Wörter erschließen, eigene Fragen stellen und nach Lösungen suchen, Bedeutungen erfassen, Sinn bilden, satzübergreifend lesen (vgl. Ehlers 1992).

Das aktivierte Wissen kann der Leser beim Lesen einsetzen, d.h. antizipieren, um das ergänzen, inferieren zu können, was im Text steht. Antizipieren und inferieren sind die wichtigsten Lesestrategien. Der Leser muss dem Text, der an der Oberfläche oft unvollständig ist und vieles nicht expliziert, was zum Verstehen dazu gehört, fortlaufend neue Informationen hinzufügen, damit sich Verstehen einstellt.

Diese neuen Informationen nennt man Inferenzen. Sie dienen der Herstellung von Kohärenz, d.h. der Herstellung von inhaltlich-semantischen Beziehungen.

Nach dem Lesen des Textes dienen die Aufgaben einerseits zur Festhaltung und Zusammenfassung der Ergebnisse der zweiten Phase, andererseits zur persönlichen Stellungnahme. Dieses Schema lässt sich auf alle Textsorten übertragen. Bei der konkreten Umsetzung in Aufgaben muss natürlich berücksichtigt werden, dass literarische Texte gegenüber Sachtexten durch ihre literarischen Besonderheiten die Leser vor allem emotional ansprechen.

5. Zur Wahrnehmung humorvoller Effekte in einem erzählten Text

Unter literarischen Texten, die im Fremdsprachenunterricht eingesetzt werden, spielen Erzählungen eine besonders wichtige Rolle, sie kommen im Unterricht am häufigsten vor. Ein besonderes Merkmal erzählender Texte besteht darin, dass ihnen Handlungs- und Ereignisstrukturen zugrunde liegen. Zu Handlungen gehören Handlungsträger. Handlungen wiederum sind dadurch charakterisiert, dass sie zielgerichtet und intentional sind. Zum Aufbau von erzählten Geschichten gehören Konflikte und Lösungen. In der erzählenden Literatur werden die Motive und Ziele und die inneren Reaktionen von Figuren nicht ausdrücklich benannt, sondern müssen oft vom Leser aufgrund von Hinweisen und aus dem Verhalten und den Handlungen der Figuren erschlossen werden. Ebenso müssen die Ursachen für Konflikte abgeleitet werden. Mit erzählten Geschichten sind bestimmte erzählerische Motivationen verbunden, die Einstellungen und die Perspektive eines Erzählers, die auf der Diskursebene ins Spiel gebracht werden, müssen ebenfalls abgeleitet werden. Typischerweise wird der Bezug zum Leser mitstrukturiert, indem dem Leser Identifikationsangebote gemacht werden, Spannung oder bestimmte Effekte erzeugt werden (vgl. Ehlers 1992). Ein solcher Effekt ist der Humor.

Die Wahrnehmung von humorvollen Effekten in einem Text baut vor allem auf die Fähigkeit auf, inferieren zu können. Inferenzen sind ein Teil des sogenannten prozeduralen Wissens – darunter wird das Wissen verstanden, wie etwas gemacht wird – im Unterschied zum deklarativen Wissen (was). In Bezug auf erzählende Texte bedeutet diese Fähigkeit, kausale Ursachen erklären, das Handlungsziel formulieren, das Thema ableiten, Emotionen von Figuren erklären, Eigenschaften von Personen und Objekten bestimmen und differenzieren, die Textintentionen wahrnehmen zu können. Der humorvolle Effekt entsteht einerseits dadurch, dass der Leser beim Lesen die nötigen Schlussfolgerungen zieht, andererseits, wenn er seinen Leseprozess reflektiert oder die Fähigkeit hat, zwischen den Zeilen zu lesen.

Der erste Schritt zur Herstellung von kohärenten Sinnzusammenhängen vollzieht sich auf der Wortebene, hier muss der Leser Bedeutungen in Abhängig-

keit vom Kontext differenzieren und die aktuelle Bedeutung des Wortes herausfinden. Die Wahrnehmung eines humorvollen Effektes setzt beim fremdsprachlichen Lesen auf dieser Ebene logischerweise die Kenntnis entsprechender Wörter voraus. Auf der Satzebene muss der Leser Referenzidentitäten herstellen und auf der Textebene das Thema eines Textes ableiten können.

Im Text werden nur bestimmte Bedeutungen gemeint, aktualisiert bzw. zugelassen. Wörter haben verschiedene lexikalische Bedeutungen und damit für ihre textuelle Verwendung mehr oder weniger umfangreiche Referenzmöglichkeiten. Wortbedeutungen wirken über die Satzgrenze hinaus, sie verbinden sich zu einem Komplex, der auf semantischer Übereinstimmung bzw. auf semantischer Differenz basiert. Diese Komplexe sind die Isotopien, von denen es in einem Text mehrere geben kann. Sie erleichtern den Verstehensprozess, sie decken Bedeutungszusammenhänge auf (vgl. Greimas 1971; Knipf/Canisius 1996). Wenn ganze Isotopieebenen mehrdeutig bleiben, liegt komplexe Isotopie vor. Komplexe Isotopie oder der beabsichtigte Bruch der Isotopie kommen in Witzen, Anekdoten oder auch in erzählten Texten oft als Mittel des Humors vor. Im Fremdsprachenunterricht spielt die Bewusstmachung beim Umgang mit Isotopie eine wichtige Rolle. Nehmen wir ein einfaches Beispiel:

Der Berliner Arzt Ernst Ludwig Heim trat entschieden für die damals umstrittene Pockenschutzimpfung der Kinder ein. Das lasse ich nimmer gefallen, Herr Geheimrat, griff ihn in einer Gesellschaft, wo man über dieses Thema diskutierte, eine Dame an, dass man meine Kinder gegen meinen Willen impft. Sie verkennen die Sachlage, Teuerste, versicherte Heim. Niemand wird wagen, Ihre Kinder gegen Ihren Willen zu impfen, wohl aber sollte man es – gegen Pocken!

Die Pointe dieser Anekdote beruht auf einer Doppeldeutigkeit des Wortes „gegen“ (gegen Pocken) und (gegen ihren Willen), in der gegebenen Situation macht sich die Dame durch die Doppeldeutigkeit des Wortes unfreiwillig lächerlich. In diesem kurzen Text verursacht der Wechsel der beiden Bedeutungen einen humorvollen Effekt.

In längeren Texten hat der Autor unzählige Möglichkeiten für die Erzeugung von Humor. Für die Wahrnehmung dieser Effekte sollen Lernende im Unterricht im Rahmen der Textarbeit sensibilisiert werden.

Durch die vorliegenden methodischen Vorschläge für die Bearbeitung der Erzählung „Sex“ von E. Kishon (vgl. Feld-Knapp 1999, 2002) wird gezeigt, wie die Kompetenz der Lernenden, Humorvolles in einem fremden Text wahrzunehmen, gezielt gefördert und entwickelt werden kann. Die Vorschläge basieren auf Ergebnissen der stilistisch-linguistischen Analyse des Textes, die von Rada (i. Vorb.) durchgeführt wurde. Erst werden die Analyseergebnisse, die durch für den Unterricht relevante und wichtige Aspekte ergänzt wurden, zusammengefasst, anschließend werden verschiedene Möglichkeiten für den Umgang mit dem humorvollen Text von E. Kishon vorgestellt.

Kurze Zusammenfassung der Erzählung „Sex“.

Im Text geht es um ein junges blondes Mädchen in Amerika, um eine Blondine, die wie viele andere in diesem Alter von einer Schauspielerkarriere träumt, aber nicht über die entsprechenden Eigenschaften und Fähigkeiten verfügt. Durch einen Zufall – sie wird von einem Moskito in beide Augenlider gestochen –, bekommt sie ein exotisches Aussehen. Sie wird von der Außenwelt plötzlich als etwas Besonderes wahrgenommen. Sie wird ein Filmstar. Auf dem Gipfel ihres Ruhmes angelangt heiratet sie einen weltberühmten Dramatiker. Ihr Mann tötet versehentlich den Moskito und damit geht auch ihr Glück bald zu Ende.

Der Text wird durch den Märchenstil geprägt, aber auch Elemente eines anderen Stils, des Bibelstils kommen häufig vor, die beiden Stile werden vermischt, wodurch eine humorvolle Wirkung erzeugt wird. Die Protagonistin (genannt M) erlebt ihr Glück als etwas Fantastisches, Überirdisches. Aus ihrer Perspektive betrachtet ist der Gebrauch des Bibelstils deshalb berechtigt. Der Leser erlebt die Geschehnisse aber aus seiner „normalen“ alltäglichen Situation, wie ein Märchen. Für ihn ist M eine durchschnittliche junge Dame, die ihren Erfolg nicht ihrer Begabung, sondern einem zufälligen Moskitostich zu verdanken hat. Der Leser kennt die Wahrheit, die M nicht bewusst ist. Ms Wertesystem wird ironisierend in Frage gestellt, sie wird für uns lächerlich, ihre Laufbahn und ihr Privatleben erleben wir als absurd. Der Märchenstil lässt sich auf sprachlicher Ebene im Bereich der Lexik und der Grammatik nachvollziehen. Beim Wortgebrauch kommen im Text expressiv-wertende Wörter vor (*blutrünstig, sich gelbgrün verfärben, Sexgöttin, starren, phantastische Karriere, in Raserei geraten, Millionen, Mörder, verheißungsvoll, erotisch, weltberühmt, winzig, kostbar, brutal*). Für die Wortbildung sind Diminutiva (*Bettchen, Schächtelchen*) typisch. Die Tempusform ist Präteritum. Im Text gibt es typische Textanfangssätze (*es war einmal*) und typische Fortsetzungsausdrücke (*das lebte*).

Im Text kommen für ein Märchen typische Sprechakte wie AUSSAGEN, BEWERTEN, FRAGEN vor. Die thematische Entfaltung ist narrativ mit linearer Progression.

Typische Elemente für den Bibelstil sind Biblizismen („Er hatte [...] den Himmel und die Erde geschaffen.“), Metaphern mit typischer Bildlichkeit kommen vor („Gott der Herr“). Auf syntaktischer Ebene fällt der Gebrauch der Konjunktion *aber* an zweiter Stelle auf, es ist eine eindeutige Abweichung vom Märchenstil („Was aber tat Gott der Herr“), oder auch die Konjunktion *und* am Satzanfang („Und nun geschah das Wunder“) sind typisch. Durch die Verwendung der Stilstrukturelemente des Bibelstils wird zugleich die Funktion dieses typisierten Stils aktiviert. Funktionsgemäß sollten diese Elemente Respekt und Ansehen bei dem Leser hervorrufen. In Wirklichkeit aber geschieht das Gegenteil. Er identifiziert sich mit den Protagonisten nicht, hat kein Mitleid sondern amüsiert

sich über sie. Die Wahrnehmung des Humors vollzieht sich anhand dieser Indikatoren.

Die Rezipientenführung, die Anleitungen an den Leser im Text sind auch sehr interessant und raffiniert. Der Leser kann sich anhand der kohäsiven Mittel und anhand der metakommunikativen Elemente in einem Text orientieren. Im Text von Kishon gibt es für den Märchenstil typische Kohäsionsmittel verschiedener Art (Pronomen, Verweis- und Verknüpfungsmittel: *ein/das Mädchen, unsere M, sie, da, nun*), metakommunikative Elemente sind dagegen für den Bibelstil charakteristisch (*seinerzeit, wie man weiß*).

Im Text lassen sich verschiedene Stilebenen entdecken. Sprachliche Elemente des gehobenen Stils (*Chancen zum Entwischen geben, hoffnungsfroh, ein Stoßgebet zum Himmel senden, trübselig, jmdn. keines Blickes würdigen, jmdn. seiner gesunden Sinne berauben*) werden mit fachsprachlichen Elementen (*männliche Passanten, Insektologe, Innenarchitekt, hermetisch*) vermischt.

Eine wichtige Quelle des Humors ist die Übergeneralisierung durch Wiederholungen (*blond/Blondine/Blondhaar 7mal, 24 Heiratsanträge*), Übertreibungen (*Sexgöttin, totenblass, seit Kleopatra*) und Vergleiche (*wie alle anderen Mädchen*).

Der Text enthält mehrere Isotopieebenen (*blondes Mädchen – Statistin – M – Filmstar, Amerika – Film, Moskito – Schöpfung*).

Im Text gibt es Anspielungen auf Hollywood, auf eine Welt, nach der sich M sehnte, auf Kleopatra, mit der sich identifizieren wollte. Diese Anspielungen erzeugen auch Humor. Der Leser vergleicht unwillkürlich die Realität von M mit ihren Träumen. Sie wird lächerlich.

Der Text ist eine Rahmengeschichte, beginnt und endet mit der Darstellung einer Banalität (*Moskito, Moskitos Tod*).

Der Autor spielt gerne mit der Sprache (*Nimmerwiederstich, sein unersetzliches Leben aushauchen, unter der flachen Hand aushauchen*).

Die stilistisch-linguistische Analyse zeigt, dass der Humor als stilistischer Sinn der ermittelten Stilstruktur des Textes in der humorvollen, ironisierenden Art der Sachverhaltsdarstellung bzw. in der Vermittlung von unterschiedlichen Perspektiven (M – der Autor) mit ihren Wertungen und Einstellungen gesehen werden kann. Dabei werden die Perspektive und das Wertsystem von M in vielfacher Weise vom Autor als lächerlich eingestuft und in diesem Sinne durch die Verwendung von zahlreichen stilistischen Handlungsmustern als humorvoll-ironisch dargestellt. (Rada i. Vorb.)

Durch diese Eigenschaften eignet sich der Text für die Bearbeitung im Fremdsprachenunterricht (vgl. Feld-Knapp 1999, 2002). An dieser Stelle soll auch auf das Risiko, das humorvolle Texte für den Unterricht bedeuten können, hingewiesen werden. Humor, Witz und Ironie sind etwas kulturell sehr Spezifisches, sie stellen Lernende aus fremden Kulturen häufig vor große Schwierigkeiten. Für die Wahrnehmung von humorvollen Effekten wird im Falle dieser Erzählung vorausgesetzt, dass die Lernenden die stilistischen

Merkmale der Märchen- oder Bibelsprache identifizieren können und ihnen der entsprechende kulturelle Hintergrund vertraut ist.

6. Methodische Vorschläge für den Umgang mit einem humorvollen Text am Beispiel der Bearbeitung der Erzählung „Sex“ von Kishon

Durch die Bearbeitung der Erzählung „Sex“ können im Rahmen der Textarbeit verschiedene Lehr- und Lernziele verwirklicht werden. Der Text eignet sich besonders gut für fortgeschrittene Lernende im Alter zwischen 16 und 18 Jahren. Der Text bietet eine hervorragende Möglichkeit für die Auseinandersetzung mit dem für das Alter relevante Thema „Ich und meine Lebenswelt“ (vgl. Feld-Knapp 1999, 2002). Anhand des Textes kann die Kritik an einer Gesellschaft, in der man Ansehen und Respekt erwerben kann, ohne es wirklich verdient zu haben, formuliert werden. Der Aufstieg und der Untergang einer durchschnittlichen jungen Frau, die ihre Karriere einem zufälligen Moskitostich verdankt, ermöglichen viele Lesearten vom konkreten zum übertragenen Verständnis des Textes. Er trägt über die Wahrnehmung von humorvollen Effekten hinaus, über die man sich gut amüsieren kann, auch zur Verwirklichung fächerübergreifender Zielsetzungen bei und eröffnet damit für den Unterricht weitere Perspektiven. Dies ist ein großer Verdienst literarischer Texte für den Unterricht. Sie ermöglichen auch für die pädagogische, erzieherische Arbeit wichtige Rezeptionsweisen und legen es nahe, auf diese Weise zur Persönlichkeitsentwicklung der Lernenden beizutragen. Diese Funktion können nur literarische Texte übernehmen, deshalb ist ihre Integration, insbesondere in den schulischen Fremdsprachenunterricht, sehr wichtig. Mit literarischen Texten kann man von Anfang an unterrichten, dann lässt sich auch die Sprache ganzheitlich lernen und die Lernenden werden mit ihrer ganzen Persönlichkeit angesprochen (vgl. Bredella 1995; Krusche 1995; Feld-Knapp 2005).

Die Textarbeit anhand der Erzählung „Sex“ lässt sich nach dem oben vorgestellten Dreiphasen-Modell durchführen. Vor dem Lesen können Fragen „Ich aus meiner Sicht und aus der Sicht anderer“, Klischees und Vorurteile in kleinen Gruppen besprochen und die verschiedenen Standpunkte im Plenum miteinander verglichen werden. Während des Lesens können verschiedene Lesestrategien, wie z.B. Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden, Fragen an den Text stellen, den Text gliedern, die thematische Struktur des Textes anhand eines Flussdiagramms erfassen usw. eingesetzt und geübt werden. Nach dem Lesen können die Themen: „Innere, äußere, meine Werte“, „Ich und meine Lebenswelt“ angesprochen werden. Der Text regt auch zur kreativen Arbeit an: ein Plakat eines Films von M anfertigen, ein Tagebuch von M während der Karriere, einen Zeitungsartikel über die Karriere von M mit dem Titel „Eine Blondine auf dem Gipfel“, eine Anzeige nach dem Tod des Moskito mit dem Titel „Neuer Ginsberg

gesucht“ schreiben. Diese Art von kreativer Arbeit kann in Paar- oder Gruppenarbeit durchgeführt werden. Dabei werden soziales und kooperatives Lernen praktiziert. Nutzen und Wichtigkeit dieser Arbeit gehen weit über die Textarbeit hinaus.

Im Folgenden werden methodische Vorschläge zur Umsetzung von den folgenden Lehrzielen, Entwicklung von inferenziellen Fähigkeiten und Entwicklung von Sprachkompetenzen, ausführlicher dargestellt.

Der Text setzt Inferiertätigkeiten in Gang und motiviert damit zu einer reichhaltigen Bedeutungsbildung. Beim Umgang mit dem Text im Unterricht ist es wichtig, dass durch Aufgaben und Lesestrategien Inferenzen bewusst gemacht werden, sodass Lerner auch eine Selbstkontrolle über ihren Lese- und Verstehensprozess ausüben können. Die Aufgaben sollen als ein Instrument für das Anregen von bedeutungsbildenden Prozessen fungieren. Andere Möglichkeiten bestehen bei produktiven Aufgaben. Die Aufgaben können schriftlich oder mündlich präsentiert werden, d.h. in mündliche oder schriftliche Interaktionen involviert werden (vgl. Ehlers 1994, 1995).

– Aufgaben zur Entwicklung von inferenziellen Fähigkeiten

- Eigenschaften von Personen und Objekten bestimmen und differenzieren:

Wie verhalten sich normale Mädchen, wie sind sie? Wie sind die Eigenschaften von M?

- Kausale Ursachen erklären:

Warum geschah das Wunder? Wie entfaltete sich das Wunder? Wie hängt das Wunder mit dem Aussehen von zusammen? Was ist das Humorvolle daran?

- Emotionen von Figuren erklären:

Warum lässt sich M scheiden? Was ist das Humorvolle daran?

- Thema ableiten, Textintentionen wahrnehmen:

Wie lässt sich das Thema des Textes anhand des Gelesenen ableiten?

Warum passt der Text zum Themenbereich „Ich und meine Lebenswelt“?

Entsprechende Textstellen finden, Zusammenhänge formulieren.

Warum erleben wir den Text humorvoll?

– Aufgaben für die Spracharbeit:

- expressiv-wertende Wörter finden und ihre Funktion im Text erklären
- Beispiele für die Wortbildung sammeln und die Wortbildungsregularitäten erklären
- mit typischen Textanfangssätzen eigene Geschichten erzählen oder schreiben
- typische Textfortsetzungssätze in einen selbst produzierten Text einfügen
- metakommunikative Elemente in den Text einfügen
- Internationalismen, wie „Sex-Appeal“, „das Team“ in verschiedenen Sprachen erklären
- die Doppeldeutigkeit des Wortes „Nimmerwiederstich“ erklären

- die wichtigsten Isotopieebenen des Textes nennen
- Missverständnisse mithilfe verschiedener Isotopien erklären

Zusammenfassend können wir feststellen, dass Humor mit verschiedenen Annäherungen behandelt werden kann. Für den DaF-Unterricht haben sprach- und literaturwissenschaftliche Behandlungen eine hohe Relevanz. Die Beachtung der Ergebnisse aus diesen Bereichen trägt zur Optimierung des methodischen Umgangs mit Texten, zur Bereicherung für das methodische Instrumentarium bei. Das vorgestellte Beispiel zeigt, welche Rolle die Berücksichtigung der Ergebnisse einer stilistisch-linguistischen Analyse bei der Bearbeitung eines Textes im Unterricht spielt und wie diese Ergebnisse die Verwirklichung eines verschiedenen Lehr- und Lernziele unterstützen. Anhand der engen Verkoppelung von verschiedenen Forschungsbereichen wird eine große Vielfalt an Möglichkeiten für den Umgang mit humorvollen Texten sichtbar, die im Unterricht stärker genutzt werden sollten.

Literatur:

- Bredella, Lothar 1995: Die Bedeutung der ästhetischen Erfahrung für die Ziele und Methoden des fremdsprachlichen Literaturunterrichts. In: Fiß, Dietrich (Hg.): Kommunikation – Ziel und Mittel des Fremdsprachenunterrichts. Festschrift für Norbert Lademann. Frankfurt am Main, 73-86.
- Bredella, Lothar 2002: Literatur und interkulturelles Verstehen. Tübingen.
- Helbig, Gerhard/Götze, Lutz/Henrici, Gerhard/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.) 2001: Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband. Berlin/New York (=HSK 19).
- Ehlers, Swantje 1992: Literarische Texte lesen lernen. München.
- Ehlers, Swantje 1994: Literatur im aufgabenorientierten Fremdsprachenunterricht. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Band 20. München, 303-322.
- Ehlers, Swantje 1995: Kooperatives Lernen und Transfer von Lesestrategien. In: Die Neueren Sprachen 1995/5, 479-488.
- Ehlers, Swantje 1998: Lesetheorie und fremdsprachliche Lesepraxis aus der Perspektive des Deutschen als Fremdsprache. Tübingen.
- Ehlers, Swantje 2001: Literarische Texte im Deutschunterricht. Helbig, Gerhard/Götze, Lutz/Henrici, Gerhard/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband. Berlin/New York (= HSK 19), 1334-1346.
- Feld-Knapp, Ilona 1996: Literaturdidaktische Modelle für den Deutschunterricht. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik, Budapest, 141-159.
- Feld-Knapp, Ilona/Gyergyádesz, Zsuzsa/Mester, Ildikó/Szabó, Éva 1999, 2002: Entdeckungen. Német nyelvkönyv haladóknak felvételi feladatokkal. Budapest.
- Feld-Knapp, Ilona 2005: Textsorten und Spracherwerb. Eine Untersuchung der Relevanz textsortenspezifischer Merkmale für den „Deutsch als Fremdsprache“-Unterricht. Hamburg.
- Greimas, Algirdas 1971: Strukturelle Semantik. Braunschweig.

- Heringer, Hans 2007: Interkulturelle Kommunikation. Tübingen.
- Hermanns, Fritz 1987: Doppeltes Verstehen. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache, Band 13. München, 145–155.
- Hunfeld, Hans 1990: Das deutliche Gegenüber. In: Ders.: Literatur als Sprachlehre. Berlin, 60–76.
- Knipf, Elisabeth/Canisius, Peter 1996: Textgrammatik: Einführung. Budapest.
- Krumm, Hans-Jürgen 2000: Hat Literatur einen Platz in der gegenwärtigen Diskussion über das Lehren und Lernen von Fremdsprachen? In: ÖDaF Mitteilungen Heft 2/2000, 18–26.
- Krumm, Hans-Jürgen/Mummert, Ingrid 2001: Textarbeit. In: Helbig, Gerhard/Götze, Lutz/Henrici, Gerhard/Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbband. Berlin/New York (= HSK 19), 942–955.
- Krusche, Dietrich 1995: Leseerfahrung und Lesergespräch. München.
- Rada, Roberta (in Vorb.) Humor – stilistisch betrachtet. In: Barta, Péter/T. Litovkina, Anna/Daczi, Margit (Hg.): Humor and Linguistics. Acta Linguistica Hungarica. Budapest.
- Piepho, Hans-Eberhard 1990: Leseimpuls und Textaufgabe. In: Fremdsprache Deutsch 2/1990, 4–9.
- Solmecke, Von Gert 1993: Texte hören, lesen und verstehen. München.
- Westhoff, Gerard 1987: Didaktik des Leseverstehens. München.
- Wierlacher, Alois 1994: Zur Entwicklungsgeschichte und Systematik interkultureller Germanistik (1984–1994). In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache, Band 20. München, 37–56.

Anhang

Kishon, Ephraim: Alle Satiren. München: Langen Müller, 1999, S. 487–489.²

Es war einmal ein ganz einfaches Mädchen, das lebte in Amerika. Das Mädchen, nennen wir sie M, war, wie gesagt ein ganz normales blondes Mädchen, das sich in nichts von anderen normalen blonden Mädchen unterschied. Daher drehten sich die Männer auf der Straße nach ihr um und stießen anerkennende Pfiffe aus, genau wie sie es bei allen anderen blonden Mädchen machen. Und wie alle blonden Mädchen fühlte sich M zum Film hingezogen. Da sie jedoch, wir sagten es schon, ein blondes Mädchen war wie alle anderen, oder vielleicht nicht einmal das, bekam sie immer nur ganz kleine Engagements als Statistin.

Was aber tat Gott der Herr in Seiner Güte?

Er hatte, wie man weiß, seinerzeit den Himmel und die Erde geschaffen, den Menschen und die Tiere einschließlich der vollkommen überflüssigen Insekten, und so kam es, daß unsere M, als sie eines Morgens aufwachte, die Augen nicht öffnen konnte. Denn in der Nacht hatte sie ein blutrünstiger Moskito in beide Augenlider gestochen, wie das im Sommer gelegentlich vorkommt, und am Morgen waren die Lider so angeschwollen, daß M nur mit Mühe imstande war, sie ein ganz klein wenig zu heben und durch einen ganz

² Abdruck mit Genehmigung des Verlags

schmalen Spalt hindurchzublinzeln. Überdies hatten sich ihre Augenbrauen in Richtung Stirn verschoben, was ihr ein originelles, ausgesprochen erotisches Aussehen verlieh.

Aber M hatte einen Drehtermin und mußte mit geschwellenen Augen ins Atelier fahren.

Und nun geschah das Wunder. Es entfaltete sich bereits in der Straßenbahn, als M dem Schaffner ihre Fahrkarte überreichte und ihn dabei aus notgedrungen geschlitzten Augen von unten her ansah. Der Mann wurde totenblaß, fiel auf die Knie und flehte sie an, ihn zu heiraten, er würde sich umgehend nach Dienstschluß scheiden lassen. Noch bevor sie im Filmstudio ankam, hatte M insgesamt 24 Heiratsanträge bekommen, seriöse wie unsittliche. Als sie ausstieg, stockte der Straßenverkehr, denn sämtliche männlichen Passanten und Autofahrer blieben stehen und starrten ihr hinterher.

Im Atelier fand das Wunder seine Fortsetzung. Kaum hatte M ihre Garderobe betreten, umwarben sie Produzent, Regisseur sowie die Darsteller der männlichen Hauptrollen. Die Darstellerinnen der weiblichen Hauptrollen verfärbten sich gelbgrün vor Neid.

Nach Beendigung der Dreharbeiten bot ihr der Produzent die Hauptrolle in seinem nächsten Film an, den er eigens für sie schreiben lassen wollte. M sollte darin eine Sexgöttin spielen, die einen Mann nur anzusehen brauchte, um ihn sofort seiner gesunden Sinne zu berauben. Es versteht sich von selbst, daß M unterschrieb.

Auf dem Heimweg hatte sie das unguete Gefühl, daß es mit dem Wunder zu Ende ginge. Ihre Augenlider schwellen bereits ab, und ihre Augenbrauen kehrten allmählich an die vorgesehene Stelle zurück. Niemand drehte sich mehr nach ihr um, der Kontrolleur würdigte sie keines Blickes, und von den männlichen Fahrgästen bekam sie nicht einen einzigen Antrag. Sie sah aus wie alle anderen Blondinen, die kein Moskito gestochen hat.

Trübselig saß sie in ihrem kleinen Zimmer und starrte mit weit geöffneten Augen vor sich hin.

Da hörte M plötzlich einen leisen, summenden Ton, der wie Musik in ihren Ohren klang.

„S-s-s-s...“

Der Moskito umkreiste ihr Blondhaar.

Schnell erhob sich M, schloß die Fensterläden ganz dicht, legte sich hoffnungsfroh in ihr Bettchen und sandte noch rasch ein Stoßgebet zum Himmel, ehe sie einschlief.

Und siehe da, als sie am Morgen erwachte, konnte sie die Augen kaum öffnen, weil ihre Lider so angeschwollen waren.

Der Moskito hatte ganze Arbeit geleistet.

M engagierte ein Expertenteam, bestehend aus einem Insektologen, einem Innenarchitekten und einem Maurer, deren Aufgabe darin bestand, die kleine Wohnung hermetisch abgeschlossen zu halten, um dem Moskito keine Chance zum Entwischen zu geben.

Seit Kleopatra hatte keine Frau eine so phantastische Karriere gemacht wie M. Ihre Filme spielten Millionen ein. Männer jeder Altersstufe gerieten bei ihrem Anblick in Raserei, in allen zivilisierten Ländern des Erdballs stieg die Scheidungsrate, Ehegatten verließen scharenweise ihre Frauen, weil keine von ihnen diesen gewissen Blick von unten her zustande brachte, so verheißungsvoll und erotisch wie jenen der Göttin.

Auf dem Gipfel ihres Ruhmes heiratete M einen weltberühmten Dramatiker namens Arthur, und alle drei – M, Arthur und Moskito – gingen auf Hochzeitsreise rund um die Welt. Der Moskito, der mittlerweile auf den Namen Ginsberg hörte, begleitete die

Expedition in einem wattierten Schächtelchen mit winzigen Luftlöchern und unter ständiger Obhut des Insektologen, der das kostbare Tier immer nur des Nachts in das Schlafzimmer der Göttin entließ. Und dort ereignete sich das Unglück. Ms Gatte verspürte im Halbschlaf ein unangenehmes Jucken am Nacken, schlug hin, und um Ginsberg war es geschehen. Unter Arthurs flacher Hand hauchte er sein unersetzliches Leben aus.

Zwar trennte sich M sofort von dem brutalen Mörder, aber das änderte auch nichts mehr daran, daß ihr Stern im Eiltempo sank und die Filmgesellschaft ihren Vertrag unverzüglich kündigte. Der selige Ginsberg hatte ihren göttlichen Sex-Appeal auf Nimmerwiederstich mit ins Grab genommen.

Tibor Vigh (Szeged)

Theoretische und empirische Grundlagen zur Erforschung von Rückwirkungsmechanismen des Abiturs für DaF in Ungarn

1. Notwendigkeit der Untersuchung von Rückwirkungsmechanismen

Die Reform des Abiturs für Deutsch als Fremdsprache ist eine der wichtigsten Veränderungen im ungarischen Bildungssystem. Die frühere, grammatikorientierte Prüfung für Deutsch wurde durch das im Jahre 2005 eingeführte Abitur grundsätzlich verändert: Die neue Abiturprüfung verfolgt die kommunikativen Test- und Bewertungsverfahren. Von der Einführung dieser Prüfung wird die inhaltliche und methodische Modernisierung des Deutschunterrichts erwartet (Einhorn 2007: 75; Petneki 2007a: 117). Dabei stellt sich die Frage, welche Rückwirkung das neue Abitur auf den Lehr- und Lernprozess hat, und inwieweit es zur Modernisierung des Unterrichts beiträgt, also ob die von der Prüfung erwarteten Wirkungen wirklich auftreten (Eckes et al. 2005: 375).

Um auf diese Forschungsfragen eine Antwort zu bekommen, müssen vorher zwei Voraussetzungen erfüllt werden. Es ist einerseits notwendig den Unterrichtskontext, in dem diese grundsätzlich modifizierte Prüfung eingeführt wurde, genau zu kennen. Andererseits müssen die Rückwirkungsmechanismen, die diesen Prozess beeinflussenden Faktoren aus der Fachliteratur bekannt sein. Diese zwei Voraussetzungen sind sehr wichtig, weil nur dadurch möglich ist, die Hypothesen aufzustellen, die Forschungsgegenstände zu erstellen, und mit der Datenerfassung und -auswertung zu beginnen.

In der Fachliteratur wurde das reformierte Abitur im ungarischen Unterrichtskontext ausführlich dargestellt. Es gibt auch auf Deutsch veröffentlichte Publikationen, die die Ziele und die Konzeption des neuen Abiturs zusammengefasst haben (vgl. Einhorn 2002; Petneki 2002, 2007b). Es gibt aber in Ungarn bisher noch keine Publikation, die den Prozess der Rückwirkungsmechanismen vorgestellt hätte, und es wurden die Wirkungen von Prüfungen systematisch noch nicht untersucht. Diese Feststellung trifft auch auf die deutschen Sprachprüfungen zu (Krekeler 2002: 447). So schien es notwendig zu sein, eine detaillierte Fachliteraturrecherche durchzuführen¹. In diesem Beitrag geht es so nicht um die

¹ Die Fachliteraturrecherche wurde während des Studien- und Forschungsaufenthaltes an der Universität Kassel im Rahmen des Germanistischen Institutspartnerschaftsprojektes Kassel-Szeged vom Juni bis zum August 2007 durchgeführt.

Rückwirkungen des neuen Abiturs für DaF auf den Lehr- und Lernprozess, sondern um die Vorstellung der Basis für die Erfassung von Rückwirkungsmechanismen. So ist das Ziel dieses Beitrags, die relevanten Ergebnisse der Literaturrecherche zusammenzufassen und sie in die Forschungskonzeption der ungarischen Abiturprüfung für DaF einzubetten.

2. Theoretische und empirische Untersuchung von Rückwirkungsmechanismen

Das Ziel der Literaturrecherche war, die Ergebnisse von theoretischen und empirischen Forschungen über die Rückwirkungsmechanismen von Sprachtests/Sprachprüfungen² zu überblicken, um die folgenden Fragen beantworten zu können:

- (1) Wie kann die Auswirkung von Prüfungen auf den Lehr- und Lernprozess interpretiert werden?
- (2) Wie können die Rückwirkungsmechanismen beschrieben werden?
- (3) Wie kann die Wirkung der Prüfungen untersucht werden, und welche Schlussfolgerungen können aus den Forschungsergebnissen gezogen werden?
- (4) Welche Hypothesen können im ungarischen Kontext zur Analyse der Wirkung des neuen fremdsprachlichen Abiturs auf den Unterrichtsprozess gestellt werden?

Bei der Systematisierung der Studien wurde sich vor allem auf den verwendeten Begriff und auf die Begriffsbestimmung bzw. auf Modelle konzentriert, die die Rückwirkungsmechanismen darstellen. Das Ziel dieser Phase war es, ein synthetisierendes Modell zu schaffen, das die Wirkungsmechanismen einer Prüfung zusammenfassend vorstellt. Die Ergebnisse von empirischen Forschungen wurden unter folgenden Aspekten systematisiert: das untersuchte Prüfungssystem, Lehr- und Lernkontext, Ziele, Methode bzw. Ergebnisse der Forschung. Auch auf Grund dieser Informationen wurden Hypothesen gestellt, um dann das methodische Vorgehen der Forschung konzipieren zu können.

2.1. Begriffe und Begriffsbestimmung

In den englischsprachigen Publikationen werden die Auswirkungen von Prüfungen ‚washback‘, ‚backwash‘ und ‚impact‘ genannt. In der deutschsprachigen Fach-

² In dem Beitrag werden die Begriffe ‚Test‘ und ‚Prüfung‘ weitgehend synonym verwendet und die formellen und standardisierten Messverfahren darunter verstanden.

literatur greift man häufig auf diese Begriffe zurück, so spricht man vom ‚Backwash-Effekt‘, ‚Backwash-Mechanismen‘ (Schifko 2001) oder von ‚washback‘ (Grotjahn 2000). Auch deutsche Termini wie ‚Rückkopplungsphänomen‘, ‚Rückstromeffekt‘ (Schifko 2001), ‚Rückwirkungsmechanismus‘ (Krekeler 2002), ‚Rückwirkung‘ (Tschirner 2001) oder ‚Auswirkung‘ (Krekeler 2005) werden verwendet.

Bei der Systematisierung der Verwendung der englischen Begriffe stellt Bailey (1999: 3) fest, dass zur Benennung des gleichen Phänomens unterschiedliche Begriffe mit verschiedenen Begriffsbestimmungen und Bedeutungsumfang verwendet werden. So gibt es keine Einheitlichkeit in der Fachliteratur. Im Folgenden wird auf die Interpretation der Begriffe ‚backwash‘, ‚washback‘ und ‚impact‘ eingegangen.

Bei der Interpretation der Begriffe wurden in der Angewandten Linguistik ‚backwash‘ und ‚washback‘ als Synonyme verwendet³. Beide Begriffe beziehen sich auf die Wirkung der Tests auf den Lehr- und Lernprozess (Hughes 1989: 1), auf die Teilnehmer in diesem Prozess (Alderson/Wall 1993: 117; Messick 1996: 243), auf das Lehrmaterial, auf die inhaltlichen und curricularen Veränderungen (Cheng 2005: 28), bzw. auf die Einstellung der Schüler zum Lernen (Biggs 1995: 12, zit. n. Cheng 2005: 27). Hamp-Lyons (1997: 299) und Wall (1997: 291) ergänzen dieses Begriffspaar mit ‚impact‘. Dieser Begriff bedeutet im weiteren Sinne die Wirkung eines Tests auf das Bildungssystem und auf die Gesellschaft, und ‚washback‘ (‚backwash‘) dient als eine Dimension von ‚impact‘ (Abbildung 1).

In den anderen Auffassungen werden die Begriffe Synonym zueinander verwendet, und eher zwei Aspekte von den Rückwirkungen von Tests werden genannt (Abbildung 2). Im Sinne von Bachman/Palmer (1996: 30f.) haben die Verwendung von Tests bzw. die Interpretation und Nutzung der Ergebnisse auf die Mikroebene (auf die Einzelpersonen im Unterrichtsprozess) und auf die Makroebene (auf die Gesellschaft und auf das Bildungssystem) eine Wirkung. Dieser Auffassung ähnlich ist die Definition von Shohamy (1999: 711), in der sie auch zwei Aspekte, die Wirkung von Tests auf den Unterricht (‚education impact‘) und auf die Gesellschaft (‚social impact‘), unterscheidet.

In Abbildung 1 und 2 wird versucht, die Gemeinsamkeiten in den verschiedenen Interpretationen von ‚washback‘, ‚backwash‘ und ‚impact‘ darzustellen.

³ Bei der Interpretation dieser zwei Begriffe muss darauf hingewiesen werden, dass *backwash* vor allem in der allgemeinen Pädagogik (Krekeler 2002: 446) mit negativer Bedeutung (Cheng/Curtis 2004: 4) verwendet wird. In der britischen Angewandten Linguistik werden *backwash* und *washback* mit identischer Bedeutung (Alderson 2004: xi) zunächst neutral angewendet (Schifko 2001: 830).

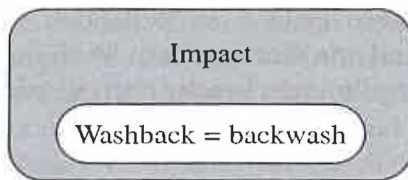


Abbildung 1: Trennung der Begriffe (nach Hughes 1989, Alderson/Wall 1993, Hamp-Lyons 1997, Wall 1997)

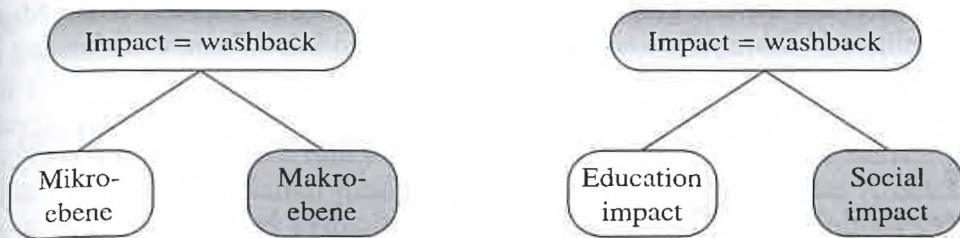


Abbildung 2: Aspekte der Rückwirkung (nach Bachman/Palmer 1996, Shohamy 1999)

Bedeutung der Farben:

- weist auf die Rückwirkung im weiteren Sinne hin
- weist auf die Rückwirkung im engeren Sinne hin
- weist auf die Rückwirkung im weiteren und engeren Sinne hin

Aus Abbildung 1 und 2 können zwei Schlussfolgerungen gezogen werden. Erstens können zwei Formen von Rückwirkungen unterschieden werden: Die Auswirkungen von Prüfungen im engeren Sinne beziehen sich auf den Lehr- und Lernprozess, auf die Teilnehmer in diesem Prozess, während die Auswirkungen von Prüfungen im weiteren Sinne sich auf das Bildungssystem und auf die Gesellschaft beziehen. Zweitens zeigt die Zusammenfassung, dass die Forscher die Begriffe immer mit weitgehendem Bedeutungsumfang verwenden (Bárdos 2002: 74). In diesem Zusammenhang stellt Krekeler (2005: 56) folgende Fragen:

„Welche Auswirkungen sind gemeint? Auswirkungen auf die Lernenden, auf die Lehrenden, auf die Einstellung zum Lernen, auf die Inhalte, auf die Methoden, auf das Curriculum, auf die Gestaltung der Lehrwerke? Sind die Auswirkungen auf alle Lerner, auf alle Lehrer gleich stark?“

Im Folgenden werden diese Fragen so behandelt, dass die Rückwirkungsmechanismen zuerst anhand von theoretischen Modellen und dann mit Hilfe von empirischen Forschungsergebnissen beschrieben werden.

2.2. Beschreibung von Rückwirkungsmechanismen durch theoretische Modelle

In einem anderen auf Ungarisch verfassten Aufsatz (Vigh 2007) wurde die Entwicklung von theoretischen Modellen ausführlich thematisiert, und ein synthetisierendes Modell geschaffen. In diesem Beitrag wird zuerst dieses Modell vorgestellt (Abbildung 3), und dann wird es anhand der Zusammenfassung der relevanten Fachliteratur beschrieben.

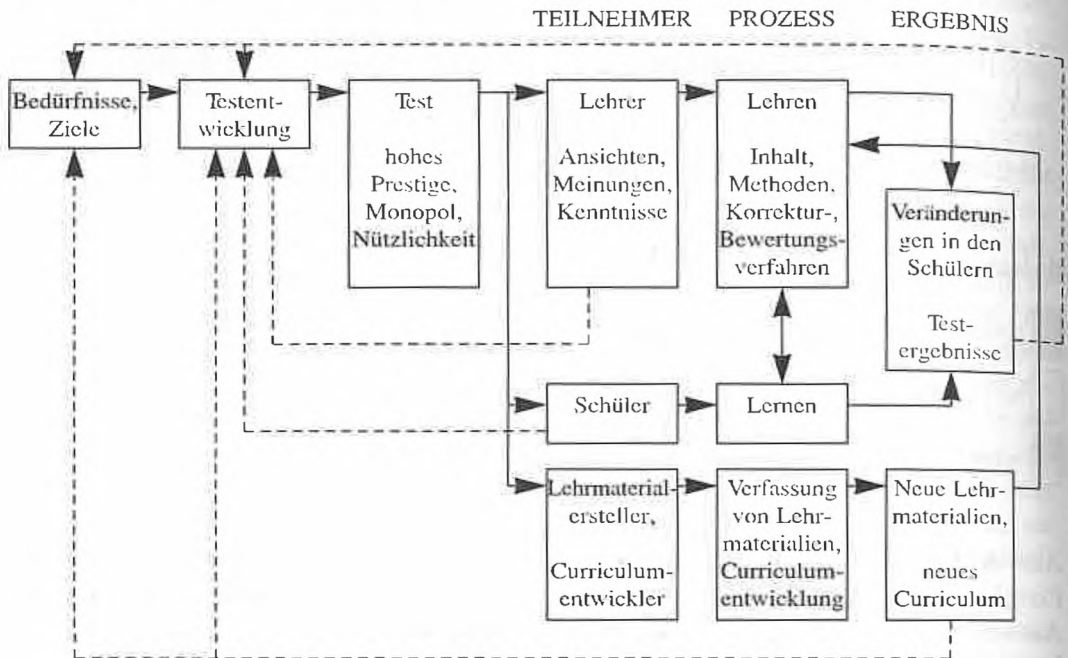


Abbildung 3: Synthetisierendes Modell der Rückwirkungsmechanismen (Vigh 2007: 151.)

Das Modell in Abbildung 3 zeigt den Grundmechanismus der Auswirkungen aufgrund des Trichotom-Modells von Backwash (Hughes 1993: 2, zit n. Bailey 1996: 262) und anhand Baileys (1996: 264) Grundmodell von Rückwirkungsmechanismen. Im Modell bedeutet die durchgehende Linie die direkte oder indirekte Wirkung des Tests auf Teilnehmer (auf Lehrer und Schüler, bzw. auf Lehrmaterialersteller und Curriculumentwickler), auf den Lehr- und Lernprozess

(auf den Unterrichtsinhalt, auf die Unterrichtsmethoden und auf die Leistungsmessung), bzw. auf das Ergebnis. Ein Test beeinflusst also zuerst die Ansichten, Meinungen und Kenntnisse der Teilnehmer, dann bestimmen diese Faktoren den Unterrichtsprozess, und zum Schluss den Inhalt und die Qualität des Lernens (Hughes 1993: 2, zit. n. Bailey 1996: 262), die durch den Test gemessen werden.

Die von den Testergebnissen ausgehende gestrichelte Linie illustriert die Rückwirkungen auf den Testentwicklungsprozess und auf die Ziele. Außerdem kann man anhand von Forschungen und Erhebungen Informationen über die Einstellungen, Attitüden der Teilnehmer erhalten. Dieser Rückwirkungszykel beeinflusst vor allem den Testentwicklungsprozess und erleichtert die angemessene Interpretation der Testergebnisse.

Das synthetisierende Modell beinhaltet anhand des konzeptuellen Modells von Saif (2006: 5) den Zielen und Bedürfnissen entsprechenden Testentwicklungsprozess. In dieser Phase ist es notwendig, eine Bedarfsdiagnose herzustellen (Tschirner 2001: 92), die einen direkten oder indirekten Einfluss auf die Ziele, auf den Typ, auf den Inhalt bzw. auf die Entwicklung und auf die Abwicklung des Tests hat. In diesem Prozess soll ein Test entstehen, der ein hohes Prestige oder Monopol und Nützlichkeit⁴ hat (Gates 1995: 102), weil diese Faktoren vor allem die Intensität⁵ der Rückwirkung bestimmen (Watanabe 2004: 20).

Das Modell in Abbildung 3 verweist auch auf den Zusammenhang zwischen Test, Unterrichtsprozess und Curriculum (curriculum alignment) (vgl. Leitzer/Vogel 1994). In der Fachliteratur werden zwei Formen: die vorherige (alignment by frontloading) und die nachherige (alignment by backloading) Anpassung unterschieden. Aus diesen Begriffen entstehen die in Tabelle 1 angegebenen Kombinationen.

	<i>Curriculumbasierte Bewertung</i>	<i>Prozessbasierte Bewertung</i>
<i>Vorherig</i>	Curriculumentwicklung, dann Testentwicklung, um die Anforderungen des Curriculums zu messen.	Unterricht, dann Testentwicklung, um den Inhalt des Unterrichts zu messen.
<i>Nachherig</i>	Beschaffung von veröffentlichten Testitems und darauf basierte Curriculumentwicklung.	Beschaffung von veröffentlichten Testitems und darauf basierter Unterrichtsprozess.

Tabelle 1: Charakteristika der Formen der Anpassung von Test, Unterricht und Curriculum (English/Steffy 2001, zit. n. Chen 2002: 31)

⁴ Nützlichkeit bedeutet hier die Möglichkeiten, die ein Test für die Kandidaten anbietet (Gates 1995: 102).

⁵ Intensität ist eine Dimension der Rückwirkungsmechanismen von Tests. Watanabe (2004: 20f.) nennt noch folgende Dimensionen: Spezifität (allgemeine und spezifische Rückwirkung), Länge (kurz oder lang), Intentionalität (beabsichtigte oder nicht beabsichtigte Wirkungen), Wert (positiv oder negativ).

Das in Abbildung 3 dargestellte Modell geht anhand der Fachliteratur davon aus, dass beim Verhältnis zwischen Test, Unterricht und Curriculum die Rolle des Tests immer betont wurde. Das zeigt auch die Argumentation von Madaus (1988: 83, zit. n. Spratt 2005: 5): „It is testing, not the ‚official‘ stated curriculum, that is increasingly determining what is taught, how it is taught, what is learned, and how it is learned.“ Im Hintergrund dieser Auffassung steht der von Bewertung gesteuerte Unterricht (measurement driven instruction). Das bedeutet, was und wie in den Tests gemessen wird, wird im Unterricht für wertvoll gehalten, und dadurch determinieren die Tests den Lehr- und Lernprozess (McEwen 1995: 42, zit. n. Cheng/Curtis 2004: 3). Diese Konzeption bezieht sich vor allem auf standardisierte Tests (z.B. auf das Abitur und auf Aufnahmeprüfungen), die wichtige Konsequenzen für Lehrer und Schüler haben (z.B. die Testergebnisse werden veröffentlicht, um auf die Qualität des Unterrichts zu schließen) (Smith 1991: 9).

Aus dem synthetisierenden Modell kann man auf die positive und auf die negative Rückwirkung schließen. Der Wert der Rückwirkungsmechanismen wird nämlich durch die Qualität des Testentwicklungsprozesses und durch die Konzeption der Anpassung von Test, Unterricht und Curriculum beeinflusst. Dieser Zusammenhang wird am Beispiel der negativen Wirkung vorgestellt. Es handelt sich um einen negativen Einfluss,

wenn Inhalt und Konstruktion des Tests nicht mit den Lehr- und Lernzielen bzw. mit der angestrebten Fertigkeit übereinstimmen. [...] Die Lerner würden sich [in diesem Fall] Fähigkeiten aneignen, mit denen sie zwar in der Testsituation bestehen, nicht aber in der realen Sprachverwendungssituation. (Krekeler 2005: 90f.)

Der Grund dafür ist, dass im Sprachunterricht nur die in der Prüfung vorkommenden Aufgabentypen und Prüfungsstrategien gelehrt werden (Perlmann-Balme 2006: 8). Die Prüfung entwickelt sich also zum „heimlichen“ Curriculum (Glaboniat/Müller 2006: 17) und die „Unterrichtskultur wird immer mehr eine Prüfungskultur.“ (Krumm 2006: 31) An diesem Punkt ergeben sich viele Fragen: Was ist genau die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung? Kann man die negative Rückwirkung auf den Unterrichtsprozess nur dann vermeiden, wenn der Test den realen Sprachbedürfnissen entsprechend, also auf Grund der kommunikativen Sprachleistungsmessung erstellt wird? Haben also die in diesem Sinne verstandenen guten Tests eine positive und die schlechten Tests eine negative Wirkung auf den Unterricht? Anders formuliert: Verursacht die Verwendung von kommunikativen Testverfahren einen kommunikativen Fremdsprachunterricht? Oder ist der Wert der Rückwirkung von der Qualität des Tests unabhängig und wird er durch andere Faktoren bestimmt? Diese Fragestellungen deuten schon auf die in der Fachliteratur oft diskutierte Problematik, also auf den Zusammenhang zwischen Validität und Rückwirkung hin. Darüber entstanden unterschiedliche Konzeptionen, die im Folgenden kurz zusammengefasst werden.

In der traditionellen Auffassung über die Wirkungsmechanismen gingen die Forscher davon aus, dass die Einführung eines neuen Tests notwendigerweise zur Rückwirkung führt, und deren Wert nur von der Qualität des Tests abhängt. So nennt Hughes (1989: 44 ff.) in seiner Konzeption („working for washback“) folgende Aspekte, um eine positive Rückwirkung zu erreichen: (1) Vertrautheit und Transparenz der Anforderungen, (2) Repräsentative, unvorhersagbare Auswahl, (3) Direktes Testen, (4) Kriteriumsorientiertheit, (5) Unterstützung und Anleitung für Lehrer⁶. Dieser Auffassung entspricht Morrrows (1986: 6) Rückwirkungsvalidität („washback validity“), die die Qualität des Tests und seine Rückwirkung auf den Lehr- und Lernprozess angibt. Ein Test kann also nur dann als gültig aufgefasst werden, wenn er eine positive Auswirkung auf den Unterrichtsprozess hat. In einer anderen Konzeption nannten Frederiksen/Collins (1989: 27) „washback“ systematische Validität („systematic validity“), und in diesem Sinne ist ein Test nur dann gültig, wenn er Veränderungen im Unterrichtssystem und im Curriculum verursacht. Beide Validitätstypen wurden kritisiert, sie werfen nämlich viele Fragen auf: Wie können diese Kriterien empirisch nachgewiesen werden? (Wall 2005: 293) Ist ein Test nicht valide, wenn die Absichten der Testersteller nicht erfüllt werden? (Saif 2006: 3) Kann ein schlechter (poor) Test (dessen Inhalt mit den Zielen und Inhalten des Unterrichts nicht übereinstimmt) als gültig bezeichnet werden, wenn er irgendwelche Veränderungen in dem Unterrichtssystem betreibt? (Messick 1996: 242)

Auf Grund der Kritik der Konzeption von Morrow (1986) und Frederiksen/Collins (1989) stellen Alderson/Wall (1993: 116) fest: „washback is likely to be complex phenomenon which cannot be related directly to a test’s validity.“ Im Einklang dieser Aussage gibt Messick (1996: 251) mit dem Begriff „consequential validity“ an, dass die Konsequenzen eines Tests allgemein und allein nicht stehen können, sondern sie müssen als ein Aspekt der Konstruktvalidität angesehen werden. Dieser wird auch als Aspekt der Auswirkungen⁷ („consequential aspect“) bezeichnet. Dieser Auffassung ist der Konzeption von Bachman/Palmer (1996) sehr ähnlich, in der die Auswirkung („impact“) ein Aspekt von Nützlichkeit („usefulness“) ist, der „auf die Interpretation der Ergebnisse bezogen wird und nicht als Eigenschaft des Tests angesehen wird“ (Krekeler 2005: 51). So ist es relativ schwierig, einen direkten Zusammenhang zwischen „washback“ und „Validität“ festzustellen (Ferman 2004: 245; Tsagari 2007: 6) und aus diesem Grund hat allein der positive und negative Wert der Rückwirkung keinen Einfluss auf die Testvalidität.

Alderson/Wall (1993), Messick (1996) und Burrows (2004) haben darauf hingewiesen, dass der Wert der Rückwirkung von den *individuellen* Ansichten,

⁶ Die deutsche Übersetzung erfolgte nach Schifko (2001: 831).

⁷ Die deutsche Übersetzung dieses Begriffs erfolgte nach Krekeler (2005: 50).

Meinungen und Kenntnissen der Lehrer stark abhängt. Diese Feststellung unterstützen die Forschungsergebnisse von Wall/Alderson (1993). Sie konnten empirisch nachweisen, dass die Lehrer ihre Schüler auf ähnliche Tests unterschiedlich, und auf verschiedene Tests sehr ähnlich vorbereiteten. Das kann daran liegen, dass die Grundsätze der verwendeten Testverfahren und die Philosophie des Tests für die Benutzer versteckt bleiben. So ist die Einbeziehung der Lehrer in den Testentwicklungs- und -abwicklungsprozess von großer Bedeutung (Alderson 2004). Die individuellen Überzeugungen und Attitüden der Lehrer über die Prüfung beeinflusst also stark den Unterrichtsprozess und so die Rückwirkung. Die Analyse der Rückwirkungsmechanismen wird aber durch diese Tatsache erschwert. So kann in dieser Hinsicht als ein bedeutender Fortschritt angesehen werden, dass es Burrows (2004) gelungen ist, in dem Unterrichtsverhalten der Lehrer durch qualitative Analyse bestimmte Muster festzustellen und dadurch Modelle für Lehrerprofile zu erstellen. Dieses Beispiel weist auch darauf hin, dass empirische Forschungen in diesem Bereich sehr wichtig sind, um die Rückwirkungsmechanismen genau interpretieren zu können.

2.3. Beschreibung von Rückwirkungsmechanismen durch empirische Forschungen

Im Folgenden wird nur ein Überblick über die wichtigsten Ergebnisse angegeben, auf Vollständigkeit muss aus Platzgründen verzichtet werden.

Als Ausgangspunkt der empirischen Forschungen dienen die von Alderson/Wall (1993: 120f.) aufgestellten Washback Hypothesen und die erste Analyse zu den Auswirkungen des modifizierten O-level Exams in Sri Lanka (Wall/Alderson 1993). Die anderen Forschungen in diesem Bereich stammen aus verschiedenen Teilen der Welt (z.B. aus den USA, England, Neuseeland, Australien, Japan, Hong-Kong und Israel), und sie beziehen sich auf verschiedene Forschungskontexte: auf die Wirkungen von Sprachprüfungssystemen (z.B. TOEFL, IELTS), auf Abitur und auf Aufnahmeprüfungen. Die Forschungen haben ausschließlich die Wirkung eines Tests auf die Unterrichtspraxis untersucht, es gibt keine Analyse, die die Wirkungen von Prüfungen im weiteren Sinne untersucht hätte. Da dieses Phänomen sehr komplex ist, verwendeten die Forscher die Kombination von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden, also Fragebögen, Interviews, Fokusgruppeninterviews und Unterrichtsbeobachtungen.

Die Forschungen haben die folgenden Aspekte der Rückwirkungsmechanismen untersucht: Die Wirkung von Tests (1) auf den Inhalt des Unterrichts und auf das Curriculum, (2) auf die Kursmaterialien, (3) auf die Unterrichtsmethodologie, (4) auf die Verwendung von Test- und Bewertungsverfahren, (5) auf die Gefühle und Attitüden der Lehrer und Schüler und (6) auf den Lernprozess (Chen 2002; Spratt 2005; Wall 2005).

Alderson (2004: ix-x.) fasst die Ergebnisse der empirischen Forschungen in dem Vorwort zum Buch von Cheng/Watanabe/Curtis (2004) so zusammen: Die Tests haben auf den Inhalt des Unterrichts und auf die Lehrmaterialien einen größeren Einfluss (curricularer Aspekt)⁸ als auf die Unterrichtsmethodologie der Lehrer (didaktisch-methodischer Aspekt). Die Lehrer bereiten ihre Schüler auf ähnliche Tests sehr unterschiedlich vor (individualpsychologischer Aspekt). Außerdem haben die Tests mit höherem Status eine größere Wirkung, als die Tests mit niedrigem Prestige (statusbezogener Aspekt). In den anderen Forschungsbereichen können folgende Schlussfolgerungen gezogen werden. Es gibt wenige Studien, die die Auswirkung von Prüfungen auf die Bewertungspraxis untersucht hätten. Wall/Alderson (1993) stellen fest, dass die Vertrautheit mit dem Bewertungssystem der Prüfung eine wichtige Rolle bei der positiven Rückwirkung spielt. Die meisten Studien (vgl. Alderson/Hamp-Lyons 1996; Shohamy/Donitsa-Schmit/Ferman 1996; Cheng 2005) berichten darüber, dass die Lehrer oft eine negative Einstellung gegenüber der Prüfung hatten, andere weisen auf positive Attitüde zur Prüfung hin (vgl. Watanabe 1996, Hayes/Read 2004). Aus den Forschungsergebnissen geht aber nicht eindeutig hervor, welche Wirkung die positiven und die negativen Attitüden auf den Unterrichtsprozess hatten (Spratt 2005: 18). Es gibt auch wenige Studien, die die Wirkung von Prüfungen auf Lernprozesse untersucht haben (Wall 2000: 502). Ferman (2004) hat aber festgestellt, dass die Prüfung eine geringere Rückwirkung auf das Sprachlernen hatte und die Wirkung viel mehr individuell war. Nach Cheng (2005) haben in diesem Bereich die Motivation und Lernstrategien der Schüler eine entscheidende Rolle.

Zusammenfassend können drei Schlussfolgerungen gezogen werden. Erstens können die Prüfungen eine Wirkung auf die oben genannten Bereiche haben, aber sie ist nicht immer vorhanden, und sie kann verschiedene Formen und Intensität annehmen (Spratt 2005: 21). Zweitens kann festgestellt werden, dass die Wirkung von Prüfungen ein komplexes Phänomen ist, und ihre Stärke auch davon abhängt, in welchem Unterrichtskontext sie untersucht wird. Die Forschungen haben nämlich oft zu widersprüchlichen Ergebnissen geführt, so „ist die Übertragbarkeit auf andere Lehr-/ Lernsituationen fragwürdig“ (Krekeler 2002: 447). Drittens können die Lehrer Agens der Rückwirkungsmechanismen genannt werden (Spratt 2005: 27), weil die Rückwirkung eines Tests (1) von der Überzeugung, (2) den Attitüden der Lehrer gegenüber der eingeführten Prüfung, bzw. (3) der Ausbildung und (4) der Persönlichkeit der Lehrer grundlegend beeinflusst wird.

⁸ Die in Klammern stehenden Aspekte wurden auf Grund der Studie von Schifko (2001: 831) angegeben.

3. Konzeption zur Erforschung von Rückwirkungsmechanismen

Im Folgenden werden die Kenntnisse über die im Jahre 2005 eingeführte Abiturprüfung in DaF und die Charakteristika der Rückwirkungsmechanismen integriert und Hypothesen zur Erforschung dieses Phänomens angegeben. Außerdem wird darauf eingegangen, mit welchen Forschungsgegenständen die Analyse durchgeführt werden kann.

Als Grundannahme gilt, dass die Abiturprüfung für DaF eine Wirkung auf den Lehr- und Lernprozess, auf Lehrer und Schüler und auf ihre Attitüden hat. Diese Feststellung kann durch folgende Tatsachen bestätigt werden: (1) Die Prüfung misst die kommunikative Sprachverwendung und so richtet sie sich nach den realen Sprachbedürfnissen der Schüler. (2) Das neue, zweistufige fremdsprachliche Abitur hat ein hohes Prestige, weil das Bestehen der Prüfung für die Abiturienten wichtig ist. Die Mittelstufe ist nämlich die eigentliche Abschlussprüfung in den Fachmittelschulen und Gymnasien, und die Oberstufe dient vor allem als Einstiegsqualifikation zum Hochschulstudium. So ist (3) das Abitur die einzige, das Schulsystem abschließende Prüfung. Diese Auflistung bestätigt, dass die Prüfung alle Voraussetzungen erfüllt, die bei den Rückwirkungsmechanismen notwendig sind (vgl. Abbildung 3).

Im Folgenden werden anhand der Ergebnisse der Fachliteraturrecherche Hypothesen in fünf Bereichen angegeben. (1) Es wird angenommen, dass die Prüfung den Inhalt des fremdsprachlichen Deutschunterrichts bestimmt: Wahrscheinlich wird auf die Entwicklung sprachlicher Fertigkeiten ein größerer Wert gelegt, z.B. auf den Unterricht von Hörverstehen, weil dies im früheren Abitur nicht gemessen wurde. (2) Die Lehrer verwenden wahrscheinlich kommunikative Lehr- und Arbeitsbücher, bzw. sie haben wegen der neuen Prüfung ihre Lehrmaterialien gewechselt. Außerdem kann angenommen werden, dass die Lehrer selbst der Betrachtungsweise der neuen Prüfung entsprechend Lehrmaterialien erstellen. (3) Die Wirkung der Prüfung auf die Unterrichtsmethodologie hängt wahrscheinlich stark von der eigenen Persönlichkeit und Einstellung des Lehrers ab. Die Kenntnisse über die neue Prüfung können aber direkt die aktuelle Unterrichtspraxis beeinflussen (Petneki 2007a: 117 f.). (4) Da die Lehrer sowohl als Korrektoren als auch als Aufgabenersteller (in der Mittelstufe bei der mündlichen Prüfung) in die Abwicklung der Prüfung involviert sind, kann im Bereich Leistungsmessung mit einem starken und direkten Rückwirkungseffekt gerechnet werden. Es wird auch angenommen, dass die kommunikativen Test- und Bewertungsverfahren im Lernprozess erscheinen (Einhorn 2007: 74). Außerdem hat wahrscheinlich die Prüfung einen Einfluss auf die Prüfungspraxis, über die angenommen werden kann, dass sie immer zuverlässiger wird. (5) Die Wirkung der Prüfung auf das Sprachlernen kann von vielen Faktoren abhängig sein (z.B. von der Einstellung der Schüler zum Lernen und von den Ansichten der Lehrer über die Attitüde der Lerner). Aus der Analyse der bisherigen Prüfungsergebnisse

des Abiturs geht aber hervor, dass die Kandidaten immer bessere Ergebnisse erreichen (Einhorn 2007; Petneki 2007b). Dabei stellt sich die Frage, ob die Lehrer nun auf die Entwicklung sprachlicher Fertigkeiten einen größeren Wert legen, oder ob sie eher Prüfungsstrategien mit Hilfe von vorherigen Prüfungsaufgaben unterrichten (Einhorn 2007: 103). Aus dieser Auflistung kann festgestellt werden, dass die Prüfung sehr viele Vermutungen aufwirft, deren Untersuchung dazu beitragen kann, die Rückwirkung der neuen Abiturprüfung kennen zu lernen.

Da dieses Phänomen im ungarischen Kontext noch nicht untersucht wurde, ist es notwendig, eine erschließende Forschung durchzuführen. Dazu ist eine Fragebogenerhebung am meisten geeignet, deren Ziel ist, die die Wirkung beeinflussenden Faktoren, also die Überzeugung, Attitüden und Kenntnisse der Lehrer über die Prüfung zu analysieren. Dabei muss untersucht werden, wie die ungarischen Deutschlehrer in den Fachmittelschulen und Gymnasien die Wirkung des neuen Abiturs in ihrem Lehr- und Lernprozess empfinden, und über welche Überzeugungen und Einstellungen sie verfügen. Mit dem Fragebogen können die in Tabelle 2 angegebenen Faktoren untersucht werden.

Lehrerbezogene Faktoren

<p><i>Überzeugung der Lehrer über</i></p> <ul style="list-style-type: none"> - die Reliabilität und Fairness der Prüfung - die erfolgreichen Lehrmethoden - den Widerspruch zwischen der Prüfung und der aktuellen Lehrpraxis - das Prestige und die Nützlichkeit der Prüfung - das Verhältnis zwischen der Prüfung und den Kursbüchern - das Verhältnis zwischen der Prüfung und dem Unterrichtsinhalt - das Verhältnis zwischen der Prüfung und der verwendeten Testverfahren in dem Unterrichtsprozess - die Attitüde ihrer Schüler zum Sprachlernen 	<p><i>Einstellung der Lehrer zu</i></p> <ul style="list-style-type: none"> - der Prüfung - den auf die Prüfung vorbereitenden Lehrmaterialien - der Vorbereitung auf die Stunden <p><i>Qualifikationsstufe der Lehrer</i></p> <ul style="list-style-type: none"> - Unterrichtserfahrungen der Lehrer - Quantität der allgemeinen methodischen Schulung - Teilnahme an Prüferschulungen - Kenntnisse über die Prüfung - Verständnis der Philosophie der Prüfung
---	--

Tabelle 2: Untersuchte Faktoren, die die Rückwirkungsmechanismen beeinflussen (nach Spratt 2005: 29)

Aus den Daten dieser erschließenden Forschung kann man Informationen darüber bekommen, auf welchen Gebieten die Lehrer am meisten die Wirkung der neuen Abiturprüfung empfinden. Außerdem können verschiedene Lehrerprofile erstellt werden. So können die Forschungsergebnisse dazu beitragen, Informationen für den Prüfungsentwicklungsprozess zu liefern und weitere Analysen in diesem Bereich durchzuführen.

4. Zusammenfassung

Das Ziel dieses Beitrags war, mit Hilfe einer Fachliteraturrecherche die Hintergründe zur Erforschung der Rückwirkungsmechanismen des Abiturs für DaF auf den Sprachunterricht zu beschreiben.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Rückwirkung von Prüfungen ein komplexes Phänomen ist, das eine direkte und eine indirekte Wirkung auf Personen (z.B. auf Kursbuchersteller, Lehrer und Schüler und deren Attitüde), auf den Lehr- und Lernprozess (auf den Unterrichtsinhalt, -methodologie und auf die Leistungsmessung), bzw. auf das Ergebnis (also auf den Inhalt und Qualität des Lernens) ausübt. Diese Wirkung ist nicht vorhersagbar, da sie von verschiedenen Faktoren abhängig ist. Darunter spielen die Ansichten, Meinungen und Kenntnisse der Lehrer eine entscheidende Rolle. Der Wert kann entweder positiv oder negativ sein, aber er hat allein keinen Einfluss auf die Testvalidität. Die empirischen Untersuchungen haben die Rückwirkungsmechanismen in verschiedenen Unterrichtskontexten analysiert und dabei wurden die quantitativen und qualitativen Forschungsmethoden kombiniert verwendet.

Zwei Jahre nach der Einführung des neuen ungarischen Abiturs für DaF wird angenommen, dass die Prüfung eine empirisch nachweisbare Wirkung auf die Ansichten, Meinungen und Kenntnisse der Lehrer ausübt, die sich vor allem auf die aktuelle Unterrichtspraxis, auf den Inhalt des Unterrichts, auf Kursmaterialien und auf die Leistungsmessung beziehen. Die Prüfung hat wahrscheinlich eine indirekte Wirkung auf die Methodologie des Sprachunterrichts und auf die Qualität des Lernens, die nur längerfristig nachweisbar ist.

Die Ergebnisse der Fachliteraturrecherche haben richtungsweisende Informationen gegeben, welche Gebiete bei diesem komplexen Phänomen zu untersuchen ist. Außerdem hat die Untersuchung dazu beigetragen, theoretische und empirische Grundlagen zur Erforschung von Rückwirkungsmechanismen des ungarischen Abiturs für DaF zu leisten.

Literatur

- Alderson, J. Charles 2004: Foreword. In: Cheng, L./Watanabe, Y./Curtis, A. (Hg.): Washback in language testing: Research contexts and methods. Mahwah, NJ, ix-xii.
- Alderson, J. Charles/ Hamp-Lyons, Liz 1996: TOEFL preparation courses: A study of washback. In: Language Testing 13/3, 280-297.
- Alderson, J. Charles/Wall, Diane 1993: Does washback exist? In: Applied Linguistics 14/2, 115-129.
- Bachman, Lyle F./Palmer, Adrian S. 1996: Language testing in practice: Designing and developing useful language tests. Oxford.
- Bailey, Kathleen M. 1996: Working for washback: A review of the washback concept in language testing. In: Language Testing 13/3, 257-279.

- Bailey, Kathleen M. 1999: Washback in language testing. Princeton, NJ (=TOEFL Monograph Series MS-15).
- Bárdos, Jenő 2002: Az idegen nyelvi mérés és értékelés elmélete és gyakorlata [Theorie und Praxis von Sprachleistungsmessung und -bewertung]. Budapest.
- Burrows, Catherine 2004: Washback in classroom-based assessment: A study of the washback effect in the Australian adult migrant English program. In: Cheng, L./Watanabe, Y./Curtis, A. (Hg.): Washback in language testing: Research contexts and methods. Mahwah, NJ, 113-128.
- Chen, Lih-Mei Donna 2002: Taiwanese junior high school English teachers' perceptions of the washback effect of the basic competence test in English. Doctoral Dissertation. Ohio.
- Cheng, Liying (2005): Changing language teaching through language testing: A washback study. Cambridge (= Studies in language testing, 21).
- Cheng, Liying/Curtis, Andy 2004: Washback or backwash: A review of the impact of testing on teaching and learning. In: Cheng, L./Watanabe, Y./Curtis, A. (Hg.): Washback in language testing: Research contexts and methods. Mahwah, NJ, 3-17.
- Cheng, Liying/Watanabe, Yoshinori/Curtis, Andy (Hg.) 2004: Washback in language testing: Research contexts and methods. Mahwah, NJ.
- Einhorn, Ágnes 2002: Die Revision der ungarischen Abschlussprüfung in DaF Prinzipien und Ergebnisse der Forschungsarbeit 1996-2002. In: Ágel, V./Herzog, A. (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2002, Budapest/Bonn, 315-329.
- Einhorn, Ágnes 2007: Az idegen nyelvi érettségi vizsga reformja [Die Reform des fremdsprachlichen Abiturs]. In: Vágó, I. (Hg.): Fókuszban a nyelvtanulás [Sprachlernen im Fokus]. Budapest, 73-105.
- Eckes, Thomas/Ellis, Melanie/Kalnberzina, Vita/Pizorn, Karmen/Springer, Claude/Szolász, Krisztina/Tsagari, Constance 2005: Progress and problems in reforming public language examinations in Europe: cameos from the Baltic States, Greece, Hungary, Poland, Slovenia, France and Germany. In: Language Testing 22/3, 355-377.
- Ferman, Irit 2004: The washback of an EFL national oral matriculation. In: Cheng, L./Watanabe, Y./Curtis, A. (Hg.): Washback in language testing: Research contexts and methods. Mahwah, NJ, 191-210.
- Frederiksen, John R./Collins, Allan 1989: A systems approach to educational testing. In: Educational Researcher 18/9, 27-32.
- Gates, Shaun 1995: Exploiting washback from standardized tests. In: Brown, J.D./Yamashita, S.O. (Hg.): Language testing in Japan. Tokyo, 101-106.
- Glaboniat, Manuela/Müller, Martin 2006: Note „Sehr gut!“ – Aber in Bezug worauf? Referenzrahmen und Profile Deutsch in ihren Auswirkungen auf Prüfungen und Tests. In: Fremdsprache Deutsch: Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts 34, 14-21.
- Grotjahn, Rüdiger 2000: Testtheorie: Grundzüge und Anwendungen in der Praxis. In: Wolff, A./Tanzer, H. (Hg.): Sprache – Kultur – Politik. Regensburg (= Materialien Deutsch als Fremdsprache 53), 304-341.
- Hayes, Belinda/Read, John 2004: IELTS test preparation in New Zealand: Preparing students for the IELTS academic module. In: Cheng, L./Watanabe, Y./Curtis, A. (Hg.): Washback in language testing: Research contexts and methods. Mahwah, NJ, 97-111.

- Hamp-Lyons, Liz 1997: Washback, Impact and Validity: Ethical Concerns. In: *Language Testing* 14/3, 295-303.
- Hughes, Arthur 1989: *Testing for language teachers*. Cambridge.
- Krekeler, Christian 2002: Die Grammatik fehlt! Fehlt die Grammatik? Rückwirkungsmechanismen von TestDaF und DSH. In: *InfoDaF* 29/5, 441-458.
- Krekeler, Christian 2005: *Grammatik und Fachbezug in Sprachtests für den Hochschulzugang*. Dissertation beim Fachbereich für Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen.
- Krumm, Hans-Jürgen 2006: Müssen jetzt alle dasselbe können? Vor- und Nachteile der Globalisierungsprozesse im Sprachunterricht. In: *Fremdsprache Deutsch: Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts* 34, 30-33.
- Leitzel, Thomas C./Vogler, Daniel E. 1994: *Curriculum alignment: theory to practice*. Washington DC.
- Messick, Samuel 1996: Validity and washback in language testing. In: *Language Testing* 13/3, 241-256.
- Morrow, Keith 1986: The evaluation of tests of communicative performance. In: Portal, M. (Hg.): *Innovations in language testing: Proceedings of the IUS/NFER conference*. London, 1-13.
- Perlmann-Balme, Michaela 2006: „Das kann ich schon!“ Kompetenzen testen, prüfen, zertifizieren. In: *Fremdsprache Deutsch: Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts* 34, 5-13.
- Petneki, Katalin 2002: Entwicklung des Abiturkonzepts für den Deutschunterricht. In: *Deutschunterricht für Ungarn*. 17/1-2, 33-42.
- Petneki, Katalin 2007a: Az idegen nyelvek oktatása Magyarországon az ezredfordulón [Der Unterricht von Fremdsprachen in Ungarn um die Jahrtausendwende]. Szeged.
- Petneki, Katalin 2007b: Problematik der Niveaustufen im neuen Abitur für Deutsch als Fremdsprache in Ungarn. In: Wolff, A./ Hunstiger, A./ Koreik, U. (Hg.): *Chance Deutsch: Schule - Studium - Arbeitswelt. Beiträge der 34. Jahrestagung DaF 2006*. Regensburg (= *Materialien Deutsch als Fremdsprache* 78), 175-186.
- Saif, Shahrzad 2006: Aiming for positive washback: a case study of international teaching assistants. In: *Language Testing* 23/1, 1-34.
- Schifko, Manfred 2001: Prüfungen, Zertifikate, Abschlüsse als Planungskategorien für den Unterricht. In: Helbig, G. (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache: ein internationales Handbuch*. Berlin/ New York (= *HSK* 19), 827-834.
- Shohamy, Elana 1999: Language testing: impact. In: Spolsky, B. (Hg.): *Concise encyclopaedia of educational linguistics*. Amsterdam, 711-714.
- Shohamy, Elana/Donitsa-Schmit, Smadar/Ferman, Irit 1996: Test impact revisited: washback effect over time. In: *Language Testing* 13/3, 298-317.
- Smith, Mary Lee 1991: Put to the test: the effects of external testing on teachers. In: *Educational Researcher* 20/5, 8-11.
- Spratt, Mary 2005: Washback and the classroom: the implications for teaching and learning of studies of washback from exams. In: *Language Teaching Research* 9/1, 5-29.
- Tsagari, Diane 2007: *Review of washback in language testing: How has been done? What more needs doing?* Washington DC.
- Tschirner, Erwin 2001: Die Evaluation fremdsprachlicher mündlicher Handlungskompetenz: Ein Problemaufriss. In: Grotjahn, R. (Hg.): *Themenschwerpunkt Leistungs-*

- messung und Leistungsevaluation. Tübingen (= Fremdsprachen Lehren und Lernen 30), 87-115.
- Vígh, Tibor 2007: A vizsgák tanítási-tanulási folyamatra gyakorolt hatásának elméleti és empirikus kutatása [Theoretische und empirische Erforschung der Wirkung von Prüfungen auf den Lehr- und Lernprozess]. In: Magyar Pedagógia 107/2, 141-161.
- Wall, Diane 2000: The impact of high-stakes testing on teaching and learning: can this be predicted or controlled? In: System 28/4, 499-509.
- Wall, Diane 2005: The impact of high-stakes examinations on classroom teaching. Cambridge (= Studies in Language Testing 22).
- Wall, Diane/ Alderson, J. Charles 1993: Examining washback: The Sri Lankan impact study. In: Language Testing 10/1, 41-69.
- Watanabe, Yoshinori 1996: Does grammar translation come from the entrance examination? Preliminary findings from classroom-based research. In: Language Testing 13/3, 318-333.
- Watanabe, Yoshinori 2004: Methodology in washback studies. In: Cheng, L./ Watanabe, Y./ Curtis, A. (Hg.): Washback in language testing: Research contexts and methods. Mahwah, NJ, 19-36.

Rezensionen

Balogh, András E; Tarnói, László (Hg.): Deutsche Presse aus Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literatur, Theater, Sprache und Aspekte der Identität. Auswahl und Nachwort von Rozália Bódy-Márkus. Budapest: Argumentum, 2007 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn. Bd. 6). 440 S.

In der von László Tarnói und András E. Balogh redigierten Reihe erschienen bislang Anthologien von Gedichten, Dramen und Prosatexten um das Jahr 1800, dann eine von verschiedenen Textsorten aus dem Ödenburg des 19. Jahrhunderts bzw. eine von deutschsprachigen Zeitungsartikeln, die die Märzrevolution 1848 betreffen. Im Band 6 legt Rozália Bódy-Márkus eine Auswahl von deutschsprachigen Presstexten aus Ungarn in der Zeitspanne von 1810 bis 1847 vor. Der Band setzt Forschungen fort, die seit vierzig Jahren an der ELTE betrieben werden. Die deutsche Literatur aus Ungarn wird in diesem Zusammenhang als ein Bindeglied zwischen zwei Nationalliteraturen betrachtet, und dementsprechend fokussierte man auf die Vermittlerrolle der deutschen Autoren aus Ungarn. Diese Forschungen bekamen einen neuen Elan in den 1990er Jahren, als man sich frei und ohne Einschränkungen dem Gegenstand interdisziplinär und vor allem supranational annähern konnte. Dieser Elan konkretisierte sich in der Reihe „Deutsche Texte aus Ungarn“.

Die edierten Texte stammen hauptsächlich aus den Beiblättern der „Preßburger Zeitung“ („Unterhaltungsblatt“, „Ährenlese“, „Pannonia“) und der „Vereinigten Ofner und Pester Zeitung“ („Gemeinnützige Blätter“). Die Auswahl wurde dann in fünf thematische Kapitel gegliedert.

Im ersten Kapitel stehen die programmatischen Äußerungen der Redakteure. Im zweiten Kapitel wurden deutschsprachige Literaturtexte (sowohl Prosa, als auch Lyrik) gesammelt; alle von damals und/oder auch noch heute bekannten deutschen, österreichischen, ungarndeutschen und ungarischen Autoren. Letztere wurden natürlich ins Deutsche übersetzt. Der Originalliteratur folgt im dritten Kapitel die Rezeption der deutschen und der ungarischen Literatur: Stellungnahmen, Adaptationen und Zitate. Die Kritiken über Theater und Dramenliteratur erhielten ein eigenes, viertes Kapitel. Zum Schluss sind im fünften Kapitel Äußerungen zu den Fragen der Identität und der Sprache zu lesen. Das sich anschließende sechste Kapitel präsentiert hintergrundartige Texte aus anderen Zeitschriften (aus sechs weiteren Pester, einer Kaschauer und einer Raaber).

Im Nachwort erklärt und begründet die Verfasserin die Struktur des Bandes, gibt einen historischen Überblick der ungarndeutschen Presselandschaft der Periode bzw. stellt die zwei wichtigsten Quellen „Gemeinnützige Blätter“ und „Pannonia“ (bzw. ihre Vorläufer) kurz vor. Das dauerhafte Erscheinen der obigen Beiblätter in den wichtigsten kulturellen und politischen Zentren des Königreichs Ungarn begründet das gegenwärtige Forschungsinteresse. Die

Textsammlung aus den anderen Periodika soll Licht darauf werfen, was bei den ‚Tiefbohrungen‘ in den Zentren als typisch oder gerade atypisch bezeichnet werden kann. In der bearbeiteten Zeitspanne erlebte das ungarndeutsche Pressewesen zwei Wellen der Blüte. Nach der ersten zwischen 1770-1808 erfolgte eine Ebbe auf Grund der Politik von Franz I., bzw. der Napoleonischen Kriege. Die zweite (1818-1835) mündete dann in die Magyarisierungstendenzen der sog. ungarischen Reformzeit (‚Vormärz‘): Die Begründung des deutschen Sprachgebrauchs wurde immer schwieriger in der neuen Ära. Damit zeitlich parallel verlief der Profilwandel der deutschsprachigen Zeitschriften: Die von Wissenschaftlern redigierten aufklärerischen Periodika wurden von Fachzeitschriften einerseits, und von Tage- bzw. Modeblättern andererseits abgelöst, die jedoch schon von freien Schriftstellern (des Öfteren jüdischer Abstammung) geleitet wurden. Zwischen den zwei ausgewählten Hauptquellen gibt es enorme Unterschiede, auch mit Hinblick auf das Niveau. Die „Gemeinnützigen Blätter“ veröffentlichten erst ab den 1830er Jahren Belletristik, die Pressburger Beiblätter bereits ab den 1810er Jahren, wenn auch von schwankendem Niveau. Unter der Redaktion von Adolf Neustadt erlebte die „Pannonia“ ab 1841 eine ernste Modernisierung. In Ofen und Pest scheint die Zeit stehen geblieben zu sein: Spätaufklärerische Gedankenlyrik und höfliche, aber inhaltsleere Rezensionen über die ungarische Literatur füllten die Literatursparten. Demgegenüber las man in

Pressburg Werke, die die Wirkung der Empfindsamkeit, der schwäbischen Romantik, des Jungen Deutschlands, der historisierenden Romantik und der literarischen Volkstümlichkeit nachweisen. Die ungarische Literatur wurde auch kritisch reflektiert, bzw. in größerem Maße übersetzt.

Frau Bódy-Márkus hat das immense Material nicht nur durchgearbeitet und ediert, sondern sie kennt sich darin offensichtlich ausgezeichnet aus. Ihr Band setzt einen Meilenstein für die zukünftige Forschung. Die Register der Namen, der Orte und die Titel der Periodika haben enzyklopädischen Charakter, und auf jeder Seite finden sich zahlreiche Fußnoten, die nicht nur Quellen angeben, sondern auch ergänzen, erklären, präzisieren, vergleichen, weiterführen. Gerade nach diesen Erfahrungen findet der Rezensent das Nachwort verblüffend kurz: knapp ein Dutzend Seiten. Deshalb bleiben manche Fragen offen. Warum stammen z. B. alle programmatischen Äußerungen (Kapitel I.) aus Pressburg, wenn sogar im Nachwort der Unterschied im literarischen Geschmack zwischen den zwei Redaktionen hervorgehoben wurde? Was waren die Auswahlkriterien der Werke im Kapitel II? Das Niveau der Literatursparten wird mehrmals als ärmlich bezeichnet, hier stehen jedoch Namen der damaligen literarischen Elite: Eine Statistik oder eine Analyse im Nachwort würde klarstellen, ob man mit den Spitzenleistungen, oder eben mit dem Durchschnitt zu tun hat. Manche Feststellungen des Nachworts sind durchaus glaubwürdig, eleganter wäre jedoch

gewesen, sie mit Zitaten und Hinweisen zu untermauern (z.B. wie die Goethe-Rezeption in den verschiedenen Zeitschriften variiert, oder welche Position sie in der Minderheitenfrage einnehmen). Als Fazit lässt sich festhalten: Die Texte erfordern mehr Interpretation, aber die fachkundige Autorin (die übrigens mit diesem Thema promovierte) lässt viele Fragen offen.

Der Band weist auf die Änderung der kulturellen Codes hin, die populäre Kultur – geprägt von Theater, Gebrauchsliteratur, Modewelt – wurde zunehmend von anderen Gattungen verdrängt. In Kenntnis der Texte steht nun vor der Forschung die Frage, welche Codes in beiden Literaturen

vorhanden waren, welche Beschaffenheit die Übergänge hatten und nach welchen Prozessen der Austausch funktioniert. Der Band schließt eine Forschungslücke. Das Terrain wurde bis jetzt nur „sporadisch“ untersucht, wie Frau Bódy-Márkus bescheiden formuliert. Aber diese Zeit ist endgültig vorbei: Um zu erfahren, was man in Pest-Ofen und Pressburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Literatur in den Zeitungen lesen konnte, steht jetzt ein neues Standardwerk zur Verfügung, das keine zukünftige ungarisch-deutsche Pressegeschichte umgehen kann. Man darf gespannt auf eine Fortsetzung dieser Forschungsarbeit sein.

Szabolcs Boronkai (Budapest)

Balogh, András F.; Tarnói, László (Hg.): „Ihr Männer auf, jetzt ruft die Zeit“ Deutsche Texte aus Ungarn zur Revolution und zum Freiheitskampf 1848/1849. Auswahl, Einleitung und Nachwort von Mária Rózsa. Budapest: Argumentum, 2006 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 5). 404 S. + 16 Tafeln

Der ungarische Freiheitskampf bzw. der ungarische Volksaufstand der Jahre 1848/49 ist auch nach mehr als 150 Jahren nach seinem Ende noch immer ein Thema, das vor allem in Ungarn selbst auch heute noch durchaus verhältnismäßig starke Emotionen hervorruft. Wie sehr die Ereignisse die Meinungen polarisieren und wie unterschiedlich sie auch interpretiert werden, zeigt nicht zuletzt allein schon deren entsprechende Betitelung. Umso wichtiger ist deswegen die Erschließung möglichst vieler Quellen um die

Ereignisse aus verschiedenen Perspektiven rückschauend betrachten zu können. Eine „Kategorie“, die dabei bisher wenig Beachtung fand, sind die deutschsprachigen Texte aus Ungarn, da entweder die Bearbeitung von Quellen in ungarischer Sprache durch die des Ungarischen mächtigen ForscherInnen oder die Analyse der Quellen des deutschsprachigen Teils Österreichs durch deutschsprachige ForscherInnen forciert wurde, weswegen die diesbezügliche Überschneidung bis jetzt wenig Berücksichtigung fand.

Der Behebung dieses Defizits hat sich nun Mária Rózsa angenommen, die neben dem vorliegenden Werk schon einige Arbeiten zu dieser Thematik veröffentlicht hat, und die sich für die hier zu besprechende Edition zum Ziel gesetzt hat: „Diese Studie versucht erstmals die deutschsprachigen Organe der Zeit Revue zu passieren [sic!] [...]“ (S. 345).

Ihre Auswahl historischer Texte gliedert sich in vier Abschnitte, die von einem Vor- und einem Nachwort umklammert und von einem Anhangteil beschlossen werden.

Im ersten Abschnitt – „Die Märzereignisse“ – präsentiert Rózsa Texte, die zwischen dem 14. und dem 27. März 1848 erstellt bzw. publiziert wurden. Darunter finden sich neben diversen Berichten über die Ereignisse, Proklamationen zur Pressefreiheit und Briefen von und an prominente Akteure der Ereignisse unter anderem auch zeitgenössische Übersetzungen von Petőfis Nationallied. Der zweite, mit Abstand umfangreichste Teil dieser Textsammlung – „1848: Freiheit, Unabhängigkeit und Verluste“ –, beinhaltet vor allem Dokumente, die sich mit den Forderungen und Auswirkungen des ungarischen Unabhängigkeitsstrebens in der Zeit zwischen April und Dezember 1848 beschäftigen. Dabei finden sich neben einer Vielzahl von eher allgemein gehaltenen national-pathe-tischen Motivations- und Durchhalteparolen auch Schriftstücke, die sich mit konkreten Ereignissen wie beispielsweise dem Lynchmord am Kriegsminister Latour am 6. Oktober 1848 oder der Abdankung von Kaiser

Ferdinand I. bzw. der Thronbesteigung Franz Josephs I. am 2. Dezember 1848 auseinandersetzen. Das Kapitel „1849: Der verbitterte Kampf“ ist dann über weite Strecken eine ehrende Reminiszenz an den gefeierten Revolutionshelden Ludwig Kossuth, wobei an dieser Stelle stellvertretend Steinitz' Flugblatt „Kossuth Lajos, der Befreier Ungarns“ genannt sei. Den Abschluss bildet der vierte Teil „Die Niederlage“, der unter anderem die kriegsrechtlichen Urteile bezüglich der dreizehn ungarischen Offiziere in Arad beinhaltet und mit einer aus Wiener Sicht verfassten Rückschau über die Ereignisse der Jahre 1848/49 im allgemeinen und Ludwig Kossuths Agieren im Speziellen schließt. Im Nachwort wird anschließend die deutschsprachige Presse Ungarns und Wiens jener Zeit überblicksartig charakterisiert sowie die Ereignisse im Spiegel der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ bzw. die Situation der deutschsprachigen Bevölkerung Ungarns 1848/49 dargestellt. Der Anhang beinhaltet die Sekundärliteratur, ein Quellenverzeichnis, ein Namenregister und 19 Abbildungen.

Diese Struktur erweist sich allerdings aus einigen Gründen als ungeeignet, da der/die LeserIn mit der bloßen Wiedergabe einzelner Dokumente schlichtweg überfordert ist. Hier wäre beispielsweise einleitend eine kurze Zeittafel, eine Darstellung der diversen Presse-Charakteristika zu den jeweiligen angeführten Zeitungen bzw. ein kurzer historischer Abriss sinnvoll gewesen, wobei sich dafür das im Nachwort befindliche Kapitel „Die deutschsprachige Bevölkerung Ungarns

während der Revolution und des Freiheitskampfes 1848/49“ (S. 378-381) partiell durchaus geeignet hätte. Auch die Herausgabe als kritische Ausgabe bzw. kommentierte Edition scheint geeigneter als die gewählte „Klammer“-Form, da man während der Lektüre doch den einen oder anderen Hinweis, beispielsweise in Form einer Fußnote oder als einleitende Erklärung zu den einzelnen Quellen bzw. -abschnitten, schmerzlich vermisst. Nicht unerwähnt soll dabei bleiben, dass etliche diesbezügliche Informationen im Nachwort nachgeliefert werden, wobei die Bezeichnung „Nachwort“ nicht glücklich gewählt ist, da es sich dabei eben um den eigentlichen Kommentarteil handelt. Leider sind die Darstellungen im Nachwort (welches im Übrigen, wie auch das Vorwort, stilistisch ausbaubar wäre) stellenweise etwas sprunghaft, in anderen Passagen zu komprimiert. Zudem vermisst man bei einigen Zitaten die entsprechenden Belegstellen. An das „Nachwort“ anschließend folgt unter anderem der Abbildungsteil, der sich als vielseitig und informativ erweist, allerdings durch partielle Nachbearbeitung (Hervorhebung etc.) noch steigerungsfähig wäre. Auch hier wäre der Verweis durch Fußnoten in den Quellen auf die entsprechenden Abbildungen im Anhang wünschenswert gewesen.

In Bezug auf die Ankündigung des Titels – „Deutsche Texte aus Ungarn“ – ist anzumerken, dass Rózsa sowohl diesem als auch der Programmatik der Reihe, nämlich der Herausgabe von deutschsprachigen Hungarika (Territorial-, Autoren- bzw. Themenhungarika),

entspricht, da etliche Texte zwar auf den ersten Blick lediglich in einer deutschen Übersetzung vorliegen, diese aber von Zeitgenossen erstellt wurden. Manchmal verfällt Rózsa leider in die pathetische Revolutionsdiktation ihrer Quellen, wenn sie beispielsweise verallgemeinernd behauptet, dass Sándor Petőfis Gedicht „Nemzeti Dal“ „am 15. März 1848 in wenigen Stunden [kanonisierte] und [...] alle Bürger Ungarns in seinen Bann [zog].“ (S. 11)

Auch die Betitelungen der einzelnen Abschnitte lässt vordergründig keinen Zweifel daran aufkommen, aus welcher Perspektive die Ereignisse der Jahre 1848/49 geschildert werden, wobei sich dieser Verdacht – der in Einzelfällen unbegründet ist – durch sehr subjektive Passagen der Autorin im Nachwort, die teilweise sehr national geprägt sind, verstärkt; so heißt es beispielsweise im Kapitel zur „Leipziger Illustrierten Zeitung“:

Der Tod des österreichischen Generals Hentzi, des Verteidigers der Budaer Burg, erinnert den Berichterstatter an Zrinyis Tod in Szigetvár [...]. Das ist aber ein an den Haaren herbeigezogener Vergleich, es ist unmöglich, den 1566 bei der Verteidigung von Szigetvár gegen die heidnischen Türken gefallenen und somit zum Verteidiger des christlichen Europas gewordenen Miklós Zrinyi mit [...] Hentzi zu vergleichen. (S. 372)

Auch Rózsas Feststellung, dass die Auswahl der Texte „dem Puls der Zeit“ (S. 11) gefolgt ist, erweist sich als irreführend, da zwar die damalige Aufbruchstimmung gut wiedergegeben

wurde, die Streuung der Quellen jedoch keine repräsentative Darstellung dieser Zeit zulässt, da es sich bei besagten Ereignissen um eine Bewegung „von unten“ handelte, während eine Vielzahl der Quellen eine Geschichtsschreibung „von oben“ vertritt.

Trotz der oben genannten Einschränkungen ist dieser im Jahr 2006 erschienene Band von Mária Rózsa, der alleine für die Edition dieser entsprechenden Sammlung von vornherein Lob

gebührt, sicherlich ein interessanter Beitrag zu der in Österreich heuer anlässlich der sogenannten „8er-Jubiläen“ (1848, 1918, 1938, 1968) stattfindenden Wiederbearbeitung und der damit einhergehenden partiellen Neuinterpretation des ungarischen – je nach Perspektive – Freiheitskampfes bzw. Aufstandes hinsichtlich dessen nachhaltiger Verankerung im kollektiven Erinnerungsvermögen.

Harald D. Gröller (Debrecen)

Berend, Nina; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg): Sprachinselwelten. / The World of Language Islands. Entwicklung und Beschreibung der deutschen Sprachinseln am Anfang des 21. Jahrhunderts / The Developmental Stages and the Description of German Language Islands at the Beginning of the 21st Century. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2006 (Variolinguä: Nonstandard – Standard – Substandard 27). 302 S.

Der hier zur Rezension vorliegende 27. Band der Buchreihe „VarioLingua“ besteht weitgehend aus dem Abdruck der in der Sektion „Sprachinseln“ des ersten Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) vom 5. bis 8.3.03 in Marburg gehaltenen Vorträge. Einige zusätzliche Beiträge runden das Thema ab. Sowohl was die theoretischen und methodologischen Aspekte angeht, als auch hinsichtlich der regionalen Ausdehnung der verschiedenen Sprachinselvarietäten decken die Beiträge weite Sprachinselforschungsgebiete ab. In Europa sind besonders die ost- und südosteuropäischen Sprachinselregionen thematisiert. Einen weiteren

Schwerpunkt bilden der nordamerikanischen Raum und die dort vertretenen Sprachinselvarietäten: das Plautdietsche, das Niederdeutsche, das Hutterische, das US-Russlanddeutsche und auch das Pennsylvaniadeutsche. Leider fehlen parallele Skizzen des mittel- und südamerikanischen Raumes, wo besonders das Mennonitenplatt derzeit interessante Entwicklungen durchläuft. Wie eng die regionale und auch die dialektologische Verflechtung zwischen Nord- und Mittelamerika heute wieder ist, das lassen die Beiträge der Kansas-Schule erkennen, in denen eine Rückwanderung aus Mexiko und nach Kansas beschrieben wird.

Auch das theoretisch-methodische Spektrum der Beiträge ist weit gespannt. Neben klassischen Herkunftsanalysen dominieren varietätenhistorische Assimilationsskizzen der Sprachinselsegeschichte und besonders soziolinguistische Darstellungen der gegenwärtigen Konstellationen – wobei immer wieder die Spätphase des Sprachinsellebenslaufes erfasst wird. Doch auch linguistische Strukturanalysen auf den verschiedenen Sprachrängen von der Phonologie bis zur Syntax und zum Lexikon werden thematisiert. Dabei ist besonders interessant, dass neben die kontaktlinguistische Deutung der Struktur häufig auch eine innersprachliche strukturell-dynamische Interpretation tritt.

Hervorgehoben seien einige theoretisch bzw. methodisch interessante Beiträge. *William Keel* legt eine Arbeit vom Typ der Assimilationsskizzen des Deutschen in Kansas unter sozialgeographischem Aspekt vor. Dabei spielt interessanterweise der Ausbau des Eisenbahnnetzes eine zentrale Rolle. Aber auch der Erste Weltkrieg hatte in Kansas – wie in anderen Staaten der USA – eine große Bedeutung im Assimilationsprozess. An der Entwicklung in Kansas zeigt er zugleich überzeugend, wie problematisch Assimilationsprognosen grundsätzlich sind. Denn während im Osten von Kansas die Sprachinseldialekte abgebaut werden, erfahren sie im Westen durch rückwandernde Mennoniten eine Verstärkung und Stabilisierung.

Sehr interessante Analyseergebnisse zu der Struktur und Entwicklung der Hutterer legt *Wilfried Schabus* vor.

Neben einem kontaktgebundenen „Einkärntnern“ und einem „Eintirolern“ im Laufe der komplexen Sprachinselsegeschichte stellt er etwa im Bereich der Korrelation zwischen Prosodik, Silbenstruktur und Vokalqualität autochthone Entwicklungen des Huttererdialekts und in Amerika dialektgeographische Differenzierungen fest. Wie schon die Arbeit von Kurt Rein macht auch die vorliegende Skizze deutlich, dass die linguistisch-dialektologische Huttererforschung ein bedeutsames Betätigungsfeld der Sprachinselforschung sein kann.

Elisabeth Knipf-Komlósi zeigt in ihrem Beitrag „Sprachliche Muster bei Sprachinselsprechern am Beispiel des Ungarndeutschen“ vor dem Hintergrund des Sprachkontaktmodells von Myer-Scotton (1997), in einer methodisch besonders interessanten Studie, wie weitgehend das Ungarndeutsche auf den verschiedenen Sprachebenen in den Sprachwechselprozess nicht nur der lexikalischen, sondern auch der morphologisch-syntaktischen Ebene involviert ist. Zwar ist das Varietätenfeld grundsätzlich in Bewegung. Das Ungarndeutsche ist jedoch auf dem Weg zu einer „Nebensprache“.

Claudia Riehl skizziert am Beispiel Transkarpatiens die Struktur der Sprach- und Varietätenkontaktsituation in den heute ukrainischen deutschsprachigen Sprachinseln und den dort zu beobachtenden Varietäten- und Sprachwechseln. Im Rahmen eines varietätendynamisch gedeuteten Viergenerationenmodells stellt sie lineare Verschiebungen der Varietäten/Sprachen in der ersten bis dritten

Generation fest, wobei – wie sie überzeugend herausarbeitet – bis in die dritte Generation der bairische und/oder fränkische Basisdialekt in den nächsprachigen Bereich verschoben wird, so dass eine Diglossie entsteht. In der vierten Generation tritt – wie in Ungarn – die deutsche Standardsprache (exogener Standard) als L2-Schulsprache hinzu.

Mark L. Loudon widmet seinen, die eigenen Forschungen eindrucksvoll zusammenfassenden Beitrag dem immer wieder angeführten großen Gegenbeispiel in der Entwicklung der deutschen Sprachinseln: dem Pennsylvaniadeutschen. Während sonst weitgehend die Assimilations- und Sprachwechselthese angenommen wird, ist das Pennsylvaniadutch (PD) der Old

Order Mennonites (OOM) und Old Order Amish (OOA) überall, wo es im Rahmen der amishen Glaubensgemeinschaft verwendet wird, durchaus stabil und wird sogar noch (unter dem Einfluss des Amerikanischen) ausgebaut. Nur in Non Plain People (NPP)-Gemeinschaften, die PD verwenden, wird es wie sonst überall aufgegeben. Wir werden daher in absehbarer Zeit das PD ausschließlich bei den Plain People (PP) finden, dort aber obligatorisch und als wichtiges Gruppenmerkmal.

Der vorliegende Band zeigt ohne Zweifel, wie vielschichtig Forschung im Umfeld der Sprachinseln des Deutschen sein kann. Hier wird man weitergehen müssen.

Klaus J. Mattheier (Heidelberg)

Brunner, Horst; Mathias Herweg (Hg.): Gestalten des Mittelalters. Ein Lexikon historischer und literarischer Personen in Dichtung, Musik und Kunst. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 2007 (Kröners Taschenausgabe, Bd. 352). 73 Abbildungen, 504 S.

Das Lexikon der „Gestalten des Mittelalters“ wurde nach einer besonderen Grundidee redigiert: Es präsentiert Fiktion und Realität gemeinsam und in der gleichen Struktur, als ob es zwischen Literatur, literarischen Personen, realem Leben und Autoren keinen Unterschied gäbe. Dieses Verfahren mag zwar befremdend wirken, entspricht aber den neueren Forschungen. Viele literarische Gestalten des Mittelalters gehen nämlich auf reale Personen zurück, sie sind durch

komplizierte Prozesse der Fiktionalisierung und Literarisierung zu fiktionalen Gestalten geworden, ohne ihren Realitätsbezug verloren zu haben. Es ist heute sehr schwer, zwischen den unterschiedlichen Qualitäten der gleichen Person (oder des gleichen Namens) eine Trennlinie zu ziehen: Die fiktiven Gestalten des Mittelalters, die damals oft gar nicht als literarische, sondern als reale Personen gefürchtet oder geehrt wurden, sickern in das Charakterbild der mit Dokumenten

belegt geglaubten Autoren hinein, wobei die Lebenswege dieser Autoren meistens durch nichts sagende Daten rekonstruiert wurden, die keine wesentlichen Informationen über ihre literarischen Ansichten und Schaffensprinzipien liefern. Daher erscheinen diese Lebenswege auch als erzählte Geschichten, die beinahe einen fiktionalen Charakter haben. Das Gemisch aus der real geglaubten Fiktion und der fiktiven Realität bietet aber ein authentisches Bild über das Mittelalter und letztendlich machen die behandelten Gestalten – fiktive Akteure literarischer Werke sowie „reale“ Menschen, nachweisbare Personen – unser Mittelalter-Bild aus.

Angesichts der Materialfülle kann man leicht einsehen, dass die Herausgeber keine einfache Aufgabe hatten, nur 218 Personen aufzunehmen, um genau auf den Umfang von 500 Seiten zu kommen. Diese Seitenzahl sichert nicht nur eine angenehme Handhabung des Lexikons, sondern sie fügt es nahtlos an den Vorgängerband, an das „Lexikon der antiken Gestalten“ an. Auf Grund der zwingenden Selektion könnte man hier und da Namen vermissen (z.B. wenn die Heilige Elisabeth aufgenommen wurde, sollte eventuell auch die Heilige Hedwig Erwähnung finden), der treffenden Wahl gebührt aber eindeutig Anerkennung. Die Zeitspanne (500 bis 1500) wurde sehr dynamisch gehandhabt, weil hier eine rigide Grenzziehung der Erklärung der Prozesse nicht gedient hätte. So wurde z.B. auch jener Faust aufgenommen, der im Allgemeinen mit der Frühen Neuzeit verbunden wird. Das Lexikon

zeigt auf, dass seine Geschichte manche Charakterzüge der mittelalterlichen Narration trägt und eine von seinen Vorgängerfiguren auf das mittelalterliche 15. Jahrhundert zurückgeht, so ist diese Figur in alle beide Epochen einzuordnen. Eine bedeutende Leistung des Lexikons ist die Analyse der neuzeitlichen Rezeption der behandelten Gestalten, womit das Lexikon die Ausstrahlung und Wirkung des Mittelalters bis heute dokumentiert. Die Lemmata fassen die letzten Forschungsergebnisse zusammen, die Herausgeber und das Autorenkollektiv beherrschen den Stoff souverän, der Leser kann einen Bogen vom Mittelalter bis heute spannen und damit steht das literarische Universum des Mittelalters in seiner Ganzheit da. Der Rezensent kann insgesamt eine hohe Qualität des Lexikons feststellen.

Aus der Sicht der Germanistik aus Südosteuropa und insbesondere aus Ungarn stellt dieses Lexikon jedoch eine Herausforderung dar. Die Herausforderung und die Aufgabe rühren von der Tatsache her, dass die unterschiedlichen literarischen, persönlichen, motiv- und rezeptionsgeschichtlichen Bezüge der Region zur älteren deutschen Literatur, sowie die kulturellen Transferprozesse in dieses Lexikon nur sehr sporadisch eingegangen sind. Dies zu ändern, bedarf der Anstrengung mehrerer Generationen. Einige Beispiele: Das Lexikon analysiert relativ detailliert die Figur Klingsors, des Schiedsrichters beim Wettbewerb der Minnesänger; der u. a. von Wagner und Heinrich von Ofterdingen rezipiert wurde. Es wird darauf

nicht rekurriert, dass diese Figur in der deutschen Literatur Ungarns als der erste Literat galt. Obwohl die kühne Theorie am Anfang des Jahrhunderts aufgegeben wurde, gab man trotzdem der bedeutendsten literarischen Zeitschrift der Region den Namen *Klingsor*, die bis 1940, bis zur Einstellung durch die Nationalsozialisten, Übersetzungen aus den benachbarten Kulturen brachte, literarische Ideen vermittelte und neben modernen deutschen Autoren auch viele Exilautoren förderte. Oder: Der *Etzel-Stoff* nahm im Prozess des nation building in Ungarn eine bedeutende Rolle ein. Die Namen von *Etzel/Attila*, *Kriemhild*, *Bloedelin* etc. waren bereits im ungarischen Mittelalter präsent, und im 19. Jahrhundert befruchteten sie die Literatur; *János Arany*, einer der Nationaldichter schrieb ein repräsentatives Epos über *Bloedelin/Buda*, das die alte Geschichte der Ungarn – nach dem Modell des *Nibelungenlieds* – anstelle des verloren gegangenen Schöpfungsmythos dichterisch darstellen wollte. Die mitteleuropäischen Frauenheiligen – in dem Lexikon vertreten durch die Heilige *Elisabeth* – sind aus deutscher, aber auch aus (mittel)europäischer Sicht deutbar. Die *Brüder Martin* und *Georg* aus *Klausenburg* (deren „nationale Zugehörigkeit“ sowohl von der deutschen, als auch von der ungarischen Kunstgeschichte für sich reklamiert wird)

schufen die älteste Bronzedarstellung des Heiligen *Georg* im Jahre 1373. Bei der Nennung der Darstellungen findet diese bedeutende Statue – heute in der *Prager Národní Galerie* ausgestellt – keine Erwähnung. Die Figur *Draculas* – in Westeuropa der Inbegriff der Grausamkeit – ging in die abendländische Kultur mit der Vermittlung deutscher Flugschriften aus *Wien*, *Nürnberg* und *Lübeck*, sowie durch ein Gedicht von *Michel Beheim* ein. *Dracula* ist heute einer der bekanntesten (und berüchtigtesten) Osteuropäer. Schade, dass dieser interkulturelle Prozess nicht analysiert wurde.

Die historischen Beiträge über die *Kaiser Heinrich I. und II.* sowie über die *Ottonen* richten einen Blick auch nach Osten, es wird die Wechselbeziehung des Reichs mit der ostmitteleuropäischen Region kurz und bündig dargestellt, um die gesamteuropäischen Prozesse besser zu beleuchten. Diesen Blick nach und von Osten auch in der *Germanistik* zu entwickeln, ist Aufgabe und Herausforderung für die *Auslandsgermanistik*. Durch die Kenntnisse über die Vermittlerfunktion der deutschen Literatur zwischen Osten und Westen wird die gesamte *Germanistik* reicher. Abgesehen von diesem osteuropäischen Bezugssystem ist aber das Lexikon ein gutes Stück deutsche Literaturwissenschaft.

András F. Balogh (Budapest)

Elspaß, Stephan: Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer, 2005 (Reihe Germanistische Linguistik 263). 557 S.

Lange Zeit wurde das 19. Jahrhundert an die Peripherie sprachhistorischer Forschungen gedrängt. Das mangelnde Interesse für die neuzeitliche Geschichte des Deutschen lässt sich vor allem mit derjenigen Sprachbetrachtung erklären, die bis in die 1980er Jahre das Bild der deutschen Sprachgeschichtsschreibung prägte. Da im Sinne der gängigen Auffassung die einheitliche deutsche Schriftsprache zum Ende des 18. Jahrhunderts als erreicht galt und da die Veränderungen des deutschen Sprachsystems von diesem Zeitpunkt an nicht mehr so tief greifend waren wie in älteren Sprachstufen, blieb das 19. Jahrhundert weitgehend unerforscht.

Erst in jüngster Zeit ist eine zunehmende Hinwendung zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen zu beobachten, mit dem Anliegen, die der Gegenwartssprache unmittelbar vorausgehende Sprachstufe aufzudecken und damit ein bisher fehlendes bzw. unbefriedigendes begriffliches und zeitliches Konzept für die Zeit vom Frühneuhochdeutschen bis zur Gegenwart zu entwerfen. Diese Zielsetzung verfolgt auch Stephan Elspaß in seiner hier zu besprechenden Habilitationsschrift, wobei er für das wichtigste Periodisierungskriterium der neuhochdeutschen Sprachepoche die Etablierung der einheitlichen deutschen Schriftsprache hält. Dabei ist er der Ansicht, dass die Frage der Standardisiertheit erst durch die Aufdeckung der Regularitäten und Entwicklungstendenzen

der schriftlichen Alltagssprache im 19. Jahrhundert zu klären sei. Erst wenn die Gebrauchsnormen des geschriebenen Alltagsdeutsch ermittelt werden, können s.E. adäquate Aussagen über die Zeit der Durchsetzung der Standardsprache getroffen werden. Da bisherige Forschungsarbeiten – wie Elspaß zu Recht beklagt – fast immer durch eine „Perspektive von oben“ gekennzeichnet sind, d.h. vor allem Textprodukte der kleinen geistigen und sprachlichen Elite unter die Lupe nehmen und dabei über große Teile der historischen Sprachwirklichkeit so gut wie nichts aussagen, setzt er sich für eine „Sprachgeschichte von unten“ ein. Damit plädiert er aber nicht für die Beschreibung eines Sprachwandels „von unten“, sondern vielmehr für die Aufdeckung des Sprachgebrauchs der Bevölkerungsmehrheit im Deutschland des 19. Jahrhunderts und damit der „historischen Sprachwirklichkeit in ihrer ganzen Breite und Vielfalt“ (S.8).

Die sehr umfang-, daten- und kenntnisreiche Arbeit von Elspaß ist also der oben beschriebenen Aufgabe gewidmet. Es werden dabei außerdem zwei weitere Zielsetzungen verfolgt: Einerseits beabsichtigt der Autor „fehlende Bindeglieder zwischen sprachlichen Entwicklungen in Geschichte und Gegenwart aufzudecken, die nicht zuletzt zu einem besseren Verständnis gegenwartssprachlicher Tendenzen beitragen können“ (S.20). Andererseits versucht er die „innere“

Sprachgeschichte mit der „äußeren“ zu ergänzen, indem er die Sprachwandelprozesse des Neuhochdeutschen in ihrer gesellschaftlichen Eingebettetheit untersucht.

Dementsprechend werden die Untersuchungen, für die der Autor den bisher weitgehend unerforschten Quellentyp der Privatkorrespondenz deutscher Amerikaauswanderer und ihrer Verwandten heranzieht, im Rahmen der soziopragmatisch orientierten Sprachgeschichtsschreibung durchgeführt.

Der klare und übersichtliche Aufbau des Buches ist unbedingt als Positivum hervorzuheben. Das Buch besteht aus acht Kapiteln, die – abgesehen von den letzten beiden – jeweils in weitere Unterkapitel gegliedert sind.

Im ersten Kapitel, das den Titel „Leitgedanken und Ziele einer ‚Sprachgeschichte von unten‘“ trägt, werden zuerst Stand und Desiderate der Forschungen zum Neuhochdeutschen thematisiert. Es wird erläutert, warum einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde, wobei der Autor starke Kritik an der Fixierung der Sprachgeschichtsschreibung auf die stilisierten literarisch-elitären Textsorten der sprachlichen Oberschicht übt. Als nächster Schritt wird die soziopragmatisch orientierte Sprachgeschichte vorgestellt, in deren Rahmen der Autor die Behebung der Forschungsdefizite für möglich hält. Bei diesem Punkt werden weiterhin die Aufgaben einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ zuerst im Allgemeinen, dann konzentriert auf das 19. Jahrhundert dargestellt. Im letzten Unterkapitel –

nachdem die Ziele der Arbeit festgelegt worden sind – wird der Aufbau der Studie skizziert.

Im Kapitel II werden diejenigen Problembereiche behandelt, denen eine Sprachgeschichtsschreibung, die die Aufdeckung der historischen Sprachwirklichkeit unterhalb der sprachlichen Elite anstrebt, unbedingt Rechnung tragen sollte. Hier werden in den ersten drei Unterabschnitten die Diskrepanzen zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit bzw. Alltagssprache und Hochsprache sowie allgemeiner und spezialisierter Sprache am Beispiel des geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert diskutiert. Im vierten Unterkapitel unterbreitet der Autor – in Anlehnung an Forschungsarbeiten im Bereich der Niederlandistik – den Vorschlag, im Interesse der adäquateren Beschreibung des Sprachgebrauchs verschiedener sozialer Schichten die Aspekte Bildungsgrad und Schreibroutine statt der bisherigen Dichotomie ‚Unterschichtssprache‘ und ‚Oberschichtssprache‘ einzubeziehen, die den Anschein sprachlich homogener sozialer Gruppierungen vortäuscht. Im vorletzten Punkt wird die – später im Kapitel V ausführlicher behandelte – Problematik der Normierung und Standardisierung der neuhochdeutschen Schriftsprache aufgegriffen und anhand von drei Fallbeispielen die These aufgestellt, dass eine überregionale deutsche Schriftsprache im 19. Jahrhundert zwar schon vorhanden, aber mit der Standardsprache noch nicht identisch war. Als Abschluss wird auf die „vermeintliche[n] Sprachkontaktphänomene“ (S.52) im besagten

Zeitraum eingegangen, die früher als englische Interferenzkonstrukte interpretiert wurden, die aber eher auf deutsche regionale Varietäten zurückgeführt werden sollten.

Kapitel III ist den Texten der geschriebenen Alltagssprache gewidmet. Nachdem geklärt worden ist, warum für die Erforschung historischer Sprachverhältnisse und dabei insbesondere des Sprachverhaltens ‚einfacher Menschen‘ im 19. Jahrhundert gerade die Privatbriefe von Ausgewanderten und ihren Angehörigen als Quelle herangezogen werden, wird der Frage nachgegangen, inwiefern diese Briefe als ‚mündlich‘, ‚privat‘ bzw. ‚alltäglich‘ zu bezeichnen sind. Anschließend werden Fragen im Zusammenhang mit Auswahl und Behandlung der Texte thematisiert.

Mit dem vierten Kapitel, das den Titel „Soziale und situative Bedingungen des nicht routinierten Schreibens im 19. Jahrhundert“ trägt, gelangt der Leser zu einer umfangreicheren thematischen Einheit mit drei Abschnitten. Im ersten Unterkapitel wird über die soziohistorischen Verhältnisse im Deutschland des 19. Jahrhunderts berichtet mit besonderer Rücksicht auf die Unter- bzw. unteren Mittelschichten. Im folgenden Abschnitt beschäftigt sich der Autor mit „übergreifenden Aspekten der Alphabetisierung“ (S.77) sowie der Entwicklung der Schreib- und Lesekompetenzen breiter Bevölkerungsschichten in dem behandelten Zeitraum, um später die Schlussfolgerung zu ziehen, dass zum Ende des 19. Jahrhunderts eine fast vollständige Alphabetisierung erreicht war (S.109).

Im letzten Unterkapitel setzt sich Elspaß mit der massenhaften deutschen Migration in die USA im 19. Jahrhundert auseinander, die in sprachhistorischer Hinsicht insofern von erheblicher Bedeutung ist, als sie den wichtigsten Schreibanlass für diejenigen sozialen Gruppierungen darstellte, die ansonsten nur selten die Gelegenheit und die Motivation hatten, zur Feder zu greifen.

Mit dem fünften Kapitel wird die Arbeit in den Kontext der Forschungen zur Sprachgeschichte der Neuzeit gestellt und ihr primäres Anliegen genau erhellte. Nachdem Elspaß die Problematik der Periodisierung der neuhochdeutschen Sprachepoche diskutiert und einige der Periodisierungsversuche in diesem Zusammenhang angeführt hat, übt er an der jüngeren Forschungsmeinung Kritik, nach der die Standardisierung des Deutschen um die Wende zum 20. Jahrhundert abgeschlossen wäre. Die Voraussetzung der Standardisiertheit sieht Elspaß – in Anlehnung an Haugen (1994) – in der breiten Akzeptanz genormter Formen im Kreise der Sprachbenutzer. Der Frage, inwieweit die Normen zeitgenössischer präskriptiver Grammatiken im Volk akzeptiert bzw. verbreitet waren, kann durch eine empirische Analyse der Alltagssprache nachgegangen werden. Falls weit verbreitete sprachliche Formen nachgewiesen werden können, die von den Grammatikern als normwidrig bezeichnet wurden, soll die Hypothese über die Etabliertheit der deutschen Standardsprache im 19. Jahrhundert als widerlegt gelten.

Kapitel VI stellt als zentraler Analyseteil den Kern der durchgeführten Studie dar. Die Korpusanalyse wird auf ‚Makro-‘, ‚Meso-‘ und ‚Mikro-‘-Ebene durchgeführt. Auf der Makro-Ebene werden die Textfunktionen der Privatbriefe behandelt, von denen die des Kontaktsicherns und Informierens hervorgehoben werden. Um ein wahres Bild von dem Sprachgebrauch unterer und mittlerer sozialer Schichten zu erhalten, führt Elspaß auf der Meso-Ebene die Unterscheidung zwischen ‚kreativer‘ und ‚formelhafter‘ Sprache ein. Während nämlich Erstere „durch die Aktivierung lexikalischen, grammatischen und orthographischen Regelwissens erzeugt worden ist“ (S.137), stellt Letztere feste sprachliche Einheiten dar, die der Sprachbenutzer als vorgeformt erhält bzw. erlernt und im Weiteren routinemäßig verwendet. Zwischen der Makro- und der Meso-Ebene wird die Bedeutung des Wechsels von der deutschen Kurrentschrift zur lateinischen Schrift untersucht und festgestellt, dass letztere Schriftart der Hervorhebung von Orts-, Monats- und Personennamen sowie von Fremdwörtern bzw. fremdsprachlichen Textteilen diene. Auf der Mikro-Ebene wird das Korpus in grammatischer, lexikalischer und orthographischer Hinsicht analysiert. Im Interesse der Leserfreundlichkeit werden alle drei thematischen Einheiten mit einer Einleitung eröffnet und mit der Präsentation der Zwischenergebnisse abgeschlossen. Mit Hilfe der grammatischen Analyse versucht der Autor zu ermitteln, inwieweit normierende Eingriffe der Grammatiken des 19. Jahrhunderts auf

den Sprachgebrauch ‚unterer‘ Schichten Auswirkungen hatten. Hierbei werden grammatische Phänomene unter die Lupe genommen, die sich unter der Leitvarietät der Hochsprache entwickelten bzw. zum Teil sogar bis in das heutige Deutsch fortentwickeln und als Indikatoren gegenwärtiger Sprachwandelprozesse erscheinen. Elspaß analysiert im Einzelnen 19 verschiedene grammatische Variablen wie doppelte Negation, *tun*-Fügung, *am*-Konstruktion oder *weil* + Verbzweitstellung sowie *wegen* + Genitiv bzw. Dativ/Akkusativ. Wortschatzveränderungen im Alltagsdeutsch des 19. Jahrhunderts werden in Anlehnung an die – von Oskar Reichmann (2000) entworfene – Typologie der lexikalischen Varianz untersucht und beschrieben. Dementsprechend werden Fallanalysen zu Varianzen im Zeichenbestand, auf der Ausdrucks- bzw. Inhaltsseite einzelner Lexeme sowie auf der soziopragmatischen Ebene durchgeführt. Verschiedene Formen im Bereich der (Ortho-)Graphie werden in einer Zweiteilung in ‚graphemische‘ und ‚phonetisch begründete‘ Varianzen beschrieben, wobei Erstere an schriftsprachliche Traditionen, Letztere an Aussprachekonventionen gebunden sind.

Im Kapitel VII werden die Ergebnisse der Analyse zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert zusammengefasst und die Schlussfolgerung hergeleitet, dass die Alltagssprache der Bevölkerungsmehrheit auch trotz der Vereinheitlichungsbestrebungen der präskriptiven Grammatiken und Orthographiewerke durch einen hohen Grad an Variabilität von gram-

matischen, lexikalischen und orthographischen Formen gekennzeichnet war. Aus der Koexistenz verschiedener Gebrauchsnormen folgt dann aber auch, dass von einem Abschluss der Standardisierung des Deutschen im 19. Jahrhundert noch nicht die Rede sein kann.

Kapitel VIII stellt einen Exkurs dar, in dem die Vorteile der Einbeziehung einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ in die deutsche Sprachhistographie erneut hervorgehoben werden.

Das große Verdienst des Buches ist, dass es die jüngere Geschichte des Deutschen in ein neues Licht stellt und dadurch neue Dimensionen für sprachhistorische Forschungen eröffnet. Mit seinem Perspektivenwechsel leistet nämlich Elspaß nicht nur einen hochwertigen Beitrag zu der Erforschung des Sprachgebrauchs breiter Bevölkerungsschichten des 19. Jahrhunderts, sondern liefert Anregungen und Argumente dafür, neuhochdeutsche Sprachwandelprozesse – die bisher an der ‚hohen‘ Sprache gemessen wurden – ‚von unten‘ zu sehen und anzugehen. Die neuartige Herangehensweise zur Sprachgeschichte ermöglicht über das Gesagte hinaus auch eine adäquatere Erklärung gegenwartssprachlicher Entwicklungen und Tendenzen.

Zusammenfassend und abschließend ist – vielleicht ohne Übertreibung – festzuhalten, dass mit der Forschungsarbeit von Stephan Elspaß ein Meilenstein in der deutschen Sprachhistographie gelegt wurde. Das Buch ist allen zu empfehlen, die sich für die neuere Sprachgeschichte oder die Geschichte der deutschen Sprache im Allgemeinen interessieren – den Ersteren deshalb, weil sie ‚von unten‘ neue Einsichten in die Sprachenwelt des 19. Jahrhunderts bekommen, den Letzteren aber deshalb, weil sie aus der von Elspaß gewählten Perspektive wohl auch die früheren Epochen in einem anderen Licht sehen werden.

Literatur

- Haugen, Einar 1994: Standardization. In: Asher, Roland E. (Hg.): *The Encyclopedia of Language and Linguistics*. Bd. 8. Oxford/New York/Seoul/Tokyo, 4340-4342.
- Reichmann, Oskar 2000: Die Lexik der deutschen Hochsprache. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Halbbd.1. Berlin/New York (= HSK 2), 1818-1847.

Laura Bajáky (Debrecen)

Jambor, Ján: Die Rolle des Zufalls bei der Variation der klassischen epischen Kriminalliteratur in den Bärlach-Romanen Friedrich Dürrenmatts. Presov: Filozofická fakulta Presovskej univerzity, 2007 (Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Presoviensis; Monographia 76). 312 S.

Die germanistische Forschung zum literarischen Œuvre Friedrich Dürrenmatts ist in den letzten Jahren vor allem in methodologischer Hinsicht immer ‚moderner‘ geworden. Vielfach zu beobachten war eine zunehmende Vertiefung in die Mikrostrukturen neuerer philosophischer (vgl. Mingels, Annette: Dürrenmatt und Kierkegaard. Die Kategorie des Einzelnen als gemeinsame Denkform. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2003), kulturwissenschaftlicher (vgl. Schu, Sabine: Deformierte Weiblichkeit bei Friedrich Dürrenmatt. Eine Untersuchung des dramatischen Werkes. St. Ingbert: Röhrig, 2007) oder zuletzt auch schreibgenealogischer (vgl. Probst, Rudolf: (K)eine Autobiographie schreiben. Friedrich Dürrenmatts Stoffe als Quadratur des Zirkels. München: Fink, 2008) Theoriebildungen bei gleichzeitiger Abwendung von den ‚klassischen‘ Feldern der entsprechenden Autor-Philologie. Ján Jambors Dissertations-schrift wagt den Spreizschritt zwischen beiden Forschungsrichtungen; sie konzentriert sich einerseits wieder auf eine etablierte Lektüre von Dürrenmatts Kriminalliteratur aus den 1950-er Jahren, genauer: auf die beiden Bärlach-Romane „Der Richter und sein Henker“ (1952) und „Der Verdacht“ (1953), unterlässt es dabei aber andererseits nicht, die konzise Untersuchung beider Texte mit literaturtheo-

retischen Fragestellungen zu verbinden, die insbesondere mit Blick auf eine Literaturgeschichte epischer Kriminal-literatur unabdingbar sind. Schon allein deshalb bietet Jambors Arbeit Gewinn bringende Anregungen für zukünftige Dürrenmatt-Interpretamente.

Statt die allein textliche Verarbeitung oder Integration einzelner Motive oder Theoreme in beiden Romanen untersucht Jambor in der Hauptsache das Phänomen des Zufalls; er setzt sich das Hauptziel, „durch eine strukturalistisch geprägte Analyse und Interpretation“ die These zu belegen, dass dieser Zufall „als Ereignis, Kompositionsprinzip und Bestandteil der Gedankenwelt der auftretenden Figuren und der Äußerungen des Erzählers“ das Hauptmittel bei dem „gattungsinnovativen Umgang mit den Modellen der klassischen epischen Kriminalliteratur“ darstellt (S. 13). Folglich werden die zwei Bärlach-Romane als „eine Art kontrastiv und komplementär angelegten Diptychon“ gelesen, und zwar bezüglich der Variation von zwei verschiedenen Modellen (der klassische Detektivroman, der klassische Spannungsroman) sowie bezüglich der Behandlung der Zufalls-Problematik (ebd.). Dass hierbei weitere Werke der Dürrenmattschen Kriminalprosa – namentlich das Requiem auf den Kriminalroman „Das Versprechen“ (1958), die Erzählung „Die Panne“

(1956), der Roman „Justiz“ (1985) und das Fragment „Der Pensionierte“ (1995) sowie der Prosa-Text „Das Sterben der Pythia“ (1976) und die Novelle in vierundzwanzig Sätzen „Der Auftrag oder Vom Beobachten des Beobachters der Beobachter“ (1986) – aus der eigentlichen Lektüre weitestgehend ausgeklammert werden, ist angesichts der Detailfülle und der umfassenden Untersuchungsleistung insgesamt verständlich, wenn auch eine ggf. noch intensivere Einbeziehung dieser Texte der Arbeit sicherlich nicht geschadet hätte.

Das Buch ist neben den Rahmentexten in sechs Kapitel gegliedert, die sich thematisch nochmals enger fassen lassen, indem die ersten vier Kapitel (S. 26-150) als literaturtheoretische und -geschichtliche Grundlegendarstellung aufgefasst werden können, der sich in den beiden letzten Kapiteln (S. 151-286) die Hauptanalyse des Textkorpus anschließt. Einen klärenden und systematisierenden Beitrag zur gattungstheoretischen Problematik der epischen Kriminalliteratur (Kap. I) leistet Jambor, indem er jene Konzepte vorstellt, vergleicht, kritisch bespricht und ergänzt, die mit Namen wie Richard Alewyn, Richard Gerber, Tzvetan Todorov, Elisabeth Schulze-Witzenrath, Peter Nusser und Ulrich Schulz-Buschhaus verbunden sind. Als selbstständige Einzelgattungen werden, zumeist aufgrund der strukturalistischen binären Oppositionen, epische Detektivliteratur,

Thriller und epische Spannungsliteratur definiert. Im zweiten Teil befasst sich Jambor dagegen mit solchen Modellen, auf die Dürrenmatt beim Abfassen der zwei Bärlach-Romane zurückgegriffen hat: d.i. der klassische Detektivroman (der pointierte Rätselroman) und der klassische Spannungsroman (die ‚Geschichte des verletzbaren Detektivs‘). Zudem werden die Kategorien ‚Variation‘ und ‚Destruktion‘ der klassischen epischen Kriminalliteratur vorgestellt. Jambor diskutiert hier Beispiele unterschiedlicher national-literarischer Provenienz – von E.T.A. Hoffmann über Edgar Allan Poe, Wilkie Collin, Emile Gaboriaus und Arthur Conan Doyle bis hin zu Freeman Wills Croft, Ronald Arbuthnot Knox, John Dickson Carr oder S. S. Van Dine, Rex Stout und Ellery Queen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang ferner Agatha Christie, Donna Leon, Georges Simenon und etwa Friedrich Glauser.

Sind die ersten beiden Kapitel ausschließlich dem Kontext der Gattung gewidmet, so werden die zwei Bärlach-Romane in Kapitel Drei in weitere Bezugfelder eingebettet, die der Dürrenmatt-Forschung zwar weitestgehend vertraut sind, doch für Jambors Thema nicht außer Acht gelassen werden können. Ins Zentrum rücken mithin der lebens- und werkgeschichtliche Kontext des Autors als auch bewährte literaturhistorische Methoden (Biographik, Entstehungsgeschichte) sowie diskursanalytische Ansätze¹. Im

¹ zu einer systemtheoretischen Lesart vgl. Ruf, Oliver: Schauen, Richten, Vollstrecken. Eine literaturtheoretische Lektüre der Dürrenmattschen Kriminalgeschichten. In: Colloquium Helveticum 37, 2006, S. 283-307.

Einzelnen wird danach gefragt, welche Position die epische Kriminalliteratur im Kontext der Gattungsgeschichte einnimmt, durch welche Problematik Dürrenmatt die Gattung bereichert und worin seine eigentliche Leistung für deren Entwicklung liegt. Epische Kriminalliteratur erscheint in diesen Perspektiven für Friedrich Dürrenmatt als willkommene Erwerbsmöglichkeit, aber auch als „Mittel zur Auflehnung gegen die erstarrte Literaturwissenschaft und den Literaturbetrieb allgemein“ (S. 93); sie erscheint zudem als „Rückzugsmöglichkeit aus dem Theaterbetrieb nach persönlichen und beruflichen Schwierigkeiten“ (S. 95), jedoch ebenfalls als kompositorischer ‚Bruder‘ des Dramas und als Gelegenheit, auf „Wahrheits-“ (S. 97) bzw. „Gerechtigkeitssuche“ (S. 101) zu gehen. Jambor entwickelt ein Schema der epischen Kriminalliteratur (S. 106-115), das von deren Variation und Destruktion bei Dürrenmatt ausgeht, und kommt schließlich auf Schwerpunktverlagerungen hinsichtlich einer psychologischen, gesellschaftskritischen, philosophischen und ethisch-rechtlichen Problematik zu sprechen (S. 118-124).

Kapitel Vier präsentiert einführende methodologische Überlegungen zur Problematik der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Phänomen des Zufalls in den epischen Texten, um ein notwendiges terminologisches und typologisches Instrumentarium zu entwickeln. Vornehmlich handelt es sich um eine Begriffsbestimmung des Zufalls, die Jambor seinen Überlegungen zu Grunde legt:

Der Zufall in einem epischen Text ist eine Koinzidenz von mindestens zwei Ereignissen bzw. Ereignisketten, die zum Fortgang der Handlung beiträgt und deren Kausalität für den Leser nicht evident ist, weil dieses Zusammentreffen nicht durch Erzähler, Figuren oder irgendwie anders unmittelbar in der Handlung hergeleitet wird. (S. 133)

Dürrenmatts Texte werden an dieser Stelle als „poetische Variante der artifiziellen Behandlung des Zufalls“ (ebd.) klassifiziert und eine Reihe von Typologisierungsversuche eingeführt, die Konzepte von Ulrich Profitlich und Włodzimierz Bialiks umfassen, denen eine eigene überzeugende Klassifikation beiseite gestellt wird, die für die sich unmittelbar anschließenden Analyseteile denn auch plausibel in Anschlag gebracht werden kann. Durch diese beiden Kapitel avanciert die Arbeit letztendlich zu einem Exempel ‚moderner‘ transtextueller Forschung, wie sie Gérard Genette Anfang der 1980-er Jahre etablierte.

Jambor kommt zunächst zu dem Ergebnis, dass Dürrenmatt in „Der Richter und sein Henker“ den Zufall zwar thematisiert, er allerdings weder vom Erzähler noch von einer der Figuren als solcher gekennzeichnet bzw. akzentuiert werde; auf textimmanenter Ebene sei dies ein gattungskonventioneller Zug, auf der Ebene der literarischen Kommunikation spreche dies aber für die These vom subversiven Spiel des Autors mit dem Leser (S. 202). In „Der Verdacht“, so ein weiteres Ergebnis, seien darüber hinaus starke Hinweise zu finden, dass Dürrenmatt von der Rolle des Zufalls in der Welt

und im menschlichen Leben überzeugt war (S. 286). Während im ersten Bär-lach-Roman die für den klassischen Detektivroman typische Abneigung gegen den Zufall durch die Zuneigung zu diesem Phänomen ersetzt werde (S. 291), versuche Dürrenmatt im zweiten den Zufall „nicht als eine stillschweigend übergangene ideologische Vor-

aussetzung der Gattung zu verhüllen“, sondern ihn „in seinen Wirkungsmöglichkeiten zu enthüllen“ (S. 291 f.). Eine solche ‚Enthüllung‘ auf breiter philologischer wie literaturtheoretischer Basis zu fundieren, hat Jambor mit der vorliegenden Arbeit einsichtig vollbracht.

Oliver Ruf (Dortmund)

Lappin, Eleonore; Nagel, Michael (Hg.): Frauen und Frauenbilder in der europäisch-jüdischen Presse von der Aufklärung bis 1945. Bremen: edition lumière, 2007 (Die jüdische Presse – Kommunikationsgeschichte im europäischen Raum, Bd. 3; Presse und Geschichte – Neue Beiträge, Bd. 29). 287 S.

Im Geschlechterdiskurs innerhalb des Judentums gibt es divergierende Auffassungen bezüglich der Rolle der Frau. In Theodor Herzls „Altneuland“ beispielsweise heißt es:

Glauben Sie nur ja nicht, daß die Hausmütterlichkeit bei uns darunter gelitten habe. Meine Frau zum Beispiel geht nie in eine Versammlung. [...] Sie hat unseren Buben gesäugt und bei dieser Gelegenheit ihre unveräußerlichen Rechte ein bißchen vergessen. Früher gehörte sie der radikalen Opposition an. So habe ich sie auch kennengelernt, als Gegnerin. Jetzt macht sie nur noch zu Hause Opposition – freilich die allertreueste, die man sich denken kann.¹

Das Zitat belegt auch, dass Frauen keine gravierenden Akteure bei der

Gestaltung der Öffentlichkeit, so auch nicht der jüdischen Presse, waren. Journalistische Ansätze und Aktivitäten gingen aber wohl auch von Jüdinnen aus; ihre Dokumentation erfolgte im Juli 2004 in Wien, im Rahmen einer Sommerakademie. Nun sind die schriftlichen Ausformulierungen der Vorträge im vorliegenden Band dokumentiert. Jüdinnen verstanden sich aber nicht nur als Publizisten, als Gestalterinnen von Zeitungs- und Zeitschriftenprojekten, sondern auch als ihre Rezipientinnen. So bildet auch die weibliche Leserschaft und nicht zuletzt das in den Organen bekundete Frauenbild den Gegenstand der Untersuchungen.

Zeitlich, räumlich und sprachlich sind die Beiträge sehr breit gefächert:

¹ Theodor Herzl: Altneuland. In: Gesammelte Zionistische Werke. Bd. 5. Tel Aviv, 1935, S. 198.

Der Chronologie nach wird der zeitliche Bogen von 1783, dem Gründungsjahr des hebräischen „*ha-Me'assef*“, bis hin zur frauenspezifischen Berichterstattung des in New York herausgegebenen „*Aufbau*“ während der NS-Zeit bis 1945 gespannt. Geographisch erstreckt sich die Bandbreite der behandelten Periodika von den USA über Europa bis nach Palästina/Erez (Israel), wobei in den Mittelpunkt der Betrachtungen die Organe Mittel- und Osteuropas gerückt werden. Auch sprachlich fällt das Material sehr breit aus, da auf Hebräisch, Jiddisch, Polnisch, Russisch, Ungarisch sowie Deutsch erschienene Organe behandelt werden.

Den Auftakt des Bandes bilden zwei Aufsätze zur Spätaufklärung. *Louise Hecht* wendet sich der Problematik der Ambivalenz des Frauenbildes in der jüdischen Presse zu, und *Johannes Valentin Schwarz* befasst sich mit Frauen als Zielpublikum jüdischer Periodika.

Frauenbildung und die Rolle der Frau werden wieder besonders in der *Fin de Siècle*-Epoche, so auch in der jüdischen Presse, akzentuiert. Alison Rose weist darauf hin, dass einem weiblichen Wesen jegliches öffentlich-politisches Engagement untersagt war, die Abweichung davon habe die Fortschreitung der Assimilation sowie die Abnahme der Geburtenzahlen zur Folge. Die aktive politische Teilnahme intellektueller jüdischer Frauen war aber bereits an der Tagesordnung. *Brigitta Eszter Gantner* führt aus, dass solche Frauen in Ungarn in linksgerichteten politischen Bewegungen durchaus präsent waren. Die politische

Aktivität ostjüdischer Frauen bildet auch den Gegenstand der Untersuchungen von *Susanne Marten-Finnis*, die anhand der exemplarischen Karriere von Esther Fumkin nachzeichnet, dass die Aktivistin, Erzieherin und Journalistin als Protagonistin des osteuropäischen Judentums *par excellence* anzusehen ist. Ihr Traum vom ‚proletarischen Jiddischismus‘ war aber wegen der rapiden sprachlichen Akkulturation der Juden in das Russische und Polnische zum Scheitern verurteilt.

Für die sprachliche Akkulturation kann als Beleg auch die in Warschau von 1928 bis 1933 erschienene polnischsprachige Zeitschrift „*Ewa*“ verstanden werden. *Karin Steffens'* Darstellung nach war das ein Organ, das eine Zwischenstellung zwischen Tradition und Emanzipation einnahm. In diesem Sinne reichte die Themenvielfalt von Kochrezepten und Kosmetiktips bis hin zu Themen wie Geburtenregelung, politischem Engagement und dem Recht der Frau auf Berufstätigkeit. Letztere Themen gelten auch als Beweis dafür, dass die Zeitschrift, obwohl sie dem Zionismus ideologisch verbunden war, sich jedoch als progressiver erwies. Dem zionistischen ‚Mainstream‘ standen die westlich akkulturierten, bürgerlichen Zionistinnen, die einem traditionellen Frauenbild verbunden waren, wesentlich näher. Das wird auch von *Dieter Hecht* untermauert, indem er skizziert, welche Rolle die Journalistinnen der österreichischen jüdischen Presse in der Zwischenkriegszeit einnahmen. Der Beitrag von *Miroslava Kyselá* schließt sich der vorangegangenen

Behauptung an, denn auch in der tschechischen zionistischen Presse waren Frauen unterrepräsentiert.

Zur zionistischen Idee eines jüdischen Staates gehörten auch Vorstellungen über gewandelte jüdische Familien- und Geschlechterbeziehungen. Obwohl der Zionismus die Befreiung der jüdischen Frau anstrebte, war er stark von traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenvorstellungen geprägt, und antisemitische Stereotypen standen ihm auch nicht fern. Wie von *Malgorzata Maksymiak-Fugmann* dargelegt wird, plädiert die israelitische Frauenzeitschrift „bat ami“ noch in den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts für Max Nordaus ‚Muskeljuden‘ als Reaktion auf das Stereotyp der Verweiblichung jüdischer Männer in der Diaspora: Durch die Bildung der Nation und eines neuen Staates sollten jüdische Männer männlicher werden, und zwar vor allem durch produktive physische Arbeit im Aufbauprozess des Landes. Frauen dagegen wurde primär eine Rolle innerhalb der Familie, als Mutter und Erzieherin der ‚kriegsstarke‘ Nation zugewiesen. Diese Rollenvorstellung entsprach nicht den Idealvorstellungen zionistischer Frauen, die sich ebenfalls am Aufbau des Landes beteiligen wollten. Die in sechs Sprachen erschienene Zeitung wollte diesbezüglich Abhilfe schaffen und fungierte als Sprachrohr der Zionistinnen.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden immer mehr Diskussionen über das Recht der Jugend auf ein selbstbestimmtes Leben und eine frei(zügiger)e Sexualität entfacht. *Eleonore Lappin*

untersucht die Wiener Jugendzeitschriften „Anfang“ und deren kurzlebige zionistische Fortsetzung „Jerubbaal“ auf die Frage hin, wie sie zur Lockerung der sexuellen Normen sowie der Befreiung der Frau beigetragen haben. Die Thematiken der weiblichen Sexualität, der ‚freien Liebe‘, außer-ehelichen Partnerschaft, Geburtenregelung versus Mutterrolle, Bevölkerungspolitik, Geburtenrückgang in der jüdischen Bevölkerung und Ansprüche auf den Körper der Frau seitens der Gemeinschaft werden in *Claudia Prestels* Aufsatz erörtert. Die Diskussionen in der deutsch-jüdischen Presse fielen zugunsten des Fortbestands des deutschen Judentums und der Glorifizierung von Mütterlichkeit aus, wobei zeitgenössische rassenhygienische Ideen häufig mit religiösen Vorstellungen kollidierten.

Die Frage nach der Identität der neuen weiblichen Subjektivität führte zu unterschiedlichen Ansätzen, wovon ein wesentlicher im Schreiben bestand. *Esther Jonas-Martin* geht der Frage nach, inwiefern der Lösungsansatz ‚Schreiben als Mittel‘ für jiddischsprachige Schriftstellerinnen gilt, mit welchen Themen sie sich beschäftigen und ob dabei einer etwaigen jüdisch-religiösen Erziehung eine Rolle zukam. Das Schreiben bedeutete auch für Else Lasker-Schüler Schöpfung, einen fruchtbaren Prozess. *Stefanie Leuenberger* geht der Frage nach, wie die Literaturkritik ein Bild der Dichterin schuf, dem schwer zu entkommen war. Als Ausgangspunkt der Untersuchung dient eine Besprechung ihres ersten Gedichtbandes in der Zeitschrift „Ost

und West“ aus dem Jahre 1901. Dabei wird darauf hingewiesen, dass in den Porträts der Dichterin mehrere Diskurse, u.a. das Bild der Frau und Jüdin in ihrer Rolle als Gattin und Mutter sowie das „Andere“ in der Gesellschaft ineinandergeflochten sind.

Die letzten Beiträge des Bandes befassen sich mit der NS-Ära und mit dem Funktionswandel der jüdischen Presse, der zur Bewältigung der materiellen und psychischen Gefährdung beitragen sollte. *Martina Steer* weist anhand eines im Sommer 1936 im „Israelitischen Familienblatt“ veröffentlichten Fortsetzungsromans von Bertha Badt-Strauss nach, wie mit fiktionalen Mitteln die gegebene jüdische Lebenswirklichkeit zu lindern war, bzw. welche Handlungsmöglichkeiten für Frauen vorhanden waren. *Michael Nagel* wendet sich den Kinder- und Jugendbeilagen der „Jüdischen Rundschau“ und der „CV-Zeitung“ zu, und richtet sein Augenmerk in erster Linie darauf, welche Rollenangebote und Lebensentwürfe für Mädchen in der deutsch-jüdischen Presse seit 1933 geboten werden. *Lothar Mertens'* Beitrag befasst sich mit dem New

Yorker „Aufbau“, der ab Mitte der dreißiger Jahre vor allem den Bedürfnissen der Flüchtlinge gerecht werden wollte. Das entworfenen Idealbild der Immigrantin in die USA war die berufstätige Frau, die mit ihrem Verdienst zur Haushaltskasse beitrug, auch wenn der Job deutlich unter ihrem ehemaligen gesellschaftlichen Niveau lag, und mit den Integrationsproblemen infolge ihres Realitätssinns und ihrer Zielstrebigkeit eher zurecht kam als die Männer.

Vorliegender Band konzentriert sich auf Publizistinnen, eine weibliche Leserschaft sowie das in den behandelten Organen dokumentierte Frauenbild. Den Zielsetzungen entsprechend werden die Aspekte der sich ändernden Rollen und des Selbstverständnisses der jüdischen Frauen seit der Spätaufklärung bis zum Nationalsozialismus im Zusammenhang mit der Publizistik und Kommunikationsgeschichte erörtert. Andererseits können die interdisziplinären Forschungsansätze auch als Beiträge zu den Genderstudies und der Frauenforschung gelesen werden.

Hedvig Ujvári (Piliscsaba)

Lethen, Helmut: Der Sound der Väter.

Gottfried Benn und seine Zeit. Berlin: Rowohlt, 2006. 318 S.

Es lässt sich neuerdings wieder der Trend beobachten, Schicksale und Geschichten – eigentlich die Biographie eines Schriftstellers oder Denkers – zu schreiben. Die theoretischen Über-

legungen, Gedanken und „Richtlinien“ haben parallel zur Anzahl der biographisch angelegten Werke stark zugenommen. Wenn man die methodologische Herangehensweise von

großen Biographen, wie Rüdiger Safranski oder Helmuth Kiesel, untersucht, entdeckt man die verschiedensten Ansichten und Anschauungen, die die zeitgenössische Biographieliteratur prägen. Helmut Lethens Gottfried-Benn-Biographie, die bei Rowohlt unter dem Titel „Der Sound der Väter“ erschien, wird meiner Meinung nach nicht nur die Benn-Forschung, sondern auch die Theorie der Biographie stark beeinflussen.

Dieses Buch ist keine Biographie. Ich bewundere Biographen, die eine Figur aufs Papier setzen, welche einen Schatten wirft, nach Atem ringt, sich in Alltagsroutinen ergeht [...]. Mir war das im Falle Benn nicht möglich. Es schien mir angebrachter, Ruheplätze, auf denen ich ein Problemfeld [...] umkreise, mit Kalenderstrecken zu verbinden (S. 11).

Wir können nach der Lektüre des Lethenschen Buches feststellen, dass der Verfasser ein Paradebeispiel für die topologisch angelegte Biographie entworfen und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Lethen versteht den Begriff „Diskurs“ wortwörtlich. Er will verstehen, wie Benn die kulturellen, politischen und philosophischen Debatten verstand und welche Position er in diesen Debatten vertrat. Lethen zeigt, welche Denktraditionen und Denklinien für den Schriftsteller wichtig waren und mit welchen anderen Schriftstellern er debattierte. Die Erkenntnisse, die er gewinnt, mögen für den zeitgenössischen Leser oft verwirrend und unglaublich erscheinen. Geschichtliches Denken fordert aber

etwas mehr vom Leser und will mehr zeigen, als die pure Auslegung der Texte. Der Untertitel des Buches heißt: „Gottfried Benn und seine Zeit“. Man müsste diesen aber umkehren, denn das Werk beschreibt die Zeit, in der der Dichter lebte, sowie Gottfried Benn. Der Schriftsteller wird Teil der geschichtlichen, soziologischen und literarischen Prozesse, die aber auch ohne Benn verständlich wären, Benn aber ohne diese Prozesse, ohne seine Zeit nicht. Das ist vielleicht das größte Verdienst dieses Buches, dass es diese Sichtweise 300 Seiten lang konsequent durchzieht und das große Werk Lethens aus dem Jahre 1994 „Verhaltenslehre der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen“ fortsetzt.

Wie nähert man sich so einem umstrittenen Schriftsteller in einer „Biographie“? Wie sollen sein Verhalten, seine Motive und sein Leben deutlich gemacht werden? Wie soll er verstanden werden, ohne dass die problematische Stellung Benns in der deutschen Kulturgeschichte nicht zu kurz kommt? Weder hofiert, noch beschuldigt Lethen den Schriftsteller, stattdessen versucht er anhand von ihm ausgewählter Themen „Gottfried Benn und seine Zeit“ dem Leser verständlich zu machen und zu beschreiben. Beeindruckend ist, wie der Verfasser den Puls der Jahrhundertwende spürt und versteht, denn die Schwerpunkte oder „Ruheplätze“, wie er sie nennt, beschreiben nicht nur die Bennsche Motivation, sondern auch den Zeitgeist einer ganzen Generation, einer ganzen Epoche. Begriffe wie Nervosität, Geniejahre und Krieg

markieren die Zeit, die dann später überraschenderweise im Nationalsozialismus, im Zweiten Weltkrieg und in der Judenverfolgung mündete.

Unglaublich spannend ist in diesem Werk, wie die harsche Zivilisationskritik und der Primitivismus-Kult beschrieben werden. „Zivilisation [erscheint] als dünne Eisschicht einer Oberfläche, die durchbrochen werden muss, um zu den Tiefen des Seins zu gelangen“ (S. 136 f.). Diese Zivilisation, die lange Zeit die humanistisch-christlich geprägte Kultur des Abendlandes zusammenhielt, wird durch die gesellschaftlichen Umwälzungen geschwächt und teilweise sogar vernichtet. Dieses Thema hängt sehr eng mit einem Problem zusammen, das im Buch meisterhaft umkreist wird: Es ist Benns Verbrechen. Wir haben es in diesem Fall aber nicht mit einem Verrat an seinen Zeitgenossen, Freunden, Kollegen, Dichtern und Denkern zu tun oder besser gesagt nicht in erster Linie damit. Verraten wird die humanistisch-christliche Kultur, die gesamte jüdisch-christliche Zivilisation, ohne deren „dünne Eisschicht“ die schlimmsten Katastrophen und Ereignisse der Geschichte eintreten konnten und können. Während des Lesens fallen einem unbewusst die Worte Aurél Kolnais – eines Zeitgenossen Benns – über Ekel ein. Laut Kolnai ist Ekel mehr als Missfallen und weniger als Hass, der viel mehr als man ahnen könnte die gesellschaftlichen Beziehungen unter den Menschen beeinflusst. Ekel ist seiner Meinung nach eine „unerträgliche Belästigung“. Ähnlich ist auch das Gefühl Benns über die

Zivilisation, die von Benn stark missachtet wird und der gegenüber er eine Art Ekel empfindet sowie gegen jede Argumentation, die sich auf die Verantwortung für die menschliche Zivilisation beruft. Lethen liest parallel zu Benn die Werke Nietzsches, was uns bereits weitere Schwerpunkte des Buches präsentiert. Denn ohne Nietzsches Denken wird weder Ernst Jünger noch Carl Schmitt verständlich.

Die Sprache und das Buch selbst blühen erst dann richtig auf, wenn Lethen die Zeit Benns nach 1945 schildert. Beeindruckend ist das Kapitel, in dem die Dreierkonstellation Carl Schmitt, Ernst Jünger und Gottfried Benn analysiert wird. „Wir sind von außen oft verbunden, / wir sind von innen meist getrennt“ (S. 257) – schreibt Gottfried Benn in seinem Gedicht „An Ernst Jünger“. Und es ist wirklich das große Verdienst dieses Kapitels, dass es die in den Köpfen sehr stark verbundenen Persönlichkeiten (Ernst Jünger, Gottfried Benn und Carl Schmitt) trennt. Es zeigt, welche Gemeinsamkeiten auf der Oberfläche die drei großen umstrittenen Geister verbinden, aber noch deutlicher wird, welche tatsächlichen Unterschiede die drei trennen. Nur so können diese unglaublich spannenden Jahrzehnte und die facettenreichen Gruppierungen und Gedanken des 20. Jahrhunderts verstanden werden. Besonders interessant ist dieser Aspekt aus der Sicht der ungarischen Benn-Forschung. Gottfried Benn wird in Ungarn kaum in der Perspektive der konservativ revolutionären Bewegung beschrieben. Die Rezeption solcher Werke ist also beson-

ders lehrreich und weiterführend für den ungarischen Leser, dem die Vielschichtigkeit und Vielseitigkeit der rechten politischen Strömungen der deutschen Zwischenkriegszeit nur sehr sporadisch bekannt sind.

Der ästhetische Wert des Bennschen Werkes ist seit längerem unbestritten, wobei seine Person, seine Tätigkeit als Autor, Denker und Mensch bis heute äußerst strittig ist. Lethens Buch macht Benn nicht „unbestrittener“, es macht aber verständlich, wieso es immer wieder Intellektuelle gibt, die über ihn debattieren. Es macht verständlich, wieso manche Benn wie eine Ikone bewundern und seine Fehlentscheidungen vielleicht etwas zu schnell entschuldigen, während andere, seine Werke missachtend, nur den Wegbereiter und Komplizen Hitlers in ihm

sehen wollen. Beide Wege sind mit Sicherheit falsch, und diese Sichtweise bestärkt Lethen, indem er sowohl den Gegnern als auch den Verehrern Benns neue Perspektiven eröffnet, einander zu verstehen.

„Ich persönlich finde an einem Autor, der mich fesselt, gerade das Biologisch-Familiäre sehr interessant“ (S. 266) – schreibt Benn an Armin Mohler im Jahre 1950. Das Buch von Helmut Lethen gibt sowohl das Familiäre, als auch das Geistliche Gottfried Benns wieder, ohne dass man sich gleich in einem Ossarium fühlen würde. Durch diese Arbeit kann sich der Leser nicht nur über den Dichter Gottfried Benn, sondern – was ja deutlich mehr ist – auch über „seine Zeit“ ein Bild machen.

Zoltán Szalai (Budapest)

Miladinović-Zalaznik, Mira; Motzan, Peter; Sienerth, Stefan (Hg.): *Benachrichtigen und vermitteln. Deutschsprachige Presse und Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert.* München: IKGS Verlag, 2007 (Veröffentlichung des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas, Wissenschaftliche Reihe, Bd. 110). 452 S.

Der vorliegende Sammelband geht aus einer Fachtagung über die deutschsprachige Presselandschaft Südosteuropas in Strunjan (Slowenien) im Jahre 2004 hervor, die in Zusammenarbeit des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS) und der Abteilung für Germanistik der Universität Ljubljana/

Laibach organisiert wurde. Die internationale Zusammenarbeit deutscher, slowenischer, kroatischer, serbischer, österreichischer, rumänischer, ungarischer und slowakischer Germanisten ermöglichte die Präsentation und die sozialgeschichtlich, kulturhistorisch sowie literaturwissenschaftlich fundierte Analyse der Presseerzeugnisse der Region. Der recht umfangreiche Sam-

melband strebt die Bestandsaufnahme der Presseprodukte, die Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse, die wissenschaftliche Wertung der Periodika und die Bearbeitung der Kontakte zu den unterschiedlichen Nationalkulturen an. Die 22 wissenschaftlichen Beiträge lassen Tendenzen in der Geschichte der Presse erkennen. Aus den 22 Beiträgen sollen nun vier dargestellt werden, zwei mit Bezug auf Ungarn, weitere zwei mit Bezug auf Rumänien. Durch diese Auswahl sollen alle historischen Etappen umrissen werden und auf die Unterschiede und Schwierigkeiten im historischen Kontext Bezug genommen werden. Der Band ist letztendlich viel mehr als die Summe ihrer Beiträge.

Der ‚polyethnische Kulturraum‘ wird in diesem Forschungsband in drei Einheiten – als Mikroregionen mit unterschiedlichen Entwicklungstendenzen – vorgestellt: Als südslawischer, rumänischer, ungarisch-slowakischer Raum nimmt er Gestalt an und dient als Grundlage der Einteilung der veröffentlichten Beiträge. Die wichtigste Funktion, die die Geschichte der deutschen Presse bestimmt hat, war ihre kulturelle Vermittlerrolle. Diese wird durch *Peter Motzans* Profilskizze über das „Czernowitzer Tagblatt“ („Links, wo das Herz schlägt“) veranschaulicht, die die recht problematische Geschichte der Bukowina unter die Lupe nimmt. Die historischen Traditionen des interethnischen Zusammenlebens sind besonders in der Bukowina tief verwurzelt. Als das „Czernowitzer Tagblatt“ erschien (1935), hat sich die rumänische Wirtschaft schon nach der

Weltwirtschaftskrise einigermaßen erholt. Die politische Lage ist durch das Festhalten an dem einheitlichen Nationalstaat und an dem Aufrechterhalten des Status quo zu charakterisieren. Die Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie hat die Benutzung der deutschen Sprache in den Nachfolgestaaten nicht beeinträchtigt, das Deutsche blieb weiterhin Ausdrucksmedium des Czernowitzer Judentums. Bei der Charakterisierung des kulturellen Lebens zeugen die Berichte des „Czernowitzer Tagblattes“ von einem produktiven Miteinander der Angehörigen der Minderheiten: Rumänische, ukrainische, deutsche, polnische, jüdische Künstler werden auf gleiche Weise vorgestellt. Eingang fand ins „Czernowitzer Tagblatt“ auch die deutschsprachige Exilliteratur.

Eduard Schneider thematisiert in seinem Beitrag die literarischen Entfaltungsmöglichkeiten in den Jahren des real existierenden Sozialismus. Der jüngsten Autorengeneration der „Neuen Literatur“ gelang nämlich in den 1970er Jahren in der Sozialistischen Republik Rumänien eine literarische Erneuerung (gegenüber den Dogmen der kommunistischen Literaturproduktion) und dadurch die Sensibilisierung der rumäniendeutschen Öffentlichkeit für Fragen der Literatur. Der literarische Neuanfang der Aktionsgruppe Banat konnte das ideologische ‚Tauwetter‘ nutzen, es wurden vorteilhafte Rahmenbedingungen für die deutschen Minderheitenkulturen geschaffen, die auch über die Grenze Rumäniens hinweg rezipiert und geschätzt wurden. Durch Experimente in der Lyrik gelang dieser

Generation ein Anschluss an den deutschen Literaturbetrieb.

Die deutsche Presselandschaft Ungarns ist durch zwei wissenschaftliche Beiträge vertreten: durch den Bericht *Zoltán Szendis* über die „Fünfkirchner Zeitung“ und durch *András F. Balogh*s Beitrag über den „Pester Lloyd“. *Szendis* informiert über das Bestehen eines deutschsprachigen Presseprodukts in Pécs/Fünfkirchen, das sicherlich in die Fülle der Periodika und Zeitungen des Landes passt. *Balogh* behandelt in seinem Beitrag über den „Pester Lloyd“ die letzten Erscheinungsjahre – zur Zeit des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges. Sehr viele bekannte ungarische Schriftsteller waren gleichzeitig Pester Lloyd-Korrespondenten, so ist in der Literaturvermittlung sowohl Ungarisches als auch Deutsches aufzuweisen. Aus *Balogh*s Ausführung wird ersichtlich, dass der „Pester Lloyd“ auch das Sprachrohr der zu vermittelnden ungarischen und deutschen Kultur war.

Aus den Beiträgen geht hervor, dass das Vorhandensein und die aktive Nutzung der deutschen Sprache in Ostmittel- und Südosteuropa bis zur Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie durch das Staatsgefüge dieses Vielvölkerstaates mit dem Zentrum Wien ein natürliches Phänomen ist. Danach ist die aktive Nutzung des Deutschen durch die geographischen Räume und Regionen mit deutschsprachiger Minderheit zu begründen. Den Herausgebern und Autoren des Bandes ist das selbst gesetzte Ziel der Bestandsaufnahme sehr gut gelungen: Er bietet einen ansprechend präsentierten und wissen-

schaftlich fundierten Einblick in die Presselandschaft Ostmittel- und Südosteuropas.

Wie die Aufsätze belegen, wird der Assimilierungsprozess in jeder Region durch das Aufkommen der Bestrebungen des Zustandbringens einer Staatsnation beschleunigt, in dieser Hinsicht konnte sich dann die deutsche Sprache als Vermittlerin der deutschen (deutschsprachigen) Kultur nicht mehr lange halten: Das Einstellen vieler deutschsprachiger Periodika hängt (v.a. am Anfang des 20. Jahrhunderts) mit der Übernahme der Kultur der Mehrheitsnation im multiethnischen Gebiet als Leitkultur zusammen. Sehr oft sind die Autoren und Zeitungsherausgeber mehrsprachig, d.h. sehr oft bewegen sie sich in mehreren Sprachen ganz natürlich.

Festgestellt wird im Band auch das Festhalten der Minderheitenkultur – auch der deutschen Kultur – an Heimatbekenntnissen, Abhandlungen über das Volksleben, und an volkskundlichen Beiträgen: Diese identitätsstärkenden Faktoren sollen innerhalb der Assimilationsprozesse die Standhaftigkeit der Volksgruppe sichern. Die nach der Auflösung der Donaumonarchie erschienenen Zeitungen Ostmittel- und Südosteuropas müssen als Bekenntnis der tiefen Verbundenheit mit der deutschen Sprache betrachtet werden. Nicht in jedem Fall kann und muss über eine thematisch minderheitenbezogene Zeitung die Rede sein, jedoch ist sie ein identitätsbildender Faktor, sei es als Sprachrohr des deutschsprachigen Judentums oder der deutschen Minderheit.

Dieser Sammelband liefert die Grundlage zu weiteren Forschungen. Sein Wert liegt vor allem darin, dass er viele wissenschaftliche Erkenntnisse bezüglich dieser Presselandschaft zusammenfasst. Zu begrüßen ist das Bestreben, ein in seiner kulturellen Vielfalt doch Gemeinsamkeiten lieferndes Panorama vorstellen zu wollen, und

der Charakter der Bestandsaufnahme, welcher das Phänomen der regionalen Unterschiedlichkeit ganzheitlich auffasst. Der fächerübergreifende, interdisziplinäre Ansatz macht den Sammelband für eine Reihe von Wissenschaftszweigen interessant.

Angela Korb (Budapest)

Mitterbauer, Helga; Balogh, András F. (Hg.): Zentraleuropa. Ein hybrider Kommunikationsraum. Wien: Praesens, 2006. 311 S.

Die niederländische Kunsthistorikerin und Narratologin Mieke Bal beruft sich in ihrer neueren Arbeit zur Kulturanalyse und zur Theorie der wandernden Begriffe („travelling concepts“) nicht ohne Grund auch auf den Terminus Hybridität, um die „Wanderschaft“ der Begriffe durch Fachbereiche, Kontexte und Perioden zu veranschaulichen. *Hybrid, Hybridität, Hybridisierung* sind ursprünglich Ausdrücke aus der Biologie und Ethnologie, die bereits in Verbindung mit Bachtins Überlegungen zur Dialogizität und Polyphonie von Romanen metaphorisch verstanden und im Kontext der Postkolonialismustheorien und der Diskussion um die kulturwissenschaftliche Umorientierung philologischer Fächer zu kulturtheoretischen Leitbegriffen umgedeutet wurden. Einen produktiven Wandel in dieser „Wanderschaft“ des Begriffes brachte nicht nur die metaphorische Ausweitung der Bedeutungen von Hybridität (ihre Anwendung auf literarische Texte oder kulturelle Misch-

formen), welche die intertextuelle Verbindung von der Redevielfalt explizit narrativer, literarischer Texte mit der Pluralität persönlicher und kollektiver Identitäten erlaubt. Entscheidender ist die Überschreitung der in den Begriffen der Hybridität und Polyphonie implizierten binären Oppositionen durch die Ablösung der Grenzziehung *zwischen* ihnen durch jene *innerhalb* der sprachlichen Repräsentation. Durch die Rekonzeptualisierung von Hybridität als innerkulturelle oder innersprachliche Erscheinung werden kulturelle Alteritätsphänomene mit der poststrukturalistischen Fragestellung nach dem Verhältnis der Sprache zum Repräsentierten verbunden: Literarische Texte sind als Austragungsorte innerkultureller Differenzen, als Überschneidungsräume der Begegnung vom Fremden und Eigenen anzusehen.

Im Tagungsband, wie auch an der ihm zugrunde liegenden Jahrestagung des literatur- und kulturwissenschaftlichen Komitees der Österreichischen

und Ungarischen Akademie der Wissenschaften (Wien, September 2005), wurde der Versuch unternommen, theoretische Konzepte, Ursachen und Hintergründe des Phänomens Hybridität im zentraleuropäischen Kommunikationsraum sowie die Vernetzung der kulturellen Kommunikation zwischen Autoren, literarisch-künstlerischen Bewegungen und Nationen näher zu betrachten. Den Bedeutungsfeldern des Begriffes Hybridität ähnlich, sind die 18 Beiträge von NachwuchswissenschaftlerInnen und prominenten VertreterInnen der deutschsprachigen Literatur- und Kulturwissenschaft aus Österreich, Ungarn, Rumänien und Kroatien nicht nur interdisziplinär konzipiert, sondern auch ausgesprochen „hybrid“, was die theoretisch-methodologischen Prämissen, die Interpretationen der Hybridität (als Mehrsprachigkeit, als Pluralität in der Narratologie, als historischer Kontext, als biographische Erfahrung) betrifft.

Helga Mitterbauers einleitender Grundbeitrag gibt einen präzisen Überblick über gängige Konzepte und Positionen in der einschlägigen anglo-amerikanischen und frankophonen Forschung. So geht sie auch auf Homi Bhabhas Hybriditätskonzept, auf seine Vorstellungen von dem Dritten Raum („third space“) und von der Nation als imaginatives Konstrukt ein. Eingeführt werden ferner die Konzepte des Métissage, der Kreolität, des Rhizoms, Ulf Hannerz' Idee der Weltkultur und Arjun Appadurais Diskussion kultureller Flüsse. Die Relevanz dieses Forschungsfeldes für den zentraleuropäischen Kommunikationsraum soll

auch Mitterbauers Analyse der Wiener Moderne und der Multiperspektivität einer Wochenzeitung des Wiener Fin de Siècle nachweisen.

Der Aufsatz von *Szilvia Ritz* geht auf die in der Diskursgeschichte einer „Österreichischen Literatur“ wiederholte Gretchenfrage „Gibt es sie? Gibt es sie nicht?“ ein und sie rekapituliert die relevantesten, einander nicht selten diametral entgegen gesetzten, Positionen in dem Diskurs über die Existenzberechtigung einer eigenständigen österreichischen Literatur. So widmet sie sich den kanonisierten literaturgeschichtlichen Darstellungen, den Ansätzen und Argumentationen von Klaus Zeyringer, Johannes Anderegg, Joseph P. Strelka, Claudio Magris, Herbert Zeman und Wendelin Schmidt-Dengler. Der Zusammenhang zwischen literarischem Erzählen und nationaler Verortung, die Strukturen, die den Diskursverlauf über die „Österreichische Literatur“ regeln, die Funktionen der Imagination und Tradition für die Konzeption der Nationalliteratur gehören jedoch nicht zu ihrem Gegenstand.

Emil Hargittay hebt in der Tätigkeit von Péter Pázmány, des Jesuitenmönchs und Erzbischofs von Gran, jene integrativen Züge, jene Bemühungen um sprachliche, religiöse, gesellschaftliche und politische Integration hervor, die in der ungarischen Geschichtsschreibung und in der Sekundärliteratur zu Pázmány bisher unbeachtet blieben. Nach der kanonischen Interpretation gehört nämlich Pázmány eindeutig zur konfessionellen Opposition zur Zeit der Gegenreformation und der katholischen

Restauration. Er förderte aber auch den Gebrauch der slowakischen Volkssprache, plädierte für die Gewährung der Religionsfreiheit und legte als ökumenischer Denker in seinem Grundwerk „Wegweiser“ das Gemeinsame in der protestantischen und katholischen Auffassung dar.

Dem durch das Scheitern der Reformen Josephs II. ausgelösten josephinischen Trauma und seinen zeitgenössischen Bewältigungsstrategien widmet sich der Beitrag von *Franz Fillafer*. Die Traumatisierung führte, so seine These, zu einer langfristigen Krise der Identifikation mit der Aufklärung, die auch als Synonym für die josephinischen Anmaßungen abgelehnt wurde. Fillafer fokussiert auf die Paradoxa der Identifikation mit der josephinischen Aufklärung nach 1790 und hebt die gedächtnisgeschichtliche Relevanz der Aufklärung in der Habsburgermonarchie für sämtliche Nachfolgestaaten hervor.

Der Beitrag von *Mária Rózsa* gewährt einen Überblick über die deutschsprachige Presse des Vormärz in den drei Donauhauptstädten Wien, Pressburg und Pest-Buda. Als wichtigste Medientypen der Zeit untersucht sie die politische Haltung, die Zensurbestimmungen, die Rubriken der politischen Zeitungen, Gesellschaftsblätter, Revuen und literarischen Zeitschriften, belletristischen Periodika und die rege Kooperation zwischen den Redaktionen in Wien, Pressburg und Pest-Buda. *Orsolya Bubryák* lenkt anschließend den Blick auf das anachronistische Mäzenatenprogramm des Grafen Georg Leopold Erdödy im Zeichen des

Ahnenkults. In ihrer Analyse dieser künstlerischen Formensprache sowie des historischen Kontextes dieser Legitimierungsprozesse geht sie auch auf die Konstruktionsmechanismen der glorreichen Vergangenheit bei anderen Adelsgeschlechtern ein.

Mihály Szívós analysiert in seinem Beitrag die Geschichte der Differenzziehung zwischen der „moralischen Welt des Werkes und der des Verfassers“ vom Altertum an (bereits dieser Anspruch verunmöglicht allerdings jene textnahe Erschließung narratologischer Komplexität, die der Titel verspricht). In Petőfis Dichtung untersucht er die Einheit zwischen Text und Verfasser, um dann durch Querverweise auf die Sprachkrise (Hofmannsthal) und Walt Whitman die „Vervielfältigung“ des lyrischen und auktorialen Ichs u.a. bei Ady, Pessoa und Attila József zu erläutern.

Auch *István Fried* nimmt Textbeispiele aus der ungarischen Literatur, denn er widmet sich den „Arbeitstagebüchern“ von Sándor Márai und Imre Kertész. Márai erlebte während der Emigration den Sprach- und Persönlichkeitsverlust konkret; seine Tagebücher sind nicht nur Epochendokumente, sondern sie erfüllen auch eine Memoiren-Funktion. Kertész setzt in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen, so Fried, Márai fort, da er „die Identitäts- und Sprachkrise einerseits aus der von ihm Schicksallosigkeit genannten ‚Perspektive‘, andererseits innerhalb des ironisch behandelten Problemkreises der Autorschaft, der Handlungs- und Fiktionsgestaltung betrachtet“ (196). Die behandelten Texte

erfüllen die traditionellen Erwartungen an Schriftstellertagebücher nicht: Sie wurden belletristisch konstruiert, enthalten reflexive Stellen, romanhafte Episoden mit komplexer Handhabung der Zeit und thematisieren die sprachliche Erschaffbarkeit der Identität als Problem und Aufgabe.

Ausgehend von Homi Bhabhas Hybriditätskonzept analysiert *Zita Veit* Übersetzungen ungarischer Bühnenwerke in Wien nach dem Ausgleich, d.h. die kulturelle und politische Vermittlungstätigkeit des Wiener Verlegers, Schriftstellers und Übersetzers Leopold Rosner. Literarische Übersetzungen sind eine Form von Machtausübung, die Verleger sind Konstrukteure von Kulturen (so ihre Thesen) und in Anlehnung an Bourdieu sind auch alle Akteure und das literarische Feld im Kontext dieser Macht zu untersuchen. Ebenfalls die übersetzerische Tätigkeit, die Vermittlung österreichischer Literatur in Ungarn und Rumänien, wird im Beitrag von *Enikő Gocsmán* über Zoltán Franyós Übersetzungen im österreichisch-ungarischen Kontaktfeld des 20. Jahrhunderts erläutert. Sie überblickt die literarische und übersetzerische Tätigkeit, die persönlichen und literarischen Österreich-Beziehungen des zweisprachigen Intellektuellen Franyó, der als rumänischer Staatsbürger zwei Minderheiten, die ungarische und die deutsche, vertrat und sich für einen überzeugten Europäer hielt.

Milka Car lenkt den Blick auf die Tätigkeit Stjepan Miletić', der mit Hilfe deutschsprachiger Theatertheoretiker und -praktiker zur Etablierung des kroatischen Theaterinstituts beitrug.

Die Situation des Zagreber Theaters in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verortet *Car* im Spannungsfeld zwischen Tradition und Erneuerung: Miletić versuchte, die nationale Tradition, die Konstruktion nationaler Identität im Medium des (Zagreber) Nationaltheaters mit innovativen Bestrebungen nach ästhetischer Autonomie in Einklang zu bringen.

Stefan Simoneks Beitrag widmet sich den metasprachlichen, marginalen und karnevalisierten Lektürepraktiken des Stadtexts Wien um 1900. Er geht auf die Pluralität des urbanen Raums als Text in vergleichenden Analysen von jeweils einem deutschsprachigen Autor der Wiener Moderne und einem Vertreter der slawischen Moderne ein. Die textnahe Interpretation von Werken von Hofmannsthal und Josef Svatoopluk Machars, Schnitzlers und Ivan Cankars, Felix Saltens und Tadeusz Rittners erläutern drei Lektürepraktiken des Stadtexts, die sich mit den gleichen, dem Zeichenreservoir der Großstadt bereitgestellten Kodes auseinandersetzen.

Dem Forschungsthema Großstadt, dem topographischen Blick auf den zentraleuropäischen kulturellen Raum widmen sich auch die meisten Beiträge des vierten Abschnitts. *Szilvia Kovács'* Analyse des Bildbandes „Kaiserliches Wien – königliches Budapest“ ergänzt die in ihrem Beitrag vorgestellten theoretischen Diskussionen über die topographische Wende der Kulturwissenschaften, über die Lesbarkeit der Stadt als Text, als praktisches Interpretationsbeispiel. Das Stadtgeflecht ist, auch wenn es nicht primär schriftlich

oder sprachlich existiert, eine Textur, ein diskursives Konstrukt, das infolge kultureller Interaktion und durch visuelle, textuelle Repräsentationen entsteht und mit semiotischen, rhetorischen und archäologischen Interpretationsmustern gedeutet werden kann.

Eva Tropper geht, Szilvia Kovács ähnlich, von dem „spatial turn“ und von der These aus, dass Bilder und Fotos den Raum nicht abbilden, sondern performativ mitkonstruieren. Sie untersucht in diesem Kontext den sozialen Gebrauch der Ansichtskarten um 1900, die als Reaktionen auf eine neue Erfahrung von Räumlichkeit, auf die Überwindung räumlicher Grenzen in einer standardisierten postalischen Kommunikation zu deuten sind.

Hajnalka Nagy thematisiert in ihren Ausführungen nicht nur die monarchische Topographie, sondern eher die Metaphorik des Körpers und die Funktion des Namens bzw. der Namenlosigkeit ausgewählter Figuren in Bachmanns Werk. Dabei geht sie auf jene Hybridität von Schrift, Sprache, Weltsicht und Revolte ein, die ihrer These nach bei Bachmann dekonstruiert werden.

Ausgehend von Jürgen Links Überlegungen zur Literaturanalyse als Interdiskursanalyse erläutert *Eszter Propsz* die identitätsstiftende Funktion von Texten der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. Am Beispiel von textnahen Interpretationen argumentiert sie für die Öffnung des Kommunikationsraumes „ungarndeutsche Gegenwartsliteratur“ durch die Bewusstmachung der Kommunikation zwischen den diesem Raum zugeordneten

deutschsprachigen Texten und den ungarndeutsche Identitätsvorlagen konstruierenden ungarischsprachigen Texten. Unter anderem auch auf einen, von *Eszter Propsz* als Beispiel für die diskursive Position des „Schicksalstragenden“ analysierten Text, nämlich auf Márton Kalász' „Winterlamm“, geht auch *András F. Balogh* ein, dessen Beitrag sich den Begriffen der Heimat, der (regionalen, nationalen, europäischen) Identität und der Hybridität in Texten von György Konrád, Imre Kertész, Péter Esterházy, Pál Bodor, Valeria Koch und Péter Nádas widmet. Er lenkt die Perspektive auch auf die historischen Erfahrungen im Kontext jener kulturellen Phänomene (wie dem Legitimationsschwund der großen Schlüsselerzählung der Nation und des Nationalstaates), die in den interpretierten literarischen Texten problematisiert werden, und die zweifelsohne auch auf den medialen Wechsel und ihre Konsequenzen auf die Denkstrukturen, die Konstruktionsweisen von Identitäten zurückzuführen sind.

Der eingängige Beitrag von *Erzsébet Berta* wirft schließlich einen kritischen Blick auf die Wechselbezüge zwischen dekonstruktivistischer Philosophie und dekonstruktivistischer Architekturtheorie und -praxis. Basierend auf Peter Eisenman, Wolfgang Welsch, Derrida und Heidegger legt sie die Beurteilung des Dekonstruktivismus als Architekturprogramm und unterschiedliche architektonische Weltentwürfe (das Architekturvokabular philosophischer Denkmodelle) offen. Sie setzt sich dabei auch mit dem Ziel der Dekonstruktivisten und mit der

heutigen Stellung der Architektur als Denkfigur einer metaphysischen Weltkonstruktion auseinander. Schlussendlich geht sie – dem einleitenden theoretischen Beitrag ähnlich – auch auf ein

Wiener Beispiel, nämlich auf die Stereotype und Paradoxa der städtischen Architektur Wiens ein.

Eszter Pabis (Debrecen)

Mitterbauer, Helga; Ritz, Szilvia (Hg.): Kollektive und individuelle Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg. Wien: Praesens, 2007. 216 S.

„Beiläufig gesprochen: Von *zwei* Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist ein Unsinn, und von *Einem* zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts.“ Wittgensteins leichtfüßige Mahnung im „Tractatus logico-philosophicus“ (5.5303), auch wenn sie im sprachphilosophischen Kontext hervorgebracht wurde, erlangt ihre Gültigkeit besonders angesichts laufender kulturwissenschaftlicher Studienproduktion: Wohl kaum ein zweiter Themenbereich inspirierte in solchem Maße die verschiedensten Sparten der Forschung wie jener der Identität. Angesprochener Umstand kann sowohl differenzierte Einblicke in literatur- oder kulturhistorische Fragestellungen begünstigen wie auch zu ungenauen Begriffsverwendungen verleiten. Der Tagungsband, der aus einem bilateralen Projekt der Budapester Károli Gáspár Reformierten Universität und der Karl-Franzens-Universität Graz hervorgegangen ist, liefert in seinen zwölf Beiträgen genügend Zeugnisse für beide Optionen.

Im Dickicht des Identitätsdiskurses wird hier allerdings eine Fährte einge-

schlagen, die sich als roter Faden und somit auch als Hilfsinstrument durch die Einzelstudien zieht: Eine Kombination von Konzepten, die einerseits aus einer wie auch immer definierten Identitätssetzung und andererseits aus Thesen zur Erinnerungskonstruktion Assmann'scher Prägung besteht, dient der genaueren Absteckung eines auch zeitlich begrenzten Analysebereichs, der zudem wie geschaffen ist, sich ausdrücklich der Frage anzunehmen, wie nach dem Ersten Weltkrieg die persönliche Zugehörigkeit zu einer (postulierten) Nation zu definieren wäre. Dabei scheint symptomatisch zu sein, dass die jeweiligen Auseinandersetzungen meist mit harten Oppositionen arbeiten, d.h. auf solche Muster angewiesen sind, in denen eine wie auch immer geartete Identifikation stets als Ablösung oder Entfernung von etwas Gegengesetztem sichtbar wird.

Die Beiträge, die im Band in einer chronologischen Reihenfolge angeordnet sind, lassen sich in literaturhistorische, historiografische und pressegeschichtliche Abrisse unterteilen. Die wohl umsichtigste literaturgeschicht-

liche Analyse wird dabei von *Alexandra Millner* geliefert, die anhand der Schriften von Roda Roda und Wilma von Vukelich, zwei aus Slawonien stammenden Autorinnen, gerade jene Fallen evident macht, die von einer Zusammenführung von biografischen, durch den multiethnischen Hintergrund vorgezeichneten Details und dem konkreten schriftstellerischen Text bereit gestellt werden können. Zwei konträre Monarchiebilder sind hier nämlich am Werk, die jeweils in krassem Gegensatz zum eigenen Lebensweg entworfen wurden. Den Wandlungen von symbolträchtigen oder als solche instrumentalisierten Akteuren der Geschichte gehen *Szilvia Ritz* und *Péter Varga* in ihren Studien nach: Zwei Lustspiele Franz Molnárs, die einerseits Napoleon, andererseits Kaiser Franz Joseph I. als emblematische, binäre Oppositionen bereit stellende Figuren aktivieren, werden von *Ritz* für die dramaturgischen Konstellationen als identifikatorische Eckpunkte ausgewiesen, wobei unnötig stark auf die Assmann'schen Gedächtniskategorien rekurriert wird. In seiner textnahen, motivisch orientierten Kurzlektüre verfolgt *Varga* die ambivalenten Implikationen des in Andreas Latzkos Erzählung expressionistisch eingesetzten Rákóczi-Marsches und zwar vor der Folie des in seiner Symbolkraft vergleichbaren Radetzki-Marsches: Beide scheinen nach dem Ersten Weltkrieg ihren intendierten patriotisch-nationalen Pathos stark eingebüßt zu haben. Die Schwierigkeiten, die sich aus dem Beharren auf einer strikten Kategorisierung wie Familienidentität vs. nationale

Identität ergeben, werden im Beitrag von *Antonia Opitz* zu den Autobiografien des Ehepaares Károlyi sichtbar: Ohne nämlich die Folgen einer starken und daher auch trügerischen Selbstinszenierung zu beachten, drohen aufgezwungene Zuschreibungen gerade über spezifische, persönliche Strategien hinwegzutäuschen. Von dieser Warte aus erweist sich denn auch *Zsuzsa Bognárs* kritische, sich auf Ricoeur berufende Definition der Identität als tragfähig: Ihr Plädoyer für die raumzeitliche Dynamisierung des Identitätsbegriffs lässt somit zu, in „diaristischen“ und autobiografischen Texten von Béla Balázs die Auflehnung gegen jedwede Identitätsfixierung nachzuvollziehen. Von dem her muss aber der Abschluss des Beitrags, der unerwartet den kaum reflektierten Begriff der Hybridität als Interpretationshilfe einführt, als eher unmotiviert eingestuft werden. An der Schwelle von Literaturgeschichte und ihrer Geschichtsschreibung lässt sich die essayistisch gestimmte Studie *Alice Bolterauers* zur Kaffeehausliteratur und dem von ihr evozierten Österreichbild verorten, die zugleich ein beredtes Zeugnis dafür ablegt, wie einprägsam gewisse stereotypisierte, von der Literaturgeschichtsschreibung selbst produzierte Begriffe fungieren können. Denn hier wird weder das Fremdbild Österreichs aufgedeckt noch eine tiefere Einsicht in die sog. und nicht näher definierte Kaffeehausliteratur geboten.

Anita Czeglédy konzentriert sich indessen auf die emblematische Figur von Mihály Babits und dessen „Geschichte der europäischen Literatur“ – ein weitestgehend kanonisiertes

Standardwerk des ungarischen Literaturbetriebs –, der in einer extrem politisierten Zeit mit seinem expliziten Elitarismus und seiner harmlosen, sich humanistischer Parolen bedienenden Schöngestigkeit wohl eher dazu beitrug, ein Bild vom literarischen Elfenbeinturm zu verfestigen. Die von *Czeglédy* anvisierte kulturwissenschaftliche, auf die historisch-politischen Kontexte eingehende Fragestellung hätte sich in diesem Sinne als äußerst fruchtbar erweisen können: Der Drang nach dem Entwurf einer präskriptiven, aber stets mit humanistischer Axiologie argumentierenden Literaturgeschichte hätte vor dem Hintergrund der zeitgenössischen europäischen Geschichte eine konfrontative Analyse in die Wege leiten können. Ähnliches gilt für den Beitrag von *Gábor Ujváry*, der in einem kursorischen Überblick die Wichtigkeit von Wiener Geschichtsforschungsstätten für die ungarische Historiografie herausstellt, wobei ein besonderer Akzent auf die „das nationale Bewusstsein formenden“ Archiveditionen gelegt wird, nicht aber auf jene kulturpolitischen Entscheidungen, die diesen Forschungs- und Editionstätigkeiten zu Grunde liegen.

Ebenfalls vom Umfeld der Trianonverhandlungen ausgehend, stellt *Zoltán Péter* die berechtigte Frage nach der Authentizität von vermeintlich unzensurierter Berichterstattung in der Wiener ungarischen Exilpresse und lässt anhand einzelner exemplarischer Artikel gegenüber eventuellen Konservatismen und der „Borniertheit“ im Kulturreport Kritik aufkommen. Ambivalenzen, die eine Selbstpositionierung

von Exilschriftstellern weitgehend charakterisieren, werden auch im Aufsatz von *Amália Kerekes* in methodologischer Anlehnung an die Konstellationsforschung und am Beispiel des Jahrestages der Räterepublik 1924 nachvollzogen: Wie die einschlägigen publizistischen Produkte und ihr Umfeld nahe legen, erwies sich der erwähnte Anlass weder als Grundlage für eine retrospektive Erinnerungskonstruktion noch für ein mit (inter)nationalen Zukunftsvisionen aufwartendes Projekt. Klare Verhältnisse werden indessen in *Helga Mitterbauers* Streifzug durch die deutschsprachigen politischen Feuilletons der Jahre 1918-1920 geschildert: Die Rekonstruktion von Strategien, die einerseits in den unmittelbaren Nachkriegsmonaten, andererseits nach den Versailler Verträgen für die Nationenbildung publizistisch eingesetzt werden, zeigt die tagespolitisch bedingte, krass polarisierte und daher nachvollziehbare Variabilität von Identitätswürfen. Eben solchen, durch Aktualitätsbezüge beeinflussten Wandlungen versucht *Beatrix Müller-Kampel* in ihrem anregenden Beitrag zur Person Bertha von Suttners auf die Spur zu kommen. Während die Schwachstellen von Suttners Friedensbemühungen in den zeitgenössischen Witzblattkarikaturen bloßgestellt und später tagespolitisch instrumentalisiert werden, lassen die rezeptiven Linien nach dem Zweiten Weltkrieg eine abgeflachte, weil z.T. kommerzialisierte Integration des Suttner-Bildes in der Öffentlichkeit erkennen. Auch wenn von *Müller-Kampel* eine eher idealisierte Einbindung von Suttners in den öffentlichen

Diskurs eingefordert wird, zeigt der Aufsatz, in welchen institutionellen und kulturpolitischen Feldern die Symbolkraft von historischen Akteuren ausgelotet wird.

Angesichts der Vielfältigkeit der Beiträge und ihrer Resultate erweisen sich somit ‚nationale Identität‘ und ‚Erinnerungskonstruktion‘ als Begriffe, die stark revisionsbedürftig sind, oder

denen zumindest mit umsichtiger Kritik zu begegnen ist: Gerade die Grundeigenschaft des Tagungsbandes, nämlich dass es sich um eine Sammlung von Fallbeispielen handelt, lässt die Forderung nach Relativierungen und Kontextualisierungen von einschlägigen Begriffen berechtigt erscheinen.

Katalin Teller (Budapest)

Neuland, Eva (Hg.): Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang, 2006 (Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge. Bd. 4. Hrsg. v. Eva Neuland). 565 S.

Der Band „Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht“ stellt eine umfassende Sammlung von Beiträgen zu den Themenfeldern Norm, Variation und Wandel im heutigen Deutsch dar. Der Forderung nach Interdisziplinarität, die aus dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskurs nicht mehr wegzudenken ist, wird der Sammelband dadurch gerecht, dass er u.a. pragmatische, textlinguistische und soziolinguistische Aspekte im Kontext des Sprachunterrichts vereint. Die Berechtigung einer derartigen Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex kann unter Berücksichtigung der Dynamik und Komplexität der Sprachentwicklung im heutigen Deutsch und deren unverzichtbarer Vermittlung im Sprachunterricht nicht bezweifelt werden.

Die Ansätze der traditionellen Varietätenlinguistik sind – wie es die

Herausgeberin in der Einführung formuliert – weit überholt. Nicht zuletzt aus dem Grund, weil durch spezifische Verschiebungen im Varietätensystem eine strikte und allgemeingültige Zuordnung und „stabile Funktionsteilung zwischen einzelnen Varietäten“ (S. 10) nicht möglich ist. Dieser Umstand stellt Didaktiker, Entwickler und Evaluatoren von Curricula, Lehrende und Lernende vor große Herausforderungen. Das Festhalten an einem homogenen Sprachbegriff kann in diesem Zusammenhang nur auf Irrwege führen. Dennoch scheinen sich Plurizentrität, Regionalität, Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der Didaktik nur mit Verzögerungen zu etablieren.

Die übersichtliche Struktur bzw. Gliederung des Bandes liefert erste Anhaltspunkte für die Orientierung in diesem komplexen, vielschichtigen

Feld. Die 36 Beiträge gruppieren sich um drei thematische Schwerpunkte: I. „Sprachenvielfalt und Mehrsprachigkeit“, II. „Norm, Variation und Wandel im heutigen Deutsch: ausgewählte Gegenstandsfelder“ und III. „Norm, Variation und Wandel im Deutschen: unterrichtsbezogene Anwendungsfelder“.

Im Kapitel I werden Aspekte der Sprachenvielfalt und Mehrsprachigkeit in einem allgemeingültigen Rahmen dargestellt. So stellt etwa *G. Lüdi* die Frage „nach der Vereinbarkeit der europäischen Sprachenvielfalt mit dem Entstehen eines gemeinsamen politischen und ökonomischen Raums“ (S. 31) in den Mittelpunkt seiner Abhandlung. *D. Wolff* sieht die Bedeutung der Beschäftigung und Auseinandersetzung mit der Thematik schlicht darin begründet, dass bei den Menschen Mehrsprachigkeit die Regel und Einzelsprachigkeit eher die Ausnahme sei. Dieses Potenzial natürlicher Mehrsprachigkeit bleibt nach *J. Roche* oft ungenutzt, obwohl „eine Identität durch Differenziertheit und Facettenreichtum eher zu gewinnen als zu verlieren“ (S. 91) hätte.

Kapitel II wird nach den Varietätendimensionen in acht Unterkapitel gegliedert. Dabei wird der gängige Variationsbegriff weiter gefasst. Die häufigen Querbezüge zwischen den Beiträgen spiegeln den Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen den einzelnen Dimensionen wider. Das Unterkapitel 1 behandelt die nationalen Varietäten. *M. Durrell* spricht von einem sprechsprachlichen Register des Deutschen, einer am weitesten ver-

breiteten gesprochenen Varietät, die durch ihren überregionalen und relativ einheitlichen Charakter beim DaF-Unterricht als Ausgangs- und Orientierungspunkt dienen sollte. Zwei Artikel, die jeweils spezifische Situationen in diesem Kontext beschreiben, runden das Kapitel ab. *L. Hofer* unterzieht den Erwerb der Standardsprache in der diglossischen deutschsprachigen Schweiz einer näheren Analyse, während *I. Kühn* die Beschreibung der Sprachsituation aus west- und ostdeutscher Sicht bzw. den Sprachgebrauchswandel in den neuen Bundesländern zum Thema ihres Aufsatzes macht. Im Unterkapitel 2 wird die regionale Dimension der Thematik angesprochen. *J. Macha* stellt linguistisch fassbare, „aktuelle Veränderungstendenzen in den verschiedenen Spielarten regional geprägter Sprache“ (S. 149) vor. Auch wenn er in seinem Schlussabsatz von einer Renaissance im Hinblick auf die Rolle der Mundarten spricht, hat seines Erachtens „eine nachhaltige Kraftübertragung von der kultursymbolischen Aufwertung des Dialekts auf seine Rolle in der alltäglichen Kommunikation [...] jedoch nicht stattgefunden“ (S. 159). Mit ihrer Untersuchung „Sprachliche Variation als Herausforderung für den Deutschunterricht in Osteuropa“ sprechen *N. Berend* und *E. Knipf-Komlósi* ein Thema von höchster Aktualität und praktischer Relevanz im DaF-Unterricht in Osteuropa an. In Anbetracht der Ergebnisse der Befragung von Lehrenden bezüglich ihrer Einstellung und ihrer Reflexionen zum Thema Variation und Varietät ist festzuhalten,

dass ein dringender Nachholbedarf an Registerforschung und reflektierter Behandlung der Variationsfrage besteht. Aber auch der muttersprachliche Deutschunterricht steht noch vor Aufgaben wie der „Entwicklung von Bewusstsein über den besonderen Wert der deutschen Dialekte und dem Aufbau von positiven Spracheinstellungen gegenüber regionalsprachlichem Gebrauch“, wie es *E. Neuland* und *R. Hochholzer* in ihrem Artikel betonen. Unterkapitel 3 ist Themen der soziokulturellen Varietäten bzw. sozialen Stile gewidmet. Vor dem Hintergrund des gesamten Bandes erscheint die Erörterung von *E. Neuland* über die Jugendsprachen als zentral. Diese werden zum Objekt linguistischer Forschung gemacht, um über die Schilderung von allgemeinen und soziokulturellen Merkmalen zu Jugendsprachen als sprachlichem Variationsspektrum zu gelangen. Diese Auseinandersetzung mit dem Thema Jugendsprachen gewährt Einblick in die aktuellen Entwicklungstendenzen der Gegenwartssprache und ist gleichzeitig Voraussetzung für die Entwicklung von lernerorientierten Unterrichtskonzepten und -materialien. Das Unterkapitel „Situative Varietäten, funktionale Stile“ wird mit einem Beitrag von *U. Fix* mit dem Titel „Stil gibt immer etwas zu verstehen – Sprachstile aus pragmatischer Perspektive“ eröffnet. *U. Fix* betrachtet „das Phänomen Stil unter funktionalem und pragmatischem Aspekt“ (S. 257) im besonderen Hinblick darauf, dass der Stil eines Textes Träger von sekundären sozialen Informationen ist. *K. Adamzik* und *E. Neu-*

land erörtern den Beitrag der Textlinguistik zur Gesamthematik bzw. die Impulse der Textlinguistik für den Deutschunterricht. Einem speziellen Stil, dem der Werbung wendet sich *N. Janich* zu. Sie sieht insbesondere in sprachkontrastiven Werbevergleichen, „die auf die kulturelle Prägung von Stilen eingehen und beispielsweise das möglicherweise unterschiedliche Prestige von Varietäten in verschiedenen Kulturen diskutieren“ (S. 285) spannenden und interessanten Stoff für den Sprachunterricht. Bei der Domäne der Fachsprachen (Unterkapitel 5) wird zunächst wieder der gesellschaftliche Rahmen in den Vordergrund gestellt, denn – wie *H-R. Fluck* bemerkt – aufgrund „der zunehmend nationalen wie internationalen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedeutung von Fachsprachen besteht heute ein insgesamt großer fach- und berufsbezogener Sprach- und damit Ausbildungsbedarf in Mutter- und Fremdsprache“ (S. 293). *D. Heller* richtet ihre Aufmerksamkeit auf die Wissenschaftskommunikation und setzt diese einmal mehr in Bezug zur Mehrsprachigkeit. Die Vermittlung einer multilingualen Wissenschaftskommunikation ist die Devise. Der Weg dazu führe über die Untersuchung der „im Wissenschaftsbetrieb etablierten Text- bzw. Diskursarten auf ihre einzelsprachliche Gestaltung hin“ (S. 305), die Herausarbeitung von rhetorisch-stilistischen Merkmalen und die Erfassung deren Funktionalität. Mit Literatursprachen befasst sich das Unterkapitel 6. *A. Betten* postuliert in ihrem Beitrag, dass Literatursprachen als „die am reichsten entfaltete, vor-

bildliche, ästhetische, verfeinerte Form der schriftsprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten“ (S. 336) zu verstehen seien. Um dies zu veranschaulichen, stellt *A. Betten* verschiedene Konzepte von Literatursprache vor. Die detaillierte Analyse eines Gedichts von *C. F. Meyer* bildet die Grundlage des Aufsatzes von *N. R. Wolf*. Es wird gezeigt, wie klangliche, morphologische, syntaktische und lexikalische Mittel miteinander kombiniert ein neues Ganzes, „ein idiomatisiertes sprachliches Zeichen“ (S. 353) höherer Ordnung ergeben. Diese Art von Reflexion liefert einen Beweis par excellence dafür, wie sprachliche Mittel „auf extreme Weise auf ihre wirkungsästhetischen Variationsmöglichkeiten“ (S. 357) geprüft werden. Im engen Zusammenhang damit erörtert *M. Siguan* Probleme des literarischen Übersetzens. Sie sieht auf diesem Feld ein hohes Potenzial für die Förderung von Sprachbewusstheit überhaupt, denn (literarische) „Texte haben nie einen völlig eindeutigen Verstehenshorizont“ (S. 362). So erfordert literarisches Übersetzen ein hohes Maß an Sensibilität für Varianz in allen Dimensionen sowohl in der Quell- als auch in der Zielsprache. Mündlichkeit und Schriftlichkeit spielten bereits in verschiedenen Zusammenhängen eine wichtige Rolle. Im Unterkapitel 7 hält es *Ch. Dürscheid* für elementar, sich zunächst des Unterschiedes zwischen der medialen und der konzeptionellen Dimension des Phänomens bewusst zu werden. Äußerungsformen sind dann in der Regel im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit eingeordnet zu

betrachten. *J. Schwittala* und *R. Betz* unterziehen vor diesem Hintergrund Textsorten an der Schnittstelle von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, wie Zeitungsartikel, Werbeanzeigen, Anrufbeantwortertexte, Dialoge in Fernsehserien, Kabarettmonologe und Internet-Chats einer näheren Betrachtung. All diese (öffentlichen) Textsorten stehen für die Ausgleichsprozesse zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit und sollten darüber hinaus wegen ihres unerschöpflichen Kreativitätspotenzials im Sprachunterricht entsprechende Beachtung finden. Im Unterkapitel 8 werden „Norm und Variation in der Grammatik“ anhand von drei grammatischen Bereichen veranschaulicht. *C. Di Meola* zeigt am Beispiel der präpositionalen Rektion im Deutschen, wie „die normativen Vorgaben dem realen Sprachgebrauch“ (S. 419) gegenüberstehen. Bei seinen Vorschlägen für den Sprachunterricht bekommen die Aspekte Lernprogression und Zielgruppe besonderes Gewicht. Die Diskussion bzw. Einführung von Alternationen in der Rektion sieht er in starker Abhängigkeit von dem Lernerfortschritt und der Lernergruppe. Einen weiteren Aspekt spricht *P. Colliander* an, indem er unter grammatischer Sprachvariation das Phänomen versteht, „dass mit grammatischen Mitteln verschiedene stilistische und stilistisch-pragmatische Wirkungen erzielt werden können unter Aufrechterhaltung des Inhaltspotenzials“ (S. 433). Eine Variation im Grenzbereich von Syntax und Textgrammatik, die Parenthesenbildung, bildet den Schwerpunkt des Beitrags von *A. Greule*. Wieder kommt

die Vernetzung des gesamten Themenfeldes zum Vorschein, indem er bei der Befassung mit der Parenthesenbildung einerseits von „Fragen des Stils, insbesondere des literarischen Stils und seiner Tradition“ (S. 445), andererseits vom Ausgleich zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit ausgeht.

Das Kapitel III behandelt unterrichtsbezogene Anwendungsfelder, den Sprachunterricht und die Sprachvermittlung bzw. die Curriculum- und Lehrwerkkonstruktion. *H.-J. Krumm* plädiert in Bezug auf „Normen, Varietäten und Fehler“ für einen Perspektivenwechsel. Seine Worte könnten als Motto des gesamten Sammelbandes dienen:

Eine häufig immer noch monolinguale und monokulturelle Germanistik muss ihr Fachverständnis weiterentwickeln hin zu einer Wissenschaft, deren Gegenstand die deutsche Sprache in einer vielsprachigen Welt ist, in der auch die Individuen multilinguale und multikulturelle Identität entwickeln. (S. 467)

Dabei werden Lehrenden – wie es *W. Davies* in seinem Aufsatz „Normbewusstheit, Normkenntnis und Normtoleranz von Deutschlehrkräften“ (S. 483) detailliert schildert – Kompetenzen und Verantwortung zugesprochen, denen sie gerecht werden müssen. Dabei tauchen vermehrt Unsicherheiten bezüglich der Auswahl des Lehrmaterials, aber auch der Fehlerbewertung, auf. Vor allem in der Auslandsspracharbeit werden diese in verstärktem Maße beobachtet. *I. Köster* stellt ein Fort-

bildungsprogramm vor, das gerade auf Information und Sensibilisierung auf dem Gegenstandsfeld ausgerichtet ist. Die Berücksichtigung der Sprachvarietäten in den Sprachprüfungen machen Fortbildungsveranstaltungen, wie die hier beschriebenen, zum unersetzbaren Bestandteil der Lehrerbildung, insbesondere im Ausland. Auch wenn die Forderungen hinsichtlich der Thematisierung von Norm und Variation im Sprachunterricht mittlerweile klar formuliert sind, weisen nach *P. Bekes* und *E. Neuland* selbst für den muttersprachlichen Deutschunterricht konzipierte Lehrwerke der neuen Generation beträchtliche Mängel, was die Einbeziehung der Sprachvarianten und des Sprachwandels betrifft, auf. Ergebnisse der neueren linguistischen Forschungen werden lediglich „punktuell, additiv und ohne Kontextuierung und Systematisierung vermittelt“ (S. 522).

Der besprochene Sammelband stellt aufgrund der vielfältigen Sichtweisen auf die Thematik eine ausgesprochene Bereicherung für die aktuelle sprachdidaktische Diskussion dar. Seit der kommunikativen Wende wird der funktional adäquate Sprachgebrauch als oberstes Ziel des Sprachunterrichts angesehen. Worauf der Band aber zusätzlich immer wieder aufmerksam macht, ist, dass Varietäten des Deutschen verstehen lernen „zugleich Wahrnehmung von Differenzqualitäten und Schärfung von Sprach- und Kulturbewusstheit“ (S. 24) bedeutet.

Odett Csepela (Budapest)

Sandig, Barbara: Textstilistik des Deutschen. Berlin, New York: de Gruyter, 2006 (de Gruyter Studienbuch). 584 S.

Die Durchsetzung der pragmatischen Sichtweise in der linguistischen Stilistik in den 70er Jahren ist mit dem Namen von Barbara Sandig bzw. mit ihrer „Stilistik der deutschen Sprache“ (1986) untrennbar verbunden.

In ihrer neuen groß angelegten Monographie „Textstilistik des Deutschen“ entwickelte Sandig – ausgehend von ihrer bisherigen stilistischen Auffassung und vor dem Hintergrund der neuesten Forschungsergebnisse zu Text (Text als Übergangsphänomen zwischen Schriftlichem und Mündlichem, Multimodalität der modernen Texte usw.) und Stil (Gesprächstilistik, Erforschung sozialer Stile im Zusammenhang mit der Herausbildung von neuen sozialen Subgruppierungen) – einen neuen stark (/stärker) textbezogenen theoretischen und methodologischen Ansatz, der einen neuen Paradigmenwechsel in der linguistischen Stilistik signalisiert.

Ihren stiltheoretischen Überlegungen legt die Verfasserin (im Weiteren: Verf.) einen weiten Stilbegriff zu Grunde. Jeder Äußerung – ob mündlich oder schriftlich – wird Stil zugesprochen, und zwar in Relation zum Textmuster und zu den Umständen ihrer Verwendung mit ihrer gesamten materiellen Gestalt. Der Stil gilt als Textphänomen, Stile werden als variierende Textgestaltungen bestimmt. Zu ihrer Beschreibung ist auch die Erfassung der Hintergründe und Umstände solcher Sprachverwendungen (also auch das Textmuster, die Aspekte der Situation

usw.) vonnöten. In diesem Sinne versteht die Verf. ihre Stilistik als holistisch.

Das Ziel dieser neuen Stilistik ist im Sinne der ganzheitlichen Betrachtung deskriptiver Art: „Textbezogene Stilphänomene sollen so einfach, so umfassend, aber auch dem jeweiligen Tun der Beteiligten so angemessen wie möglich beschrieben werden.“ (S. 4). Zur holistischen Stilbeschreibung ist eine Integration und Kombination mehrerer theoretischer Ansätze geeignet. Neben der pragmatisch verstandenen Text(muster)linguistik weist das Buch Züge der ethnomethodologischen Konversationsanalyse bzw. des kognitiven Paradigmas auf.

Die Gliederung des Buches in 7 Kapitel und die Reihenfolge dieser spiegeln folgende Herangehensweise wider:

- vom funktionalen zum formalen Aspekt des Stils: über die Funktionstypen des Stils in Kap. 1 und über die Stilstruktur in Kap. 2,
- von den einzelnen stilrelevanten textexternen und -internen Relationen in Kap. 3, über Stilphänomene der mittleren Ebene des Textes in Kap. 4, bis hin zur Ganzheit des Textes in Kap. 5,
- vom Text(exemplar) ohne intertextuellen Bezug zum Text(exemplar) als Repräsentanten/Realisierung eines Textmusters in Kap. 6.

Die Erörterung der textbezogenen Stilphänomene erfolgt systematisch entlang folgender Dimensionen:

- gleichzeitig aus der Produzenten- und Rezipientenperspektive, d.h. aus der

Perspektive des Stilherstellens bzw. des Stilverstehens,

- als Elemente der Stilkompetenz, des Stilwissens,
- vor dem Hintergrund des Stils als prototypisches Konzept,
- eingebettet in einen historischen und kulturellen Rahmen.

Die generelle Funktion des Stils sieht Sandig (wie schon in der „Stilistik der deutschen Sprache“) in der Einpassung von Kommunikationstypen in die jeweilige Situation und in den Kontext. Mit dem Stil, als einer Art Textgestaltung, können daher alle möglichen Aspekte der Kommunikation, so die Art der Handlungsdurchführung, das Thema, die an der Handlung Beteiligten, ihre Beziehung, Kanal, Medium, Textträger, Einstellungen und Wertungen usw., relevant gemacht werden. Diese Aspekte bilden die Grundlage für die Typisierung des stilistischen Sinns, der die Produzentenperspektive meint. Die Rezipientenperspektive der stilistischen Funktion wird durch die stilistische Wirkung zum Ausdruck gebracht. Es geht dabei um die Wirkung des stilistischen Sinns (nicht des Themas oder des Inhaltes!) auf den Textrezipienten jeweils unter kommunikativen Voraussetzungen. Stilwirkungen müssen nicht unbedingt der Stilabsicht der Textproduzenten entsprechen. Sie sind von der stilistischen Kompetenz, den Überzeugungen und Dispositionen der Rezipienten abhängig. Ein Novum des Buches ist, dass es Sandig trotz der Variabilität und Subjektivität von stilistischen Wirkungen auf überzeugende Weise gelingt, überindividuelle, kollektive Typen von stilistischen

Wirkungen zu erfassen und zu illustrieren. Wissen über Typen des stilistischen Sinns und Stilwirkungen bilden eine wichtige Voraussetzung für das Stilverstehen.

Die Herstellung der stilistischen Funktion i.S. der Interpretation des stilistischen Sinns erfolgt durch den Rezipienten aufgrund der Äußerungsstruktur, d.h. der Stilgestalt in bestimmten Verwendungskontexten. Daher wird in Kap. 2 und 4 der strukturelle Aspekt des Stils unter die Lupe genommen. Strukturell gesehen gilt der Stil als ein Bündel kookkurierender Merkmale. Stilelemente können unterschiedlicher Art sein (sprachlich, paraverbal, nonverbal). Die Stilgestalt bilden Elemente der Ebenen des Sprachsystems (Lexik, Syntax, Lautung, Stilfiguren), aber auch die anderer Zeichensysteme, wie Farben, Graphie, Bilder usw. Darüber hinaus werden die Merkmale der Stilstruktur um globale, textbezogene Merkmale ergänzt, zu denen einerseits allgemeine stilistische Handlungsmuster/-typen bzw. stilistische Verfahren gezählt werden können. Beide lassen sich im Rahmen von Textmerkmalen beschreiben. Die stilistischen Handlungsmuster fasst Sandig als stilistisch relevante Teilhandlungstypen auf, die sich innerhalb größerer Textpassagen äußern und als umfassendes Ganzes interpretiert werden. Der allgemeine stilistische Handlungstyp DURCHFÜHREN beispielsweise begleitet die eigentliche Handlung mit ihrer Textfunktion, reichert sie mit stilistischem Sinn an und macht als solcher die Handlung komplexer, lässt sie erfolgreicher werden. DURCHFÜHREN

meint in diesem Sinne die sprachliche Formulierung, Gestaltung einer Handlung in Relation zu ihrer erwartbaren Durchführung: konventionell oder eben besonders. Der Stil kann also das neutrale Nebenbei oder das Besondere sein, kann mehr oder weniger deutlich markiert sein. Diese beiden Fälle kann Sandig durch das Prototypenkonzept miteinander vereinbaren. Ist der Stil markiert, gilt er als prototypisch, ist er weniger deutlich, gilt er als weniger prototypisch.

Textstilistische Handlungsmuster gelten als Muster für die Stilproduktion und -rezeption in dem Sinne, dass ein jeder stilistischer Handlungstyp, z.B. BEWERTEN, EMOTIONALISIEREN, HERVORHEBEN, mit einem bestimmten Inventar von sehr variablen Stilmerkmalen (Elementen und Verfahren) als Ressource für die Realisierung verknüpft ist, z.B. Märchenstil oder Bibelstil als sog. typisierte Stile.

Stilistische Verfahren lassen sich als stilstrukturbildende Verfahren beschreiben, die von vornherein nicht mit einer bestimmten Funktion verbunden sind, z.B. ABWEICHEN, VERDICHTEN. Sie können auf verschiedenen Ebenen beschrieben werden, z.B. die Formen des ABWEICHENS auf der graphischen, morphologischen, lexikalischen Ebene usw., und legen je nach dem textuellen Rahmen einen anderen stilistischen Sinn nahe. Kenntnisse über Typen von Stilelementen, über stilistische Handlungsmuster und Verfahren ermöglichen sowohl Stilherstellen als auch Stilverstehen.

Die Gesamtheit solcher Merkmale der Stilstruktur wird als bedeutsame

Gestalt interpretiert. Sie ist lediglich eine Grundlage der Stilinterpretation. Es ist auch wichtig, in welchem kommunikativen Gesamtrahmen, in welchen textexternen (d.h. auf die Handelnden und auf die Handlungsumstände bzw. auf das soziokulturelle Umfeld bezogenen) und textinternen (d.h. auf die Handlung bezogenen) Relationen eine konkrete Stilgestalt dem Textrezipienten „angeboten“ wird. Die Relation Situation/Geäußertes besitzt z.B. stilistische Relevanz, weil in einer gewissen Situation, in einem Gerichtssaal etwa, ein bestimmter Stil, nämlich institutionalisierter Stil, zu erwarten ist. Logischerweise korrelieren diese Relationen mit den Typen stilistischen Sinns. Wissen über die Zusammenhänge zwischen Stilstrukturaspekten und Relationstypen ist für das Erkennen des Stils wichtig.

In Kap. 5 wird die Sichtweise erweitert, indem auf den Gesamttext bezogene Typen von Textmerkmalen (ähnlich wie die Kriterien der Textualität bei De Beaugrande/Dressler (1981)) beschrieben werden. Dafür entwirft die Verf. ein Modell der prototypischen Textmerkmale, zu denen Unikalität, Situationalität, Textfunktion, Kohäsion, Kohärenz, Thema und Materialität gezählt werden. Die erarbeiteten Textmerkmale interagieren untereinander, sie können im konkreten Text unterschiedlich gewichtet sein. Als wichtigstes Merkmal erscheint die Textfunktion, zumal sie die Grundlage für das Verstehen von Texten bildet. Diesem Modell wird eine weite kommunikationsbezogene Textauffassung zu Grunde gelegt. Die stilistisch relevanteste und über-

geordnete Frage für die Verf. ist dabei: „Welche Rolle spielt die Ausgestaltung des Textes bezüglich seiner Merkmale für die Konstitution stilistischen Sinnes?“ (S. 312).

Die prototypischen Textmerkmale werden im nächsten Schritt einzeln daraufhin untersucht, auf welche Weise sie vielfältigen stilistischen Sinn herstellen können. Im Sinne der Prototypikalität wird betont, dass alle Merkmale skaliert aufgefasst werden sollen. Je nach Textsorte gibt es beispielsweise unterschiedliche Grade der Unikalität (ein Gebet ist weniger unikal als eine Werbeanzeige) oder Grade der Themaorientiertheit (ein Kommentar ist mehr auf das Thema bezogen als ein Abzählvers), die die stilistische Potenz wesentlich beeinflussen.

Das Zusammenspiel der Textmerkmale nutzt Sandig für die Entwicklung einer Methode für die Stilanalyse, bei der mithilfe der Textmerkmale bestimmte Schichten der Stileigenschaften erfasst werden können.

Konventionelle Merkmalszusammenhänge repräsentieren in ihrer Komplexität Textmuster, deren stilrelevante Erörterung in Kap. 6 erfolgt. Dabei werden vor allem drei Aspekte betont. Erstens ist es die Relation der Textmusterrealisierung zum Textmusterwissen, durch die zusätzlich stilistischer Sinn entfaltet wird. Ein Stil kann für ein Textmuster charakteristisch und insofern unauffällig sein (weniger prototypisch), und trotzdem einen Stilwert haben. Die Abweichung vom Muster ist mit besonderem stilistischem Sinn verbunden (prototypischer Stil). Für die Textmusterbeschreibung wird

ein ganzheitliches Modell vorgeschlagen, wobei das Textmuster als Zusammenhang von nicht-sprachlichem Handlungstyp und Textsorte gesehen wird. Die Textsorte wird als standardisiertes, komplexes Mittel zum Vollzug bestimmter Handlungstypen betrachtet. Das Modell der Textmusterbeschreibung wird am Beispiel „Glosse“ erprobt.

Zweitens werden die stilrelevanten Aspekte der Historizität anhand der Erfassung der stilistischen Unterschiede bei Exemplaren eines Textmusters (Vorwort von Kochbüchern) aus verschiedenen Zeiten bearbeitet. Drittens wird die Untersuchung eines stark funktional geprägten Textmusterstils, dem von Heiratsanzeigen, auf der Folie der bisherigen stiltheoretischen Erörterungen durchgeführt.

Außer dem hohen deskriptiven Wert erweist sich das Buch auch methodisch als recht interessant.

Die Verf. arbeitet mit authentischen deutschsprachigen Texten, die zahlreiche alltagssprachliche Textsorten (in bescheidenem Maße auch literarische Gattungen) repräsentieren, wobei überwiegend Schrifttexte untersucht werden. Allein die Lektüre des interessanten (Text)Beispielmaterials bereitet Lesevergnügen.

Manche Beispiele kehren in den unterschiedlichen Kapiteln immer wieder und werden parallel zur Entfaltung der allgemeinen stiltheoretischen Erkenntnisse und der verschiedenen Untersuchungsaspekte in den unterschiedlichsten Zusammenhängen bearbeitet. Durch diese Methode kann ein überzeugendes Bild vom „Chamäleon-

Stil“ bzw. von der Notwendigkeit der Vielfalt in seiner wissenschaftlichen Beschreibung vermittelt werden.

Die Rezeption des Buches setzt gründliche und vielfältige textlinguistische und stiltheoretische Vorkenntnisse voraus. Sie wird jedoch enorm erleichtert, weil die Verf. die für ihre Beschreibungen relevanten linguistischen Auffassungen (z.B. Prototypentheorie, Natürlichkeitstheorie usw.) jeweils kurz darstellt, ohne aus dem aktuellen Textzusammenhang zu „fallen“.

Die Textgestaltung (= Stil!) des Buches erweist sich als durchaus rezeptionsfreundlich (vgl. vor allem die Tabellen). Wegen der Komplexität

der integrierten neuen theoretischen Erkenntnisse und methodologischen Vorschläge bzw. des außerordentlich hohen wissenschaftlichen Niveaus stellt das Buch m.E. eine richtige geistige Herausforderung für den Leser dar. Wenn es einem jedoch gelingt, sich die Denkweise der Verf. anzueignen, kann man an den höchst spannenden textstilistischen „Entdeckungen“ – im Sinne der Empfehlung im Vorwort (S. VI) – von Sandig teilhaben.

Literatur:

De Beaugrande, R./Dressler, W. U. 1981: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.

Roberta V. Rada (Budapest)

Vinckel, Hélène: Die diskursstrategische Bedeutung des Nachfelds im Deutschen. Eine Untersuchung anhand politischer Reden der Gegenwartssprache. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 2006. 272 S.

Die vorliegende Monographie stellt die überarbeitete und ins Deutsche übertragene Fassung der ursprünglich in französischer Sprache verfassten, von Prof. Dr. Martine Dalmas betreuten Dissertation der Autorin dar, die 2004 an der Université de Paris-Sorbonne eingereicht wurde. Die Untersuchungen der Autorin sind sowohl unter theoretisch-linguistischem Aspekt als auch aus der besonderen Perspektive der Germanistik im Ausland sehr aufschlussreich und fruchtbringend. Die Verfasserin zeigt, dass die in der germanistischen Linguistik auf Grund der

Theorie der Satzklammer seit Langem etablierte Kategorie des Nachfeldes ziemlich umstritten ist. Wo ist die rechte Satzklammer und wodurch ist sie gebildet? Ist das Stellungsfeld rechts der rechten Satzklammer das letzte Stellungsfeld im deutschen Satz oder können rechts vom Nachverb mehrere Konstituenten stehen? Sind die in der Fachliteratur benutzten Termini ‚Ausrahmung‘, ‚Ausklammerung‘, ‚Nachfeldbesetzung‘, ‚Rahmendurchbrechung‘ deckungsgleich oder verstehen verschiedene Forscher nur ähnliche, aber nicht identische Phänomene unter

ihnen? Was sind die eigentlichen Funktionen der Besetzung des Nachfeldes? Dient sie in erster Linie der besseren Überschaubarkeit und dem Abbau der strukturellen Komplexität, wie dies in einschlägigen Grammatiken und auch in der Fachliteratur immer wieder auftaucht, oder hat das Nachfeld verschiedene, vor allem pragmatische Funktionen?

Schon der obige, nur als Illustration der Komplexität der Frage dienende Fragenkatalog zeigt, dass in der einschlägigen Literatur weder die Terminologie noch das Ideengut der Beschreibungen einheitlich ist und dass hinsichtlich der rechten Satzgrenze und des sog. Nachfeldes noch viele Fragen offen und klärungsbedürftig sind.

Die Autorin untersucht verbfreie Konstituenten im Nachfeld. Verbhaltige Konstituenten, d.h. eingebettete Sätze und Infinitivkonstruktionen, sind nicht Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Als empirische Basis dient ein Korpus von ungefähr 1300 Belegen mit verbfreien Nachfeldbesetzungen, die aus politischen Reden der Wendezeit gewonnen wurden. Die politischen Reden erweisen sich deshalb als für die vorliegende Untersuchung besonders geeignet, weil sie einen Übergang zwischen geschriebener und gesprochener Sprache darstellen. Sie sind „mündlich vorgetragene, aber bereits schriftlich ausformulierte Reden“ (S. 9.), in denen Spontaneität grundsätzlich vermieden wird. Dieses Merkmal ist für die Autorin von besonderem Belang: Sie plädiert mit der vorliegenden Untersuchung dafür, dass die Nachfeldstellung verbfreier Konstituenten im All-

gemeinen eine bewusste strategische Entscheidung des Sprechers sei, die diverse pragmatische Funktionen habe und sich nicht etwa mit störenden Faktoren im Laufe des spontanen mündlichen Sprechens oder einfach mit der Auflockerung des Normbewusstseins des Sprechers erklären lasse. Auf der anderen Seite werden auch prosodische Merkmale in die Untersuchung miteinbezogen. Deshalb ist es besonders günstig, dass ein bedeutsamer Teil des empirischen Stoffes der Autorin auch als Tonaufnahme zur Verfügung steht. 355 Belege, die im Text analysiert oder als Veranschaulichung herangezogen werden, werden auch im Anhang mit einem auf das notwendige Minimum reduzierten Kontext aufgezählt.

In einem wesentlichen Teil der Monographie setzt sich die Autorin mit der Theorie der Satzklammer bzw. mit der Kategorie des Nachfeldes auseinander. Es stellt sich heraus, dass die Klammertheorie kein einheitliches theoretisches Konstrukt darstellt, sondern in ihren zahlreichen Versionen teilweise widersprüchliche, teilweise terminologisch unklare Konzepte vereinigt. Ferner sei dieser Theorie auch die zu statische Konzeption vorzuwerfen: Dem Satz werde eine grammatisch stark geregelte Wortstellungskonstruktion zugeschrieben, deren „Durchbrechung“ nur unter sehr engen Grenzen der Grammatik zulässig sei. Andere Fälle würden als normwidrig bzw. als Normverletzungen angesehen. Ihr wird im Kapitel 3 eine konkurrierende Theorie, die in der französischen Germanistik etablierte, in der deutschsprachigen germanistischen Fachlite-

ratur jedoch noch wenig verbreitete Abgrenzungstheorie, gegenübergestellt, nach der ein wesentliches typologisches Merkmal des Deutschen in der besonderen Vorliebe für Grenzsignale bestehe. Dem Verb wird dabei die Abgrenzungsfunktion *par excellence* zugesprochen, in Verb-zweit-Sätzen kann jedoch das Verb seinen „Abgrenzungsauftrag seinem nächsten Vertreter“ (S. 59.) übertragen. Die potentiellen nicht verbalen Grenzsignale stellen eine Hierarchie dar. Als rechtes Grenzsignal für den Satz gilt bei Nichtvorhandensein eines Nachverbs die in dieser Hierarchie am höchsten stehende Satzkonstituente. Das Nachfeld lässt sich dementsprechend nicht als Stellungsfeld hinter dem Nachverb, sondern allgemeiner, als Stellungsfeld hinter dem rechten Grenzsignal, definieren. Zwei Subklassen der Nachfeldbesetzungen werden unterschieden: die sog. rechtsverschobenen Konstituenten, die syntaktisch und prosodisch bzw. graphisch integrierte Bestandteile des Satzes sind, sowie die adjungierten Nachfeldbesetzungen, die einer schon abgeschlossenen Struktur zusätzlich hinzugefügt werden, indem sie von dieser Bezugsstruktur entweder prosodisch bzw. graphisch und/oder lexikalisch getrennt sind.

Die pragmatischen Funktionen der Nachfeldbesetzung hingen einerseits mit der Informationsstrukturierung, andererseits mit persuasiven Zwecken dienenden Hervorhebungen zusammen. In den Kapiteln 4 und 5 wird eine detaillierte, reich veranschaulichte Typologie dieser Funktionen dargestellt. Interessant ist die Vielfalt der behan-

delten Nachfeldfunktionen: Die im Nachfeld stehenden Konstituenten könnten sowohl Vordergrund- als auch Hintergrundinformationen ausdrücken, einige hingen mit dem Prätext zusammen und sicherten dadurch die textuelle Verknüpfung nach links, andere würden im Folgetext wieder aufgenommen und hätten dadurch eine Verknüpfungsfunktion nach rechts.

Dass Nachfeldkonstituenten der besseren Überschaubarkeit und Verständlichkeit sowie der nachträglichen Präzisierung des Satzinhaltes zum Zwecke der Disambiguierung dienen können, ist mehr oder weniger selbstverständlich. Die Autorin zeigt aber, dass diese beiden Funktionen des Nachfeldes hinsichtlich der Informationsstrukturierung keineswegs die einzigen sind. Eine weitere wesentliche, in der bisherigen Forschung noch kaum berücksichtigte Funktion bestehe in der sog. „Informationsentflechtung“, indem die Informationsmenge des Satzes in Informationsblöcke geordnet wird. Dies erfolge nach bestimmten, wohl kognitiv verankerten Mustern, von denen in der vorliegenden Arbeit zwei, nämlich ‚Handlung – Zweck‘ sowie ‚Modalität betroffener Gegenstand‘, ausführlich diskutiert und reich belegt werden. Ebenso erfährt der Leser neben den bekannten fokussierenden und Nachdruck verleihenden Funktionen des Nachfelds von vielen, bisher noch nicht beschriebenen Funktionen in rhetorischen Figuren wie in Epanalepsen, Amplifikationen, Anadiplosen, Hyperbaton und Pointen. Ferner üben Nachfeldkonstituenten auch diverse intentionale Funktionen aus. Im Nach-

feld stehen sehr häufig Konstituenten, die den Gegenstand von Belehrungen, Danksagungen, Kritiken, Aufrufen und Argumentationen bilden. Von besonderem Interesse sind die plausiblen und überzeugenden Interpretationen der angeführten Belege, trotz der oft sehr komplexen Kontext- bzw. Äußerungsstrukturen.

Die Autorin geht vom Primat der kommunikativen gegenüber der syntaktischen Ebene aus und zeigt überzeugend, dass Nachfeldbesetzungen grammatisch wenig motiviert sind. Es handelt sich um bewusste diskursstrategische Entscheidungen des Sprechers. Nachfeldbesetzungen sind kein Zufall, aber auch keine Notwendigkeit, sondern üben wesentliche kommunikative Funktionen aus und wirken häufig auf den Hörer, ohne dass er diese Wirkung bemerkt. So kann der bewusst geplante, sorgfältige syntaktische Aufbau sogar ein Mittel der sprachlichen Beeinflussung, der Manipulation sein.

Die Argumentation wird mit zahlreichen Verweisen und bibliographischen Angaben untermauert, die für Leser, die sich mit dieser Problematik befassen wollen, sehr hilfreich sind. Die einzige Schwierigkeit beim Lesen des Buches besteht für diejenigen, die kein Französisch beherrschen, darin,

dass die zahlreichen, manchmal recht langen französischen Zitate, die für den Gedankengang der Autorin oft von zentraler Bedeutung sind, nicht übersetzt werden.

Als Germanist im Ausland freue ich mich sehr darüber, dass ich die Monographie von Hélène Vinckel habe kennen lernen können. Die Autorin stützt sich besonders auf Theorien der französischen Germanistik, vor allem auf die schon erwähnte Abgrenzungstheorie, die in der Germanistik in unserer Region wenig bekannt sind. Das Buch bietet dem Leser die besondere Möglichkeit, sich einen Überblick über die Arbeiten prominenter Vertreter der französischen Germanistik zu verschaffen. Germanisten im nicht deutschsprachigen Ausland sind oft entweder allzu sehr auf die Ergebnisse der Inlandsgermanistik oder ausgehend von ihrer Muttersprache auf eine enge kontrastive Perspektive fixiert und beachten die Perspektive ihrer Kollegen in anderen Ländern wenig. Erst wenn man Arbeiten aus anderen Regionen Europas liest, sieht man, dass wir doch bestimmte gemeinsame Interessen haben. Aus den Arbeiten der Kollegen kann man interessante Anregungen für die eigene Arbeit bekommen.

Attila Péteri (Budapest)

Berichte der Institute 2007

Loránd-Eötvös-Universität (ELTE) Budapest
Germanistisches Institut
 Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

9. März 2007: Prof. Dr. Erika Fischer-Lichte (FU Berlin): Theater und Ritual. Anmerkungen zu einem komplizierten Verhältnis.
 26. März 2007: Dr. Rainer Bettermann (Jena): Kulturbegriff im DaF
 17.-19. Mai 2007: „Extroversionen. Regionen und Regenten des Körpers in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne“. Workshop des Jedlik-Ányos-Projektes in Mátrafüred
 6. Juni 2007: Samuel Pakucs Willcocks (London): Michael Beheims Lieder
 5.-6. Oktober 2007: Konferenz „Wissenschaftskommunikation und Fantastik 1900/2000“
 20. November 2007: „Die Shoah in Südosteuropa – literarische und kulturelle Perspektiven“ – Workshop des Instituts für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Paderborn mit dem Germanistischen Institut der ELTE

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

- Krisztina Balázs: Frauenfiguren in den Werken von Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek
 Angéla Korb: Die Kulturvermittlerrolle der Fünfkirchner Zeitung (1870-1906)
 Bálint Kovács: Die Wirkung der naturwissenschaftlichen Entwicklung in der deutschsprachigen Kurzprosa um 1900
 Orsolya Lénárt: Ungarnbild, Ungarnrezeption und deutsch-ungarische Literaturkontakte der frühen Neuzeit
 Zoltán Szalai: Vilmos Szilasi im Spiegel deutsch-ungarischer kultureller Beziehungen
 Ildikó Tóth: Das Phänomen der Intermedialität und die modifizierten Bewusstseinsformen in der österreichischen und ungarischen Kurzprosa der Jahrhundertwende und insb. des Ersten Weltkrieges

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

- Katalin Teller: „Den Stein steinern machen“. Remotivierung und Visualisierung des Wortes (Betreuerin: Prof. Dr. Magdolna Orosz) am 19. Oktober 2007

FORSCHUNGSPROJEKTE

- „Regionalität, kulturelle Techniken, Wissenschaftsbilder in der Kultur der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit“ (NKFP/6-00097/2005). Laufzeit: 2006-2008. Projektleitung: Magdolna Orosz, Károly Csúri, Zoltán Szendi, Teilnehmer: Amália Kerekes, Teller Katalin
 „Schleichwege: Inoffizielle Begegnungen und Kontakte sozialistischer Staatsbürger 1956-1989. Zwischen transnationaler Alltagsgeschichte und Kulturtransfer“ im Rahmen des Förderschwerpunktes der Volkswagen-Stiftung, Laufzeit: 2006-2008. Projektleiter: Joachim Puttkamer, Teilnehmer: Edit Király
 „Zentraleuropa als Gedächtnisraum“. Aktion Österreich-Ungarn, Laufzeit: 2007-2008. Projektleiter: András F. Balogh. Teilnehmer: László Tarnói, Péter Varga
 „Die kritische Ausgabe der lateinischen und der deutschsprachigen Weltchronik von Johannes de Utino (druckfertiges Manuskript)“. (OTKA: K 68394) Laufzeit: 2007-2011. Projektleiter: László Veszprémy (Institut und Museum für Kriegsgeschichte, Budapest), Teilnehmer: Tünde Radek.

PERSONALIA

- Péter Varga: Forschungsaufenthalt an der Universität Hamburg, August-September 2007

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

24.-26. September: Prof. Dr. Heinrich J. Dingeldein (Marburg): „Dialektologie als Quelle der Sprachgeschichtsforschung“

10.-22. September: Prof. Dr. Hans Jürgen Sasse (Köln): Blockvorlesung: „Argumentstrukturen im Deutschen“

10.-22. September: Prof. Dr. Leila Berens (Köln): Blockvorlesung: „Aktuelle Fragen der Textanalyse“

11.-13. Oktober: Internationale Konferenz „An der Grenze zwischen Grammatik und Pragmatik“

14. November: „Fest der Wissenschaft“. Forschungsprojekte in den Bereichen der germanistischen Sprachwissenschaft und Literatur

19.-20. November: Gastvorträge von Prof. Dr. Heinz Vater: „Das mentale Lexikon“; „Das deutsche Tempussystem“

28. November. „Fest der Wissenschaft“: Vorstellung des Ungarndeutschen Forschungs- und Lehrerbildungszentrums

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Odett Csepela: Ansätze angewandter Textlinguistik im Spiegel eines nach GER organisierten Fremdsprachenunterrichts

Ágnes Fekete: Temporale Deixis in einer ungarndeutschen Varietät

Katalin Horváth: Epistemische Modalität im Deutschen und Ungarischen

Ágnes Huber: Sprachgebrauch und Identität der Ungarndeutschen

András Komáromy: Das lexikalische Feld der Bewegungsverben im deutsch-ungarischen Kontrast

Renáta Kriston: Erstellung des Fachwörterbuchs für Tourismus, Hotellerie, Gastronomie

Eszter Kukorelli: Tempusverwendung in der deutschen Nähe- und Distanzsprache

Judit Kuti: Deutsch-ungarisches verbales semantisches Netzwerk im Vergleich

Bernadett Unger: Diphthongierungstendenzen im Ostdonaubairischen bzw. Südbairischen im Raab-Lafnitztal

Anna Vargyas: Grammatikalisierung des Rezipientenpassivs im 19. Jahrhundert

Csaba Werk-Marinkás: Gespanntheit und Ungespanntheit der Vokale in ungarndeutschen Dialekten

Emese Zakariás: Relativkonstruktionen im Neuhochdeutschen

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Ildikó Fata-Végh: Zweisprachige Fachlexikographie (Betreuerin: Prof. Dr. Regina Hessky)

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Satzmodus im Deutschen und im Ungarischen mit einem sprachtypologischen Ausblick“. OTKA T49738, Laufzeit: 2005-2008. Projektleiter: Attila Péteri. Teilnehmer: Rita Brdar-Szabó, Katalin Horváth, Eszter Kukorelli, Barbara Bezner, Gizella Nagy.

„Ungarndeutscher Sprachatlas“. MÖB-DAAD „Projektbezogener Personenaustausch“ Nr. 6; Laufzeit: 2006-2007; Teilnehmer: von ungarischer Seite: Koloman Brenner, Maria Erb, Elisabeth Knipf, Csaba Werk-Marinkás; von deutscher Seite: Heinrich J. Dingeldein (Philipps-Universität Marburg)

„Die empirische Untersuchung ungarischer und deutscher Verbvalenzstrukturen mit Hilfe elektronischer Textkorpora“ Eingereicherter Projektantrag bei dem Ungarischen Förderungsfonds Wissenschaftlicher Forschung. Projektleiter: Pál Uzonyi.

„Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten (WUM)“. Eingereicherter Antrag bei dem Ungarischen Förderungsfonds Wissenschaftlicher Forschung. Projektleiterin: Erzsébet Knipf-Komlósi (Maria Erb, Regina Hessky, Katalin Wild)

PERSONALIA

Erzsébet Knipf-Komlósi: Ernennung zur Institutsdirektorin (ab 1.7.2007)

Koloman Brenner: Beauftragter des Dekans der Philologischen Fakultät der ELTE (ab 1. 9. 2007)

Maria Erb: Leiterin des Ungarndeutschen Lehrer- und Fortbildungszentrums (ab Sept. 2007)

Eszter Kukorelli: Ernennung zur Assistentin (ab 1.9.2007)

Ágnes Huber: Ernennung zur Assistentin (ab 1.10.2007)

SONSTIGES

Juni 2007: Besuch ungarischer Studierender an verschiedenen Universitäten und Forschungseinrichtungen in Frankfurt, Heidelberg, Mannheim, Stuttgart und Ulm – Studienreise gefördert durch den DAAD (organisiert von András Komáromy und Stefan Rosmer)

Lehrstuhl für Sprachpraxis und Fachdidaktik, Methodik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

31. März 2007: UDV-Generalversammlung und Fachtagung, Thema: Qualitätssicherung im ungarischen Schulwesen

13. Oktober 2007: Forum junger Deutschlehrer und Germanisten in Zusammenarbeit mit der Universität Wien, Thema: Textkompetenzen

17. November 2007: Deutschlehrertagung, Thema: Rezeptive Fertigkeiten beim Fremdsprachenlernen

15-17. November 2007: Arbeitstreffen „Das Fremde und der Text“ (Projektteilnehmer: Uni Potsdam, Uni Madrid, Uni Schumen, Uni Istanbul, ELTE)

26.04.2007: Prof. Dr. Waltraud Schreiber (Katholische Universität Eichstätt, Theorie und Didaktik der Geschichte): Vortrag zum

Thema „Die Entwicklung historischer Kompetenzen“

FORSCHUNGSPROJEKT

„Massenbewegung und Gewalt“ Vergleich musealer Erinnerungskulturen in Deutschland und Ungarn. Katalin Árkossy, Waltraud Schreiber, HP: www.museumsvergleich-holocaust.eu

PERSONALIA

Ilona Feld-Knapp: Leiterin des Lehrstuhls (ab Sept. 2007)

Roberta Rada: Leiterin des Lehrstuhls (Febr. 2007 – Sept. 2007)

Patricia Tóth: Ernennung zur Assistentin (ab 1.9. 2007)

Lehrstuhl für Niederlandistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

29.4.2007: „Niederlandstalige Liefdespoëzie“ [Niederländische Liebeslyrik] Workshop

NEUE DISSERTATIONEN

Zsófia Tálasi: De geschiedenis van het Nederlandse prefix ge- in vergelijking met andere Germaanse talen. [Die Geschichte

des niederländischen Präfixes -ge im Vergleich mit anderen germanischen Sprachen]

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Orsolya Varga: *Nederlandse en Hongaarse vertaalopvattingen uit het begin van de twintigste eeuw. Een vergelijkende studie.* [Niederländische und ungarische Übersetzungsauffassungen vom Beginn des 20. Jh. Eine vergleichende Studie], verteidigt am 16.5.2008

FORSCHUNGSPROJEKTE

Krisztina Törő: *De Belgische Congo-literatuur* [Die belgische Kongo-Literatur]
Roland Nagy: *Fonetiek en fonologie in ver-*

gelijkend perspectief [Kontrastive Phonetik und Phonologie]

Orsolya Varga: *Vertalingen van Martinus Nijhoff en István Vas* [Übersetzungen von Martinus Nijhoff und István Vas]

Orsolya Réthelyi: *Het hof van Maria van Hongarije in Hongarije en in de Lage Landen* [Der Hof von Maria von Ungarn in Ungarn und in den Niederlanden]

Judit Gera: *Cursusboek Nederlandstalige literatuur voor extramurale studenten* [Niederländische Literatur. Ein Kursbuch für Niederländisch als Fremdsprache]

PERSONALIA

Orsolya Varga: *Ernennung zur Assistentin* (ab 1.9.2007)

Lehrstuhl für skandinavische Sprachen und Literaturen

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

18. April: Prof. Finn-Erik Vinje (Norwegen) *Gastvortrag über die Sprachsituation in Norwegen und Skandinavien*

11. September: *På sporet av Norge – Vortrag von Thomas Tangstrøm über Norwegen, die norwegische Wirtschaft*

16. November: *Focal Points in Humanities – Workshop mit den Projektteilnehmern*

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Ágnes Teplán: *Stig Dagerman és a modernizmus. A távollét, mint a műalkotás időtápasztalata.* [Stig Dagerman und der Modernismus. Das Fernsein als Zeiterfahrung des Kunstwerks]

Zsófi Domsa: *Vakkert stygt og sårt: Szép, csúf és keserves/ Jon Fosse drámái a jelenkor színházi és irodalmi erőterében.* [Schön, häßlich und bitter. Die Dramen von Jon Fosse im Kräftefeld des Theaters und der Literatur der Gegenwart]

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Zsolt Varga: *A magyar irodalom fogadattása Dániában, Svédországban és Norvégiában* [Die Rezeption der ungarischen Literatur in Dänemark, Schweden und Norwegen] verteidigt am 31. Mai

Péter Baksy: *A nyelvi tervezés lehetőségei és korlátai a norvég írott normák kialakulásának tükrében* [Möglichkeiten und Grenzen der Sprachplanung im Spiegel der Herausbildung der norwegischen schriftlichen Normen] verteidigt am 25. Juni

FORSCHUNGSPROJEKTE

Focal Points in Humanities. Interdisziplinäres Forschungsprojekt der ELTE und der Universität Umeå. Teilnehmer: Péter Mádl, Béla Bacsó, Lennart Spolander, Per Nilsson, Hanna Ziperovszky, Kristi Burman.

Datenbank skandinavisch-ungarischer literarischer Übersetzungen. Teilnehmer: Péter Mádl, Zsolt Varga, Zsófi Domsa

Lehrwerkentwicklung:

Chrestomathie dänische Literatur – mit literaturgeschichtlichem Überblick (Soós Anita)

Aktuelt Dansk – multimediales Lehrwerk (Anita Soós, Tue Sand Larsen)

Skandinavische Sprachgeschichte (Péter Ács, Péter Baksy, Tamara Külföldi)

Digitales schwedisch-ungarisches Wörterbuch und lexikalisches Lehrwerk (Péter Mádl, Ildikó Annus)

Arbeitsbuch schwedische Grammatik mit CD (Vanda Péteri)

Universität Debrecen (DE) Institut für Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

„Theatersysteme im Vergleich“. Symposion der internationalen theaterwissenschaftlichen Forschungsgruppe STEP (Projekt on European Theatre Systems) (28.-30. April). Organisiert von Dr. Magdolna Balkányi und Zsófia Lelkes mit der Unterstützung des Instituts für Germanistik und des Literaturwissenschaftlichen Graduiertenkollegs der Universität Debrecen.

Theaterwerkstatt für GermanistikstudentInnen „Szenisches Darstellen: Büchners Woyzeck“ geleitet von der Regisseurin/Dozentin Miriam Tscholl (Universität Hildesheim) und Dr. Magdolna Balkányi (1.-6. Oktober).

Prof. Dr. Elisabeth Gülich: Doktoranden-seminar (September)

Prof. Dr. Heinz Vater: „Linguistik: Natur- oder Geisteswissenschaft?“ Gastvortrag (30. November)

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Nóra Máté: The interrelatedness of membership categorization and topical organization in talk. The instrumental role of categorization. (Graduiertenkolleg für Germanistische Linguistik).

Réka Bozzay: Die Peregrination ungarländischer Studenten an der Universität Leiden (1595-1796)

FORSCHUNGSPROJEKTE

Plausible Argumentation in der Linguistik. (OTKA T 049139, 2005-2008). Leitung: Prof. Dr. András Kertész.

Datenstruktur in der kognitiven Semantik (OTKA NI 68436 „Wissenschaftliche Schule“, 2007-2010). Leitung: Prof. Dr. András Kertész

Das Problem der Evidenz in der theoretischen Linguistik (2007-2111). Forschungsstelle für Theoretische Linguistik der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Leiter: Prof. Dr. András Kertész.

Teilnahme am internationalen komparatistischen theaterwissenschaftlichen Projekt der Forschungsgruppe „STEP“ für vergleichende Forschung der Theatersysteme kleiner europäischer Länder (Niederlande, Irland, Dänemark, Schweiz, Slowenien, Ungarn, Estland). Partneruniversitäten: Groningen, Dublin Trinity College, Aarhus, Bern, Ljubljana, Debrecen, Tartu. Laufzeit: 2005-2010. Leitung: Prof. Dr. Hans van Maanen (Groningen) und Prof. Dr. Andreas Kotte (Bern). Leiterin der ungarischen Forschungsgruppe mit zwei PhD-Studenten: Dr. Magdolna Balkányi.

PERSONALIA

Dr. Zsuzsanna Darai: Verlängerung der Ernennung zur Assistentin

Andrea Horváth: Ernennung zur Assistentin
 Prof. Dr. András Kertész: Ernennung zum
 Leiter des Lehrstuhls für germanistische
 Linguistik

Dr. Edit Kristóf: Ernennung zur Oberassistentin

Dr. Piroska Kocsány: Pro Germanistica
 Hungarica Medaille

Dr. Péter Maitz: 2008 Humboldt-Forschungsstipendiat an der Universität Augsburg (Okt. 2006 – Apr.)

Dr. Eszter Pabis: Ernennung zur Assistentin;
 Forschungsaufenthalt im Rahmen eines
 DAAD-Stipendiums an der Universität
 Konstanz (Juli 2007)

Dr. habil. Kálmán Kovács: Kunó Klebelsberg Stipendium vom Ministerium für Bildung, einmonatiger Forschungsaufenthalt im Collegium Hungaricum in Wien.

Dr. Gábor Pusztai: 16.-20. April 2007: ERASMUS-Gastdozent an der Uni Leiden im Institut für Niederländische Sprache und Literatur bzw. für Nederlandkunde.

Károly-Eszterházy-Hochschule (EKF) Eger Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

Konferenz zum Fest der Ungarischen Wissenschaft (14. November). Veranstalter: Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Geschichte und Kultur der deutschsprachigen Bevölkerung in Erlau“. Leitung: Dr. Rita Nagy

SONSTIGES

Germanistische Studien. Bd. VI. Eger: Líceum Kiadó, 2007 (Hg. v. Mihály Harsányi und René Kegelmann).

Gastvortrag von Prof. Dr. Jean-Marie Valentin (Sorbonne Paris), Ehrenpräsident der Internationalen Vereinigung für Germanistik) „Goethes Aufenthalt im Elsass“
 Studienaufenthalte von Egerer Germanistikstudenten an der Universität Erfurt (ERASMUS)

Kodolányi-János-Gesamthochschule (KJF) Székesfehérvár Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

19-21. April: „Kommunikáció az információtechnológia korában“ MANYE-kongresszus

Kongress des Ungarischen Vereins von Angewandten Linguisten und Sprachlehrern zum Thema Kommunikation im Zeitalter der Informationstechnologie.

29-30. Oktober: „Jel és jelentés“ Eine Konferenz für angewandte Linguistik mit dem Titel „Zeichen und Bedeutung“ und mit den Schwerpunkten interkulturelle Kommunikation, Übersetzungswissenschaft, Bedeutungstheorie, Bedeutungswandel, Phraseologie, Sprachpädagogik, Fachkommunikation.

NEUE DISSERTATIONEN

Gábor Gulyás: Deutsche Literatur in den deutschen Lehrbüchern der ungarischen Mittelschulen im Zeitalter des Dualismus (1867-1914)

Mihály Sepsei: Übergangserscheinungen zwischen Derivation und Komposition bei den Adjektiven (eingereichte Dissertation)

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Orsolya Hoffmann: Die Rolle des autonomen Lernens im Unterricht mit Schwerpunkt E-learning

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Rezeption ungarischer Literatur im deutschen Sprachraum – Das Kodolányi-Literaturhaus“

Projektleitung: Dr. habil. Imre Kurdi, Teilnehmer: Gábor Gulyás, Dr. László Kovács, Dr. Anna Peres, Zoltán Tóth

„Virtuelle Bibliothek“ (www.readme.cc)

Projektleitung: Walter Grond, Teilnehmer: Dr. László Kovács

„E-learning im Fernstudium“ Projektleitung: Dr. Orsolya Hoffmann

PERSONALIA

Dr. László Kovács: Ernennung zum Institutsdirektor (Institut für Moderne Sprachen)

Dr. Anna Peres: Ernennung zur Hochschuldozentin

Dr. Orsolya Hoffmann: Ernennung zur Hochschuldozentin

Dr. Ágnes Einhorn: Ernennung zur Hochschulprofessorin

Dr. Marcell Mártonffy: Ernennung zum Hochschulprofessor

SONSTIGES

Gründung und Verleihung des ersten Ferenc-Szász-Preises

Praktikum der Germanistikstudenten in Fürstenfeld (1 Semester)

Károli Gáspár Universität der Reformierten Kirche (KRE) Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

GUG Jahresversammlung, Budapest KRE, 25-26. Mai 2007

NEUE DISSERTATIONEN

Fülöp József: Das essayistische Denken im 20. Jahrhundert (W. Benjamin, R. Musil, R. Kassner...)

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Az európai kultúrkör közös szólásmódjai, közmondásai, szállóigéi“ (OTKA T 47 11 83) Leitung: Prof. Dr. Bárdosi Vilmos, Mitarbeit: Prof. Dr. Hessky Regina
Teilnahme als Gutachter und Materialentwickler im Projekt für Online-Fremd-

sprachenunterricht von MKI (Magyar Közigazgatási Intézet). 2006 01.-06. Projektleiter: Dr. Kökényesi József, Koltányi Gergely, Fachexperte für Deutsch: Dr. Dringó-Horváth Ida

„NÉMET SZÓKAPCSOLATÁR: új típusú didaktikus szótár elmélete és gyakorlata“ (OTKA F 04397 / 2004) Zeitraum: 2005-2007, Leitung: Dr. Hollós Zita

PERSONALIA

Dr. Anita Czeglédy, József Fülöp, Dr. László Klemm, Dr. Szilvia Ritz: Forschungsaufenthalt in Saarbrücken im Rahmen eines DAAD-GIP-Programms (August-November 2007)

Dr. Ida Dringó-Horváth: Ernennung zur Dozentin

Dr. Szilvia Szatzker: Ernennung zur Dozentin

SONSTIGES

Prof. Dr. August Stahl (Universität des

Saarlandes): „Rilke: Das Marienleben“ (2-12. Oktober 2007)

Doris Jung-Ostermann: „Deutsche Prosa nach 1945“ (2-12. Oktober 2007)

Dr. Detlef Gwosc (Medienakademie Berlin): Gastvorlesung über den Colportageroman

Universität Miskolc (ME) Institut für Moderne Philologie Lehrstuhl für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

Mag. Bela Brogyani (Universität Freiburg, Indogermanisches Institut): Indogermanistik. Neue Perspektiven der vergleichenden Sprachwissenschaft. (Gastvortrag im Rahmen des Erasmusprogramms, 22. März).

Prof. Dr. Reinhold Wandel (Universität Magdeburg): „Ossis und Wessis“. Ein geteiltes Deutschland? (Gastvortrag im Rahmen des Erasmusprogramms, 25. September).

„Es war einmal eine DDR“. Ausstellung, Diavorträge, Podiumsdiskussion mit eingeladenen Gästen. Organisiert vom Lehrstuhl für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft (28. September)

„Studentischer Forschungsabend“. Eine Sondersitzung des Wissenschaftlichen Studienkreises am Lehrstuhl für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft. Organisiert von der Studentischen Selbstverwaltung. (23. November)

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

dr. Judit Kováts: Die Ironie als Technik der Polysemierung bei Ludwig Tieck

Erika Pap: Die schreibende Frau — Christine Lavants Lyrik und Prosa im Spiegel der feministischen Literaturtheorie

Tünde Paksy: Frauenfiguren, ihre Typologie

und narratologische Darstellung in E. T. A. Hoffmanns Erzählung

Mónika Sajgál: Soziale Positionierung als Mittel der Sachverhaltsdarstellung und der Gesprächsorganisation in polizeilichen Vernehmungen

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Romantik-Werkstatt“. Die Romantik in Literatur und Sprache. Unter der Schirmherrschaft des Miskolcer Freundeskreises Ungarisch-Deutscher Beziehungen. Laufzeit: 2007-. Leitung: Prof. Dr. Magdolna Orosz.

„Arbeitskreis für Wissenschaftliches Schreiben“. Unterstützt vom Grundfonds der Philologischen Fakultät der Universität Miskolc. Laufzeit: 2006-2008. Leitung: Dr. Erika Kegyes, Teilnehmer: Mónika Sajgál, Tünde Paksy)

„Die Schemnitzer Stammbücher“. Eine kulturhistorische Untersuchung deutschsprachiger studentischer Stammbücher. Unterstützt vom Forschungsfonds der Universität Miskolc. Laufzeit: 2007-. Leitung: Dr. István Molnár und dr. Judit Kováts, Teilnehmer: Prof. Dr. Magdolna Orosz, Dr. Ágnes Salánki, Dr. Erika Kegyes, Tünde Paksy, Mónika Sajgál, Dr. Monika Jákó.

PERSONALIA

Erika Kegyes – Ernennung zur Lehrstuhlleiterin

Mónika Sajgál: Teilnahme am 40. Treffen des „Arbeitskreises Angewandte Gesprächsforschung“ in Freiburg, 4-5. Mai 2007, Forschungsaufenthalt, gefördert von der Universität Miskolc

Tünde Paksy: Teilnahme an der Sommer-

akademie für Deutsche Sprache, Universität Regensburg, 16-29.2007. Gefördert von Bayhost und von der Universität Miskolc.

SONSTIGES

Tünde Paksy ist seit 2007 Autorin und verantwortliche Mitgestalterin der Rezensionssubrik der kulturellen Zeitschrift *Műút*.

Gesamthochschule Nyíregyháza (NYF) Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Katalin Vincze: Kurzwörter im Deutschen und im Ungarischen.

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

Präsentation: Günter Vallaster: „Wortprofi – Schulwörterbuch für Österreich“. München: Oldenbourg 2006. Gesamthochschule Nyíregyháza durch Günter Vallaster, Einführung: László Papp (19. April 2007).

Konzert „Orgel für alle“ mit Benedikt Felbauer. Vikár-Sándor-Musikschule, Nyíregyháza. Organisation: Anikó Ági, Günter Vallaster (26. September 2007).

Workshop. „Literarisches Übersetzen“ mit György Buda. Fragen und Probleme der Übersetzung literarischer Werke am Beispiel eines Textes von Ottó Tolnai. Organisation: Günter Vallaster, Etelka Joó (30. Oktober 2007).

Lesung mit György Buda. Texte von Imre Kertész, Krisztina Tóth, Lajos Parti Nagy,

auf Ungarisch und in seiner deutschen Übersetzung. Nyíregyháza: Móricz-Zsigmond-Bibliothek. Organisation: László Barabás, Günter Vallaster (29. Oktober 2007).

Tag der ungarischen Wissenschaft. „Vielfalt der Germanistik“. Schirmherrschaft: Prof. Dr. Magdolna Orosz. Organisation: Marianna Bazsóné Sörös (14. November 2007).

Tödverliebt: deutsch-ungarische Lesung mit der Wiener Schriftstellerin Christl Greller. Ungarische Übersetzungen: Ildikó Balázs. Moderator: Günter Vallaster. Gesamthochschule Nyíregyháza. (27. November 2007).

Workshop zum Umgang mit Wörterbüchern an Lernstationen von László Papp und Vorstellung des „Wortprofi – Schulwörterbuch für Österreich“ durch Günter Vallaster an Gymnasien in Csenger, Fehérgyarmat, Ibrány, Kisvárda, Mátészalka, Nyírbátor, Tiszavasvári, Tokaj, Vásárosnamény. (Dezember-Jänner 2007, Februar 2008).

**Universität Westungarn
Universitätszentrum Savaria (NymE-SEK) Szombathely
Germanistisches Seminar**

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

8.-9. November 2007: Germanistica Sava-riensis „Sprache und Sprachen im Kontakt 4“, Internationale Konferenz, Organisations-
team: Mag. Zsuzsanna Fekete-Csizmazia,
Mag. Elisabeth Lang, Dr. Veronika Pólay,
Dr. Petra Szatmári

6.-8. Dezember 2007 Germanistica Sava-riensis „Literaturen im Kontakt 4“. Erinne-
rungsräume. Kulturtopographisches
Gedächtnis und die Donaumonarchie.
Internationale Konferenz, Organisatorinnen:
Dr. Mónika Cseresznyák, Prof. Éva Ko-
cziszky

NEUE DISSERTATIONEN

Mag. Elisabeth Lang: Die Rezeption
ungarischer Prosaliteratur des 20. und 21.
Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN

Veronika Pólay: Die Vorstellung des Www
als Massenkommunikationsmedium und die
linguistische und kommunikative Analyse
einer seiner Textsorten

PERSONALIA

Mónika Cseresznyák: Ernennung zur Do-
zentin, Forschungsstipendium der Klassik
Stiftung Weimar (15.06.-15.09.2007)

Dóra Takács: Ernennung zur Dozentin

Mihály Riszovannij: Ernennung zum
Dozenten, erster Preis bei der Ersten Unnga-
rischen Interdisziplinären Humorkonferenz
in Szekszárd

Eva Kocziszky: Ernennung zur ordentlichen
Professorin, Stipendium der Alexander
von Humboldt-Stiftung an der Universität
Bielefeld (15.03.- 15.06.2007)

Petra Szatmári: Stipendium der Österreich-
Bibliothek, Wien (September 2007)

SONSTIGES

Gastvortrag von Prof. Dr. Friedberg
Aspetsberger (Universität Klagenfurt)
„Strukturen der Geschlechterrollen bei
Ingeborg Bachmann“ (Februar)

Gastvortrag von Dr. Andreas Degen (FU
Berlin/Bratislava) „Orte der Erinnerung bei
Bobrowski“ (März)

Gastvortrag von Prof. Dr. Michael Schilling
(Universität Magdeburg) „Die lateinisch-
deutschen Texte der Carmina Burana“
(November)

19. März 2007: Kinobesuch mit ERAS-
MUS-Studentinnen, anschließend Germa-
nistik-Stammtisch.

24. April 2007: Literaturübersetzer György
Buda: Zeitgenössische ungarische Literatur
auf Deutsch und Österreichisch. Forschungen
am Schreibtisch des Übersetzers. Workshop
und Lesung; Mitveranstalter: Österreichi-
sches Kulturforum Budapest, Österreich-
Bibliothek Szombathely

3. Oktober 2007: Theateraufführung „Witt-
gensteins Neffe“ von Thomas Bernhard.
Gastspiel mit Alois Frank, Regie Renate
Aichinger. Mitveranstalter: Österreichisches
Kulturforum Budapest, Österreich-Biblio-
thek Szombathely.

29. Oktober 2007 Lesung von Zsuzsa Bánk
Veranstalter: Goethe Institut Budapest,
Berzsenyi-Dániel-Bibliothek Szombathely.

12. November 2007: „Fünfzehn Jahre
Österreich-Bibliothek in Szombathely“
Mitveranstalter: Österreichisches Kultur-
forum Budapest, Österreich-Bibliothek
Szombathely.

Gemeinschaftsveranstaltung des Literatur-
hauses Mattersburg und des Germanisti-
schen Seminars (Austauschprojekt für bur-
genländische und ungarische Studierende),
Projektleitung: Mag. Barbara Mayer, Dr.
Mónika Cseresznyák

02. Mai 2007 Lesung und ein Gespräch mit Katharina Tiwald und Clemens Berger

05. 12. 2007 Lesung von Zsuzsanna Gahse im Literaturhaus Mattersburg

Pannonische Universität (PE) Veszprém Germanistisches Institut

NEUE DISSERTATIONEN

Forschungsstipendiatin Zsuzsanna Frigy: Aktualität und Aktionalität im Deutschen
Forschungsstipendiat Balázs Huszka: Bausteine einer generativen physikalisch-akustischen Phonologie der gepflegten deutschen Rede unter dem Perzeptionsaspekt
Forschungsstipendiatin Ágota Kinga Nagy: Manifestationen von Interkulturalität in der Czernowitzer deutschen Pressesprache der 1930er Jahre

Forschungsstipendiat István Schneider: Das Evangelische Lyzeum, als führendes Bildungsinstitut Ödenburgs (1867-1921) im Spiegel der Nationalitätenereignisse
Doktorandin Bianka Burka: Die Manifestation von Mehrsprachigkeit in interkulturellen literarischen Texten. Exemplifiziert am Beispiel von Terézia Moras Werken

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Methodenprobleme im interkulturellen Kontext“ (Vom DAAD geförderte Institutspartnerschaft mit dem Germanistischen Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg). Leitung: Prof. Dr. Csaba Földes (Veszprém), Prof. Dr. Gerd Antos (Halle)

Bewilligung des Forschungsprojekts „Interkulturalität diesseits und jenseits von Sprachgrenzen – als Problem für die Germanistik“ durch den Internationalen Visegrad-Fonds (Kooperationspartner: Institut für Germanistik der Universität Opole/Oppeln [Polen] und Institut für Neuphilologie der J.-Selye-Universität Komárno/Komorn [Slowakei])

PERSONALIA

Wiss. Angestellte Johanna Madléna Albert: Studienaufenthalt in Halle im Rahmen der Institutspartnerschaft (2.-15. Januar)
Prof. Dr. Csaba Földes – Forschungs- und Gastaufenthalte: Halle (im Rahmen der Institutspartnerschaft, 2.-15. Januar), Mannheim (5.-11. März), München (12.-14. Mai und 21.-22. Oktober), Darmstadt (im Rahmen der Universitätspartnerschaft, 1.-12. Juli), Halle (im Rahmen der Institutspartnerschaft, 13.-24. August), Tokio (21. September – 5. Oktober)

Dr. Eszter Gombocz – Ernennung zur wissenschaftlichen Angestellten, Leiterin des Lehrstuhls für Deutschdidaktik und Sprachvermittlung

Wiss. Oberassistent András Kocsis – Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen der Institutspartnerschaft (18. Oktober – 1. November)

DAAD-Lektor Andreas Korpás – Forschungsaufenthalt in Berlin (21. Januar – 2. Februar)

Univ.-Doz. Dr. Alojzia Mihalovics-Lengyel – Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen der Institutspartnerschaft (15.-29. Oktober)

Forschungsstipendiatin Ágota Kinga Nagy – Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen der Institutspartnerschaft (3.-16. Januar)

Univ.-Doz. Dr. Gabriella Rácz – Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen der Institutspartnerschaft (18.-31. Januar)

Univ.-Doz. Dr. Gabriella Rácz – Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen der Institutspartnerschaft (14.-29. Oktober)

Univ.-Doz. Dr. József Tóth – Forschungsaufenthalt in Wien (1. April – 30. Juni)

Univ.-Doz. Dr. László V. Szabó – Studienaufenthalt in Würzburg (2. April – 30. Juni)

Univ.-Doz. Dr. Anikó Zsigmond – Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen der Institutspartnerschaft (18. Oktober – 1. November)

SONSTIGES

Leiter des Doktorandenprogramms „Interkulturelle Linguistik“ und Leiter des „Sprachwissenschaftlichen und Didaktischen Graduiertenkollegs“ der Pannonischen Universität Veszprém ist Prof. Dr. Csaba Földes

Studia Germanica Universitatis Vespriensis – Zeitschrift des Germanistischen Instituts an der Pannonischen Universität Veszprém in Zusammenarbeit mit dem Praesens Verlag (Wien), Jg. 11 (2007) Heft 1 und 2 (Hg.: Csaba Földes) sowie Supplement 7, 8 und 9.

Das Germanistische Institut Veszprém ist Mitveranstalter der „Deutschen Sommerakademie“ in Dresden, August 2007 in Zusammenarbeit mit dem Mitteleuropäischen Germanistenverband, Dresden. Veranstalter: Prof. Dr. Walter Schmitz (Dresden) – Prof. Dr. Csaba Földes (Veszprém)

20. Februar: Prof. Dr. Nina Janich (TU Darmstadt): Stil als komplexes Phänomen in der Werbung.

21. Februar: Prof. Dr. Nina Janich (TU Darmstadt): Sprache und Moral. Ein Vorschlag zur Bestimmung von Sprachkultiviertheit.

23. April: Prof. Dr. Dietmar Goltschnigg (Karl-Franzens-Universität Graz): Judentum und Antisemitismus – Karl Kraus und Heinrich Heine.

24. April: Prof. Dr. Arne Ziegler (Karl-Franzens-Universität Graz): Sprachstruktur und Sprachgebrauch – Pragmatische Syntax. Auf dem Weg zu einer Variantengrammatik des Deutschen.

25. April: Prof. Dr. Gábor Tolcsvai Nagy (Eötvös-Loránd-Universität Budapest): A topik és a szórend a magyar mondatban, kognitív nézőpontból.

9. Mai: Prof. Dr. István Nyomárkay (Eötvös-Loránd-Universität Budapest): Nyelvújítások Közép-Európában. Kísérletek az új civilizációs terminológia megalkotására a XIX. században.

Blockveranstaltung von Dr. Terrance Albrecht (Lehrbeauftragter an der Fernuniversität in Hagen): Heutige deutsche Literatur.

Katholische Péter-Pázmány-Universität (PPKE) Piliscsaba Germanistisches Institut

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

„Gelebte Milieus und virtuelle Räume“. Internationale Nachwuchskonferenz für Doktoranden und Promotionskandidaten. (9–10. November)

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Szöveg és kép album amicorumokban: médiumok korrespondenciája magyarországi

germanicumokban a 17-18. században“ (OTKA T046331). Laufzeit: 2004–2007. Leitung: Dr. Péter Lőkös. Teilnehmer: Dr. Klára Berzeviczy, Dr. László Jónácsik, Prof. Dr. András Vizkelety.

„Kulturwissenschaft. Theorie – Praxis – Kooperation“ (Aktion Österreich Ungarn AÖU 66öu13 und ERSTE Stiftung). Laufzeit: 2007. Leitung: Krisztina Kovács und

Mag. Christine Czinglar. Kooperationspartner: Dr. Andrea B. Braidt und Univ.-Prof. Dr. Monika Meister, Institut f. Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Universität Wien.

„Az 1552-es egri ostrom és Dobó István alakjának ábrázolása a kora újkori irodalomban, különös tekintettel a kora újkori német nyelvű művekre“ (Bolyai János Kutatási Ösztöndíj). Laufzeit: 2006–2008. Teilnehmer: Dr. Péter Lőkös.

PERSONALIA

Dr. Zsuzsa Bognár: Ernennung zur Institutsleiterin des Germanistischen Instituts

Dr. Péter Lőkös: Forschungsaufenthalt am Institut für Germanistik der Universität Wien (18-22. Juni; 13-18. November)

Krisztina Kovács: 10-tägiges Forschungstipendium in Wien (AÖU)

Dr. Klára Berzeiczky: Einmonatiges Forschungstipendium der AÖU in Wien (Juli)

SONSTIGES

Gastvortrag von Prof. Dr. Dagmar Neuendorff (Abo Akademi, Turku): „Über die Schwierigkeiten sich zu Streiten. Zu Streitgesprächen aus dem Nibelungenlied und dem finnischen Heldenepos Kalevala“. (25. Oktober)

Gastvortrag von Dr. István Rumen Csörz (Institut für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften): „A XVIII. századi magyar közköltészet kritikai kiadása“. (26. Oktober)

Gastvortrag von Dr. Béla Hegedűs (Institut für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften): „Szöveg-

(k)öltöztetés. Új technikák, új szövegek? Előadás az informatikai irodalomtudományról“. (30. November)

Studienreise im Rahmen der Spezialisierung Pragmatische Kulturwissenschaft von 14 Studierenden und zwei Lehrenden (Krisztina Kovács, Christine Czinglar) nach Wien (23-25. März)

Workshopreihe im Rahmen der Spezialisierung Pragmatische Kulturwissenschaft: Karin Wolf (Institut für Kulturkonzepte Wien): „Pressearbeit für kulturelle und wissenschaftliche Projekte“ (April). Katja Wiederspahn (Viennale Wien): „Kulturarbeit im Festivalbereich. Beispiel Viennale. Vienna International Film Festival“ (April). Dr. Andrea B. Braidt (Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Universität Wien): „Kinoarbeit zwischen Wissenschaft und Kultur“ (April). Dr. Sibylle Moser (LOOP. Institut für systemische Medienforschung, Wien): „Dem Publikum auf der Spur. Interviews als empirische Rezeptionsdokumente“ (September). Dr. Katharina Gsöllpointner (LOOP. Institut für systemische Medienforschung, Wien): „Medien der Kunst. Theorie und Praxis systemtheoretischer Kunstbeobachtung“ (Oktober). Univ.-Prof. Dr. Monika Meister (Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Universität Wien): „Kulturtheorie und Kulturbegriff“ (November im Goethe-Institut Budapest). Patric Blaser (Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Universität Wien): „Das Übersetzen der Wissenschaft in die Kulturarbeit“ (Dezember).

Universität Pécs (PTE)
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

**WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
 GASTVORTRÄGE**

Prof. Dr. Gerhard Wanner: „NS-Literatur und ihr soziokulturelles Umfeld 1938-1945“ (2.-16. Mai)

Prof. Dr. Wendelin Schmidt-Dengler: „Österreichische Literatur zwischen den zwei Weltkriegen (1918-1938)“ (17.-26. September)

Prof. Dr. Theodor Nolte: „Einführung in die Ältere Deutsche Literaturwissenschaft“ (1.-19. Oktober)

VERTEIDIGTE DISSERTATION

Lehel Sata: *Mystische Sprachbetrachtung in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung von Johann Schefflers Cherubinischem*

Wandersmann im Lichte der Theosophie und Sprachphilosophie Jacob Böhmes

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Regionalität, kulturelle Techniken, Wissenschaftsbilder in der Kultur der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit“ (NKFP/6-00097/2005). Laufzeit: 2006-2008. Projektleitung: Magdolna Orosz, Károly Csúri, Zoltán Szendi

PERSONALIA

Lehel Sata: Forschungsaufenthalt an der Universität Passau. 5.-31. Januar 2007.

Zoltán Szendi: Forschungsaufenthalt an der Universität Passau. 18.-24. Juni 2007; Forschungsaufenthalt an der Universität Wien. 25.-30. Juni, 2.-9. November 2007.

Universität Szeged (SZTE)
Institut für Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

Mátrafüred, 17.-19. Mai 2007: „Extroversionen. Regionen und Regenten des Körpers in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne“ Workshop des Projektes „Wissenschaftsbilder, Regionalität, kulturelle Techniken in der Kultur der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit“, Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur (SZTE) gemeinsam mit dem Institut für Germanistik (ELTE), Nemzeti Kulturális Fejlesztési Program

08. 10. 2007-10. 10. 2007: EuroGr@mm Projektsitzung in Szeged, 09. 10. öffentliche Sitzung mit Vorträgen, Schwerpunkt: Flexionsmorphologie kontrastiv. Teilneh-

mer: IDS-Mannheim, italienische, französische, norwegische, polnische und ungarische Projektgruppen, die ungarische Projektgruppe: Prof. Dr. Bassola Péter (SZTE), Dr. Scheibl György (SZTE), Dr. Péteri Attila (ELTE), Dabóczi Viktória (SZTE), Túri Ágnes (SZTE)

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Viktória Dabóczi: *Wortarten der gesprochenen und geschriebenen Sprache*

Judit Szabó: *Ethische Konzepte der Tragödien(theorien)*

Ágnes Túri: *Probleme der Substantivvalenz*
 Eszter Zóka: *Analyse der Funktionen des Reflexivums*

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Wissenschaftsbilder, Regionalität, kulturelle Techniken in der Kultur der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit“ 1. Febr. 2006-1. Febr. 2009, NKFP/6-00097/2005, Dr. Magdolna Orosz, Dr. Károly Csúri, Dr. Zoltán Szendi
 „EuroGr@mm“ 2007-2009, Prof. Dr. Péter Bassola, Mitglieder: Dr. György Scheibl, Dr. Attila Péteri (ELTE), Ágnes Túri, Viktória Dabóczi

PERSONALIA

Dr. Géza Horváth: Ernennung zum Leiter des Lehrstuhls für deutsche Literaturwissenschaft
 Dr. Géza Horváth: Stipendiat am Europäischen Übersetzer-Kollegium Straelen (06. Juli bis 04. Juli 2007; Übersetzen v. E. T. A. Hoffmanns „Der goldene Topf“)

Dániel Czicza: Institut für Germanistik der Universität Kassel, 8.1.2007-18.1.2007; Institut für Germanistik der Universität Kassel, 28.10.2007-22.12.2007

SONSTIGES

6.-8. März 2007: Besuch der 43. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim mit einer Gruppe von Germanistiktudenten, Studienreise gefördert durch den DAAD, organisiert von Dr. Ellen Tichy

GeMa. Germanistisches Magazin – Studentenzeitung des Instituts für Germanistik an der Universität Szeged. Jg. 7, 1/2007, 2/2007 (Hg. V. Géza Horváth; Chefredaktion: Tamás Kispál, Markus Kóth, Dr. Ellen Tichy)

**Universität Szeged Erziehungswissenschaftliche Fakultät „Gyula Juhász“
 Institut für Minderheitenkulturen
 Lehrstuhl für Deutsch als Minderheitenkultur**

DISSERTATIONEN IN ARBEIT

Erika Grossmann: Interkulturelle Erziehung, demokratiepädagogische Innovation anhand der Transfermöglichkeiten des deutschen Schulentwicklungsprogramms *Demokratie lernen und leben* in das ungarische Bildungswesen
 Gabriella Nádudvari: „Die Klavierspielerin“ – vergleichende Analyse der literarischen und filmischen Erzählung auf der Basis der Genetteschen Erzähltheorie

PERSONALIA

Dr. Eszter Propszts – Ernennung zur Hochschuldozentin

FORSCHUNGSPROJEKTE

Teilnahme am Projekt „Demokratie lernen

und leben – Schulentwicklungsprojekt im Rahmen des Bund-Länder-Kommission-Programms für Bildungsplanung und Forschungsförderung“

Zeitraum: 2004-2007. Leitung: Erika Grossmann

Teilnahme am internationalen Projekt ERASMUS IP-LORENA: „Lorena goes EUROPE: From Local, Regional and National Identities to European Identities“ (28154-IC-1-2005-1-BE-ERASMUS-IPUC-6), mit 12 Partnerinstitutionen. Zeitraum: 2005-2008. Leitung: Erika Grossmann, Tünde Sárvári.

Teilnahme am internationalen Forschungsprojekt COMENIUS 2.1-Projekt „Kleine Helden in Not – Jungen auf der Suche nach ihrer Männlichkeit – Small Heroes in

Trouble – Boys Searching for their Identities“ (128865-CP-1-2006-1-BE-COMENIUS-C21) mit 11 Partnerinstitutionen. Zeitraum: 2006-2009. Leitung: Erika Grossmann.

Germanistische Institutionspartnerschaft (GIP) mit der Universität Leipzig, Herder-Institut, Projektbeauftragte: Prof. Dr. Erwin Tschirmer und Prof. Dr. Erzsébet Forgács. Zeitraum: 2007-2008.

Teilnahme am internationalen Projekt ERASMUS IP: „TeCORE Teaching Competencies under Real Environment“ (Ref.: 23/8/07) mit 13 Partnerinstitutionen. Zeitraum: 2007-2010. Leitung: Erika Grossmann.

GASTVORTRÄGE

Dr. Zoltán Samu (Friedrich-Schiller-Universität Jena, Lehrstuhl für Schulpädagogik und Schulentwicklung): „Umgang mit Stereotypen, Vorurteilen. Erfahrungen des Schulentwicklungsprogramms ‚Demokratie lernen und leben‘“ (12-16. März)

Dr. Olaf Bärenfänger (Universität Leipzig, Herder-Institut, im Rahmen der GIP): „Prüfungen bewerten mit dem Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen“. (02. August – 16. August)

Lavinia Ionica (Universität Leipzig, Herder-Institut, im Rahmen der GIP): „Metakognition im Fremdsprachenunterricht“, sowie drei Workshops „Metakognitive E-Portfolios im DaF-Unterricht“ und ein Workshop für Dozenten und Dozentinnen zum Einsatz von E-Portfolios im DaF-Unterricht. (02. September – 16. September)

Prof. Dr. Karen Schramm (Universität Leipzig, Herder-Institut, im Rahmen der GIP): Gastvortrag zum europäischen Referenzrahmen für Studierende und Lehr-

kräfte der Gastinstitution. (03. September – 07. September)

Prof. Dr. Erwin Tschirmer (Universität Leipzig, Herder-Institut, im Rahmen der GIP): „Kommunikative Grammatik oder wie man lernt, grammatisch richtig zu sprechen“. (11. Oktober – 14. Oktober)

PERSONALIA

Erika Grossmann – Lehraufenthalt und Koordinationstätigkeit an National and Kapodistrian University of Athens im Rahmen des internationalen Projekts ERASMUS IP-LORENA: „Lorena goes EUROPE: From Local, Regional and National Identities to European Identities“ (28154-IC-1-2005-1-BE-ERASMUS-IPUC-6) (16.-20. März)

Márta Harmat – Lehraufenthalt am Institut für Deutsche Sprache und Philologie der Aristoteles Universität Thessaloniki/Griechenland im Rahmen des ERASMUS-Projekts (21. – 26. April)

Eszter Propszts – Lehraufenthalt an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt im Rahmen der SOKRATES-Dozentenmobilität (14.-20. Mai)

Ildikó Szoboszlai – Forschungsaufenthalt (01. 11. 2007 – 31. 01. 2008) am IdS Mannheim mit der Unterstützung des DAAD im Rahmen des Programms „Wiedereinladung für Promovierte“

SONSTIGES

Im Rahmen der GIP (Universität Leipzig, Herder-Institut) und im Einklang mit den Richtlinien des DAAD waren im Herbstsemester zwei Tutorinnen (Frau Anne Gadow und Frau Mareike Sieg) an der ungarischen Gastinstitution tätig. (Zeitraum: ab Oktober 2007 bis Ende Januar 2008.)

Jahresbibliografie 2007



- Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006.
- Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde: Theorie des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 3-31.
- Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde: Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 2006, S. 33-74.
- Ágel, Vilmos; Eichinger, Ludwig M.; Eroms, Hans Werner; Hellwig, Peter; Heringer, Hans Jürgen; Lobin, Henning (Hg.): Dependenz und Valenz / Dependency and Valency. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung / An International Handbook of Contemporary Research. 2. Halbband. Berlin; New York: Mouton de Gruyter, 2006 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 25/2).
- Ágel, Vilmos: (Nicht)Flexion des Substantiv(s). Neue Überlegungen zum finiten Substantiv. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 34 (2006), S. 286-327.
- Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache. Tübingen: Niemeyer, 2007 (RGL 269).
- Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde: Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde (Hg.): Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache. Tübingen: Niemeyer, 2007 (RGL 269), S. 179-214.
- Ágel, Vilmos: Die Commonsense-Perspektivierung von labilen Verben im Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie rezessiv-kausativer Alternationen. In: Lenk, Hartmut E. H./Walter, Maik (Hg.): Wahlverwandtschaften. Valenzen – Verben – Varietäten. Festschrift für Klaus Welke zum 70. Geburtstag. Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 2007 (GL 188-189), 65-88.
- Ágel, Vilmos: Was ist »grammatische Aufklärung« in einer Schriftkultur? Die Parameter »Aggregation« und »Integration«. In: Feilke, Helmuth/Knobloch, Clemens/Völzing, Paul-Ludwig (Hg.): Was heißt linguistische Aufklärung? Sprachauffassungen zwischen Systemvertrauen und Benutzerfürsorge. Heidelberg: Synchron, 2007 (Wissenschaftskommunikation 1), 39-57.
- Ágel, Vilmos; Hennig, Mathilde: DFG-Projekt „Explizite und elliptische Junktion in der Syntax des Neuhochdeutschen“. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 35 (2007), S. 185-189.
- Balaskó, Maria; Szatmári, Petra (Hg.): Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004. München: Lincom, 2007 (= Edition Linguistik 59). 613 S.
- Balkányi, Magdolna (Hg. und Vorwort der Reihe): Grundwissen Kultur- und Medienwissenschaft I – III. I: Katschthaler, Karl: Natur-Kunst-Mensch. 213 S. mit CD. II: Horváth, Andrea, Pabis, Eszter (Hg): Gedächtnis-Identität-Interkulturalität. 177 S. III: Molnár, Klára (Hg.): Medien und Medialität. 151 S. Budapest: Bölcsész Konzorcium, 2006; Debrecen: DEENK Kossuth Egyetemi Kiadó, 2007.
- Balkányi, Magdolna: Kulturtransfer durch das Theater. Aspekte einer spezifischen Vermittlung. (Ansätze zu einer theoretischen Modellbildung.) In: Tóth, József

- (Hg.) Wechselbeziehungen in der Germanistik: kontrastiv und interkulturell. Veszprém: Universitätsverlag; Wien: Edition Praesens, 2007 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement; 9) S. 15-42.
- Balkányi, Magdolna: Szöveg a színházban. Az irodalmiság és a színháziság viszonyáról. [Der Dramentext im Theater. Zum Verhältnis der Literarizität und Theatralität] In: Debreceni Disputa. Kulturális-közéleti folyóirat 5 (2007) H. 1. S. 8-14.
- Balkányi, Magdolna: Theoretische Überlegungen zur Dramenübersetzung - ausgehend von den ungarischen Übersetzungen von Heinrich von Kleists *Der zerbrochene Krug*. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.) *Germanistik ohne Grenzen: Studien aus dem Bereich der Germanistik. I. Internationale Germanistentagung „Germanistik ohne Grenzen“: Oradea, 15-17. Februar 2007*. Cluj-Napoca: Societatea Muzeului Ardelean; Oradea: Partium, 2007, S. 273-285.
- Balkányi, Magdolna: A színházi struktúra és a színházi konvenció/tradíció összefüggése a magyar amatőr/alternatív színház tanulságainak tükrében. [Zusammenhang zwischen der Theaterstruktur und der Theatertradition/-konvention im Spiegel des ungarischen Amateur-/Alternativtheaters] In: *Symbolon. Színháztudományi Szemle. Színház: Intézmény/Alkotás/Képzés [Theater: Institution/Künstlerische Produktion/Bildung] VII. Nemzetközi Színháztudományi Konferencia) 2007. VIII. évf. 12. sz. Marosvásárhely. S. 70-89.*
- Balogh, F. András: „Erliegst du der Götter Abgeschiedenheit.“ Exil und Fremdheitserfahrung in der deutschen Literatur. Herausgegeben und Vorwort von András F. Balogh und Harald Vogel. Cluj-Napoca/Klausenburg: Universitätsverlag 2007. (= Klausenburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 2) 238 S.
- Balogh, F. András; Tarnói, László (Hg.): *Deutsche Presse aus Ungarn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literatur, Theater, Sprache und Aspekte der Identität. Auswahl und Nachwort von Rozália Bódy-Márkus*. Budapest: Argumentum, 2007 (Deutschsprachige Texte aus Ungarn 6.) 440 S. und 20 Tafel.
- Balogh, F. András: *Regionalität und Fremde. Literarische Konstellationen, Visionen und Konzepte im deutschsprachigen Mitteleuropa*. Hg. von András F. Balogh und Erhard Schütz in Verbindung mit Magdolna Orosz und László Tarnói. Berlin: Weidler Buchverlag, 2007. 196 S.
- Balogh, F. András: *Fiktion und Mimesis in den deutschsprachigen Ungarnflugschriften der Frühen Neuzeit aus Bayern und dem süddeutschen Sprachraum*. In: *Ungarn-Jahrbuch. Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie*. München, Bd. 28 (2005-2007), S. 173-183.
- Balogh, F. András: *Literatur und Deutschsprachigkeit im Pester Lloyd (1853-1944)*. In: *Benachrichtigen und vermitteln. Deutschsprachige Presse und Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. von Mira Miladinovića Zalaznik, Peter Motzan, und Stefan Sienerth. München: IKGS-Verlag, 2007 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, wissenschaftliche Reihe, Bf. 110) S. 409-417.
- Balogh, F. András: *Nagyszeben német irodalma*. [Deutsche Literatur in Hermannstadt] In: *Korunk, Kolozsvár/Klausenburg, Jg. 18. der 3. Folge (2007), Heft 1. S. 90-95.*
- Barabás, László: *Idegennyelv-oktatás – nyelvtudásmérés [Fremdsprachenunterricht – Leistungsmessung in Fremdsprachen]*. In: Buda, András (Hg.): *Interdisziplinäris pedagógia és az eredményesség akadályai. V. Kiss Árpád emlékére*

- konferencia. Tartalmi összefoglalók. Debrecen, 2007, S. 9.
- Barabás, László: Szatmári német diákszervezetek az első világháború után. Első gondolatok [Sathmarer Studentenvereine nach dem Ersten Weltkrieg. Erste Überlegungen], In: Karády, Zsolt (Hg.): In honorem Margócsy Klára. Nyíregyháza, Bessenyei Kiadó, 2007, S. 51-56.
- Barabás, László: Auslandsdeutsch - Volksdeutsch: Beiträge zu einer Terminologiefrage II., In: Josef Tóth (Hg.): Wechselwirkungen in der Germanistik: kontrastiv und interkulturell. Veszprém; Wien: Universitätsverlag; Praesens Verlag, 2007, S. 85-101.
- Barabás, László: Die Sathmarer Schwaben und das Deutsches Ausland-Institut. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Germanistik. Oradea/Cluj-Napoca: Partium Verlag/Siebenbürgischer Museum-Verein, 2007, S. 135-148.
- Barabás, László: „...melyik út megyen itt Budára?“ Tananyagfejlesztés tolmácsolási gyakorlatokhoz. [Lernstoffentwicklung zu Dolmetschübungen]. In: Rébék-Nagy, Gábor: VII. Szaknyelvoktatási Szimpózium, MTA Pécsi Területi Bizottsága, Pécs, 2007, S. 13.
- Barabás László: Das Ringen um die neue Macht und der Ring der Auslandsdeutschen. In: Arlt, Herbert (Hg.): Wissen, Kreativität und Transformation von Gesellschaften, Wien, 2007. http://www.inst.at/kctos/speakers_a-f/barabas.htm
- Barócziné Nagy, Terézia: Morphologisch-stilistische Beobachtungen im Bereich der Infinitive bzw. der zu + Infinitiv Konstruktionen. *Publicationes Universitatis Miskolcensis*, 2007, S. 19-28.
- Barota, Mária: Kulturspezifische Phänomene und literarische Übertragung. In: Balaskó, Maria; Szatmári, Petra (Hg.): Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004. München: Lincom, 2007 (= Edition Linguistik 59), S. 501-510.
- Baróti-Gaál, Márta: Novalis' *Monolog* als „Bruchstück eines Dialogs“. *Acta Universitatis Szegediensis: Dissertationes Slavicae. Sectio historiae litterarum XXIV*. 2006. 101-110.
- Baróti-Gaál, Márta: Erika Mitterer és az 1956-os magyar forradalom. In: Erika Mitterer: Egy élet nem elegendő? Budapest: Gondolat, 2007. 294-311.
- Baróti-Gaál, Márta: Erika Mitterer und die Ungarische Revolution 1956. In: *Der literarische Zaunkönig*, Nr.1/2007. S. 25-30.
- Bazsóné Sőrés, Marianna: Elias Canettis poetische Auffassung in den Künstlerportraits seiner Autobiographie, In: Gröller, Harald; Horváth, Andrea; Loosen, Gert (Hg.): „Neue Reflexionen der kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft“. *Német filológiai tanulmányok. = Arbeiten zur Deutschen Philologie*. Debrecen: Egyetemi Kiadó, 2007, S. 343-360.
- Bazsóné Sőrés, Marianna: Brief als Erinnerungsform. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Band 2. Cluj-Napoca; Oradea: Partium Verlag; Siebenbürgischer Museum-Verein, 2007, S. 275-284.
- Bernáth, Árpád: Retorikai műfajelmélet és konstruktivista hermeneutika. (Rhetorische Gattungstheorie und konstruktivistische Hermeneutik. Németből ford. Dácz Enikő és Szabó Erzsébet.) In: *Literatura*. (Budapest) 2007. 2. sz. pp. 157-177.
- Heinrich Böll: Werke. (Kölner Ausgabe.) Hg. v. Árpád Bernáth et al. Bd. 6. 1952-1953. Hg. v. Árpád Bernáth in Zusammenarbeit mit Annamária Gyurácz. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2007 875 S.

- Heinrich Böll: Werke. (Kölner Ausgabe.) Hg. v. Árpád Bernáth et al. Bd. 22. 1981-1984. Hg. v. Jochen Schubert. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2007. 992 S.
- Heinrich Böll: Werke. (Kölner Ausgabe.) Hg. v. Árpád Bernáth et al. Bd. 23. 1984-1985. Hg. v. Hans Joachim Bernhard und Klaus-Peter Bernhard. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2007. 847 S.
- Bikics, Gabriella: Lehrer(aus)bildung in Deutschland und in Ungarn. In: Óhidy, A, Terhart, E, Zsolnay, J (Hg.): Lehrerbild und Lehrerbildung. Praxis und Perspektiven der Lehrerausbildung in Deutschland und in Ungarn. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2007, S. 115-127.
- Boócz-Barna, Katalin: Formen des Sprachwechsels im Unterricht des Deutschen als L2 und L3. Psycholinguistische und fremdsprachendidaktische Aspekte der Mehrsprachigkeit. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2007 (Budapester Beiträge zur Germanistik Band 53). 202 S.
- Boócz-Barna, Katalin (2007): Psycholinguistische Aspekte des Fehlers im Tertiärsprachenunterricht. In: Hohnsträter, D. - Masát, A. (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2006. Budapest: GUG / DAAD, 2007, S. 209-220.
- Bozzay, Réka: Ladányi Sándor: Magyarországi diákok holland egyetemeken 1595-1918, Budapest, 2007. Magyarországi diákok egyetemjárása az újkorban 15. kötet.
- Bozzay, Réka: Die Reise ins Ausland. (Ungarische Studenten unterwegs in die Niederlande) In: Wolański, Filip (Hg.): Staropolski ogl'd œwiata – problem innoœci. Toruń, 2007. S. 140-149.
- Bozzay, Réka: „Bizodalommal való jó Uraimnak...” (Beiträge zur Finanzierung des Anschaffens technischer Geräte aus Leiden für das Kollegium zu Sárospatak und zur Unterstützung der Peregrination von zwei ehemaligen Studenten von Sárospatak) In: Sigmirean, Cornel (Hg.): Intelectualii si societatea moderna. Repere central-europene. Szerk. Targumures, 2007, S. 208-220.
- Bozzay, Réka: Peregrinatio Hungarica. Studenten aus Ungarn an deutschen und österreichischen Universitäten vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. In: Debreceni Szemle XV/2 (2007).
- Brenner, Koloman: Deutsche Phonetik. Eine Einführung. Mitautoren: Balázs Huszka/Csaba Werk-Marinkás, Budapest/Veszprém, 2006. 158 S.
- Brenner, Koloman: Phonetische Aspekte in der ungarndeutschen Dialektologie. In: Erb, Maria; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Tradition und Innovation. Beiträge zu neueren ungarndeutschen Forschungen. Budapest, 2007 (Ungarndeutsches Archiv 9), S. 55-72.
- Brdar-Szabó, Rita: The role of metonymy in motivating cross-linguistic differences in the exploitation of stand-alone conditionals as indirect directives. In: Kosecki, Krzysztof (Hg.): Perspectives on Metonymy. Proceedings of the International Conference 'Perspectives on Metonymy', held in Łódź, Poland, May 6-7, 2005. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2007 (Łódź Studies in Language 14.), S. 175-197.
- Brdar-Szabó, Rita: Beitrag der Kontrastiven Linguistik zur Präzisierung der Deskription der deutschen Gegenwartssprache. In: Tóth, József (Hg.): Wechselbeziehungen in der Germanistik: kontrastiv und interkulturell. Wien: Praesens Verlag; Veszprém: Universitätsverlag, 2007 (Studia Germanica Vesprimiensis: Supplement 9), S. 103-113.
- Brdar, Mario, Rita Brdar-Szabó: When Zidane is not simply Zidane, and Bill Gates is not just Bill Gates: Or, Some thoughts on online construction of metonymic meanings of proper names. In: Radden, Günter; Köpcke, Klaus-

- Michael; Berg, Thomas; Siemund, Peter (Hg.): *Aspects of Meaning Construction*. Amsterdam; Philadelphia: John Benjamins, 2007. S. 125-142.
- Brdar, Mario, Rita Brdar-Szabó: On inheriting arguments from research on (argument) inheritance. In: Heltai, Pál (Hg.): *Nyelvi modernizáció. Szaknyelv, fordítás, terminológia. XVI. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus, Gödöllő, 2006. április 10-12. (A MANYE kongresszusok előadásai, MANYE 3.1)*. Pécs; Gödöllő: MANYE - Szent István Egyetem, 2007. S. 137-142.
- Burka, Bianka: Lüsebrink, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Konzepte der Interkulturellen Kommunikation. Theorieansätze und Praxisbezüge in interdisziplinärer Perspektive*. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2004 (Saarbrücker Studien zur Interkulturellen Kommunikation mit Schwerpunkt Frankreich/Deutschland; Band 7). In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 11 (2007) 2, S. 185-188.
- Canisius, Peter: Zur sogenannten Verschiebung von Tempus und Person in der erlebten Rede. In: Balaskó, Maria; Szatmári, Petra (Hg.): *Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely. 12.-14. Mai 2004*. München: Lincom, 2007, S. 285-304.
- Czeglédy Anita: Michael Babits' Geschichte der europäischen Literatur als „Flaschenpost für die unbekannte Zukunft“. In: Helga Mitterbauer- Szilvia Ritz (Hg.): *Kollektive und individuelle Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg*. Wien: Präsens Verlag, 2007, S. 91-109.
- Czeglédy Anita: Michael Babits als Kulturvermittler aus der Perspektive des deutschen Sprachraumes. In: Tóth József (Hg.): *Wechselbeziehungen in der Germanistik: kontrastiv und interkulturell*. Wien: Präsens Verlag, 2007 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis Bd.9.).
- Czicza, Dániel: ES-constructions. In: Balaskó, Mária; Szatmári, Petra (Hg.): *Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004*. München: Lincom Europa, 2007 (Edition Linguistik 59), S. 305-318.
- Csatár, Péter (2007): Az introspektív-intuitív adatgyűjtés problémái a fogalmi metaforaelméletben. In: Csatár, Péter; Pethő, Gergely (Hg.): *Szemantikai intuíciók mint nyelvészeti adatok*. Kossuth Egyetemi Kiadó: Debrecen, 2007 (Elméleti és kísérleti nyelvészet 4.), S. 15-47.
- Csatár, Péter; Pethő, Gergely (Hg.): *Szemantikai intuíciók mint nyelvészeti adatok*. Kossuth Egyetemi Kiadó: Debrecen, 2007 (Elméleti és kísérleti nyelvészet 4.).
- Csehó, Tamás: Übersetzungsrelevante Analyse und kritische Übersetzung eines deutschen Zeitungsartikels. In: Harsányi, Mihály; Kegelmann, René (Hg.) *Germanistische Studien. Bd. VI*. Eger: Líceum Kiadó, 2007, S. 63-80.
- Cseresznyák, Mónika: Goethe und Petrarca. In: Balaskó, Maria; Szatmári, Petra (Hg.): *Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004*. München: Lincom, 2007 (= Edition Linguistik 59), S. 119-126.
- Csúri, Károly: Poetischer Geschichtsmythos. Über Georg Trakls „Abendländisches Lied“. In: *Der Mnemosyne Träume. Festschrift zum 80. Geburtstag von Joseph P. Strelka*. Herausgegeben von Ilona Slawinski in Zusammenarbeit mit Vahidin Preljevic und Robert Weigel, Tübingen 2007, 27-45.
- Csúri, Károly: Sonderbare „Passion“. Zur Struktur der Ambivalenz bei Georg

- Trakl. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv Nr. 26, innsbruck university pressInnsbruck, 2007, 45-65.
- Csúri, Károly; Kóth, Markus (Hrsg.): Österreichische Identität und Kultur. JATEPress Szeged - Praesens Verlag Wien (= Österreich-Studien Szeged, Bd. I), 2007, 133.S.
- Dabóczy, Viktória: EuroGr@mm - neue Denkweise und moderne Medien im Sprachenlernen: Ein Projektbericht. In: Deutschunterricht für Ungarn 2007/1-2, S. 129-136.
- Einhorn, Ágnes: Az idegen nyelvi érettségi vizsga reformja. In: Vágó Irén (szerk.): Fókuszban a nyelvtanulás. Budapest, Oktatáskutató és Fejlesztő Intézet. (http://www.oki.hu/oldal.php?tipus=cikk&kod=fokuszbans_nyelvoktatás-04_einhorn_agnes)
- Einhorn, Ágnes; Engländer, Ibolya; Haisch, Wolfgang; Roche, Jörg; Uessler, Dieter: Deutsch-Ungarische Expertenkommissionen 2005-2007 zur Qualität des modernen Schulleitungsmanagements, zur Qualität des modernen Fremdsprachenunterrichts (Schwerpunkt Deutsch als Fremdsprache). Abschlussbericht vom März 2007. Budapest, Köln, Stuttgart, Ministerium für Kultus, Jugend und Sport, Baden-Württemberg, Oktatási és Kulturális Minisztérium, Zentralstelle für das Auslandsschulwesen. (http://zfabudapest.dasan.de/files/3204_pqm_abschlussbericht_ungarn_m_rz_20071_g.pdf)
- Einhorn, Ágnes: A 2005. évi érettségi vizsga eredményeinek elemzése. Német nyelv. Országos Közoktatási Intézet. (<http://www.oki.hu/oldal.php?tipus=cikk&kod=2005tapaszlatok-Nemet>)
- Einhorn, Ágnes: Varázsszavak, avagy egy régi-új történet. *Szabadpart*. Festschrift für Anna Szablyár Sondernummer 31. (<http://www.kodolanyi.hu/szabadpart/>) [auch in: *Nyelvinfo* 2007/1. sz. 3-6.]
- Einhorn, Ágnes; Esterl, Ursula; Körner, Elke; Kubicka, Aleksandra; Andrásová, Hana: Team Deutsch 1. Nemcina pro 8. a 9. ročník základních škol. Pracovní sešit. Praha: Klett nakladatelství.
- Einhorn, Ágnes; Esterl, Ursula; Körner, Elke; Jenkins, Eva-Maria; Andrásová, Hana: Team Deutsch 1. Nemcina pro 8. a 9. ročník základních škol. Učebnice. Praha: Klett nakladatelství.
- Einhorn, Ágnes; Esterl, Ursula; Körner, Elke; Jenkins, Eva-Maria: Team Deutsch 2. Książka ćwiczeń do nauki języka niemieckiego dla gimnazjum. Stuttgart, Poznań: Ernst Klett Sprachen GmbH., Wydawnictwo LektorKlett.
- Einhorn, Ágnes; Esterl, Ursula; Körner, Elke; Kubicka, Aleksandra; Jenkins, Eva-Maria: Team Deutsch 3. Książka ćwiczeń do nauki języka niemieckiego dla gimnazjum. Stuttgart, Poznań: Ernst Klett Sprachen GmbH., Wydawnictwo LektorKlett.
- Einhorn, Ágnes; Esterl, Ursula; Körner, Elke; Kubicka, Aleksandra: Team Deutsch 3. Podrecznik do nauki języka niemieckiego dla gimnazjum. Stuttgart, Poznań: Ernst Klett Sprachen GmbH., Wydawnictwo LektorKlett.
- Erb, Maria; Knipf, Elisabeth (Hg.): Tradition und Innovation. Beiträge zu neueren ungarndeutschen Forschungen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2007 (*Ungarndeutsches Archiv* 9). 326 S.
- Erb, Maria: Wir und Sie: Ethnische Stereotype und Vorurteile bei den Tarianer Deutschen. In: Erb, Maria; Knipf, Elisabeth (Hg.): Tradition und Innovation. Beiträge zu neueren ungarndeutschen Forschungen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2007 (*Ungarndeutsche Studien* 9), S. 140-194.
- Feld-Knapp, Ilona: Belastung oder Chance. Bedeutet Varietätenreichtum des Deutschen eine Belastung oder eine Chance für den DaF-Unterricht? In:

- DUFU Deutschunterricht für Ungarn. 1/2 (2007), S. 12-26
- Forgács, Erzsébet: Kontrastive Sprachbetrachtung. Szeged: Klebelsberg Kuno Egyetemi Kiadó, 2007. 380 pp.
- Forgács, Erzsébet: Morphologie des Deutschen im Überblick. Ein Studien- und Arbeitsbuch für ungarische Studienanfänger des Faches Germanistik. 2., verbesserte Auflage. Szeged: Klebelsberg Kuno Egyetemi Kiadó, 2007. 249 pp.
- Forgács, Erzsébet: Überlegungen zur Freiheit der literarischen Übersetzung. In: Burkhardt, Maximilian G.; Chebenová, Viera; Dvoreck, Michal; Hockicková, Beáta; Paar, Verena (Hg.): Motivation für Deutsch. VIII. Tagung des Verbandes der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei. Nitra: o.A., 2007, S. 217-223.
- Földes, Csaba: Deutsch unter den Bedingungen der europäischen Vielsprachigkeit und der Tendenz zu globaler Einsprachigkeit. Podiumsdiskussion. In: Valentin, Jean-Marie, unter Mitarbeit von Candoni, Jean-Francois (Hrsg.): Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. „Germanistik im Konflikt der Kulturen.“ Band 1: Ansprachen - Plenarvorträge - Podiumsdiskussionen - Berichte. Bern [etc.]: Lang 2007 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A: Kongressberichte; 77). S. 161-173. [zus. mit Durrell, Martin; Schrod, Richard; Siguan, Marisa; Stickel, Gerhard].
- Földes, Csaba: Europäischer Hochschulraum. Podiumsdiskussion. In: Valentin, Jean-Marie, unter Mitarbeit von Candoni, Jean-Francois (Hrsg.): Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. „Germanistik im Konflikt der Kulturen.“ Band 1: Ansprachen - Plenarvorträge - Podiumsdiskussionen - Berichte. Bern [etc.]: Lang 2007 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A: Kongressberichte; 77). S. 127-139. [zus. mit Umlauf, Joachim; Bogdal, Klaus-Michael; Durrell, Martin; Sanna, Simonetta].
- Földes, Csaba: „Interkulturális kommunikáció”: koncepciók, módszerek, kérdőjelek. In: Fordítástudomány 9 (2007) 1, S. 14-39.
- Földes, Csaba: Interkulturelle Kommunikation: Positionen zu Forschungsfragen, Methoden und Perspektiven. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Praesens Verlag 2007 (Studia Germanica Universitatis Veszprimiensis, Supplement; 7).
- Földes, Csaba: Interkulturalität: Methodenprobleme der Forschung. Beiträge der Internationalen Tagung im Germanistischen Institut der Pannonischen Universität Veszprém, 7.-9. Oktober 2004. München: Iudicium 2007. [zus. mit Antos, Gerd].
- Földes, Csaba: Interkulturális nyelvészet: problémavázlat. In: Magyar Nyelv 103 (2007) 1, S. 16-38.
- Földes, Csaba: Interkulturalität als Forschungsgegenstand der Linguistik. In: Tóth, József (Hrsg.): Wechselbeziehungen in der Germanistik: kontrastiv und interkulturell. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Praesens Verlag 2007 (Studia Germanica Universitatis Veszprimiensis, Supplement; 9), S. 43-67.
- Földes, Csaba: Jeder spricht auf eine andere Weise gleich: Zur Architektur der Kommunikation unter Zweisprachigkeitsbedingungen. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik Nr. 47 (2007), S. 41-69.
- Földes, Csaba: Kommunikation in einem Spagat zwischen (zwei) Sprachen und Kulturen. Kode-Umschaltung als bilinguale sprachkommunikative Praktik. In: Erb, Maria/Knif-Komlósi, Elisabeth (Hrsg.): Tradition und Innovation. Beiträge zu neueren ungarndeutschen Forschungen. Budapest: ELTE 2007 (Ungarndeutsches Archiv; 9), S. 291-326.

- Földes, Csaba: Lexikalische Kontaktphänomene in einer Kultur von Mehrsprachigkeit: dargestellt am Beispiel des Deutschen als Minderheitensprache. In: Harsányi, Mihály/Kegelmann, René (Hrsg.): *Germanistische Studien*. Band VI. Eger: EKF 2007 (Wissenschaftliche Beiträge der Károly-Eszterházy-Hochschule). S. 5-25.
- Földes, Csaba: Phraseme mit spezifischer Struktur. In: Burger, Harald/Dobrovolskij, Dmitrij/Kühn, Peter/Norrick, Neal R. (Hrsg./Ed.): *Phraseologie. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. *Phraseology. An International Handbook of Contemporary Research*. 1. Halbband. Volume 1. Berlin/New York: Walter de Gruyter 2007 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 28.1). S. 424-435.
- Földes, Csaba: Phraseologismen und Sprichwörter im Kontext von Mehrsprachigkeit und Transkulturalität: Eine empirische Studie. In: *PROVERBIUM* 24 (2007), S. 119-152.
- Földes, Csaba: Prolegomena zu einer inter- bzw. transkulturellen Linguistik: Gegenstandsfeld, Leitbegriffe und Methoden. In: Földes, Csaba/Antos, Gerd (Hrsg.): *Interkulturalität: Methodenprobleme der Forschung*. Beiträge der Internationalen Tagung im Germanistischen Institut der Pannonischen Universität Veszprém, 7.-9. Oktober 2004. München: Iudicium 2007, S. 59-92.
- Földes, Csaba: Quo vadis ‚interkulturelle Kommunikation‘? In: *Neuphilologische Mitteilungen* 108 (2007) 3. S. 513-540.
- Földes, Csaba: Synkretismus und Hybridität in der Phraseologie: Phraseologieverwendung im Bedingungsgefüge transkultureller Mehrsprachigkeit. In: Tárvas, Mari/Pachali, Sonja/Heero, Aigi/Jung, Merle/Ridali, Helju/Saagpakk, Maris (Hrsg.): *Linguistik und Didaktik*. Beiträge der Tagung „Tradition und Zukunft der Germanistik“. Bd. 2. Tallinn: TlÜ Kirjastus 2007 (Germanistik in Tallinn: Texte, Thesen und Projekte zur deutschen Sprache und Literatur; 5). S. 20-41.
- Földes, Csaba: Ungarn und seine sprachlichen Verhältnisse nach der EU-Erweiterung. In: *Sociolinguistica. Internationales Jahrbuch für Europäische Soziolinguistik* Nr. 11. Tübingen: Niemeyer 2007, S. 55-69.
- Gerner, Zsuzsa: A magyarországi német nyelvi szigeteken bekövetkezett nyelvi változás objektív és szubjektív okairól. Tájak, tájegységek, etnikai kisebbségek Közép-Európában. Konferencia-kötet. Pécs, 2007, S. 157-167.
- Gerner, Zsuzsa: Sozial graduierte Sprachkompetenz in der deutschen Bürgerschaft von Pécs im ausgehenden 19. Jahrhundert. In: Brandt, G.; Hünecke, R. (Hg.): *Historische Soziolinguistik des Deutschen VIII*. Stuttgart, 2007, S. 45-59.
- Gerner, Zsuzsa: Historische Tradition und gegenwärtiges Dasein des Deutschen in Ungarn. In: Sander, G. G. (Hg.): *Deutsch als Sprachenbrücke in Mittel- und Osteuropa*. Hamburg, 2007, S. 77-95.
- Gerner, Zsuzsa: Zur Identität der Absolventen ungarndeutscher Bildungsanstalten – eine Fallstudie. In: Erb, M.; Knipf-Komlósi, E. (Hg.) *Tradition und Innovation*. Beiträge zu neueren ungarndeutschen Forschungen. *Ungarndeutsches Archiv* 9. Budapest, 2007, S. 114-139.
- Grossmann, Erika (Hg.): *Servus wieder in Österreich! Landeskunde-Materialiensammlung für Germanistikstudierende*. Überarbeitete Fassung. CD-Rom. (Verfasserin des Kapitels 2: Sárvári, Tünde.) Okko Oktatásszervező Kkt., Szeged, 2007.
- Gyáfrás, Edit: Projektbericht über das deutsch-ungarische, ungarisch-deutsche Wirtschaftswörterbuch an der Universität Szeged. In: Muráth, Judit; Oláh-Hubai, Ágnes (Hrsg.): *Interdisziplinäre Aspekte*

- des Übersetzens und Dolmetschens / Interdisciplinary Aspects of Translation and Interpreting. Wien: Praesens Verlag, 2007. S. 433-445.
- Heinrich Böll Werke. Kölner Ausgabe. Band 6. 1952-53. Hg. v. Árpád Bernáth in Zusammenarbeit mit Annamária Gyurácz. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2007.
- Hammer, Erika: „Das Schweigen zum Klingen bringen“ – Sprachkrise und poetologische Reflexionen bei Hermann Burger. Hamburg, 2007.
- Hammer, Erika: Kívülállónak lenni: ajtónállók és kulcslyukak. Az ajtó motívuma a németországi kisebbségi irodalomban. In: Kupa László (Hg.): Tájak, tájegységek, etnikai kisebbségek Közép-Európában. Pécs, 2007, S. 168-179.
- Hammer, Erika: Ohne Ort und jenseits von Sprache. Fremdheit und Identität in Terezia Moras Roman Alle Tage. In: Gröller, Harald D.; Horváth, Andrea; Loosen, Gert (Hg.): Neue Reflexionen zur kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft. (Arbeiten zur deutschen Philologie, Band XXVIII, hg. von Tamás Lichtmann). Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2007, S. 79-104.
- Hammer, Erika: Der Grenzdiskurs – oder eindringen in das kulturelle Gewebe in der Erzählung Häute aus Zwölf Gramm Glück von Feridun Zaimoglu. In: János Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Literatur. I. Internationale Germanistentagung „Germanistik ohne Grenzen“. Großwardein / Oradea / Nagyvárad 15-17. Februar 2007. Bd. 2. Klausenburg u. Großwadein: Partium, 2007, S. 55-67.
- Hammer, Erika: „Ábel a rengetegből”. Térképek és topográfiai diskurzus Terezia Mora Nap mint nap című regényében. In: Filológiai Közlöny. Budapest 2006/3-4., S. 338-358.
- Harmat, Márta: Realistische Ehebruchsromane im Spannungsfeld der europäischen Wertediskurse. In: Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses, Paris 2005, Bd. 10 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A – Band 86). Bern: Peter Lang, 2007, S. 137-145.
- Harmat, Márta: Grenzüberschreitung als Wertevertretung in realistischen Ehebruchsromanen. In: Szabolcs János-Szatmári (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Germanistik, Bd. 1. Klausenburg/Großwardein: Partium Verlag/Editura Partium, 2007, S. 105-113.
- Hárs, Endre: Vom Menschengeschlecht zur „Menschlichen Nation“. Ferenc Verseghys vorromantischer Nationsbegriff. In: Valentin, Jean-Marie (Hg.): Europadiskurse in der deutschen Literatur und Literaturwissenschaft - Deutsch-jüdische Kulturdialoge/-konflikte. Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005 „Germanistik im Konflikt der Kulturen“ Bd. 12. Bern é.m.: Peter Lang 2007, 79-86.
- Harsányi, Mihály: Zu einigen Fragen der syntaktischen Entwicklung in der Schreibsprache von Halle/Saale (1577-1765). In: Harsányi, Mihály; Kegelmann, René (Hg.): Germanistische Studien. Bd. VI. Eger, 2007, S. 27-62.
- Harsányi Mihály: Zu einigen Fragen der syntaktischen Entwicklung in der Schreibsprache der Stadt Halle/Saale im Zeitraum von 1770-1889. In: Publicationes Universitatis Miskolciensis. Sectio Philosophica, Tomus XII. – Fasciculus 2. Miskolc, 2007, S. 59-75.
- Hessky Regina: Perspektivwechsel in der Arbeit mit Phraseologie im DaF-Unterricht. In: Jesenšek, Vida/Fabèiè, Melanija (Hg.): Phraseologie kontrastiv und didaktisch. Neue Ansätze in der Fremdsprachenvermittlung. Maribor: Slavistično društvo, 2007 (Zora 47), S. 9-16.
- Bárdosi, Vilmos; Hessky, Regina: Phraseographie des Ungarischen. In: Burger,

- Harald; Dobrovolskij, Dmitrij; Kühn, Peter; Norrick, Neal R. (Hg.): Phraseologie. Phraseology. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. 2. Hbd. Berlin; New York: de Gruyter, 2007 (HSK 28), S. 1017-1026.
- Hillenbrand, Rainer: Die politische und literarische Korrespondenz Rudolf Lindaus. 2 Bde. Frankfurt a. M. etc.: Peter Lang, 2007. 844 S. (Text) + 767 S. (Kommentar)
- Hillenbrand, Rainer: Auch Verzweiflung ist Glück. Melancholie und Melancholiker in Tiecks Phantasia. In: Neophilologus 91 (2007). S. 261-280.
- Hillenbrand, Rainer: Heyses Thusnelda als Parodie auf den Fechter von Ravenna. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 244 (159. Jg.: 2007). S. 94-101.
- Hillenbrand, Rainer: Eine Ergänzung zu Gaudys Briefwechsel. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 244 (159. Jg.: 2007). S. 101 f.
- Hillenbrand, Rainer: Ein Brief von Hans Hoffmann an Theodor Storm. In: Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft 56 (2007) S. 187 f.
- Hillenbrand, Rainer: Heyses Novellen vom Gardasee, in: Pécsér Studien zur Germanistik 2 (2007), S. 93-106.
- Hillenbrand, Rainer: Quellen der Autorintention in Grimmelshausens Simplicissimus, in: Simpliciana 29 (2007), S. 221-237.
- Hillenbrand, Rainer: Das Fremde in Rudolf Lindaus Türkischen Erzählungen. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Literatur. I. Internationale Germanistentagung „Germanistik ohne Grenzen“. Großwardein / Oradea / Nagyvárad 15-17. Februar 2007. Bd. 2. Klausenburg u. Großwadein: Partium, 2007, S. 33-40.
- Rudolf Lindau: Gesammelte Schriften. 9 Bde. Hg. v. Rainer Hillenbrand. Hildesheim: Olms, 2007.
- Hima, Gabriella: Erdbeere und Lilie. Pflanzensymbolik in Theodor Storms Immensee. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Germanistik. Bd. 1. Cluj-Napoca: Societatea Muzeului Ardelean; Oradea: Partium, 2007, S. 203-209.
- Hoffmann, Orsolya: Hungarian e-learning programmes in respect to the Bologna process. In: Вузы культуры и искусств в едином мировом образовательном пространстве: Международный симпозиум. Moscow, 241-248.
- Hollós, Zita: Kollokációk és korpusznyelvészet a SZÓKAPTÁR tükrében. [Kollokationen und Korpuslinguistik im Spiegel von KOLLEX.] In: Heltai Pál (Hg.): Nyelvi modernizáció: szaknyelv, fordítás, terminológia. A XVI. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásai. Gödöllő, 2006. április 6-8. 2007.
- Hollós, Zita: A lexikográfiai folyamat a SZÓKAPTÁR, egy korpuszalapú kollokációs aktív szótár példáján keresztül. Projektbeszámoló. In: Magay Tamás (Hg.): Fél múlt és közeljövő. Budapest, 2007, (Lexikográfiai füzetek 3.), S. 237-256.
- Horváth, Géza: A tudat zsákutcája. Tanulmányok az újabb kori német irodalomról. Budapest: Gondolat, 2007. 210 S.
- Horváth, Géza: Nietzsche und die Globalisation. Nietzsches Zivilisations-Kritik im Lichte seiner Philosophie. In: Csejtei, Dezső (Hg.): Gedankensplitter zu Nietzsche. Szeged: Pro Philosophia Szegediensi Stiftung, Librarius Verlag, Status Verlag, 2007. S. 81-91.
- Horváth, Géza: Az éjjeliedénytől az aranyvirágcserepig. In: E. T. A. Hoffmann: Fantáziadarabok Callot modorában II. Budapest: Cartaphilus. S. 253-267.

- Horváth, Géza: E. T. A. Hoffmann zenei szenvedései. In: E.T.A. Hoffmann: Fantáziadarabok Callot modorában I. Budapest: Cartaphilus. S. 175-187.
- Huber, Ágnes: Identität und Sprachgebrauch der Ungarndeutschen. In: Boszák, Gizella (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. I. Internationale Germanistentagung Großwardein/Oradea/Nagyvárad 15-17. Februar 2007. Klausenburg/Großwardein: Siebenbürgischer Museum-Verein; Partium Verlag, 2007 (Studien aus dem Bereich der Germanistik. Band 3), S. 121-131.
- Iványi, Zsuzsanna; Marinecz, Kornélia: Bürgerbeteiligung – Traum oder Realität? Soziale Positionierung in Genehmigungsverfahren zur Freisetzung gentechnisch veränderter Organismen in Ungarn – ein konversationsanalytischer Ansatz (Teil 1). In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 17.1 (2007), S. 47-62.
- Iványi, Zsuzsanna; Marinecz, Kornélia: Bürgerbeteiligung – Traum oder Realität? Soziale Positionierung in Genehmigungsverfahren zur Freisetzung gentechnisch veränderter Organismen in Ungarn – ein konversationsanalytischer Ansatz (Teil 2). Sprachtheorie und germanistische Linguistik 17.2 (2007), S. 101-123.
- Jákó, Monika: Vom Bericht zum Gedicht. *Publicationes Universitatis Miskolcensis*, 2007, S. 91-99.
- Joó, Etelka: Politikai szövegek vizsgálatára fordítási szempontból. In: Heltai Pál (Hg.): Nyelvi modernizáció. Szaknyelv, fordítás, terminológia. A XVI. MANYE Kongresszus előadásai. Gödöllő, 2006. április 10-12. (A MANYE Kongresszusok előadásai 3.) Vol. 3. MANYE; Szent István Egyetem: Pécs; Gödöllő, 2007. S. 654-660.
- Joó, Etelka: Endre Ady in deutscher Übersetzung. In: „Germanistik ohne Grenzen“. Studien aus dem Bereich der Germanistik. I. Internationale Germanistentagung in Oradea/ Großwardein/Nagyvárad, 15-17. Februar 2007. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.). Cluj-Napoca: Societatea Muzeului Ardelean. Bd. I. Oradea: Partium, 2007, S. 221-235.
- Kajtár, Mária: Nationalliteratur(en) und/oder monarchische Literatur: Probleme und Möglichkeiten einer umfassenden Literaturgeschichte der Doppelmonarchie von 1890 bis 1918. In: Schmitz, Walter/Joachimsthaler, Jürgen (Hrsg.): Zwischen-europa/Mitteuropa. Sprache und Literatur in interkultureller Konstellation. Akten des Gründungskongresses des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes. Dresden: Thelem 2007, S. 286-291.
- Kalocsai-Varga, Éva: Ungarische, bayerische und DDR-Lesebuchkonzepte zwischen 1972 und 1987. In: Harsányi, Mihály; Kegelmann, René (Hg.): Germanistische Studien. Bd. VI. Eger: Líceum Kiadó, 2007, S. 245-253.
- Kegelmann, René: Zu Formen fragmentarisierter bikultureller Erinnerung in Zsuzsa Bánks Roman „Der Schwimmer“. In: Harsányi, Mihály; Kegelmann, René (Hg.): Germanistische Studien. Bd. VI. Eger: Líceum Kiadó, 2007, S. 163-172.
- Kegelmann, René: Über einige Bezüge zwischen Erinnerung und Traum in den Prosatexten von Ingeborg Bachmann und Herta Müller. In: Schmitz, Walter; Joachimsthaler, Jürgen (Hg.): Zwischen-europa/Mitteuropa. Sprache und Literatur in interkultureller Konstellation. Akten des Gründungskongresses des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes. Thelem, 2007 (Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes, Bd. 1), S. 301-308.
- Kegeyesné Sz., Erika: Genderbilder in den Schlagzeilen. In: Alkalmazott Nyelvészeti Füzetek, szerk. Tóth Andrea, Dunaújváros: Dunaújvárosi Főiskola, 2007, S. 71-79.

- Kegyesné Sz., Erika: Gender-referencia az Európai Unió jogi szakszövegeiben. (Gender-Referenz in den juristischen Fachtexten der Europäischen Union) In: Kosziczky L. (szerk.): MICROCAD 2007, International Scientific Conference, Sektioon Q: Humanities. Miskolc: Miskolci Egyetem Innovációs és Technológiai Transzfer Centruma, 2007, S. 63-68.
- Kegyesné Sz., Erika: Genusgrammatik und Genussemantik – Ausdrucksformen des Geschlechts im Ungarischen. *Publications Universitatis Miskolcensis*, 2007, S. 29-41.
- Kerekes, Amália; Orosz, Magdolna; Rác, Gabriella; Teller, Katalin (Hg.): Pop in Prosa. Erzählte Populärkultur in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag, 2007 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft, Bd. 11).
- Kertész, András; Rákosi, Csilla: Adat, evidencia és plauzibilis érvélés a nyelvészeten. In: Csátár, Péter; Pethő, Gergely (Hg.): Szemantikai intuíciók mint nyelvészeti adatok. Kossuth Egyetemi Kiadó: Debrecen, 2007 (Elméleti és kísérleti nyelvészet 4.), S. 49-94.
- Kertész, András; Rákosi, Csilla: Adatok és körben forgó érvélés a fogalmi metaforaelméletben. In: Csátár, Péter; Pethő, Gergely (Hg.): Szemantikai intuíciók mint nyelvészeti adatok. Kossuth Egyetemi Kiadó: Debrecen, 2007 (Elméleti és kísérleti nyelvészet 4.), S. 95-129.
- Király, Edit: Genialische Geographien. Landschaftsinszenierungen in Marie Eugénie delle Grazies Roman „Donaukind“. In: Kerekes, Amália; Orosz, Magdolna; Teller, Katalin (Hg.): Pop in Prosa. Erzählte Populärkultur in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2007 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft; Bd. 11.)
- Kispál, Tamás: Sprichwörtersammlungen. In: Burger, Harald; Dobrovolskij, Dmitrij; Kühn, Peter; Norrick, Neal R. (Hg.): Phraseologie/ Phraseology. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung/ An International Handbook of Contemporary Research. Berlin: de Gruyter, 2007 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 28.1), S. 414-422.
- Kiss, Kálmán: Deutschunterricht am Ludoviceum zur Zeit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Schriftenreihe des Lehrstuhls für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft der Christlichen Universität Partium Großwardein. Band 3. Klausenburg/Großwardein: Siebenbürgischer Museum Verein; Partium Verlag, 2007, S. 211-218.
- Erb, Maria; Knipf, Elisabeth (Hg.): Tradition und Innovation. Beiträge zu neueren ungarndeutschen Forschungen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2007 (Ungarndeutsches Archiv 9). 326 S.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Das Deutsch von gestern, heute und morgen in Ungarn. In: Balaskó, Mária; Szatmári, Petra (Hg.): Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12-14. Mai 2004. Lincom Europa, 2007 (Edition Linguistik 59), S. 423-439.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Modifizierende Suffixe in einer deutschen Mundart in Ungarn. In: Erb, Maria; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Tradition und Innovation. Beiträge zu neueren ungarndeutschen Forschungen. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2007 (Ungarndeutsches Archiv 9.), S. 195-223.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wie geht die Auslandsgermanistik mit Variation in der Standardsprache um? In: Di Meola, Claudio; Gate, Livie; Hornung, Antonie; Rega, Lorenza (Hg.): Perspektiven zwei. Akten der 2. Tagung Deutsche Sprach-

- wissenschaft in Italien, Rom 9-11. Februar 2006. Roma, 2007, S. 271-285.
- Kocziszký, Éva: Weibliche Physiognomik auf Füsslis Zeichnungen von seiner Ehegattin. Lavater, Wollstonecraft und Füssli. In: Beetz, Martin; Garber, Jörg; Thoma, Heinz (Hg.): *Physis und Norm. Neue Perspektiven der Anthropologie im 18. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein Verlag, 2007, S. 156-174.
- Kósáné Oláh, Julianna: Einsatz literarisch-ästhetischer und religiöser Texte im Fremdsprachenunterricht (Kósáné Oláh Júlia – Evelyn Küfmann: Besinnlich durch das ganze Jahr. Das ‚andere‘ Lesebuch mit literarisch – ästhetischen und religiösen Texten. Nyíregyháza: Möbius Print.2001.) In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): *Germanistik ohne Grenzen. Schriftenreihe des Lehrstuhls für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft der Christlichen Universität Partium. Band 3. Klausenburg/Großwardein: Siebenbürgischer Museum Verein; Partium Verlag, 2007, S. 219-225.*
- Kósáné Oláh, Julianna: Literatur im kommunikativen Fremdsprachenunterricht in der Germanistenausbildung. Lehrplanbedingte literaturhistorische Aspekte beim Einsatz klassisch-literarischer Texte. I. Internationale Konferenz zum Deutschsprachigen Literaturunterricht an Hochschulen in Mittel- und Osteuropa. 25-28. April. Rumänien. Cluj. In: Michailowitsch, Ute; Tar G., Nóra: *Programmheft*. Cluj, 2007, S. 15.
- Kósáné Oláh, Julianna: Német szakos hallgatók az idegennyelv-oktatás és az irodalom kapcsolatáról. Szakdolgozatok elemzése. [Germanistikstudenten über die Beziehung der Literatur und des Fremdsprachenunterrichts. Analyse von Diplomarbeiten]. Siófok: *Alkalmazott Nyelvészeti Konferencia 2007* április 19-21. In: www.kodolanyi.hu/manyc2007/ Absztraktok. S. 36
- Kósáné Oláh, Julianna: A tolerancia parancsa. [Das Gebot der Toleranz]. A Goldzither Intézet „Bölcs Náthán a 21. században. Vallások közti és társadalmi párbeszéd a toleranciáról“ című konferenciája. Budapest, 2007 április 21-22. In: www.pointernet.pds.hu/kissendre/judaisztika/20071111204725213000000646.html
- Kósáné Oláh, Julianna: Die Botschaft der Ringparabel. Konferenz: Wien KCTOS 2007: 7.7. Symbole des Wissens und der Macht. Abstrakt: www.inst.at/kctos/programm/7-7_ProgHima.htm
- Kováts, Judit: „És nem lesz tiszavirágéletű a győzelmed a tested felett.“ (Elfriede Jelinek: Egy sportdarab), *Műút*, 2007/2. 78-80. (www.muut.hu)
- Lakatos, Dániel: Gesprochene-Sprache-Forschung und Unterrichtspraxis. In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 17 (2007), H.1, S. 63-76.
- Lakatos, Dániel: Zwei Schulen in der modernen Argumentationstheorie: der Woods-Walton-Ansatz und die Pragmatische Dialektik. In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 17 (2007), H.2, S. 169-188.
- Lelkes, Zsófia: Néptánc és/vagy ideológia? In: *A zsarnokság szépsége. (Volkstanz und/oder Ideologie. In: Die Schönheit der Tyrannei)* Hg. Széplaky, G. Bratislava: Kaligram, 2008.
- Lelkes, Zsófia: Párhuzamos rendszerek. A 25. Színház és Szigeti Károly [Parallele Systeme anhand des Beispiels des 25. Theaters und Károly Szigeti]. In: *Symblon Tirgu Mures*, 2007.
- Lelkes, Zsófia: Parallele Systeme in Ungarn. In: Gröller, H.D.; Horváth, A.; Loosen, G. (Hg.): *Neue Reflexionen zur kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft. Arbeiten zur deutschen Philologie, Band XXVIII.* hg. von Tamás Lichtmann. Debrecen: Kossuth, 2007.
- Maitz, Péter: *The Death of Standard German in 19th-Century Budapest: A Case*

- Study on the Role of Linguistic Ideologies in Language Shift. In: Elspaß, Stephan; Langer, Nils; Scharloth, Joachim; Vandebussche, Wim (Hg.): *Germanic Language Histories 'from Below' (1700-2000)*. Berlin & New York: de Gruyter (*Studia Linguistica Germanica* 86), 2007, 405–421.
- Maitz, Péter; Elspaß, Stephan: Warum der „Zwiebelfisch“ nicht in den Deutschunterricht gehört. *Informationen Deutsch als Fremdsprache* (München) 34.5 (2007), S. 515–526.
- Majorosi, Anna: Tigerente & co. In: Majorosi Anna (szerk.): *Festschrift für Anna Szablyár*. KJF 2007. Online.
- Mihály, Csilla: Über Kafkas Erzähltheater. In: Mária Balaskó; Petra Szatmári (Hg.): *Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge*. München: Lincom, 2007, 133-147.
- Csatár, P.; Farkas, O.; Iványi, Zs.; Molnár, A.; Barna, J. (Hg.): *Übersetzungswerkstatt*. Ein praxisorientiertes Übungsbuch. Bölcész Konzorcium, 2007.
- Molnár, Klára: Theaterraum als Erfahrungsraum: Entführung zu Grenzgebieten. (Erarítjaritjaka. Musée des Phrases – eine Aufführung von Heiner Goebbels nach Texten von Elias Canetti). In: Lichtmann, Tamás (Hg.): *Neue Reflexionen zur kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft*. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2007, S. 29-38.
- Nagy, Ágota: Manifestationen von Interkulturalität in der Sprache der bukowinischen deutsch-jüdischen Presse der 1930-er Jahre. Überlegungen zu einem Dissertationsprojekt. In: Lasatowicz, Maria Katarzyna (Hrsg.): *Städtische Räume als kulturelle Identitätsstrukturen. Schlesien und andere Vergleichsregionen*. Berlin: Trafo Verlag Wolfgang Weist, 2007 (Silesia. Schlesien im europäischen Bezugfeld. Quellen und Forschungen; 7), S. 213-219.
- Nagy, Rita: Deutschsprachige Kalender im Königreich Ungarn. In: Harsányi, Mihály; Kegelmann, René (Hg.): *Germanistische Studien VI*. Eger, 2007, S. 143-161.
- Nagy, Rita: Fremde oder Heimat? Über Ungarn in deutschsprachigen Kalendern in Pest und Ofen um 1800. - In: Balogh, András F; Schütz, Erhard (Hg.): *Regionalität und Fremde. Literarische Konstellationen, Visionen und Konzepte im deutschsprachigen Mitteleuropa*. Berlin: Weidler Buchverlag, 2007, S. 77-89.
- Nagy, Rita: Ein Familienschicksal in den Turbulenzen zweier Weltkriege. Ernő und Hans von Dohnányi. In: Hohnsträter, Dirk; Masát, András (Hg.): *Jahrbuch der Ungarischen Germanistik 2006*. Budapest, 2007, S. 94-105.
- Németh, Attila: Langue- und Parole-Interferenz als kontaktlinguistische Beschreibungskategorien. Eine terminologische Zwangsjacke und wie man sich daraus befreien kann. In: Schmitz, Walter (in Verb. mit Joachimsthaler, Jürgen) (Hrsg.): *Zwischeneuropa/Mitteleuropa. Sprache und Literatur in interkultureller Konstellation*. Dresden: Universitätsverlag 2007, S. 693-706.
- Orosz, György: „And these are the Fridays“: Apocrypha, Church Folksongs [„Das also sind die Freitage“: Apokryphen, geistliche Volksgesänge]. In: Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): *Me du jazykami i kul'turami; Nyelvek és kultúrák között*. Jubileumi tanulmánykötet Viktor Alekszandrovics Fedoszov tiszteletére. Nyíregyháza: Krúdy Könyvkiadó, 2007, S. 119-124.
- Orosz, György: Aus der „Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“: Die Sage von Småland. In: Barna, Gábor (Hg.): *Acta Ethnographica Hungarica*, 52. Nr. 2. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2007, S. 329-334.
- Orosz, György: „Koldus képében Krisztus jár miköztünk.“: A koldusmesterség szakrális megalapozottsága a keresztény

- vallásban. [„In der Gestalt von Bettlern wandelt Christus selbst mitten unter uns herum.“: Die sakrale Begründung des Bettelberufs in der christlichen Religion]. In: Magyar, Márta (Hg.): *A debreceni Déri Múzeum Évkönyve 2006. A debreceni Déri Múzeum Kiadványai LXXIX.* Debrecen, 2007, S. 95-100.
- Orosz, György: „Elbeszélés a 12 péntekről“. Egy apokrif írás vándorútja az európai kultúrákban [„Die Sage von den 12 Freitagen“: Die Wanderung einer apokryphen Schrift in den europäischen Kulturen]. In: Veres, László; Viga, Gyula (Hg.): *A Herman Ottó Múzeum Évkönyve 46. évf.* Miskolc, 2007, S. 369–386.
- Orosz, György: „Es lebe Christus, der die Franken liebt.“: Die Bekehrung der Festlandgermanen zum Christentum. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): *Germanistik ohne Grenzen. Schriftenreihe des Lehrstuhls für germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft. Band 2.* Großwardein/Oradea/Nagyvárad: Partium Verlag; Siebenbürgischer Museum-Verein: 2007, S. 350–364.
- Orosz, Magdolna: Der Stilbegriff und die Einrichtung der erzählten Welt. In: *Stil als Zeichen. Funktionen – Brüche – Inszenierungen. Beiträge des 11. Internationalen Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Semiotik (DGS) vom 24-26. Juni 2005 an der Europa-Universität Viadrina.* Frankfurt (Oder) 2006. (Universitätschriften – Schriftenreihe der Europa-Universität Viadrina, Band 24).
- Orosz, Magdolna: „Progresszív egyetemes poézis“. Romantikus ellentételezések és utópiák. Budapest: Gondolat Kiadó, 2007 (Műhelyek 4.).
- Orosz, Magdolna: Identität, Identitätskonstruktion und Fantastik bei Leo Perutz. In: *kakanien-Internet-Plattform* <http://www.kakanien.ac.at/beitr/emerg/MOrosz2.pdf> (2007.10.24.)
- Kerekes, Amália; Orosz, Magdolna; Rácz, Gabriella; Teller, Katalin (Hg.): *Pop in Prosa. Erzählte Populärkultur in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne.* Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag, 2007 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft, Bd. 11).
- Orosz, Magdolna: Monarchie im Gespräch – Wien in Budapest. Zur Erinnerungs- und Raumstruktur in Gyula Krúdy's Meinerzeit. In: Kerekes, Amália; Orosz, Magdolna; Rácz, Gabriella; Teller, Katalin (Hg.): *Pop in Prosa. Erzählte Populärkultur in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne.* Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag, 2007 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft, Bd. 11), S. 55-71.
- Orosz, Magdolna: Vor-Bilder eines Romans. Elemente einer dramatisierten Familiengeschichte in Péter Esterházy's Komödie „Abschiedssymphonie“. In: Hans-Peter Bayerdörfer (Hg.): *Vom Drama zum Theatertext? Zur Situation der Dramatik in Ländern Mitteleuropas.* Tübingen: Niemeyer, 2007 (Theatron. Studien zur Geschichte und Theorie der dramatischen Künste, Bd. 52), S. 120-132.
- Orosz, Magdolna: ‚Stil‘ und/als Einrichtung der erzählten Welt. Überlegungen zu einem umstrittenen Begriff. In: *Kodikas/Code. Ars Semeiotica. An International Journal of Semiotics. Special Issue „Erzählstile in Literatur und Film“*, hg. v. Jan-Oliver Decker. Tübingen: Gunter Narr Verlag. Vol. 30 (2007) No. 1-2, S. 17-36.
- Orosz, Magdolna: Antike und Christentum. Zur Überlagerung intertextueller Bezugnahmen in Heinrich Böll's Kurzgeschichte „Wanderer, kommst du nach Spa...“. In: *Studia Slavica Academiae Scientiarum Hungaricae*, 52 (2007), 1-2, S. 319-326.
- Orosz, Magdolna: A bomlás virágai: az élet-történet narratív mintájának változásai. In: Kovács Árpád (Hg.): *A regény és a tró-*

- pusok. Tanulmányok. Második veszteprémi regénykollokvium. Budapest: Argumentum, 2007 (Diszkurzívák 7.), S. 21-39.
- Orosz, Magdolna: „Árkádiában életem én is”, avagy aranykor a virágcserepben. In: Kroó Katalin/Ferenczi Attila (Hg.): Aranykor – Árkádia. Jelentés és irodalmi hagyományozódás. Budapest: L'Harmattan, 2007 (Párbeszéd-kötetek 3.), S. 171-183.
- Ortner, Rosemarie: Der Homo oeconomicus feministisch gebildet? Für einen ökonomiekritischen feministischen Zugriff auf das Subjekt. In: Casale Rita / Borst, Eva (Hg.): Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft Bd. 3/2007.
- Pabis, Eszter: Ein Ethnologe der eigenen Kultur? – Zur Fremdheit in Markus Werners Der ägyptische Heinrich. In: Gröller, Harald D. & Horváth, Andrea & Loosen, Gert (Hg.): Neue Reflexionen zur kulturwissenschaftlichen Literaturwissenschaft. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó, 2007 (Arbeiten zur deutschen Philologie, Band XXVIII, hg. von Tamás Lichtmann), S. 65-78.
- Palotás, Berta: Fremdsprachenlehrer(vor)bilder von zukünftigen DaF-Lehrern. In: Bartha, Magdolna (Hg.): Deutschunterricht für Ungarn. Budapest: Germanistisches Institut der ELTE. 1-2 (2007), S. 64-72.
- Pethő, Gergely; Kardos, Éva: A nyelvek közötti összehasonlításból származó adatok jelentősége az implicit argumentumok engedélyezésének vizsgálatában. In: Csátár, Péter; Pethő, Gergely (Hg.): Szemantikai intuíciók mint nyelvészeti adatok. Kossuth Egyetemi Kiadó: Debrecen, 2007 (Elméleti és kísérleti nyelvészet 4.), S. 131-156.
- Péteri Attila: Prozódia a grammatika és a pragmatika határán. In: Gósy, Mária (Hg.): Beszédkutatás 2006. Tanulmányok Vértés O. András emlékére. Budapest: MTA Nyelvtudományi Intézet, Kempelen Farkas Beszédkutató Laboratórium, 2006, S. 69-85.
- Péteri Attila: Verbmodus und Satzmodus. Der Imperativ und der Imperativsatz im Deutschen und im Ungarischen. In: Balaskó, Mária; Szatmári, Petra (Hgg.): Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESU in Szombathely, 12.-13. Mai 2004. München, Lincolnm Europa, 2006, S. 369-382.
- Péteri Attila: Problematische Satztypen und ihre deutsch-ungarische Übersetzung. In: Muráth, Judit; Oláh-Hubai, Ágnes (Hgg.): Interdisziplinäre Aspekte des Übersetzens und des Dolmetschens. Interdisciplinary Aspects of Translation and Interpreting. Wien, Edition Praesens, 2006, S. 137-148.
- Péteri Attila: Entscheidungsinterrogativsätze im Deutschen und im Ungarischen mit einem sprachtypologischen Ausblick. In: Hohnsträter, Dirk; Masát, András (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2006. Budapest; Bonn, 2007, S. 144-164.
- Pilarský, Jiří: Der areallinguistische Faktor in einem konfrontativ gestützten Grammatikunterricht für Ungarisch- und Rumänischsprechende. In: Sammelband des Kongresses „Deutsche Grammatik im europäischen Dialog 2006“ (Kraków, Polen). [i. Dr.] Online-Version im pdf-Format: <http://krakau2006.anaman.de/beitraege/pilarsky.pdf>
- Pólay, Veronika: Dolmetschen in einer spezifischen Situation. In: Balaskó, Maria; Szatmári, Petra: Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESU in Szombathely, 12.-14. Mai 2004. München: Lincom, 2007 (= Edition Linguistik 59), S. 532-528.
- Propst, Eszter: Zur interdiskursiven Konstruktion ungarndeutscher Identität

- in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2007. 254 S.
- Propst, Eszter: Identitätskonstruktion in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: *Danubiana Carpathica: Jahrbuch für Geschichte und Kultur in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas* 1 (48), München: Oldenbourg, 2007, S. 361-406.
- Propst, Eszter: Zur diskursiven Konstruktion von 1956 in der ungarndeutschen Literatur. In: Hohnsträter, Dirk; Masát, András (Hg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2006*. Budapest, Bonn: Gesellschaft ungarischer Germanisten, Deutscher Akademischer Austauschdienst, 2007, S. 15-20.
- Propst, Eszter: Gondolatok a magyarországi német szociális csoport re-produkciójáról [Über die Re-Produktion der ungarndeutschen ethnischen Sozialgruppe]. In: *Pro Minoritate* (2007), ősz-tél, S. 179-189.
- Propst, Eszter: „Auf weiten Wegen“ – über die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur. (vollständige Fassung) In: *Zeitschrift der Germanisten Rumäniens* 29-30 (2006), H. 1-2 – 30-31 (2007), H. 1-2, S. 487-500.
- Propst, Eszter: Verbotene Räume der „schwäbischen“ Identität – über Robert Baloghs „Schwab legendariom“. In: *Spiegelungen: Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas* (2007), H. 3, S. 261-272.
- Propst, Eszter: Grenzgänge(r) – Erprobung von drei Lesehypothesen für die Interpretation der Raumgestaltung in Terézia Moras „Seltsame Materie“. In: Adam, Jens; Hahn, Hans-Joachim; Puchalski, Lucjan; Swiatlowska, Irena (Hg.): *Transitraum Deutsch – Literatur und Kultur im transnationalen Zeitalter*. Wrocław und Dresden: ATUT und Neisse-Verlag, 2007, S. 189-209.
- Propst, Eszter: „Auf weiten Wegen“ – über die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur. (gekürzte Fassung) In: Valentin, Jean-Marie (Hg.): *Migrations-, Emigrations- und Remigrationskulturen – Multikulturalität in der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur* (Jahrbuch für Internationale Germanistik Reihe A Band 82). Bern, Frankfurt am Main, Berlin, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Peter Lang, 2007, S. 225-233.
- Propst, Eszter: Über Grenzen der „schwäbischen“ Identität. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): *Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Germanistik. Bd. 2. Klausenburg-Großwardein: Partium Verlag, 2007, S. 97-107.*
- Propst, Eszter: „Ohne Märchen wird keiner groß“ – Zu Funktions- und Deutungsebenen von Märchen im Deutschunterricht. In: Burkhardt, Maximilian G.; Chebenová, Viera; Dvoreck, Michal; Hockicková, Beáta; Paar, Verena (Hg.): *Motivation für Deutsch. VIII. Tagung des Verbandes der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei*. Nitra: o.A., 2007, S. 181-190.
- Propst, Eszter: Az életintegráció igénye Balogh Robert „schwab“ műveiben. [Der Anspruch auf Lebensintegration in Robert Baloghs „schwäbischen“ Werken] In: o.A. *Kultúra, művészet, társadalom a globalizálódó világban*. Szeged: SZTE JGYPK Andragógiai és Művelődéstudományi Tanszék, 2007, S. 116-121.
- Pusztai, Gábor: An der Grenze. Das Fremde und das Eigene. Dargestellt an Werken der deutschen und der niederländischen Kolonialliteratur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von C.W. Koch, H. Grimm, M.H. Székely-Lulofs und W. Walraven. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2007 (Debrecener Studien zur Literatur 13.). 221 S.
- Pusztai, Gábor: Termorshuizen, Gerard (Hg., Übers.): László Székely en István

- Radnai: Dit altijd alleen zijn. Verhalen over het leven van planters en koelies in Deli, 1914-1930. Leiden: KITLV Uitgeverij, 2007. 128 S.
- Pusztai, Gábor: Madelon Lulofs Acta Neerlandica 5/2007. A Debreceni Egyetem Germanisztikai Intézetének Kiadványai. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó
- Pusztai, Gábor: Inleiding. In: Madelon Lulofs. A Debreceni Egyetem Germanisztikai Intézetének Kiadványai. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó (Acta Neerlandica 5/2007), S. 9-25.
- Pusztai, Gábor: Termorshuizen, Gerard: De tweede man. Het huwelijk van Madelon Lulofs en László Székely. In: Madelon Lulofs. A Debreceni Egyetem Germanisztikai Intézetének Kiadványai. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó (Acta Neerlandica 5/2007), S. 49-63.
- Pusztai, Gábor: Een beeld van een vrouw. Madelon Lulofs op de tekeningen van László Székely. In: Madelon Lulofs. A Debreceni Egyetem Germanisztikai Intézetének Kiadványai. Debrecen: Kossuth Egyetemi Kiadó (Acta Neerlandica 5/2007), S. 79-89.
- Pusztai, Gábor.: A szabadító. In: Debreceni Disputa kulturális-közéleti folyóirat 4 (2007), S. 31-33.
- Rácz, Gabriella (Hg.): Pop in Prosa. Erzählte Populärkultur in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne. Frankfurt/M.: Peter Lang 2007 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft; 11). [zus. mit Kerekes, Amália; Orosz, Magdolna; Teller, Katalin].
- Rácz, Gabriella: Die Frau als die Fremde. Interkulturelle Aspekte in Gottfried Kellers „Sinngedicht“ und Heinrich Manns „Zwischen den Rassen“. In: Földes, Csaba/Antos, Gerd (Hrsg.): Interkulturalität: Methodenprobleme der Forschung. Beiträge der Internationalen Tagung im Germanistischen Institut der Pannonischen Universität Veszprém, 7.-9. Oktober 2004. München: Iudicium 2007, S. 199-210.
- Rácz, Gabriella: „Musikalisch schreiben“: Intermedialität von Literatur und Musik. Theorie und Fallbeispiel. In: Tradition und Geschichte im literarischen und autobiographischen Diskurs. Beiträge der Tagung „Tradition und Zukunft in der Germanistik“. Bd. 1. Tallinn: Universitätsverlag 2007, S. 141-160.
- Rácz, Gabriella: Der Einfluss Georg Simmels auf Béla Balázs' „Halálesztétika“ („Todesästhetik“). In: Schmitz, Walter/Joachimsthaler, Jürgen (Hrsg.): Zwischeneuropa/Mitteleuropa. Sprache und Literatur in interkultureller Konstellation. Akten des Gründungskongresses des Mitteleuropäischen Germanistenverbandes. Dresden: Thelem 2007, S. 309-315.
- Rácz, Gabriella: „aus dem Massenbedürfnis geboren“. Die Salonoperette der Jahrhundertwende. In: Kerekes, Amália; Orosz, Magdolna; Rácz, Gabriella; Teller, Katalin (Hg.): Pop in Prosa. Erzählte Populärkultur in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne. Frankfurt/M.: Peter Lang 2007 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft; 11). S. 73-85.
- Radek, Tünde: Irrenanstalten an den Schnittpunkten der Wissenschaft und der Populärkultur. Ein ärztlicher Befund über die Jahrhundertwende. In: Kerekes, Amália; Orosz, Magdolna; Rácz, Gabriella; Teller, Katalin (Hg.): Pop in Prosa. Erzählte Populärkultur in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2007 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft, Bd. 11), S. 217-233.
- Radek, Tünde: Europa als Region im Mittelalter. Zu den Konstitutionsmerkmalen des Region-Begriffs und zu ihren Erscheinungsformen in der mittelalterlichen Fremdenwahrnehmung. In: F. Balogh András Schütz, Erhard (Hg.), in

- Verbindung mit Magdolna Orosz und László Tarnói: Regionalität und Fremde. Literarische Konstellationen, Visionen und Konzepte im deutschsprachigen Mitteleuropa. Berlin, Weidler Buchverlag, 2007, S. 51-66.
- Reder, Anna: Paradoxa im DaF-Unterricht. In: Deutschunterricht für Ungarn. Ungarischer Deutschlehrerverband. Budapest. 22. Jg. Nr.1-2/2007, S. 38-53.
- Reder, Anna: „Kedves Tanárnő” – megszólítások németórán. In: Modern Nyelvoktatás. Alkalmazott nyelvészeti szakfolyóirat. 13. Jg. Nr. 2-3/2007, S. 43-59.
- Mitterbauer, Helga; Ritz, Szilvia (Hg.): Kollektive und individuelle Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg. Wien: Praesens Verlag, 2007.
- Ritz, Szilvia: Sprachskepsis und Identitätszerfall bei Arthur Schnitzler. In: Balaskó, Maria/Szatmári, Petra (Hg.): Sprach- und literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004. München: Lincom, 2007 (Edition Linguistik), S. 159-170.
- Ritz, Szilvia: „Jetzt vergehe ich vor Liebe – und im nächsten Moment empfinde ich nichts!“ Alma Mahler-Werfels Autobiographie Mein Leben. In: Szabolcs János-Szatmári (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Germanistik. Bd. 2. Klausenburg/Großwardein: Partium Verlag, 2007, S. 227-238.
- Ritz, Szilvia: Formen des Gedächtnisses in Ferenc Molnárs Lustspielen. In: Helga Mitterbauer; Szilvia Ritz (Hg.): Kollektive und individuelle Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg. Wien: Praesens Verlag, 2007, S. 29-43.
- Rózsa, Mária: Teile aus dem Buch: „Ihr Männer auf, jetzt ruft die Zeit“. Deutsche Texte aus Ungarn zur Revolution und zum Freiheitskampf 1848/1849. Budapest, 2006 <http://www.kakanien.ac.at/beitr/materialien/MRozsa1.pdf>, S. 1-20.
- Rózsa, Mária: Magyar tematika a Grenzboten című folyóiratban [Ungarische Thematik in der Zeitschrift Grenzboten]. (1881–1922). In: Magyar Könyvszemle Jg. 123 (2007), Nr. 1, S. 63-80.
- Sajgál, Mónika: A társadalmi pozicionálás, mint a beszélgetés szervezésének eszköze, és mint a tényábrázolás eszköze rendőrségi kihallgatásokban. *Publicationes Universitatis Miskolcensis* XI/2, 2007, S. 73-77.
- Sajgál, Mónika: Kommunikation in juristischen Institutionen: Stand der Forschung und mögliche Perspektiven. *Publicationes Universitatis Miskolcensis*, 43-59.
- Salánki, Ágnes: A fordítás lehetőségei a reklámban. In: Környei, Tibor (Hg.): Fordítástechnikai útmutató. Különböző szövegtípusok fordítása. Budapest: Magyarországi Fordítóirodák Egyesülete, 2007, S. 30-37.
- Salánki, Ágnes: A társadalmi nem és nyelvhasználat németországi kutatásának rövid története. In: Kegyesné Szekeres, Erika; Simigné Fenyő, Sarolta (Hg.): *Sokszínű nyelvészet. Alkalmazott nyelvészeti gender-kutatás*. Miskolc: Miskolci Egyetem, 2007.
- Sata, Lehel: Zwischen pictura und poesis: Dichtung als intermediales und kollektives Ereignis. Zu Georg Philipp Harsdörffers Die Welt. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Literatur. I. Internationale Germanistentagung „Germanistik ohne Grenzen“. Großwardein/Oradea/Nagyvárad 15-17. Februar 2007. Bd. 1. Klausenburg u. Großwardein: Partium 2007, S. 191-201.
- Lambrecht, Horst; Sata, Lehel (Hg.): Pécsér Studien zur Germanistik 2. Wien: Praesens, 2007. 186 S.
- Sepsei, Mihály: A -trächtig végű német mellénevek és magyar megfelelőik. In: Gecső Tamás; Sárdi Csilla (Hg.): *Nyelvelmélet – nyelvhasználat*. Budapest, Székesfehérvár: KJF/Tinta Könyvkiadó, 273-279.


- Schauer, Hilda: Endzeitvisionen in der deutschsprachigen Literatur der 1980er Jahre. Apokalypse und apokalyptischer Ton. In: Lambrecht, Horst; Sata, Lehel (Hg.): Pécser Studien zur Germanistik 2. Wien: Praesens, 2007, S. 153-172.
- Schauer, Hilda: Narrative Poetik und Narrativierung der Poetik bei Sten Nadolny. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Literatur. I. Internationale Germanistentagung „Germanistik ohne Grenzen“. Großwardein/Oradea/Nagyvárad 15-17. Februar 2007. Bd. 1. Klausenburg u. Großwadein: Partium, 2007, S. 13-26.
- Szabó, Csaba: „Vor der Hand“. Entwurf zu einer längeren Fußnote über die Hand bei Immanuel Kant. In: Harsányi, Mihály; Kegelmann, René (Hg.): Germanistische Studien. Bd. VI. Eger: Líceum Kiadó, 2007, S. 173-184.
- Szabó, Erzsébet: Die Kontrastfolie des Populären. Zu Theodor Fontanes Monarchie-Roman „Graf Petöfy“. In: Kerekes Amália; Orosz Magdolna (Hg.): Pop in Prosa. Erzählte Populärkultur in der deutsch- und ungarischsprachigen Moderne. Frankfurt a.M.: Peter Lang 2007. (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 11) S. 28-44.
- Szalai, Tünde; Wolf-Schäffer, Judit: Tematikus szótár német nyelvből. Szeged: Maxim Kiadó 2007.
- Szatmári, Petra: Überlegungen zu den semantischen Rollen Agens und Kausator. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2006, S. 187-205.
- Szatmári, Petra: Agens-dezentrierte Konzeptualisierungen: diachron – synchron – kontrastiv. Ausgewählte Studien zur passivischen und medialen Konzeptualisierung. Szombathely: Savaria University Press, 2007. 249 S.
- Balaskó, Maria; Szatmári, Petra (Hg.): Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004. München: Lincom, 2007 (= Edition Linguistik 59). 613 S.
- Szatmári, Petra (2007): Drei Perspektivierungsmöglichkeiten: aktivisch – medial – passivisch. In: Balaskó, Maria; Szatmári, Petra (Hg., 2007): Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004. München: Lincom (= Edition Linguistik 59), S. 383-390.
- Szatzer, Szilvia: Grammatikalizációs elméletek. A német *werden* és a magyar *lesz* ige korpuszalapú szemantikai vizsgálata. In: Geccsó Tamás / Sárdi Csilla (szerk.): Nyelvelmélet – nyelvhasználat. Budapest, Székesfehérvár: KJF/Tinta Könyvkiadó, 304-314.
- Székely, Gábor: Egy sajátos nyelvi jelenség, a fokozás. [Ein eigenartiges sprachliches Phänomen, die Graduierung]. Budapest: Tinta Könyvkiadó, 2007. 141 S.
- Székely, Gábor: A magyar sokkal szó szinonimái, német és orosz nyelvi megfelelői. [Die Synonyme des ungarischen Wortes sokkal. Aequivalente in der deutschen und in der russischen Sprache]. In: Cs. Jónás, Erzsébet (Hg.): Между языками и культурами. Nyelvek és kultúrák között. Nyíregyháza: Krúdy Könyvkiadó, 2007, S.149-156.
- Szendí, Zoltán: Das kulturelle Bild der Stadt Pécs und das literarische Angebot in der Fünfkirchner Zeitung am Ende des 19. Jahrhunderts. Ein Forschungsbericht. In: Zalaznik, Mira Miladinovic; Motzan, Peter; Sienerth, Stefan (Hg.): Benachrichtigen und vermitteln. Deutschsprachige Presse und Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert. München: IKS 2007, S. 395-408.
- Szendí, Zoltán: Die Perspektivierung in den flandrischen Gedichten Rainer Maria Rilkes. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft

- 27/28, 2006/2007. „Ich fand alle Wege“. Ich fand alle Wege. 100 Jahre Stundenbuch / Rilke in Flandern. Hg. von Rudi Schweikert. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel 2007, S. 126-140.
- Szendi, Zoltán: Kompromisslosigkeit als Schicksalspoesie und dichterisches Programm bei Ingeborg Bachmann. In: „Ein Spiegel will uns die Gründe zeigen“. Die Wahrheit, ein Spiel? Konferenzband zum Ingeborg Bachmann Symposium in Budapest 2006. Budapest: Österreichisches Kulturforum 2007, S. 40-49.
- Szendi, Zoltán: Intransigenza come poesia del destino e programma poetico in Ingeborg Bachmann. In: *ibid.* S. 149-158.
- Szendi, Zoltán: Megalkuvás nélküli szembenézés Ingeborg Bachmann sorsköltészetében és költői programjában. In: *ibid.* S. 253-261.
- Szendi, Zoltán: Zum Rollenspiel in der Lyrik Rainer Maria Rilkes. Die Stimmen aus dem „Buch der Bilder“. In: Lambrecht, Horst; Sata, Lehel (Hg.): *Pécsér Studien zur Germanistik 2*. Wien: Praesens 2007, S. 117-132.
- Szendi, Zoltán: Deutschsprachige Presse in Branau. In: Hrsg. Obad, Vlado (Hg.): *Regionalpresse Österreich-Ungarns und die urbane Kultur*. Wien: Feldmann 2007, S. 249-282.
- Szendi, Zoltán: Drei Gestalten aus dem Alten Testament in der Lyrik Rainer Maria Rilkes. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): *Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Literatur. I. Internationale Germanistentagung „Germanistik ohne Grenzen“*. Großwardein/Oradea/Nagyvárad 15-17. Februar 2007. Bd. 1. Klausenburg u. Großwardein: Partium, 2007, S. 209-220.
- Szoboszlai, Ildikó: Zu den Funktionen des deutschen Verbalpräfixes *be-*. In: Gizella Boszák (Hg.): *Germanistik ohne Grenzen* Bd. 3, Klausenburg-Großwardein: Partium Verlag 2007, S. 49-61.
- Takács, Dóra: Werke und Einflüsse aus dem deutschsprachigen Raum im Programm der ungarischen Thalia Gesellschaft (1904-1908). In: Balaskó, Maria; Szatmári, Petra (Hg.): *Sprach- und Literaturwissenschaftliche Brückenschläge*. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESUS in Szombathely, 12.-14. Mai 2004. München: Lincom, 2007 (= *Edition Linguistik 59*), S. 171-179.
- Takács, Dóra: La société Thália á Budapest. In: Philippe Baron/ Philippe Marcerou (Hg.): *Le Théâtre Libre D'Antoine et les Théâtres de recherche Étrangers. L'Harmattan: univers théâtral*, 2007, S. 133-149.
- Tóth, József (Hrsg.): *Wechselbeziehungen in der Germanistik: kontrastiv und interkulturell*. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Edition Praesens 2007 (*Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement; 9*) 316 S.
- Tóth, József: Bedeutungskonzeptionen in der Linguistik des 20. Jahrhundertts: Sind analytische und holistische Methoden der Bedeutungsbeschreibung kultur(en)abhängig? In: Földes, Csaba/Antos, Gerd (Hrsg.): *Interkulturalität: Methodenprobleme der Forschung*. Beiträge der Internationalen Tagung im Germanistischen Institut der Pannonischen Universität Veszprém, 7.-9. Oktober 2004. München: Iudicum 2007, S. 225-237.
- Tóth, József: Die mentale Repräsentation von verbalen Phraseologismen in Wirtschaftstexten. Kontrastive semantische Untersuchungen. In: Jesenšek, Vida/Fabèè, Melanija (Hrsg.): *Phraseologie kontrastiv und didaktisch*. Neue Ansätze in der Fremdsprachenvermittlung. Maribor: Slavistièno društvo: Filozofska fakulteta 2007, S. 289-299.
- Tóth, József: Vergleich der Repräsentationsmodelle zur Beschreibung von Wortbedeutungen im Gedächtnis. In: Tóth, József (Hrsg.): *Wechselbeziehungen in der Germanistik: kontrastiv und interkultu-*

- rell. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Praesens Verlag 2007 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement; 9), S. 175-189.
- Túri, Ágnes : Lenk, Hartmut E. H. (Hg.): Finnland – Vom unbekanntem Partner zum Vorbild Europas? Landau: Verlag Empirische Pädagogik, 2006 (= Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung Sonderheft 10 (2006)). 492 S. [Rezension]. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2006, S. 269-271.
- Ujvári, Hedvig: Kulturkritik aus der Provinzstadt. Max Nordaus Pester Publizistik. Budapest: Argumentum Verlag, 2007. 291 S.
- Ujvári, Hedvig: Ein Provinzflüchtling im „Babylon, Ninive und Mekka an der Seine“. Max Nordaus Spagat zwischen Budapest und Paris. In: Balogh, András F.; Schütz, Erhard (Hg.): Regionalität und Fremde. Literarische Konstellationen, Visionen und Konzepte im deutschsprachigen Mitteleuropa. Berlin: Weidler Verlag, 2007, S. 131-138.
- Ujvári, Hedvig: Az oktatás szerepe Max Nordau és Theodor Herzl pályájának alakulásában. In: Múlt és Jövő, 2007, H. 4, S. 59-76.
- Ujvári, Hedvig: Von Lloyd zu Lloyd. Die pressehistorische Verortung des Ungarischen Lloyd (1867-1876) im deutschsprachigen Pressewesen Ungarns. In: Hohnsträter, Dirk; Masát, András (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2006. Budapest; Bonn, 2007, S. 42-68.
- Ujvári, Hedvig: A disszimilációtól a cionizmusig. Az elfeledett Max Nordau pesti évei (1849-1880). In: Orvostörténeti Közlemények (Communicationes de Historia Artis Medicinae) 198-199 (2007), S. 31-41.
- Ujvári, Hedvig: Pest és Bécs után, Párizs előtt. Max Nordau Berlin-képe. In: Múlt és Jövő, 2007, H. 1, S. 78-84.
- Ujvári, Hedvig: Bazár és nagypolitika között. Az 1873. évi bécsi világkiállításról szóló tárcalevelek a magyarországi német nyelvű napilapokban. In: Századok, Jg. 141 (2007), H. 3, S. 723-759.
- Ujvári, Hedvig: Entartung: Zur Genealogie des fatalen Begriffs bei Max Nordau. In: Germanistische Studien [Eger], 2007, S. 185-201.
- Uzonyi Pál: A valencia és a szótár. In: Heltsai Pál (Hg.): Nyelvi modernizáció. Szaknyelv, fordítás, terminológia. XVI. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus, Gödöllő, 2006. április 10-12. Pécs/Gödöllő: MANYE/Szent István Egyetem, 2007 (MANYE Vol. 3/1), S. 241-246.
- V Rada, Roberta: Euphemismen als Mittel der Sprachpolitik. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis Heft 2 (2007), S. 153-168.
- V Rada, Roberta: „Falsche Freunde“ als sprachliche Fallen. In: Deutsch revival. 3. Heft/3. Jg. (2007), S. 41-52.
- V Szabó, László: Der Einfluss Friedrich Nietzsches auf Hermann Hesse. Formen des Nihilismus und seiner Überwindung bei Nietzsche und Hesse. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Praesens Verlag 2007 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement; 8).
- V Szabó, László: Literaturvermittlung als Herausforderung für eine interkulturelle Hermeneutik am Beispiel Ungarns. In: Földes, Csaba/Antos, Gerd (Hrsg.): Interkulturalität: Methodenprobleme der Forschung. Beiträge der Internationalen Tagung im Germanistischen Institut der Pannonischen Universität Veszprém, 7.-9. Oktober 2004. München: Iudicium 2007, S. 257-268.
- V Szabó, László: „Alles wird Kälte“. Nihilistische Themen und Motive in Thomas Bernhards Frost. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis 11 (2007) 2, S. 169-183.

- V. Szabó László: Rinascimentum europaeum – Rudolf Pannwitz Európa-víziója. In: Garaczi Imre (Hrsg.): *Mi a Nyugat? Atlantizmus és integráció*. Veszprém: Humán Tudományokért Alapítvány 2007, S. 220–227.
- V. Szabó, László: Nietzsche-Variationen in Rudolf Pannwitz' Zarathustras andere Versuchung. In: *Estudios Filológicos Alemanes* 13 (2007). S. 421–429.
- V. Szabó, László: „...eine so gespannte Seele wie Nietzsche“. Zu Hugo von Hofmannsthal's Nietzsche-Rezeption. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik* 2006, S. 69–93.
- Varga, Éva: Fremdsprachen lernen – aber aus welchem Lehrwerk? Aspekte zur Lehrwerkauswahl. In: Harsányi, Mihály; Kegelmann, René (Hg.): *Germanistische Studien*. Bd. VI. Eger: Líceum Kiadó, 2007, S. 255–261.
- Vincze, Katalin: Az -i-re végződő szórövidülések a magyar és a német nyelvben [Kurzwörter auf -i im Deutschen und im Ungarischen]. In: Heltai Pál (Hg.): *Nyelvi modernizáció. Szaknyelv, modernizáció, terminológia*. XVI. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus. Pécs; Gödöllő: MANYE; Szent István Egyetem, 2007, S. 847–851.
- Vincze, Katalin: Szórövidülések a német és a magyar nyelvben. [Kurzwörter im Deutschen und im Ungarischen]. In: Gecsó Tamás; Sárdi Csilla (Hg.): *Nyelvelmélet – nyelvhasználat. Segédkönyvek a nyelvészet tanulmányozásához* 74. Budapest: Tinta Könyvkiadó, 2007, S. 370–377.
- Vincze, Katalin: Abkürzungen und Kurzwörter in den Fachsprachen und in der Gemeinsprache. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): *Germanistik ohne Grenzen: Studien aus dem Bereich der Germanistik*. Band 3. Cluj-Napoca: Societatea Muzeului Ardelean; Oradea: Partium, 2007, S. 153–162.
- Virág, Irén: Die Erziehung des Hochadels in Ungarn zwischen 1790 und 1848. In: Harsányi, Mihály; Kegelmann, René (Hg.): *Germanistische Studien*. Bd. VI. Eger: Líceum Kiadó, 2007, S. 213–227.
- Virág, Irén: Über die Privaterzieher des Hochadels in Ungarn zu Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Harsányi, Mihály; Kegelmann, René (Hg.): *Germanistische Studien*. Bd. VI. Eger: Líceum Kiadó, 2007, S. 229–241.
- Winkler, Marco: Was ist *Prädikat*? – Überlegungen zu einer sprachtheoretischen Kategorie. In: Ágnes Fekete und Katalin Horváth (Hg.): *Linguistische Beiträge ungarischer Nachwuchsgermanisten*, Budapest, 2007, (Budapester Beiträge zur Germanistik, Band 50), S. 166–196.
- Winkler, Marco: Einige kontrastive Aspekte von Aspekt – Deutsch-Ungarisch. In: Hartmut E. H. Lenk und Maik Walter (Hg.): *Wahlverwandtschaften. Valenzen – Verben – Varietäten*. Hrsg. V. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms Verlag, 2007, S. 261–271.
- Zsigmond, Anikó: Rezeption russischer Realisten in Marie von Ebner-Eschenbachs Novellen. In: Tóth, József (Hrsg.): *Wechselwirkungen in der Germanistik: kontrastiv und interkulturell*. Veszprém: Universitätsverlag/Wien: Praesens Verlag 2007 (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement; 9), S. 297–308.
- Zsigmond, Anikó: Erzählte und erinnerte Identitäten. Der Kulturraum Ungarn im Roman *Der Schwimmer* von Zsuzsa Bánk. In: Magallanes, Fernando (Hrsg.): *Estudios Filológicos Alemanes*. Nr. 13., 2007, S. 539–546.
- Zsigmond, Anikó: Renata Cornejo: Das Dilemma des weiblichen Ich. Untersuchungen zur Prosa der 1980er Jahre von Elfriede Jelinek, Anna Mitgutsch und Elisabeth Reichart. Wien: Praesens Verlag 2006. In: *Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis* 11 (2007) 2, S. 193–196.

Autorinnen u



Autorinnen und Autoren



Laura Bajáky

Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

Dr. András F. Balogh

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

Prof. Dr. Péter Bassola

Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2
H-6722 Szeged

Szabolcs Boronkai

Hollósy Simon u. 3
H-1126 Budapest

Odett Csepela

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

Viktória Dabóczy

Universität Szeged
Institut für Germanistik
Egyetem u. 2
H-6722 Szeged

Dr. Ilona Feld-Knapp

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

Dr. Harald D. Gröller

Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

Prof. Dr. Regina Hessky

Gáspár-Károli-Universität der
Reformierten Kirche
Lehrstuhl für Deutsche Sprache und
Literatur
Reviczky u. 4/C
H-1088 Budapest

Dr. Karl Katschthaler

Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

Dr. René Kegelmann

Károly-Eszterházy-Hochschule
Lehrstuhl für deutsche Sprache und
Literatur
Egészségház u. 4
H-3300 Eger

Prof. Dr. András Kertész

Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

Angela Korb

Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

Dr. Zoltán Kulcsár-Szabó

Eötvös-Loránd-Universität
Lehrstuhl für vergleichende Literatur-
und Kulturwissenschaft
Múzeum krt. 4
H-1088 Budapest

Dr. Csongor Lőrincz

Universität Basel
Deutsches Seminar
Nadelberg 4
CH-4051 Basel

Prof. Dr. Klaus J. Mattheier
Breslauer Str. 16
D-69181 Leimen

Lehrstuhl für deutschsprachige
Literaturen
Ifjúság útja 6
H-7624 Pécs

Dr. Eszter Pabis
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

Dr. Katalin Teller
Eötvös-Loránd-Universität
Lehrstuhl für Ästhetik
Múzeum krt. 6-8
H-1088 Budapest

Dr. Attila Péteri
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

Dr. Hedvig Ujvári
Katholische Péter-Pázmány-
Universität
Philosophische Fakultät
Egyetem tér 1
H-2087 Pilisscaba-Klotildliget

Dr. Jiří Pilarský
Universität Debrecen
Institut für Germanistik
Egyetem tér 1
H-4010 Debrecen

Dr. Roberta V. Rada
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

Oliver Ruf
TU Dortmund
Institut für deutsche Sprache und
Literatur
D-44221 Dortmund

Prof. Dr. Jean-Marie Valentin
2, Rue Notre-Dame de Nazareth
F-75003 Paris

Dr. Lehel Sata
Universität Pécs
Lehrstuhl für deutschsprachige
Literaturen
Ifjúság útja 6
H-7624 Pécs

Prof. Dr. Heinz Vater
Institut für Deutsche Sprache und
Literatur I
Sprachwissenschaft
Albertus Magnus Platz
D-50923 Köln

Dr. Csaba Szabó
Piac u. 7-9
H-4025 Debrecen

Tibor Vigh
Universität Szeged
Institut für Erziehungswissenschaft
Petőfi sgt. 30-34
H-6722 Szeged

Zoltán Szalai
Eötvös-Loránd-Universität
Germanistisches Institut
Rákóczi út 5
H-1088 Budapest

Anna Zsellér
Pannonische Universität Veszprém
Germanistisches Institut
Füredi u. 2
H-8201 Veszprém

Dr. Zoltán Szendi
Universität Pécs



Brücken

Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei

Inhaltsverzeichnis 2007

Hans-Gerd Koch: Franz Kafka – Patriot ohne Vaterland	9
Steffen Höhne: Franz Kafka und die Dissidenz	21
Benno Wagner: „zuerst die Mauer und dann den Turm“. Der Widerstreit zwischen Biopolitik und Ethnopolitik als berufliches Problem und schriftstellerischer Einsatz Franz Kafkas.	41
Josef Čermák: Franz Kafka und seine ersten Illustratoren. (Karel Votlučka und Wilhelm Wessel)	71
Marek Nekuřa: Franz Kafkas Sprachen und Sprachlosigkeit	99
Uwe C. Steiner: Streitsachen und Spielsachen. Gegenstände als Widersacher und als ludische Kombattanten bei Franz Kafka	131
Lothar Müller: Die Unruhe eines Westjuden. Franz Kafka, das jiddische Theater und die Unübersetzbarkeit des Jargons	149
Hans-Dieter Zimmermann: Franz Kafka liest Božena Němcová	181
Klaus Schenk: Die ‚Abgeschlossenheit des Fragments‘. Veröffentlichungsstrategien Franz Kafkas.	193
Karl Braun: Kafkas Erzählung <i>Josefine</i> als Entwurf einer herrschaftslosen Gesellschaft.	205
Catherine Horel: Deutsche, Magyaren und Slowaken in Preßburg um 1900	215
Jörg Meier: Deutschsprachige Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts aus Preßburg/Pozsony/Bratislava	231
Václav Petřok: Der Unterricht aus deutscher Literatur an tschechischen Gymnasien und aus tschechischer Literatur an deutschen Gymnasien von 1850 bis 1914 anhand einer Analyse der Lesebücher	249
Petra Knápková: „[...] bei uns soll jeder mitreden [...]“. Ein Beitrag zum Zeitungs- und Vereinswesen Iglau	279
Boris Blahak: Akzentuierungswandel im Bild von den ‚Böhmen‘ in historischen Festspielen Ostbayerns vor dem Hintergrund der Hussitenkriege	303
Michael Havlín: Die Schweizer Eidgenossenschaft im politischen Denken Masaryks	343
Miroslava Jílková: Čapeks <i>W U. R.</i> auf der europäischen Theaterbühne in den Jahren 1921 – 1936	357
Michael Půček: Empirische Untersuchung der Systemanordnung im Deutschen	373
Karsten Rinas: Tschechische Abtönungspartikeln — Entlehnungen aus dem Deutschen oder autochthone Entwicklungen?	389
Dalibor Zeman: Deutsche Entlehnungen in der ostmährischen Dialektregion ‚Hornácko‘	405
Stefan Michael Newerkla: Zur Bedeutung der kontrastiven Analyse des Tschechischen und österreichischer Varietäten des Deutschen für den gesteuerten Fremdsprachenerwerb	423
<i>Literatur- und Forschungsberichte:</i>	
Christian Schramek: Kommunikationsführung in der Euregio Egreensis aus systemtheoretischer Sicht	451
Kathrin Freier, Katharina Wohlgemuth: „Tschechisch? Sprech‘ ich!“ – Ergebnisse einer Fragebogenerhebung zu den Tschechischaktivitäten an bayerischen und sächsischen Schulen	479

Dorothea Spaniel-Weise: Tschechisch als Nachbarsprache im Freistaat Sachsen	493
Štěpán Zbytovský: Tagungsbericht: „Heine in Prag 2006“ (23.11.2006)	509
Lucie Koutková: Libuše Moníková – ihr Werk im Literarischen Archiv des Denkmals des Nationalen Schrifttums in Prag. Forschungsbericht	511

Neue Literatur:

Detlef BRANDES, Dušan KOVÁČ, Jiří PEŠEK (Hgg.): <i>Wendepunkte in den Beziehungen zwischen Deutschen, Tschechen und Slowaken 1848-1889</i> (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, 14). Essen (Klartext) 2007 (Steffen Höhne)	515
Tomáš KNOZ (Hg.): <i>Tschechen und Österreicher. Gemeinsame Geschichte, gemeinsame Zukunft</i> . Wien, Brno (Kirchliches Institut Janineum / Matice moravská) 2006 (Renata Sirota-Frohnauer)	517
Marek LOUŽEK (Hg.): <i>Česko-německá deklarace. Deset let poté. Sborník textů</i> (Ekonomika, právo, politika č. 57). Praha (CEP) 2007 (Lukáš Novotný)	521
Stefan ZWICKER: <i>„Nationale Märtyrer“: Albert Leo Schlageter und Julius Fučík. Heldenkult, Propaganda und Erinnerungskultur</i> . Paderborn, München, Wien, Zürich (Schöningh) 2006 (Steffen Höhne)	525
Alice STAŠKOVÁ (Hg.): <i>Friedrich Schiller und Europa. Ästhetik, Politik, Geschichte</i> . Heidelberg (C. Winter) 2007 (Steffen Höhne)	527
Günter HARTUNG: <i>Juden und deutsche Literatur. Zwölf Untersuchungen seit 1979, mit einer neu hinzugefügten „Jüdische Themen bei Kafka“</i> . Leipzig (Universitätsverlag) 2006 (Jiří Stromšík)	528
Hartmut BINDER: <i>Kafkas ‚Verwandlung‘. Entstehung, Deutung, Wirkung</i> . Frankfurt am Main – Basel (Stroemfeld) 2004 (Klaus Schenk)	531
Renata CORNEJO/Ekkehard W. HARING (Hgg.): <i>Wende – Bruch – Kontinuum. Die moderne österreichische Literatur und ihre Paradigmen des Wandels</i> . Wien (Praesens) 2006 (Steffen Höhne)	532
Ludvík KUNDERA: <i>el do Ra Da (da). Gedichte, Erzählungen, Erinnerungen, Bilder</i> . Herausgegeben und aus dem Tschechischen übertragen von Eduard Schreiber. Mit einem Essay von Radonitzer (Bibliothek der Böhmisches Länder, 6). Wuppertal (Arco) 2007 (Hans Dieter Zimmermann)	535
Petr BORKOVEC: <i>Aus dem Binnenland. Drei Arten zu übersetzen</i> . Aus dem Tschechischen übersetzt von Tereza Utezeny und Anne Hultsch. Mit einer Einleitung von Jiří Holý sowie einem Nachwort und einer Bibliographie von Anne Hultsch. (Literatur in Mitteleuropa. Dresdner Poetikdozentur. Hg. von Walter Schmitz und Ludger Udolph), Dresden (Thelem) 2006 (Alice Stašková)	538
Alexander WÖLL: <i>Jakub Deml. Leben und Werk (1678-1961). Eine Studie zur mitteleuropäischen Literatur</i> . Köln [u.a.] (Böhlau) 2006 (Astrid Winter)	540
Helga MITTERBAUER, András F. BALOGH (Hgg.): <i>Zentraleuropa. Ein hybrider Kommunikationsraum</i> . Wien (Praesens) 2006 – Johannes FEICHTINGER, Elisabeth GROEBEGGER, Gertraud MARINELLI-KÖNIG, Peter STACHEL, Heidemarie ÜHL (Hgg.): <i>Schauplatz Kultur – Zentraleuropa. Transdisziplinäre Annäherungen</i> . Innsbruck, Wien, Bozen (StudienVerlag) 2006 (Steffen Höhne)	445
Franz X. Eder (Hg.): <i>Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen</i> . Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften) 2006 (Steffen Höhne)	552
Dieter HERBERG, Michael Kinne, Doris STEFFENS: <i>Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen</i> . Berlin, New York (de Gruyter) 2004 (Marie Vachková)	554

